<36611530530019

Briefe

aus den Jahren 1830 bis 1847.

von

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Herausgegeben von

Paul Mendelssohn Bartholdy

und

Prof. Dr. Carl Mendelssohn Bartholdy
in Freiburg im Br.

Erste billige Ausgabe

in einem Bande.

Leipzig,
Hermann Mendelssohn.
1870.

Erster Theil.

Reisebriefe

aus den Jahren 1830 — 1832.

Herausgegeben

von

Paul Mendelssohn Bartholdy

in

Berlin.

Vorwort.

Im verflossenen Jahre erging durch eine Anzeige in den öffentlichen Blättern die Bitte an die Besitzer von Briefen Felix Mendelssohn Bartholdy's, dieselben dem Professor Droysen, oder mir, zur Vervollständigung einer von uns beabsichtigten Herausgabe mitzutheilen.

Es lag hierbei eine doppelte Absicht zu Grunde.

Wir wollten erstens dem Publikum in Mendelssohn's eigenen Worten, welche stets sein Inneres treu und unverfälscht wiederspiegeln, ein möglichst vollkommenes Charaktergemälde von ihm darbieten, und zweitens glaubten wir, daß die in einer solchen Briefsammlung enthaltenen biographischen Elemente bei einer eigentlichen, der Zukunft vorbehaltenen Lebensbeschreibung wirksame Dienste leisten, und einst als Vorarbeit oder Grundlage zu derselben gebraucht werden könnten.

Der baldigen Erfüllung unserer Absicht, in der ursprünglich angestrebten Ausdehnung, stellten sich jedoch Schwierigkeiten entgegen, und ich bin daher zu dem Entschluß gekommen, den Plan vorläufig innerhalb engerer Gränzen auszuführen.

Nachdem nämlich Mendelssohn im Jahre 1829 seine erste selbstständige Reise nach England zurückgelegt hatte, ging er von Berlin aus, wohin er auf kurze Zeit zu einer Familienfeier gekommen war, im Jahre 1830 nach Italien, — von da durch die Schweiz nach Frankreich, und Anfangs 1832 zum zweitenmale nach England.

Aus dieser Zeit, welche gewissermaßen einen in sich abgeschlossenen Lebensabschnitt bildet, und unzweifelhaft wegen der

in ihr empfangenen bedeutenden Eindrücke großen Einfluß auf Mendelssohn's Entwickelung gehabt hat (— es mag hier daran erinnert werden, daß er bei dem Antritt der Reise erst 21 Jahr alt war —), ist eine Anzahl von Briefen vorhanden, welche an seine Eltern, seine Schwestern Fanny und Rebecka, und an mich gerichtet sind. Ich habe ihnen einige Briefe aus denselben Jahren an befreundete Personen, theils vollständig, theils im Auszuge hinzugefügt, und übergebe sie hiermit, ihrem wesentlichen Inhalte nach, dem Publikum.

Wer Mendelssohn persönlich gekannt hat, und sich ihn lebendig vergegenwärtigen will, oder wer den allgemeinen, aus der Kenntniß seiner musikalischen Schöpfungen entstehenden Vorstellungen von seinem Wesen und Sein eine bestimmtere, der Wirklichkeit entsprechende Form zu geben wünscht, der wird die Briefe nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Neben diesem besonderen Interesse bieten sie aber auch ein allgemeineres dar, indem sie beweisen, wie vollkommen sich Mendelssohn's charaktervolle Natur und Kunst gegenseitig durchdrungen und bedingt haben.

In Rücksicht hierauf ist es mir als eine Pflicht erschienen, die Briefe aus dem stillen Familienbesitze, für den sie ihrem Ursprung und ihrer Form nach ausschließlich bestimmt und berechnet waren, in die Öffentlichkeit hinaustreten zu lassen, und sie dadurch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Sie beginnen mit einem Besuche bei Goethe. Mögen ihnen denn auch dessen Worte als bezeichnendes Geleit dienen:

„Was in der Zeiten Bildersaal
„Jemals ist trefflich gewesen,
„Das wird immer einer einmal
„Wieder auffrischen und lesen.

Berlin im März 1861.

Paul Mendelssohn Bartholdy.

An seine Familie.

Weimar, den 21. Mai 1830.

Eines so heitern frischen Reisetags, wie des gestrigen, weiß ich mich gar nicht zu entsinnen seit meiner Reisepraxis. Früh Morgens war der Himmel grau und bedeckt, die Sonne kam erst später durch; dazu kühle Luft und Himmelfahrtstag; die Leute waren geputzt, und ich sah sie in einem Dorfe in die Kirche gehen, in einem anderen wieder herauskommen, wieder in einem anderen Kegel schieben; bunte Tulpen gab's überall in den Gärten, und ich fuhr schnell und sah mir alles an. In Weißenfels gaben sie mir einen kleinen Korbwagen, und in Naumburg gar eine offene Droschke; die Sachen wurden hintenauf gepackt, sammt dem Hut und Mantel; ich kaufte mir ein Paar Maiblumensträuße, und so ging's durch das Land, wie auf einer Spazierfahrt. Hinter Naumburg kamen Pförtner-Primaner und beneideten mich; dann fuhren wir dem Präsidenten G. in einem kleinen Wägelchen, das schwer an ihm zu tragen hatte, vorbei, und seine Töchter oder Frauen, kurz die zwei Damen, die mit ihm waren, beneideten mich wohl nicht minder; den Kösener Berg trabten wir hinan, denn die Pferde brauchten kaum zu ziehen, und wir holten eine Menge bepackter Hauderer ein; die beneideten mich gewiß auch, denn ich war wirklich beneidenswerth. Die Gegend sah so frühlingsmäßig und geputzt, bunt, heiter aus, und dann ging die Sonne so ernsthaft hinter den Hügeln unter, und dann fuhr der russische Gesandte in zwei großen vierspännigen Wagen so mürrisch und geschäftsmäßig, und ich fuhr in meiner Droschke als Hasenfuß so bald bei ihm vorbei, und Abends bekam ich noch stätische

Pferde, damit ein kleiner Verdruß auch nicht fehlte (er gehört nach meiner Theorie zum Plaisir), und ich componirte den ganzen Tag so sehr gar nichts, sondern genoß faul. — Die Sache war herrlich, das ist wahr, und wird nicht vergessen werden. Ich schließe diese Beschreibung mit der Anmerkung, daß die Kinder in Eckartsberge ganz ebenso „Ringe, Rosenkranz“ spielten, wie bei uns, und daß sie sich durch den fremden Herrn nicht stören ließen, obwohl er vornehm zusah; ich hätte lieber mitgespielt! Den 24sten. Das schrieb ich, ehe ich zu Goethe ging, Morgens früh nach einem Spaziergange im Park; nun bin ich noch hier und konnte wahrlich nicht zur Fortsetzung des Briefes kommen. Ich werde auch vielleicht noch zwei Tage hier bleiben, und es ist nicht schade darum; denn so heiter und liebenswürdig, wie diesmal, und so gesprächig und mittheilend habe ich den alten Herrn noch nie gefunden. Der Grund aber, warum ich wohl noch bleiben werde, ist gar nicht übel und macht mich fast eitel oder vielmehr stolz; auch will ich ihn Euch nicht verschweigen. Goethe schickte mir nämlich gestern an einen hiesigen Maler einen Brief, den ich selbst abgeben sollte, und Ottilie vertraute mir an, daß der Auftrag mein Portrait zu zeichnen darin enthalten sei, weil Goethe es zu einer Sammlung Zeichnungen seiner Bekannten, die er seit einiger Zeit angefangen hat, legen wolle. Die Sache machte mir fast Freude (fast im biblischen Sinne); da ich aber den Herrn Maler „Will er wohl“ bis jetzt nicht getroffen habe (er mich also auch nicht), so werde ich wohl übermorgen noch bleiben. Es thut mir auch nicht leid, wie gesagt; denn ich lebe ganz prächtig hier und genieße die Nähe des alten Herrn so recht aus dem Grunde, habe bis jetzt alle Mittage bei ihm gegessen und bin heut Morgen wieder zu ihm beschieden; heut Abend giebt er eine Gesellschaft, wo ich spielen soll, und da spricht er nun über alles, frägt nach allem, daß es eine Freude ist. — Ich muß aber ordentlich und folgerecht erzählen, damit Ihr Alles erfahrt. Des Morgens ging ich zu Ottilie, die ich zwar noch kränklich und zuweilen klagend, aber doch heiterer, als früher, und gegen mich so freundlich und liebenswürdig, wie immer, fand. Wir sind seitdem fast immer zusammen gewesen, und ich habe mich sehr gefreut, sie näher kennen zu lernen. Ulrike ist jetzt so ange-

nehm und lieblich, wie nie zuvor; der Ernst, den sie bekommen, hat sich mit ihrem ganzen Wesen vereinigt, und sie hat eine Sicherheit und Tiefe der Empfindung, die sie zu einer der liebenswürdigsten Erscheinungen machen, die ich kenne. Die beiden Knaben, Walter und Wolf, sind lebendig, fleißig und zuthulich, und wenn sie von Großpapa's „Faust" sprechen, so klingt das gar zu nett. Zur Erzählung wieder zu kommen, schickte ich den Brief von Zelter sogleich hinein zu Goethe; der ließ mich zu Tische bitten; da fand ich ihn denn im Äußeren unverändert, Anfangs aber etwas still und wenig theilnehmend; ich glaube, er wollte mal zusehen, wie ich mich wohl nehmen möchte; mir war es verdrießlich, und ich dachte, er wäre jetzt immer so. Da kam zum Glück die Rede auf die Frauenvereine in Weimar und auf das „Chaos," eine tolle Zeitung, die die Damen unter sich herausgeben und zu deren Mitarbeiter ich mich aufgeschwungen habe. Auf einmal fing der Alte an lustig zu werden und die beiden Damen zu necken mit der Wohlthätigkeit und dem Geistreichthun und den Subscriptionen und der Krankenpflege, die er ganz besonders zu hassen scheint; forderte mich auf, auch mit loszuziehen, und da ich mir das nicht zweimal sagen ließ, so wurde er erst wieder ganz wie sonst, und dann noch freundlicher und vertraulicher, als ich ihn bis jetzt kannte. Da ging's denn über alles her; von der „Räuberbraut" von Ries meinte er, die enthielte Alles, was ein Künstler jetzt brauche, um glücklich zu leben: einen Räuber und eine Braut; dann schimpfte er auf die allgemeine Sehnsucht der jungen Leute, die so melancholisch wären; dann erzählte er Geschichten von einer jungen Dame, der er einmal die Cour gemacht hätte, und die auch einiges Interesse an ihm genommen habe; — dann kamen die Ausstellungen und der Verkauf von Handarbeiten für Verunglückte, wo die Weimaranerinnen die Verkäuferinnen machen, und wo er behauptete, daß man gar nichts bekommen könnte, weil die jungen Leute alles unter sich schon vorher bestimmten und dann versteckten, bis die rechten Käufer kämen u. s. w. — Nach Tische fing er denn auf einmal an: „Gute Kinder — hübsche Kinder — muß immer lustig sein — tolles Volk," und dazu machte er Augen, wie der alte Löwe, wenn er einschlafen will. Dann mußte ich

ihm vorspielen, und er meinte, wie das so sonderbar sei, daß er so lange keine Musik gehört habe; nun hätten wir die Sache immer weiter geführt, und er wisse nichts davon; ich müsse ihm darüber viel erzählen; „denn wir wollen doch auch einmal vernünftig mit einander sprechen." Dann sagte er zu Ottilie: „Du hast nun schon gewiß Deine weisen Einrichtungen getroffen; das hilft aber nichts gegen meine Befehle, und die sind, daß Du heut hier Deinen Thee machst, damit wir wieder zusammen sind." Als die nun frug, ob es nicht zu spät werden würde, da Riemer zu ihm käme und mit ihm arbeiten wolle, so meinte er: „Da Du Deinen Kindern heut früh ihr Latein geschenkt hast, damit sie den Felix spielen hörten, so könntest Du mir doch auch einmal meine Arbeit erlassen." Dann lud er mich auf den heutigen Tag wieder zu Tisch ein, und ich spielte ihm Abends viel vor; meine drei Walliser oder Walliserinnen* machen hier viel Glück, und ich suche mein Englisch wieder vor. Da ich Goethe gebeten hatte, mich Du zu nennen, ließ er mir den folgenden Tag durch Ottilie sagen, dann müsse ich aber länger bleiben, als zwei Tage, wie ich gewollt hätte, sonst könne er sich nicht wieder daran gewöhnen. Wie er mir das nun noch selbst sagte und meinte, ich würde wohl nichts versäumen, wenn ich etwas länger bliebe, und mich einlud, jeden Tag zum Essen zu kommen, wenn ich nicht anderswo sein wollte; wie ich denn nun bis jetzt auch jeden Tag da war und ihm gestern von Schottland, Hengstenberg, Spontini und Hegel's Ästhetik erzählen mußte**, wie er mich dann nach Tiefurth mit den Damen schickte, mir aber verbot nach Berka zu fahren, weil da ein schönes Mädchen wohne, und er mich nicht in's Unglück stürzen wolle, und wie ich dann so dachte, das sei nun der Goethe, von dem die Leute einst behaupten würden, er sei gar nicht eine Person, sondern er bestehe aus

* Drei im Jahre 1829 drei jungen Engländerinnen für ihr Album componirte Clavierstücke, — später als Opus 16 herausgegeben.

** Felix Mendelssohn hatte die Berliner Universität über Jahr und Tag als immatriculirter Student besucht, aus welcher Studienzeit eine sehr bedeutende Anzahl von ihm in den Vorlesungen nachgeschriebener Hefte vorhanden ist.

mehreren kleinen Goethiden: — da wär' ich wohl recht toll gewesen, wenn mich die Zeit gereut hätte. Heute soll ich ihm Sachen von Bach, Haydn und Mozart vorspielen und ihn dann so weiter führen bis jetzt, wie er sagte. Übrigens war ich auch ein ordentlicher Reisender und habe die Bibliothek und „Iphigenie in Aulis" gesehen. Hummel hat Octaven und dergleichen gestrichen!!

Felix.

An seine Familie.

Weimar, den 25. Mai 1830.

Eben bekomme ich Euren lieben Brief vom Himmelfahrtstag und kann mir nicht helfen, muß noch einmal von hier aus darauf antworten. Dir, liebe Fanny, schicke ich nächstens die Copie meiner Symphonie; ich lasse sie hier abschreiben und schicke sie nach Leipzig (wo sie vielleicht aufgeführt werden wird) mit der gemessenen Ordre, sie Dir baldmöglichst zuzustellen. Sammle doch Stimmen über den Titel, den ich wählen soll. Reformationssymphonie, Confessionssymphonie, Symphonie zu einem Kirchenfest, Kindersymphonie, oder wie Du willst; schreib mir darüber und statt aller dummen Vorschläge einen klugen; die dummen, die aber bei der Gelegenheit ausgeheckt werden, will ich auch wissen. Gestern Abend war ich in einer Gesellschaft bei Goethe und spielte den ganzen Abend allein: Concertstück, Aufforderung, Polonaise in E, von Weber, drei Wälsche Stücke, Schottische Sonate. Um zehn war es aus; ich blieb aber natürlich unter dummem Zeug, Tanzen, Singen u. s. w. bis zwölf, lebe überhaupt ein Heidenleben. — Der Alte geht immer um neun Uhr auf sein Zimmer, und sowie er fort ist, tanzen wir auf den Bänken und sind noch nie vor Mitternacht auseinander gegangen.

Morgen wird mein Portrait fertig; es wird eine große, schwarze, sehr ähnliche Kreidezeichnung; aber ich sehe sehr brummig aus. Goethe ist so freundlich und liebevoll mit mir, daß ich's gar nicht zu danken und zu verdienen weiß. Vormittags muß ich ihm ein Stündchen Clavier vorspielen, von allen verschiedenen großen Componisten, nach der Zeitfolge, und

muß ihm erzählen, wie sie die Sache weiter gebracht hätten; und dazu sitzt er in einer dunklen Ecke, wie ein Jupiter tonans, und blitzt mit den alten Augen. An den Beethoven wollte er gar nicht heran. — Ich sagte ihm aber, ich könne ihm nicht helfen, und spielte ihm nun das erste Stück der C moll Symphonie vor. Das berührte ihn ganz seltsam. — Er sagte erst: „Das bewegt aber gar nichts; das macht nur Staunen; das ist grandios," und dann brummte er so weiter und fing nach langer Zeit wieder an: „Das ist sehr groß, ganz toll, man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein; und wenn das nun alle die Menschen zusammenspielen!" Und bei Tische, mitten in einem anderen Gespräch, fing er wieder damit an. Daß ich nun alle Tage bei ihm esse, wißt Ihr schon; da frägt er mich denn sehr genau aus und wird nach Tische immer so munter und mittheilend, daß wir meistens noch über eine Stunde allein im Zimmer sitzen bleiben, wo er ganz ununterbrochen spricht. Das ist eine einzige Freude, wie er einmal mir Kupferstiche holt und erklärt, oder über „Hernani" und Lamartine's Elegien urtheilt, oder über Theater, oder über hübsche Mädchen. Abends hat er schon mehreremal Leute gebeten, was jetzt bei ihm die höchste Seltenheit ist, so daß die meisten Gäste ihn seit langem nicht gesehen hatten. Dann muß ich viel spielen, und er macht mir vor den Leuten Complimente, wobei „ganz stupend" sein Lieblingswort ist. Heute hat er mir eine Menge Schönheiten von Weimar zusammen gebeten, weil ich doch auch mit den jungen Leuten leben müsse. Komm' ich dann in solcher Gesellschaft an ihn heran, so sagt er: „Meine Seele, du mußt zu den Frauen hingehen und da recht schön thun." — Ich habe übrigens viel Lebensart und ließ gestern fragen, ob ich nicht doch vielleicht zu oft käme. Da brummte er aber Ottilie an, die es bestellte, und sagte: „er müsse erst ordentlich anfangen mit mir zu sprechen, denn ich sei über meine Sache so klar, und da müsse er ja vieles von mir lernen." Ich wurde noch einmal so lang, als Ottilie mir das wiedersagte, und da er mir's gestern gar selbst wiederholte und meinte, es sei ihm noch Vieles auf dem Herzen, über das ich ihn aufklären müsse, so sagte ich: „O ja" und dachte: „Es soll mir eine unvergeßliche Ehre sein." Öfter geht es umgekehrt! Felix.

An seine Familie.

München, den 6. Juni 1830.

Lange ist es nun schon her, daß ich Euch nicht geschrieben habe, und Ihr habt wohl gar Sorge deswegen gehabt. Nehmt es nur nicht übel; ich konnte wahrlich nichts dafür, habe mich genug geängstigt deswegen, — meine Reise beschleunigt, wie es gehen wollte, — mich nach Schnellposten überall erkundigt, bin überall falsch berichtet worden, bin nun eine Nacht durch gereist, um mit der heutigen Post schreiben zu können, von der ich in Nürnberg erfuhr, und da ich endlich hier ankomme, geht heut gar keine Post ab. Ich möchte toll werden, und Deutschland mit seinen kleinen Fürstenthümern, seinem verschiedenen Gelde, seinen Fahrposten, die 5/4 Stunden zur Meile brauchen, und seinem Thüringer Walde, wo es regnet und stürmt, ja sogar mit seinem „Fidelio" heut Abend hier, kann mir gewogen bleiben! Denn so todmüde ich bin, muß ich nun doch pflichtschuldigst hineingehen und möchte viel lieber schlafen. Seid nur nicht böse auf mich und scheltet mich auch nicht wegen des langen Verzugs; ich kann Euch sagen, daß ich heut Nacht während des Fahrens immer aus den Wolken den Zopf oder die Nase gucken sah, die ich hier bekommen würde. Nun will ich Euch aber auch erzählen, warum ich Euch so spät schreibe. Einige Tage nach meinem letzten Briefe aus Weimar wollte ich, wie ich Euch geschrieben hatte, hierher abreisen und sagte das auch an Goethe bei Tisch, der dazu ganz still war. — Nach Tische aber zog er aus der Gesellschaft Ottilie an ein Fenster und sagte ihr: „Du machst, daß er hier bleibt". Die versuchte denn nun mich zu bereden, ging mit mir in dem Garten auf und ab; ich aber wollte ein fester Mann sein und blieb bei meinem Entschlusse. Da kam der alte Herr selbst und sagte, das wäre ja nichts mit dem Eilen; er hätte mir noch viel zu erzählen, ich ihm noch viel vorzuspielen, und was ich ihm da vom Zweck meiner Reise sagte, das sei gar nichts. Weimar sei eigentlich jetzt das Ziel meiner Reise gewesen, und was ich hier entbehrte, das ich an meinen tables d'hôte finden würde, könne er nicht einsehen, ich solle noch viel Gasthäuser zu sehen bekommen. — So ging's weiter, und da mich das rührte, und

Ottilie und Ulrike auch noch halfen und mir begreiflich machten, wie der alte Herr niemals die Leute zum Bleiben und nur desto öfter zum Gehen nöthigte, und wie keinem die Zahl der frohen Tage so bestimmt vorgeschrieben sei, daß er ein Paar sicher frohe wegwerfen dürfte, und wie sie mich dann bis Jena begleiten würden: so wollte ich wieder nicht ein fester Mann sein und blieb. Selten in meinem Leben habe ich einen Entschluß so wenig bereut, wie diesen; denn der folgende Tag war der allerschönste, den ich je dort im Hause erlebt habe. Nach einer Spazierfahrt des Morgens fand ich den alten Goethe sehr heiter; er kam in's Erzählen hinein, gerieth von der „Stummen von Portici" auf Walter Scott, von dem auf die hübschen Mädchen in Weimar, von den Mädchen auf die Studenten, auf die „Räuber" und so auf Schiller; und nun sprach er wohl über eine Stunde ununterbrochen heiter fort, über Schiller's Leben, über seine Schriften, und seine Stellung in Weimar; so gerieth er auf den sel. Großherzog zu sprechen und auf das Jahr 1775, das er einen geistigen Frühling in Deutschland nannte, und von dem er meinte, es würde es kein Mensch so schön beschreiben können wie er; dazu sei auch der 2. Band seines Lebens bestimmt; aber man käme ja nicht dazu vor Botanik und Wetterkunde und all dem anderen dummen Zeug, das Einem kein Mensch danken will; erzählte dann Geschichten aus der Zeit seiner Theaterdirection, und als ich ihm danken wollte, meinte er: „Ist ja nur zufällig, das kommt alles so beiläufig zum Vorschein, hervorgerufen durch Ihre liebe Gegenwart." Die Worte klangen mir wundersüß: kurz es war eins von den Gesprächen, die man in seinem Leben nicht vergessen kann. Den andern Tag schenkte er mir einen Bogen seines Manuscripts von „Faust" und hatte darunter geschrieben: „Dem lieben jungen Freunde F. M. B., kräftig zartem Beherrscher des Piano's, zur freundlichen Erinnerung froher Maitage 1830. J. W. von Goethe," und gab mir dann noch drei Empfehlungen hierher mit. — Finge nur der fatale „Fidelio" nicht bald an, so könnte ich noch manches erzählen; so aber nur noch den Abschied vom alten Herrn. Ganz im Anfang meines Aufenthalts in Weimar hatte ich von einer „betenden Bauernfamilie" von Adr. von Ostade gesprochen, die

vor neun Jahren großen Eindruck auf mich gemacht habe. — Als ich nun Morgens hineinkomme, um mich ihm zu empfehlen, sitzt er vor einer großen Mappe und meint: „Ja ja, da geht man nun fort, wollen sehen, daß wir uns aufrecht erhalten bis zur Rückkunft; aber ohne Frömmigkeit wollen wir hier nicht auseinander gehen, und da müssen wir uns denn das Gebet noch einigemale zusammen ansehen". — Dann sagte er mir, ich solle ihm zuweilen schreiben (Muth! Muth! ich thue es von hier aus), und dann küßte er mich, und da fuhren wir weg nach Jena, wo mich Frommanns ungemein freundlich aufnahmen, und wo ich Abends auch von Ulrike und Ottilie Abschied nahm, und so ging es dann hierher. Um 9 Uhr. Nun ist „Fidelio" vorüber, und in Erwartung des Abendessens noch ein Paar Worte. — Die Schechner hat wahrhaftig sehr verloren; der Ansatz der Stimme ist bedeckt; sie hat oft bedeutend heruntergezogen, und dennoch kommt in manchen Momenten die Innerlichkeit so rührend wieder hervor, daß ich in meiner Art zuweilen weinte; — alle übrigen waren schlecht, und so war auch vieles an der Aufführung zu tadeln; doch sind vortreffliche Mittel im Orchester, und die Ouvertüre ging in der Art, wie sie sie geben, sehr gut. Ist aber doch mein Deutschland ein närrisches Land; es kann die großen Leute hervorbringen und achtet sie nicht; es hat große Sänger genug, viel denkende Künstler, aber keinen untergeordneten, treu und anspruchslos wiedergebenden: Marzelline verziert ihre Rolle; Jaquino ist ein Tölpel; der Minister ein Schaf; und wenn ein Deutscher, wie Beethoven, eine Oper geschrieben hat, so streicht ein Deutscher, wie Stuntz oder Poißl (oder wer es sonst gethan hat), die Ritornelle und dergleichen Unnützes darin; ein anderer Deutscher setzt Posaunen zu seinen Symphonien; ein dritter sagt dann, B. sei überladen, und dann ist ein großer Mann vorbei! — Lebt denn wohl; seid sehr gesund, fröhlich und glücklich, und mögen alle meine Herzenswünsche für Euch in Erfüllung gehen.
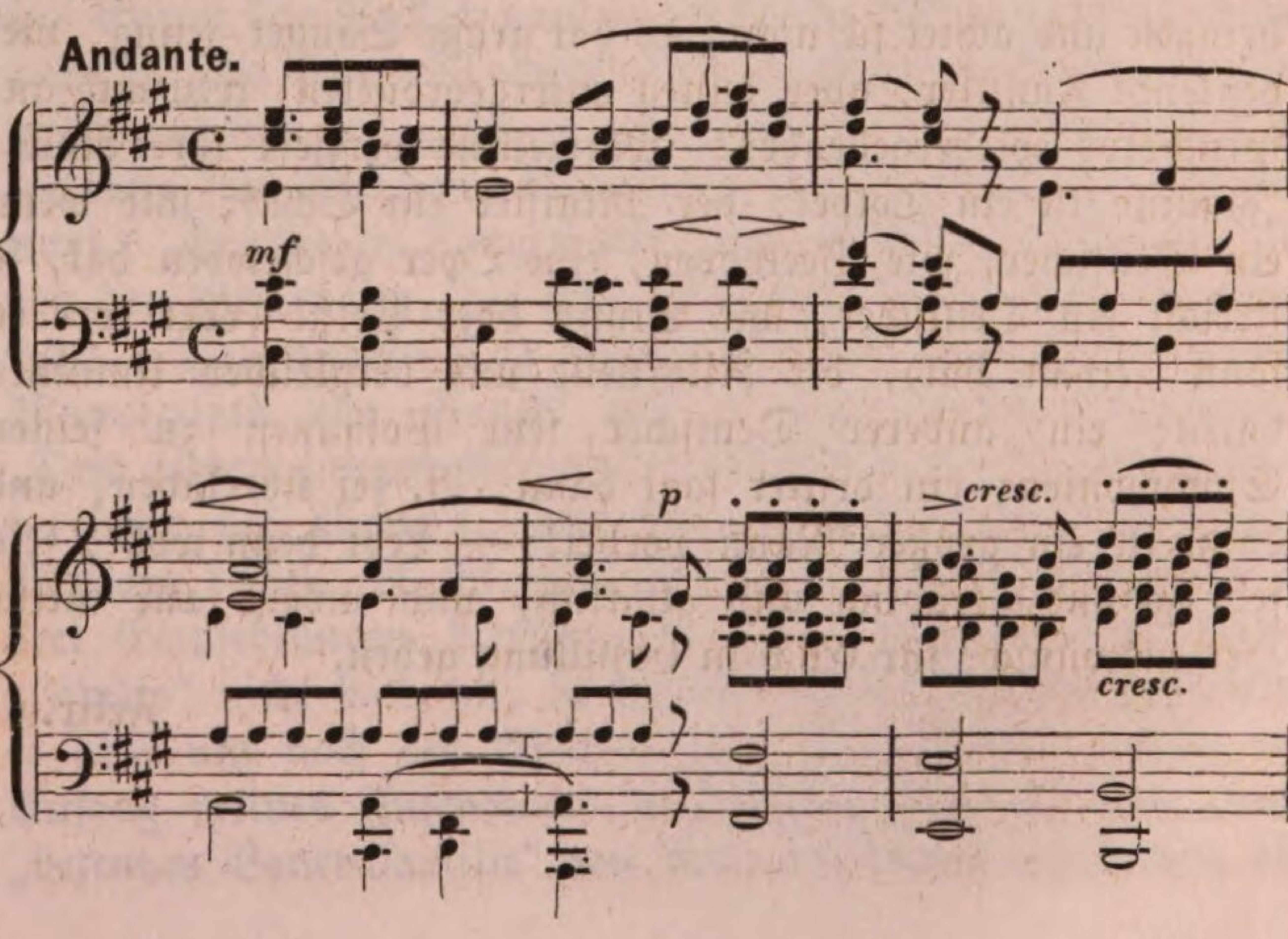
Felix.
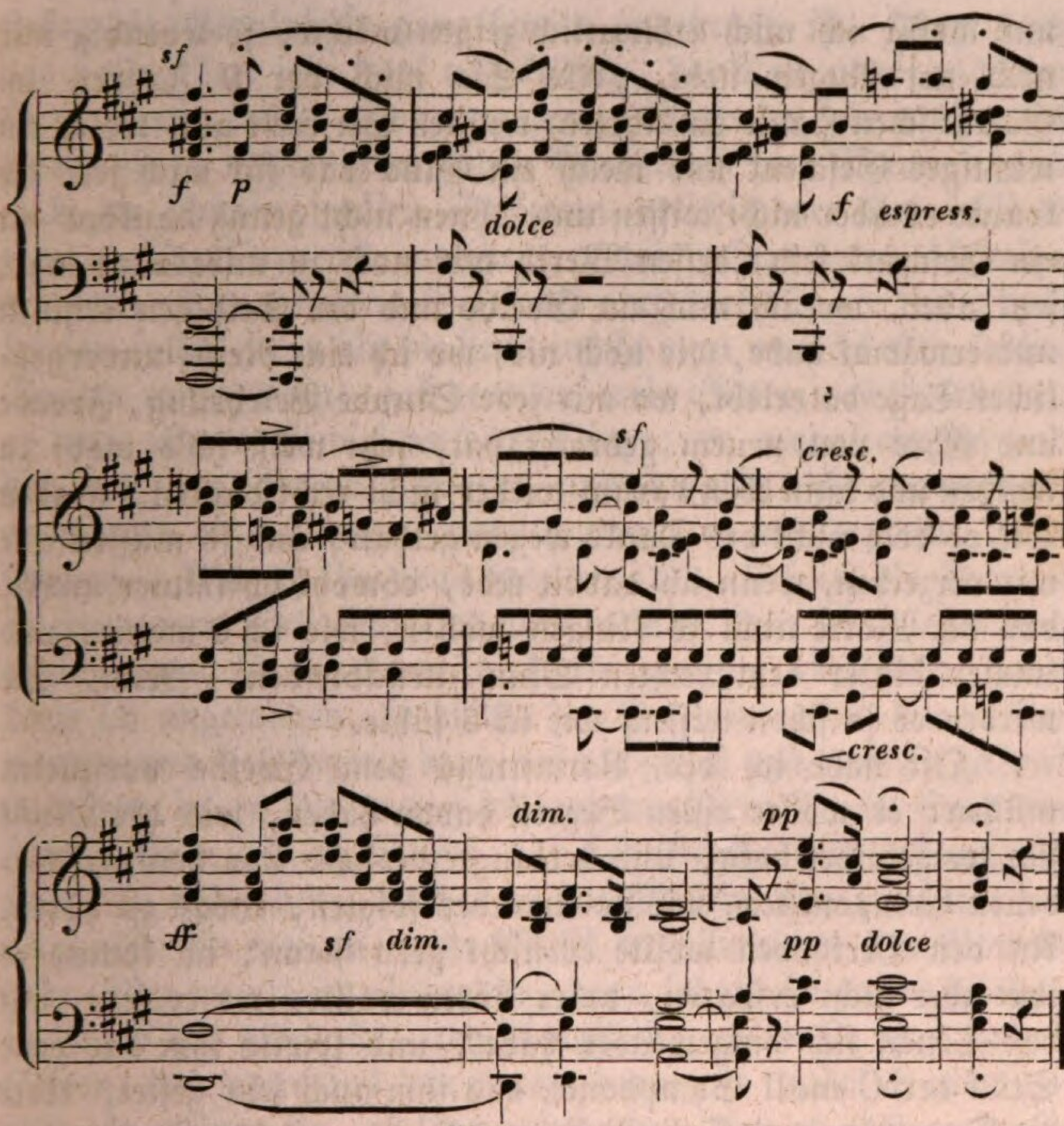
An Fanny Hensel.

München, den 14. Juni 1830.

Mein liebes Schwesterlein!

Da habe ich heut früh Euren Brief vom 5ten bekommen, und so bist Du noch immer nicht wohl; ich möchte gern bei Dir sein und Dich sehn und Dir was erzählen; es will aber nicht gehn. Da habe ich Dir denn ein Lied aufgeschrieben, wie ich's wünsche und meine; dabei habe ich Dein gedacht, und es ist mir sehr weich dabei. Neues ist wohl fast nicht darin; Du kennst mich ja und weißt, was ich bin; der bin ich denn immer noch, und so magst Du drüber lachen und Dich freuen; ich kann Dir wohl was anderes sagen und wünschen; was Besseres aber nicht. Weiter soll auch nichts im Brief stehn; daß ich Dein bin, weißt Du, — so möge Dir Gott geben, was ich hoffe und bitte:





An den Professor Zelter* in Berlin.

München, den 22. Juni 1830.

Lieber Herr Professor!

Es ist lange her, daß ich Ihnen schreiben wollte, um Ihnen wieder einmal zu danken; aber es geht mir mit den schriftlichen Danksagungen nicht gut; sie kommen mir immer so kalt und so förmlich vor, während das, was ich genossen,

* Mendelssohn's Lehrer in der Theorie der Musik.

und wofür ich mich erkenntlich zeigen möchte, so lebendig mir noch vor Augen steht. Als Sie mich vor 9 Jahren im Goethe'schen Hause einführten, wußten Sie recht gut, welch ein wichtiges Geschenk und welch ein Glück das für mich sei; ich konnte es aber nicht wissen und Ihnen nicht genug dankbar für ein Geschenk sein, dessen Werth mir noch zu unbekannt war; jetzt aber, wo ich mich an Goethe und den Seinigen erquickt und erwärmt habe, wie noch nie, wo ich eine Reihe unvergeßlicher Tage da erlebt, wo mir jede Stunde Belehrung, Freude und Ehre von neuem gebracht hat, jetzt weiß ich's wohl zu schätzen und kann eben darum wieder nicht recht danken. Haben Sie es doch nicht des Danks wegen gethan; und so müssen Sie mir verzeihen, wenn ich davon rede, obwohl ich immer merke, daß die Worte nicht so klingen wollen, wie ich's meine, und immer hinter dem rechten Sinn zurückbleiben. Nun, Sie werden es ja schon wissen, wie ich's fühle.

Oft habe ich des Vormittags dem Goethe vorspielen müssen; er wollte einen Begriff davon haben, wie die Musik sich fortgebildet habe, und verlangte deshalb von den verschiedenen Componisten, wie sie einander folgten, etwas zu hören. An den Beethoven wollte er nicht gern heran; ich konnte es ihm aber nicht ersparen, da er hören wollte, wo es jetzt „mit den Tönen sich hingewendet habe", und spielte ihm das erste Stück der C moll Symphonie, das ihm auch sehr gefiel. Über die Ouvertüre von Seb. Bach aus D dur mit den Trompeten, die ich ihm auf dem Clavier spielte, so gut ich konnte und wußte, hatte er eine große Freude; „im Anfange gehe es so pompös und vornehm zu, man sehe ordentlich die Reihe geputzter Leute, die von einer großen Treppe heruntersteigen", — auch die Inventionen und vieles aus dem „wohltemperirten Clavier" habe ich ihm gespielt. — Eines Mittags meinte er, ob ich nicht das Handwerk grüßen wolle und zu dem Organisten gehen, damit er mich die Orgel in der Stadtkirche sehen und hören ließe. Das that ich denn und habe mich recht über das Instrument gefreut. Man sagte mir, daß auch Sie ein Gutachten über die Reparatur abgegeben hätten, und es ist damit besser geglückt, als mit irgend einer andern reparirten Orgel, die ich kenne. Obgleich wegen des länglich schmalen Raums, wo sie

steht, die Pedalpfeife ganz hinten angebracht ist, klingt doch das volle Werk sehr stark und kräftig, der Ton zittert nicht im Geringsten, sodaß also ganz genug Wind da sein muß; das Pedal ist in vollkommen gutem Verhältniß zum Manual, und auch an schönen sanften Stimmen verschiedener Art fehlt es nicht. Der Organist, nachdem er mir gesagt hatte, ich möge wählen, ob er mir was Gelehrtes oder was für die Leute vorspielen sollte (denn für die Leute müsse man nur schlechte, leichte Sachen componiren), gab denn auf mein Bitten was Gelehrtes; es war aber nicht viel an dem Dinge; er modulirte hin und her, bis man schwindlig wurde, und es wollte nicht neu werden; er machte eine Menge Eintritte, und es wollte keine Fuge werden. Als ich ihm was spielen sollte, ließ ich die D moll Toccata von Sebastian los und meinte, das sei gelehrt und zugleich auch für die Leute, d. h. für gewisse; aber siehe, kaum hatte ich angefangen, so schickte der Superintendent seinen Bedienten und ließ sagen: man möchte gleich mit dem Orgelspiel aufhören, da es Wochentag sei, und der Lärm ihn im Studiren störe. Über die Geschichte hat sich Goethe sehr erbaut. — Hier, in München, machen es die Musiker nun ganz wie der Organist; sie meinen, gute Musik sei allerdings eine Gottesgabe, aber nur so in abstracto; denn sobald sie etwas spielen, so ist es das dümmste, abgeschmackteste, was sie nur finden können, und wenn das den Leuten dann wie natürlich nicht gefällt, so meinen sie, es läge nur daran, daß es noch zu ernsthaft wäre. Selbst die besten Clavierspieler wußten kaum, daß Mozart und Haydn auch für das Clavier geschrieben hätten; Beethoven kannten sie nur vom Hörensagen; Kalkbrenner, Field, Hummel nennen sie classische oder gelehrte Musik. Da habe ich denn nun mehreremal gespielt und die Zuhörer so ungemein empfänglich und auffassend gefunden, daß ich mich doppelt über jene Frivolitäten ärgerte; und neulich in einer Soirée bei der Gräfin R***, die darin den Ton angeben soll, brach ich aus. Die jungen Damen, die angemessene Sachen recht hübsch hätten spielen können, zerbrachen sich die Finger an Herz'schen Springer- und Seiltänzerkünsten, und es wollte nichts verfangen; als ich denn nun aufgefordert wurde, so dachte ich: wenn ihr euch langweilt, ist's eure Strafe, und spielte frisch

die Sonate aus Cis moll von Beethoven. Wie ich fertig bin, sehe ich, daß es den größten Effect gemacht hat; die Damen hatten geweint, die Herren disputirten über die Bedeutung; jetzt mußte ich den Clavierspielerinnen eine Menge Sonaten von Beethoven aufschreiben, die sie spielen sollten; am folgenden Morgen ließ die Gräfin ihren Clavierlehrer kommen und verlangte von ihm eine Ausgabe guter Musik, aber wirklich guter, von Mozart, Beethoven und Weber. Diese Geschichte ist nun in München herumgekommen, und es macht den gutgesinnten Musikern viel Spaß, daß ich mich zum Prediger in der Wüste aufgeworfen (ich hatte nämlich nachher noch der ersten Clavierspielerin hier eine lange Rede gehalten, ihr vorgeworfen, daß sie nichts beitrüge, die großen Werke hier kennen zu lernen, und daß sie den Leuten folge, statt deren Geschmack zu leiten, und sie hatte Besserung gelobt). Seitdem spiele ich nur immer, was mir Vergnügen macht, wenn es auch noch so ernsthaft sei, und man hört mir mit Aufmerksamkeit zu. Es ist mir die größte Freude, hier viel zu musiciren, und wenn ich auch wenig zum Schreiben und Nachdenken komme, so regt doch dies lustige Leben Vieles an, erfrischt und erheitert. — Es liegt mir ein geistliches Stück im Kopfe; wenn ich dazu komme es aufzuschreiben, so schicke ich es Ihnen sogleich. — Leben Sie wohl für heut, lieber Herr Professor. Die herzlichsten Grüße für die Ihrigen und Wünsche für Ihr Wohl und Ihre Heiterkeit von

Ihrem treuen

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Mutter.

Linz, den 11. August 1830.

Liebe Mutter!

„Wie der reisende Musikus in Salzburg seinen großen Pechtag abhielt."

Ein Bruchstück aus dem ungeschriebenen Tagebuch des Grafen F. M. B***. (Fortsetzung.)

Als ich den vorigen Brief an Euch geschlossen hatte, fing der unglückliche Pechtag an über mich hereinzubrechen. Ich nahm den Bleistift und verdarb zwei meiner Lieblingszeichnungen aus dem Bairischen Gebirge, dergestalt daß ich sie ausreißen und aus dem Fenster werfen mußte. Das ärgerte mich, und um mich zu zerstreuen, ging ich auf den Kapuzinerberg. Daß ich mich unterwegs verirrte, versteht sich von selbst; im Augenblicke, als ich auf dem Gipfel ankam, fing es fürchterlich an zu regnen, und ich mußte unter dem Regenschirm schnell wieder hinunterlaufen. Jetzt wollte ich wenigstens das Kloster unten besehen und schellte an; da fiel mir ein, daß ich nicht genug Geld für den zeigenden Mönch hatte; so etwas nehmen sie aber sehr übel, und ich machte darum, daß ich fortkam, ohne dem Pförtner weiter zu antworten. Jetzt schloß ich meine Paquete nach Leipzig und brachte sie auf die Post. „Erst müssen sie auf der Mauth visirt sein," hieß es. Ich ging nach der Mauth; sie ließen mich eine Stunde warten, bis sie einen Schein von drei Zeilen zusammen brachten, und benahmen sich so flegelhaft, daß ich mich obenein noch mit ihnen herumzanken mußte. — Hang Salzburg, dachte ich, und bestellte Pferde nach Ischl, wo ich mich zu erholen hoffte von allem Pech im Neste. „Sie bekommen keine Pferde ohne Erlaubniß von der Polizei." Nach der Polizei. „Sie bekommen keine Erlaubniß, ehe Ihr Paß vom Thore her da ist." Was spreche ich lange? Nach unzähligem Hin- und Herschicken und Laufen kam die ersehnte Postchaise; ich habe gegessen, lasse einpacken und denke: nun ist's überstanden; Rechnungen und Trinkgelder sind bezahlt. Wie ich vor die Thür trete, fahren im Schritt zwei elegante offene Reisewagen vor, und die Leute aus dem Wirthshaus eilen den Herrschaften, die zu Fuß nachkommen, entgegen. Ich kümmere mich aber um nichts und setze mich in meine Chaise. Indem sehe ich, daß einer von den angekommenen Wagen hart neben dem meinigen hält, und eine Dame sitzt darin. Aber welch eine Dame! Damit Ihr nun nicht gleich glaubt, ich hätte mich verliebt, und das sei die Krone des Pechs, fange ich damit an, daß sie ältlich war; aber sie sah sehr liebenswürdig und freundlich aus und trug ein schwarzes Kleid mit schwerer goldner Kette und gab dem Postillon sein Trinkgeld in die

Hand und lächelte dazu sehr lieb. Weiß Gott, warum ich lange an meinem Koffer ruckte und nicht abfahren ließ; ich sah immerfort hinüber, und so unbekannt sie mir war, so war mir stark zu Muthe, als müßte ich sie geradezu anreden. Es mag vielleicht Einbildung gewesen sein; aber ich lasse es mir nicht ausreden, daß auch sie hinüberschaute und den ruppigen Reisenden mit der Studentenmütze besah. Als sie nun aber gar auf meiner Seite ausstieg und sich dabei ganz vertraulich an meiner Wagenthür anhielt, dann ein Weilchen stehen blieb und die Hand immer ruhig auf meiner Wagenthür liegen ließ, so hatte ich alle meine wohlerworbene Reiseroutine nöthig, um nicht auch hinauszusteigen und zu sagen: „Liebe Dame, wie heißen Sie denn?" — Die Routine siegte aber, und ich rief vornehm: „Immer zu, Schwager." Da zog die Dame ihre Hand schnell zurück, und es ging fort. Ich war über alles verdrießlich, dachte nach und schlief ein. Ein Wagen mit zwei Herren, der an uns vorüberrollte, weckte mich auf. Es entspann sich nun folgendes Gespräch zwischen dem Schwager und mir. Ich: „Die kommen auch von Ischl, da werde ich keine Pferde bekommen." Er: „O die zwei Wagen, die still hielten, waren auch von da, und Sie kriegen doch Pferde." Ich: „Waren die auch von Ischl?" Er: „Ei freilich; die kommen alle Jahr dahin und waren voriges Jahr auch hier; ich habe sie gefahren, und es ist eine Baronin aus Wien (Herr Gott! dachte ich), und sie ist schrecklich reich und hat solche schöne Töchter; als sie beide nach Bertholsgaden in's Bergwerk hinunter fuhren, da hab' ich sie geführt; da haben sie mal nett ausgeschaut mit ihren Bergmannskleidern. Sie haben auch ein Gut und sind doch ganz gemein mit Unsereinem." — „Halt still" — schrie ich. „Wie heißen sie?" — „Kann nit sagen." — „Pereira?"* — „Glaub nit." — „Fahr zurück," sagte ich entschlossen. — „Dann kommen Sie heut Nacht nicht mehr nach Ischl, und wir haben eben den schlimmsten Berg gemacht; auf der Station werden Sie es erfahren." — Mir wurde es wieder ungewiß; ich fuhr weiter; auf der Station kannten sie den Namen nicht, ebensowenig auf der folgenden; endlich nach sieben unglaublich

* Eine Verwandte der Familie.

ungeduldigen Stunden komme ich an, frage noch im Wagen: „Wer ist heute Morgen in zwei Chaisen nach Salzburg gefahren?“ und erhalte die ruhige Antwort: „Die Baronin Pereira; geht morgen früh weiter nach Gastein, kommt aber in 4—5 Tagen wieder.“ — Nun hatte ich's gewiß, sprach auch noch ihren Kutscher; Niemand von der Familie war dageblieben; die beiden Herren in der nachfahrenden Chaise waren die beiden Söhne gewesen (gerade die, die ich nicht kannte). Zum Überfluß fiel mir auch noch ein elendes Potrait ein, das einmal bei Tante H.. gezeigt wurde, und die Dame im schwarzen Kleide war die Baronin Pereira. Gott weiß, wann ich sie nun einmal wieder zu sehen bekomme! Ich glaube nicht, daß sie mir je hätte einen angenehmeren Eindruck machen können, und werde gewiß die reizende Gestalt und die freundliche Miene nicht so bald vergessen. Aber fatal ist es doch mit den Vorgefühlen; man hat sie wohl leicht; aber man erfährt nur erst immer hinterher, daß es welche gewesen sind. — Ich wäre auf der Stelle umgekehrt und die Nacht durch gefahren, aber da ich mir überlegte, daß ich sie höchstens im Moment der Abreise, vielleicht gar nicht mehr in Salzburg träfe, daß ich mir den ganzen Reiseplan nach Wien verdürbe, wenn ich gar mit nach Gastein ginge (denn auch daran dachte ich), endlich auch, daß Salzburg als Pechnest an mir gehandelt habe, da sagte ich noch einmal Adieu und ging sehr katzenjämmerlich zu Beite. Am andern Morgen ließ ich mir denn ihr leeres Haus zeigen und zeichnete es für Dich, liebe Mutter. Das Pech „donnerte noch fern ab,“ so daß ich keinen guten Standpunkt fand, — daß sie mir im Gasthofe für eine Nacht mehr als einen Dukaten abforderten, und dergl. Ich fluchte englisch und deutsch, fuhr weiter, legte Ischl, Salzburg, die Pereira, den Traunsee zur Vergangenheit, und bin so hier, wo ich heute einen Ruhetag gemacht habe. Morgen denke ich weiter zu gehen und so Gott will übermorgen Nacht in Wien zu schlafen. Von dort aus das Weitere. So endigte sich der Pechtag aus meinem Leben; aber lauter Wahrheit, keine Dichtung; nicht mal das Handanlehnen ist zugesetzt, sondern alles buchstäbliches Portrait. Das Unbegreifliche dabei ist mir, daß ich Flora, die mit dabei war, ganz übersehen habe; denn die alte Frau im schottischen

Mantel, die in's Wirthshaus ging, war Frau von W . ., und der alte Herr mit der grünen Brille, der ihr nachkam, kann auch Flora nicht gewesen sein. Kurz, wenn es einmal verkehrt geht, so ist kein Halten. Ich schreibe heut nichts weiter als das, — es ärgert mich noch zu frisch; das nächste Mal will ich vom Salzkammergut erzählen, und wie hübsch meine gestrige Reise war, und wie Recht Devrient hatte, der mir diesen Weg empfohlen. Ebenso der Traunstein und die Fälle der Traun sind ganz wunderschön, und so ist überhaupt die Welt sehr süß. Gut ist es, daß Ihr darin seid, und daß ich übermorgen Briefe finde, und so noch manches. Liebe Fanny, ich will jetzt mein Non nobis, und die A moll Symphonie componiren. Liebe Rebecka, wenn Du mich singen hörtest „Im warmen Thal" mit überschnappender Stimme, so fändest Du es fast zu jämmerlich. Du machst das besser. O Paul! Verstehst Du mit dem Gulden Schein, Gulden W. W., schweren Gulden, leichten Gulden, Conventionsgulden, Teufel und seine Großmuttergulden umzugehen? Ich nicht. — Ich wollte deshalb, Du wärst bei mir, indeß auch noch aus andern Gründen vielleicht. —

Lebt mir wohl!

Felix.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Preßburg, den 27. September 1830.

Herr Bruder!

Glockengeläut, Trommeln und Musik, Wagen an Wagen, hin- und herlaufende Menschen, überall buntes Gewühl: so sieht es etwa um mich herum aus; denn morgen ist die Krönung des Königs, auf die seit gestern die ganze Stadt wartet und den Himmel um Heiterkeit und Aufklärung seinerseits bittet, da die große Ceremonie, die gestern sein sollte, des anhaltenden furchtbaren Regens wegen hat verschoben werden müssen. Nun ist es seit Nachmittag blau und schön; der Mond scheint ruhig auf die tobende Stadt, und morgen mit dem frühesten leistet der Kronprinz seinen Eid (als König von Ungarn) auf dem großen

Marktplatz; dann geht er mit dem ganzen Zug von Bischöfen und Großen des Reichs in die Kirche und reitet dann endlich auf den Königsberg, der hier vor meinem Fenster liegt, um da am Ufer der Donau in die vier Weltgegenden hin zu hauen und so Besitz von dem neuen Königthum zu nehmen. Ich habe durch diese kleine Reise ein ganzes Land mehr kennen gelernt; denn Ungarn mit seinen Magnaten, seinem Obergespan, dem orientalischen Luxus und der Barbarei daneben ist hier zu sehen, und die Straßen bieten einen Anblick, der mir ganz unerwartet und neu ist. Man findet sich wirklich dem Orient hier näher; die fürchterlich stupiden Bauern oder Sklaven; die Zigeunerhaufen; die mit Gold und Edelsteinen überladenen Bedienten und Wagen der Großen (denn sie selbst sieht man nur höchstens durch die heraufgezogenen Wagenfenster), dann der sonderbar kecke Nationalzug, die gelbe Farbe, die langen Schnurrbärte, die fremde, weiche Sprache — alles das macht den buntesten Eindruck von der Welt. Gestern früh durchzog ich allein die Straßen; da ritt erst eine lange Reihe lustiger Militairs auf ihren lebhaften kleinen Pferden; hinterdrein kam ein Zigeunertrupp und musicirte; dazwischen Wiener Elegants mit Brillen und Handschuhen im Gespräch mit einem Kapuziner-Mönch; dann ein Paar von jenen kleinen barbarischen Bauern in langen weißen Röcken, den Hut tief im Gesicht, — die schwarzen, glatten Haare rund herum gleich abgeschnitten, mit rothbrauner Haut, sehr trägem Gang und einem unbeschreiblichen Ausdruck von Gleichgültigkeit und wilder Stupidität; dann ein Paar scharfe, feine Alumnen der Theologie in ihren langen blauen Röcken, Arm in Arm gehend; ungarische Besitzer in der schwarz-blauen Nationaltracht; Hofbediente; ankommende über und über schmutzige Reisewagen. Ich folgte der Menge, wie sie sich langsam bergan bewegte, und kam so endlich auf das verfallene Schloß, von wo aus man die ganze Stadt und die Donau weithin übersieht; überall von den alten weißen Mauern und oben von den Thürmen und Balcons sahen Menschen herunter; in jeder Ecke standen Jungen und schmierten ihre Namen den Wänden für die Nachwelt an; in einem kleinen Gemache (vielleicht war es sonst eine Kapelle oder irgend ein Schlafzimmer) wurde jetzt ein ganzer Ochs gebraten und drehte

sich am Spieß, und das Volk jauchzte dazu; eine große Reihe Kanonen steht vor dem Schloß, um bei der Krönung gehörig los zu donnern; unten in der Donau, die hier ganz toll wüthet und pfeilschnell durch die Schiffbrücke stürzt, lag das neue Dampfboot, das mit Fremden beladen eben angekommen war; dazu die Aussicht weit in's ebene buschige Land hinein, auf die Wiesen, die von der Donau überschwemmt sind, auf die von Menschen wimmelnden Dämme und Straßen, auf die Berge, die mit ungarischem Wein von oben bis unten bepflanzt sind: — das Alles ist fern und fremd genug. — Und dazu der hübsche Gegensatz, mit den freundlichsten, liebsten Leuten zusammen zu wohnen und mit ihnen das Neue doppelt überraschend zu finden, — es waren wirklich wieder von den Glückstagen, lieber Herr Bruder, die der gütige Himmel mir gar so oft und so reichlich schenkt.

Den 28sten um 1. Der König wäre unter die Haube gebracht. Es ist himmlisch schön gewesen. Was soll ich Dir viel beschreiben? — In einer Stunde fahren wir alle nach Wien zurück, und von da ab gehe ich so weiter. Unter meinem Fenster ist Mordlärm, und die Bürgergarde läuft zusammen, aber nur um Vivat zu schreien. Ich habe mich allein unter dem Volk drängen lassen, während unsere Damen von den Fenstern aus Alles sahen, und der Eindruck dieser unglaublich glänzenden Pracht ist mir unvergeßlich. Auf dem großen Platz der barmherzigen Brüder drängte sich das Volk wie toll; denn dort mußte er den Eid leisten, auf einer mit Tuch behangenen Tribüne; das Tuch durfte der Pöbel nachher abreißen, um sich darin zu kleiden; auch war in der Nähe ein Springbrunnen mit rothem und weißem Ungarwein; die Grenadiere konnten die andringenden Leute nicht abhalten; ein unglücklicher Fiaker, der einen Augenblick still hielt, war im Moment mit Menschen bedeckt, die auf die Speichen der Räder, auf's Verdeck, auf den Bock sprangen und ihn wie die Ameisen überdeckten, so daß der Kutscher, ohne ein Mörder zu werden, nicht weiter fahren durfte, und ruhig alles abwartete. Als der Zug kam, den man mit entblößtem Haupte erwartete, konnte ich meinen Hut nur mit äußerster Mühe abnehmen und in die Höhe halten; da wußte aber ein alter Ungar hinter mir, dem das die Aussicht ver-

sperrte, gleich Rath, packte ohne Umstände zu und quetschte in einem Griff den armen Hut so matsch, daß er kaum so groß wurde, wie eine Mütze; dann schrien sie, als ob sie am Spieß stäken und rissen sich um das Tuch; kurz sie waren Pöbel. Aber meine Ungarn! Die Kerle sahen aus, als ob sie zur Noblesse und zum Nichtsthun geboren und darüber sehr melancholisch wären, und reiten wie die Teufel. Als der Zug vom Hügel herunterging, kamen erst die gestickten Hofbedienten, die Trompeter und Pauker, die Herolde und dergl. Gesinde, und dann sprengte auf einmal in furchtbaren Sätzen, pleine carrière, ein toller Graf die Straße herunter; das Pferd ist mit Gold gezäumt; er selbst mit Diamanten, ächten Reiherfedern, Sammtstickerei überdeckt (er hat nämlich seinen Prachtanzug noch nicht an, weil er recht wild reiten muß; Graf Sandor heißt der Wütherich); der hat einen elfenbeinernen Scepter in der Hand und sticht sein Pferd damit; dann bäumt sich's jedesmal und macht einen gewaltigen Satz; hat der nun ausgetobt, dann kommt ein Zug von etwa sechzig anderen Magnaten, alle mit derselben phantastischen Pracht, alle mit den schönen farbigen Turbans, den lustigen Schnurrbärten und den dunklen Augen; der eine reitet einen Schimmel, den er mit einem goldenen Netze behängt hat; der andere einen Grauen mit Diamanten auf allen Zügeln; ein anderer einen Rappen mit purpurnem Zeuge; einer trägt Himmelblau vom Kopf bis zu den Füßen, überall mit Gold dick gestickt, einen weißen Turban und weißen langen Dolman; ein anderer ganz in Goldstoff mit purpurnem Dolman; so ist einer immer bunter, reicher, als der andere, und alle reiten so keck, ungenirt und fanfaronmäßig daher, daß es eine Lust ist; und nun erst die ungarische Garde, den Esterhazy an der Spitze, der blendend von Brillanten und Perlenstickerei ist; wie ist es zu erzählen? Man muß den Glanz gesehen haben, wie der Zug sich auf dem breiten Platze ausdehnte und still stand, und wie alle die Edelsteine und bunten Farben und die hohen goldenen Bischofsmützen und die Crucifixe im hellsten Sonnenschein blitzten, wie tausend Sterne! —

Nun denn, morgen soll es, so Gott will, weiter gehen. Da hast Du einen Brief, Herr Bruder, schreib auch einmal bald an mich und laß mich wissen, wie Dir das Leben geht.

Ihr habt ja in Berlin auch einen Aufstand, und zwar von Schneidergesellen gehabt; was ist es denn damit? —

Euch aber, liebe Eltern, und Euch, Geschwister, sage ich nun noch einmal Lebewohl aus Deutschland; jetzt soll es von Ungarn nach Italien gehen, von da schreibe ich mehr und ruhiger. Sei froh, lieber Paul, und gehe frisch vorwärts; freue Dich an allem Frohen und denke an Deinen Bruder, der sich in der Welt herumtreibt. Lebe wohl.

Dein

Felix.

An seine Familie.

Venedig, den 10. October 1830.

Das ist Italien! Und was ich mir als höchste Lebensfreude, seit ich denken kann, gedacht habe, das ist nun angefangen, und ich genieße es. Der heutige Tag war zu reich, als daß ich mich nicht jetzt des Abends ein wenig sammeln müßte, und da schreibe ich denn an Euch und will Euch danken, liebe Eltern, die Ihr mir dies ganze Glück schenkt, und will an Euch sehr denken, Ihr lieben Schwestern, und will Dich mir herwünschen, Paul, um mich an Deiner Freude über das tolle Treiben zu Wasser und zu Lande wieder zu freuen, und möchte Dir beweisen, Hensel, daß die „Himmelfahrt der heiligen Maria" ja das Allergöttlichste ist, was Menschen malen können! Ihr seid aber eben einmal nicht da, und ich muß also mein Entzücken in elendem Italienisch am Lohnbedienten auslassen, weil er stillhält. — Ich werde aber confus, wenn es so fortgeht, wie diesen ersten Tag; denn des Unvergeßlichen hat sich mir in jeder Stunde so viel gezeigt, daß ich nicht weiß, wo ich Sinne hernehmen soll, um es recht zu begreifen. Die „Himmelfahrt" habe ich gesehen; dann eine ganze Gallerie im Palast Manfrini; dann ein Kirchenfest in der Kirche, wo nebenbei der heilige Petrus von Tizian hängt; dann die Markuskirche; Nachmittags war ich auch auf dem adriatischen Meere spazieren und in den öffentlichen Gärten, wo das Volk im Grase liegt und frißt; dann wieder auf dem Markusplatze, wo in der Dämmerung

ein unglaubliches Treiben und Drängen ist; und alles das mußte gerade heut sein, weil wieder viel Neues und Anderes nur morgen zu sehen ist. Aber ich muß nun ordentlich erzählen, wie ich zu Wasser hergekommen bin (denn zu Lande, sagt Telemach, geht es hier nicht gut), und werde zu dem Ende von Gratz ausholen. Das ist ein langweiliges Nest, zum Gähnen eingerichtet. Warum wollte ich aber auch, eines (he) Verwandten wegen, einen Tag länger bleiben? Wie kann ein Reisender mit Erfahrungen von einer Mutter und Schwester, die liebenswürdig sind, auf einen Bruder schließen, der Fähnrich ist? Mit einem Wort: der Mann wußte nichts mit mir anzufangen, und ich vergebe es ihm und schwärze ihn nicht bei seiner Mutter an, wenn ich mein Versprechen halte und ihr schreibe. Aber daß er mich Abends in's Theater führte und mich den „Rehbock" sehen ließ, den „Rehbock," der das Infamste, Verwerflichste, Elendeste ist, was der selige Kotzebue geschaffen hat; und daß er ihn doch ganz nett und etwas piquant fand: das muß ihm nicht vergeben werden, denn der Rehbock hat so viel haut goût oder fumet, daß er kaum für die Katze taugt. — Hier ist aber Venedig, also bin ich von Gratz weggekommen. Mein alter Fuhrmann lud mich in der Finsterniß um Vier auf, und das Pferd schlich mit uns beiden davon. Hundertmal hab' ich auf der zweitägigen Reise an Dich gedacht, liebster Vater; Du wärst vor Ungeduld aus der Haut und vielleicht auf die des Kutschers gefahren; denn wenn er bei jedem kleinen Abhang langsam absteigend langsam einhemmte und den geringsten Hügel im Schneckenschritt herauffuhr; wenn er zuweilen nebenher ging, um sich ein wenig die Füße zu vertreten; wenn alle möglichen Fuhrwerke, mit Hunden oder Eseln bespannt, uns einholten und vorbeifuhren; wenn der Kerl endlich an einem großen Berge sich einen Vorspann von zwei Ochsen nahm, die mit seinem Pferde in guter Eintracht zusammen zogen, so mußte ich mich zurückhalten, um ihm nicht auf den Pelz zu kommen; auch that ich es zuweilen; aber dann versicherte er ernsthaft, es gehe sehr schnell, und ich konnte nicht das Gegentheil beweisen. Dazu blieb er in den schändlichsten Kneipen liegen, brach Morgens um Vier auf: kurz, ich kam wie zerschlagen nach Klagenfurt; als ich aber auf meine Frage, wann der venetianische

Eilwagen durchpassire, zur Antwort erhielt: „In einer Stunde," so machte mich das wieder frisch; ein Platz wurde mir versprochen; ein gutes Abendbrot bekam ich auch; die Eilpost kam zwar zwei Stunden später, weil sie auf dem Sömmering starken Schnee gehabt hatten, indessen sie kam; drei Italiener saßen darin und wollten mir den Schlaf wegschwatzen; aber ich schnarchte ihnen das Schwatzen weg; so wurde es Morgen, und als wir in Resciutta einfuhren, sagte der Conducteur, jenseit dieser Brücke, da verstehe kein Mensch mehr Deutsch. Davon nahm ich denn also für lange Zeit Abschied, und über die Brücke ging's. Gleich drüben veränderten sich die Häuser; die platteren Dächer mit den rundlich gebogenen Ziegeln, die tiefen Fenster, die langen weißen Wände, die hohen viereckigen Thürme zeigten auf ein anderes Land, und die blaßbraunen Gesichter der Menschen, unzählige Bettler, die den Wagen belagern, viele kleine Kapellen, die bunter und sorgsamer von allen Seiten mit Blumen, Nonnen, Mönchen u. s. w. bemalt sind, deuten wohl auf Italien hin; aber die einförmige Gegend des Weges, der sich zwischen kahlen weißen Felsen dahinzieht, an einem Strome, der sich ein breites Bett von Steinen gebrochen hat, im Sommer aber nur als kleiner Bach zwischen dem Geröll sich verliert, — die traurige Monotonie der ganzen Landschaft wollen nicht zu Italien passen. „Ich habe diese Stelle mit Fleiß etwas dünn gehalten, damit das Thema hernach recht vortritt", sagt der Abt Vogler, und ich glaube, der liebe Herrgott hat ihm das abgelernt und hat es hier ebenso gemacht; denn hinter Ospedaletto tritt das Thema hervor und thut freilich wohl. Ich hatte mir den ganzen ersten Eindruck von Italien, wie einen Knalleffect, schlagend, hinreißend gedacht; — so ist es mir bis jetzt nicht erschienen, aber von einer Wärme, Milde und Heiterkeit, von einem über Alles sich ausbreitenden Behagen und Frohsinn, daß es unbeschreiblich ist. Hinter Ospedaletto geht es in die Ebene; die blauen Berge bleiben im Rücken; die Sonne scheint klar und warm durch das Weinlaub, die Straße führt zwischen Fruchtgärten fort; ein Baum ist an den andern durch Ranken gekettet; es ist, als ob man da zu Hause wäre, Alles schon lange kennte und nun wieder einmal Besitz davon nähme. Dazu *fliegt* der Wagen über die

glatte Straße, und als es Abend wurde, kamen wir nach Udine, wo wir die Nacht blieben, wo ich zum erstenmal Abendbrot italienisch forderte, und wie auf dem Glatteis mit der Zunge bald in's Englische ausglitt, bald sonst stolperte. Darauf am andern Morgen wurde ich geprellt; aber ich machte mir nichts daraus, und es ging weiter fort. Es war gerade an einem Sonntag; von allen Seiten kamen die Leute in ihren bunten, südlichen Trachten mit Blumen; die Frauen Rosen im Haar; leichte Einspänner rollten vorüber; die Männer ritten auf Eseln zur Kirche; an den Posthäusern überall Haufen von Müssiggängern in den schönsten, faulsten Gruppen (unter andern faßte einer einmal seine Frau, die neben ihm stand, so ganz ruhig in den Arm und drehte sich mit ihr um, und sie gingen weiter; das hieß so gar nichts und war so hübsch!); nun zeigten sich hin und wieder venetianische Landhäuser an der Straße und wurden nach und nach dichter und dichter; man fährt endlich zwischen Häusern und Gärten und Bäumen, wie in einem Park; das Land sieht so feierlich aus, als sei man ein Fürst und hielte seinen Einzug; denn die Weinreben zwischen den Bäumen sind mit ihren dunklen Trauben die schönsten Festkränze; alle Menschen haben sich geschmückt und geputzt; ein paar Cypressen stören Nichts. In Treviso war gar eine Erleuchtung; papierne Laterndchen hingen über den ganzen Platz, in der Mitte gab es einen großen bunten Transparent. Prächtig schöne Mädchen gehen auch da umher in ihren weißen langen Schleiern, mit den rothen Kleidern. So gelangten wir gestern in finstrer Nacht nach Mestre, stiegen in eine Barke und fuhren bei stillem Wetter nach Venedig ruhig hinüber. Da ist unterwegs, wo man nur Wasser und weit vor sich Lichter sieht, mitten im Meer ein kleiner Fels; darauf brannte eine Lampe; die Schiffer nahmen alle den Hut ab, und einer sagte dann, das sei die Madonna für den großen Sturm, der hier zuweilen sehr gefährlich und bös sei. Nun ging es ohne Posthorn oder Wagenrasseln oder Thorschreiber in die große Stadt, unter unzähligen Brücken durch; die Stege wurden belebter, viel Schiffe liegen umher, beim Theater vorbei, wo die Gondeln, wie bei uns die Wagen, in langen Reihen auf ihre Herrschaften warten, in den großen Canal bei dem Markusthurm, dem Löwen,

dem Dogenpalast, der Seufzerbrücke vorüber. Die Undeutlichkeit der Nacht erhöhte nur meine Freude, als ich die wohlbekannten Namen hörte und die dunkeln Umrisse sah, und da bin ich denn in Venedig. Nun denkt, daß ich heut die größten Bilder in der Welt kennen gelernt, daß ich die Bekanntschaft eines sehr liebenswürdigen Mannes, von dem ich bis jetzt nur gehört hatte, endlich persönlich gemacht habe: ich meine den Herrn Giorgione, der ein prachtvoller Mensch ist, und ebenso den Pordenone, der die edelsten Bilder hinstellt, und dann einmal sich selbst, mit vielen dummen Schülern, so fromm und treu und andächtig malt, daß Einem wird, als spräche man eben mit ihm und gewönne ihn lieb: — da sei ein Anderer nicht verwirrt. Soll ich aber ein Wort von den Tizians sagen, so muß ich ernsthaft werden. Bisher habe ich nicht gedacht, daß er ein so glücklicher Künstler gewesen sei, wie ich heut gesehen habe. Daß er das Leben mit seiner Schönheit und seinem Reichthum genossen habe, zeigt das Bild in Paris, und das habe ich gewußt; aber er kennt auch den allertiefsten Schmerz und weiß, wie es im Himmel ist; das zeigt seine göttliche „Grablegung" und die „Himmelfahrt." Wie die Maria da auf der Wolke schwebt und ein Wehen durch das ganze Bild geht; wie man ihren Athem, und ihre Beklemmung und Andacht und kurz die tausend Empfindungen alle in einem Blick sieht, — die Worte klingen nur alle so philiströs und trocken gegen das, was es heißen soll! — Und dann sind drei Engelsköpfe auf der rechten Seite, die von Schönheit das Höchste sind, das ich kenne; die reine, klare Schönheit, so unbewußt, heiter und fromm. Aber nichts weiter! ich muß sonst poetisch werden, oder bin es gar schon, und das kleidet mich wenig; aber sehen werd' ich's alle Tage. Und doch muß ich noch ein Paar Worte von der „Grablegung" sagen, denn Ihr habt den Kupferstich davon. Schaut ihn an und denkt an mich; das Bild ist das Ende von einem großen Trauerspiel, so still und groß und schneidend schmerzlich. Da ist die Magdalene, die hält die Maria, weil sie fürchtet, daß sie vor Schmerz sterben möchte, und will sie zurückführen, sieht sich aber dennoch selbst noch einmal um, und man erkennt, daß sie sich diesen Anblick für ewig einprägen will, und daß sie ihn jetzt zum letztenmale hat; das ist über Alles! —

Und dann der verstörte Johannes, der mehr an die Maria denkt und leidet; und der Joseph, der, nur mit dem Grab und seiner Andacht beschäftigt, das Ganze offenbar ordnet und leitet; und der Christus, der so ruhig daliegt und nun alles überstanden hat, — dazu die herrliche Farbenpracht und der dunkele streifige Himmel: — es ist ein Bild, das mit fortreißt und spricht, und das mich nie verlassen wird. Ich glaube nicht, daß mich noch vieles in Italien so ergreifen wird; aber Vorurtheile habe ich nicht, das wißt Ihr und könnt es auch jetzt wieder daran sehen, daß mir das „Märtyrerthum des hl. Petrus," von dem ich am meisten erwartete, am wenigsten von den dreien gefallen hat. Mir kam es nicht so wie ein Ganzes vor; die Landschaft, die herrlich ist, schien mir ein wenig überwiegend; und dann störte mich in der Anordnung, daß zwei Leidende da sind, aber nur ein Mörder (denn der kleine weit im Hintergrunde ändert das nicht); es wollte mir nicht wie ein Märtyrerthum erscheinen. Aber ich irre mich wahrscheinlich und will morgen noch einmal besser nachsehen;* ich war auch beim Sehen gestört, denn es klimperte Einer ganz gotteslästerlich auf der Orgel, und die heiligen Gestalten mußten sein jämmerliches Opernfinale anhören. Thut Alles nichts; wo solche Bilder sind, brauche ich gar keinen Organisten; ich spiele mir die Orgel selbst dazu in Gedanken und ärgere mich so wenig über den Unsinn, wie ich mich überhaupt über Pöbel ärgere. Tizian aber war ein Mensch! an dem muß man sich erbauen; und das will ich thun und mich freuen, daß ich in Italien bin. Jetzt schreien eben wieder die Gondoliere einander an, und die Lichter spiegeln sich weit in's Wasser hinein; einer spielt Guitarre und singt dazu. Es ist eine lustige Nacht! Lebt wohl und denkt mein in jedem frohen Augenblick, wie ich Euer.

Felix.

* Das berühmte Gemälde ist im August 1867 durch einen Brand zu Grunde gegangen.

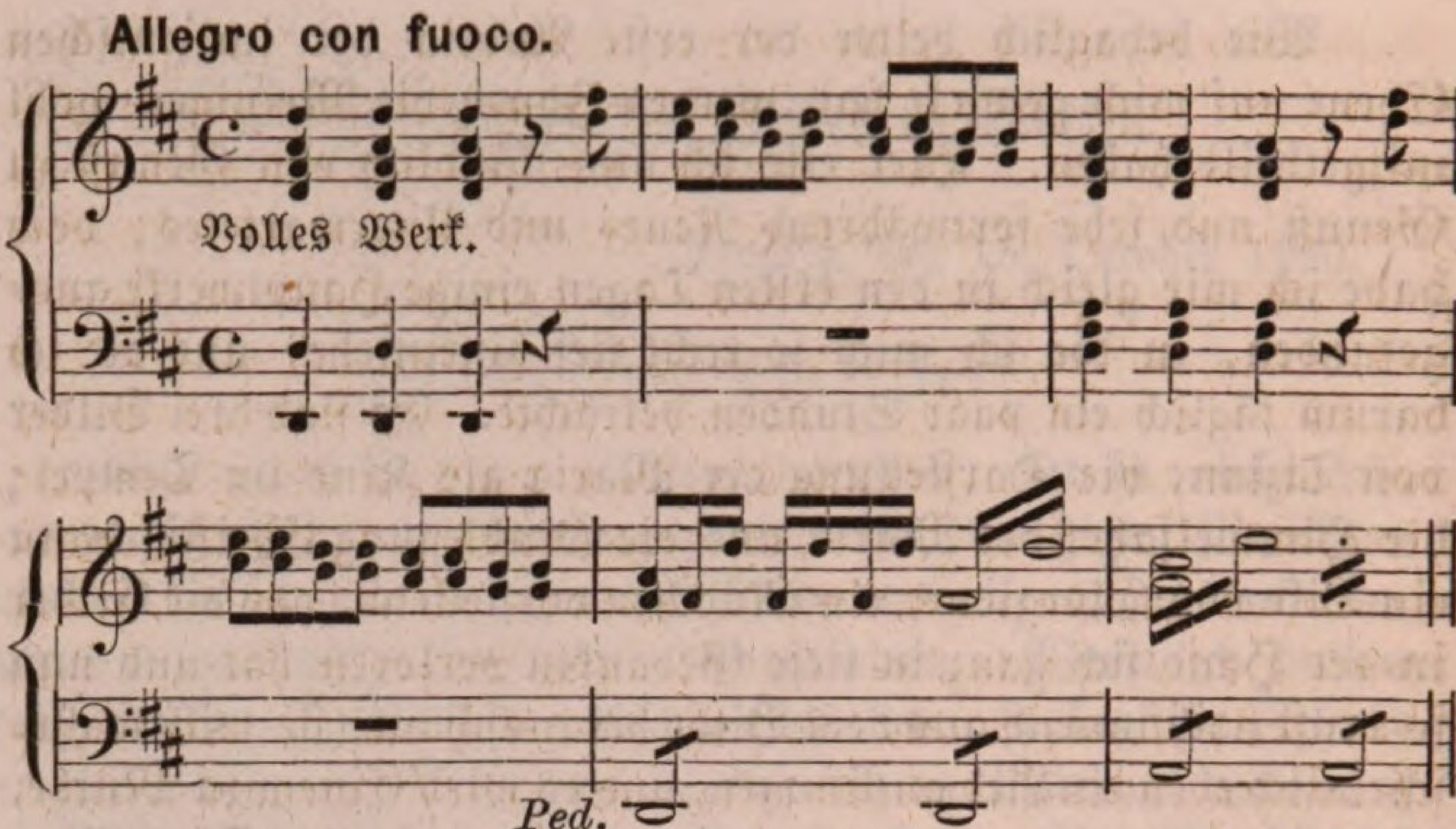
An den Professor Zelter in Berlin.

Venedig, den 16. October 1830.

Lieber Herr Professor!

Nun habe ich denn Italien betreten, und so möchte ich, daß dieser Brief der Anfang zu den regelmäßigen Berichten würde, die ich mir vornehme, Ihnen von allem, was mir besonders merkwürdig erscheint, abzustatten. Wenn ich bisher erst einmal ordentlich an Sie geschrieben, so lag die Schuld an der großen Zerstreuung, in der ich in München und auch in Wien gelebt habe. Denn Ihnen von den Gesellschaften in München zu erzählen, deren ich jeden Abend einige besuchte, und wo ich so viel Clavier gespielt habe, wie noch nirgends, war darum nicht möglich, weil eben eine die andere drängte, und ich eigentlich niemals recht zur Besinnung gekommen bin. — Auch würde es Sie kaum sonderlich interessirt haben, da am Ende die „gute Gesellschaft, die nicht einmal zum kleinsten Epigramm Stoff giebt," sich auch wohl in einem Briefe wenig gut ausnimmt. — Hoffentlich haben Sie mir aber mein langes Stillschweigen nicht übel genommen, und so darf ich wohl einmal ein paar Worte von Ihnen erwarten, wenn sie auch weiter nichts enthalten, als daß Sie gesund und heiter sind. — Es sieht jetzt gar zu stürmisch und unfreundlich in der Welt aus, und was man sich als unabänderlich dauernd gedacht, das bricht in ein paar Tagen zusammen. Da ist es denn doppelt wohlthuend, die bekannten Stimmen zu vernehmen und sich zu überzeugen, daß gewisse Dinge sich nicht wegwehen und umstürzen lassen, sondern fest stehen bleiben, und wie es mir gerade jetzt sehr beunruhigend ist, daß mir seit vier Wochen alle Nachrichten von Hause fehlen, und daß ich weder in Triest, noch hier Briefe der Meinigen habe: so würden mich auch ein paar Worte von Ihnen, so in der alten Weise an mich gerichtet, recht innerlich erfrischen und erfreuen, indem sie mir die Überzeugung verschafften, daß Sie meiner noch immer so freundlich gedenken, wie Sie es seit meiner Kindheit gethan haben.

Wie behaglich heiter der erste Anblick der italienischen Ebene auf mich gewirkt hat, werden Ihnen die Meinigen wohl mitgetheilt haben. Hier eile ich nun stündlich von Genuß zu Genuß und sehe fortwährend Neues und Unerwartetes; doch habe ich mir gleich in den ersten Tagen einige Hauptwerke ausgefunden, in die ich mich so recht tief hineinsehe, und die ich darum täglich ein paar Stunden betrachte. Es sind drei Bilder von Tizian: die Darstellung der Maria als Kind im Tempel; die Himmelfahrt der Maria und die Grablegung Christi; dann ein Bild von Giorgione, ein Mädchen vorstellend, das die Cither in der Hand sich ganz in tiefe Gedanken verloren hat und nun so ernst nachsinnend aus dem Bilde herausschaut (sie will wahrscheinlich eben ein Lied anstimmen, und es wird Einem zu Muthe, als müßte man es auch thun), und noch so mehrere. Die Bilder allein wären eine Reise nach Venedig werth; denn der Reichthum und die Kraft und die Andacht der Männer, die sie gemalt haben, strömen Einem daraus entgegen, so oft man sie betrachtet, und ich bedaure es nicht sehr, daß ich hier noch fast keine Musik gehört habe; denn die Musik, die die Engel auf der „Himmelfahrt“ machen, wie sie die Maria umgeben und ihr zujauchzen, und wie der eine ihr auf dem Tambourin entgegenpaukt, ein paar andere auf sonderbaren krummen Flöten blasen, wiederum eine andere liebliche Gruppe singt, — oder die Musik, die der Citherspielerin eben in Gedanken vorschwebt, die darf ich freilich nicht rechnen. — Nur einmal habe ich Orgelspiel gehört, und das war trübselig. Ich sah mir eben das „Märtyrerthum des heiligen Petrus“ von Tizian in der Franziskanerkirche an; es war Gottesdienst in der Kirche, und es hat für mich etwas schaurig andächtiges, wenn die alten Bilder an der Stelle, für die sie gedacht und gemalt sind, mit ihren gewaltigen Gestalten nach und nach aus dem Dunkel hervortreten, in das die lange Zeit sie gehüllt hat. Als ich nun die wunderbare Abendlandschaft mit den Bäumen und den Engeln zwischen den Zweigen recht beschaute, so fing die Orgel an. Mir war es erquicklich, als ich den ersten Ton hörte; der zweite und dritte und alle folgenden aber brachten mich aus den Träumereien wohlbehalten wieder nach Hause; denn der Mann spielte in der Kirche zum Gottesdienst, und in Gegenwart von ordentlichen Leuten so:



et caetera animalia

und das Märtyrerthum des St. Petrus stand daneben! Ich habe mich also nicht sehr gedrängt, die Bekanntschaft des Herrn Organisten zu machen, und da keine ordentliche Oper in diesem Augenblick hier ist, — da die Gondoliere mit ihrem Gesang aus dem Tasso verstummt sind, — da überhaupt, was ich von jetziger venetianischer Kunst gesehen habe, als: Gedichte in Glas und Rahmen über Bilder von Tizian, oder Rinald und Armide von einem neuen venetianischen Maler, oder die heilige Cäcilie von einem ditto, ferner so manche Bauwerke in gar keinem Styl, eben nicht sehr viel bedeuten wollen, so halte ich mich an die Alten und sehe zu, wie sie es gemacht haben. Mir ist auch schon recht oft nach Musik dabei zu Muthe geworden, und ich habe, seit ich hier bin, ziemlich fleißig componirt. Vor meiner Abreise aus Wien schenkte mir ein Bekannter Luther's geistliche Lieder, und wie ich sie mir durchlas, sind sie mir mit neuer Kraft entgegengetreten, und ich denke viel davon diesen Winter zu componiren. So bin ich denn hier mit dem Choral „Aus tiefer Noth" für vier Singstimmen a cappella beinahe ins Reine gekommen und habe auch das Weihnachtslied „Vom Himmel hoch" schon im Kopfe; auch an die Lieder „Ach Gott, vom Himmel sieh darein", ferner „Wir glauben all' an einen Gott", „Verleih' uns Frieden", „Mitten wir im Leben sind" und endlich „Ein' veste Burg ist" will ich mich machen; doch denk' ich all' die letzten für Chor und Orchester zu componiren. Bitte,

schreiben Sie mir doch über diesen meinen Plan, und ob Sie es billigen, daß ich überall die alte Melodie behalte, mich aber nicht streng daran binde und z. B. den ersten Vers von „Vom Himmel hoch" ganz frei, als einen großen Chor nehme? Außerdem habe ich noch eine Ouvertüre für das Orchester in Arbeit, und wenn Gelegenheit zu einer Oper kommt, so soll sie willkommen sein. — In Wien habe ich zwei kleine Kirchenmusiken fertig gemacht: einen Choral in drei Stücken für Chor und Orchester („O Haupt voll Blut und Wunden") und ein Ave Maria für achtstimmigen Chor a cappella. Die Leute um mich herum waren so schrecklich lüderlich und nichtsnutzig, daß mir geistlich zu Muthe wurde, und ich mich wie ein Theolog unter ihnen ausnahm. Übrigens haben die besten Clavierspieler und Clavierspielerinnen dort nicht eine Note von Beethoven gespielt, und als ich meinte, es sei doch an ihm und Mozart etwas, so sagten sie: „Also sind Sie ein Liebhaber der klassischen Musik?" — Ja, sagte ich.

Morgen denke ich nach Bologna zu gehen, „die heilige Cäcilie" dort einmal anzuschauen, und dann über Florenz nach Rom, wo ich, so Gott will, in acht bis zehn Tagen einzutreffen gedenke. Von daher schreibe ich Ihnen ein Breiteres und Besseres; ich wollte nur heute gern einen Anfang gemacht haben und Sie bitten, mich nicht zu vergessen und meine herzlichen Wünsche für Ihr Wohl und Ihre Heiterkeit freundlich anzunehmen.

Ihr

treuer

Felix.

An seine Familie.

Florenz, den 23. October 1830.

Hier ist Florenz, warme Luft und heitrer Himmel; alles schön und herrlich. „Wo blieb die Erde?" u. s. w. von Goethe. Jetzt hab' ich Euren Brief vom 3ten empfangen und sehe, daß Ihr alle wohl seid, daß meine Besorgnisse vergebens gewesen, daß Ihr daraufzu lebt und meiner denkt; nun bin ich wieder

frisch, kann genießen, will sehen, und auch schreiben werde ich nun wieder können; kurz, nun ist die Hauptsache in Ordnung. Ich habe die Reise hierher in tausend Überlegungen und Befürchtungen gemacht, war darauf und daran, geradezu nach Rom zu gehen, weil ich hier gar nicht auf Briefe hoffte; zum Glück ging ich doch hierher, und nun ist es einerlei, wie das Mißverständniß entstanden ist, daß ich in Venedig wartete, und Ihr mir nach Florenz schriebt; ich werde mich künftig weniger zu ängstigen suchen, das ist Alles, was ich verspreche. Der Fuhrmann zeigte auf eine Stelle zwischen den Hügeln, wo blauer Nebel lag, und sagte: Ecco Firenze; ich guckte geschwind hin und sah den runden Dom im Duft vor mir und das breite, weite Thal, in dem die Stadt sich lagert. Mir wurde wieder reisemäßig zu Muthe, als nun auch Florenz erschien; ich sah mir ein paar Weidenbäume am Wege an, und der Fuhrmann sagte: buon' olio, worauf ich freilich bemerken mußte, daß sie voll Oliven hingen. Überhaupt ist der Fuhrmann (wie man sagt „der Türke" statt „die Nation") ein ausgebälgter Spitzbube, Dieb, Betrüger; hat mich geprellt und mich verhungern lassen; aber er ist fast liebenswürdig in seiner göttlichen Thierheit. Eine Stunde vor Florenz sagte er, nun ginge das schöne Land los; und wahr ist es, das schöne Land Italien fängt eigentlich erst da an. Da giebt es Landhäuser auf allen Höhen, verzierte alte Mauern, über den Mauern Rosen und Aloe, über den Blumen Weintrauben, über den Ranken Ölblätter oder Cypressenspitzen oder die Piniendächer, und das Alles scharf auf dem Himmel abgeschnitten; dazu hübsche, eckige Gesichter, Leben auf den Straßen überall, und in der Ferne im Thal die blaue Stadt; so fuhr ich denn in meinem offenen Wägelchen getrost hinunter in Florenz hinein, und obwohl ich schäbig und bestäubt aussah, wie eben Einer, der aus den Apenninen kommt, so machte ich mir nichts daraus; fuhr durch alle die feinen Equipagen, aus denen mich die zartesten englischen Lady-Gesichter ansahen, lustig durch, dachte, es kommt schon noch einmal so weit, daß Ihr mit dem roturier da, den Ihr so überseht, hands shaken müßt, nur ein wenig reine Wäsche und dergleichen — schämte mich auch vor dem Battisterio weiter nicht, sondern ließ bei der Post vorfahren, und da wurde ich denn erst recht eigentlich froh,

bekam drei Briefe, den vom 22sten, 3ten und den vom Vater allein; — nun fühlte ich mich sehr glücklich, und als es den Arno entlang zu Schneiders hinging, in's berühmte Wirthshaus, da kam mir die Welt wieder ganz prächtig vor.

Den 24sten.

Die Apenninen sind wirklich nicht so schön, wie ich mir eingebildet hatte; denn bei dem Namen dachte ich mir immer ein bewachsenes, malerisches Waldgebirge; aber es sind lauter lange fortlaufende Hügel, traurig weiß und kahl, — das wenige Grün gar nicht erfreulich; an Wohnhäusern fehlt es; gar keine lustigen Bäche und Gewässer; nur hie und da mal ein breites ausgetrocknetes Strombette mit einer kleinen Wasserrinne, und dazu diese schändlichen Spitzbuben von Bewohnern. Mir wurde am Ende ganz schwindlig vor lauter Betrug, und ich wußte nicht mehr, wen sie eigentlich belogen: daher protestirte ich ein- für allemal gegen Alles, was sie vorbrachten, und sagte, ich würde nicht bezahlen, wenn sie anders, als ich wollten; so ging es denn am Ende erträglich. — Gestern Abend war ich aber wieder prächtig einquartirt. Mit dem Vetturin hatte ich für Essen, Schlafen und Alles accordirt. Die natürliche Folge war, daß der Kerl mich in die greulichsten Wirthshäuser führte und mich hungern ließ. Abends spät kamen wir denn in der einzelnstehenden Schenke an, wo ein Schmutz war, den keine Feder beschreiben kann; die Treppe lag voll trockner Blätter und Holz für das Feuer; kalt war es auch, und sie luden mich ein, mich in der Küche zu wärmen, was ich auch annahm; sie stellten mir eine Bank auf den Heerd; ein ganzer Rudel Bauern stand umher und wärmte sich gleichfalls; ich thronte prächtig auf meinem Feuerheerd unter dem Gesindel, das mit seinen breiten Hüten und vom Feuer beschienen und seinen unverständlichen Dialekt plappernd, sich ganz verdächtig ausnahm; dann ließ ich mir meine Suppe unter meinen Augen kochen und gab heilsamen Rath dazu (eßbar wurde sie doch nicht); dann machte ich mit meinen Unterthanen Conversation vom Feuerheerd herab, und sie zeigten mir einen kleinen Berg in der Ferne, der unaufhörlich Flammen aussprudelte, was sich in der Nacht ganz seltsam ausnahm (Raticosa heißt der

Berg), und dann führte man mich in meine Schlafstube. Der Wirth nahm die Sackleinewand des Lakens in die Hand und sagte: „Sehr feines Zeug!“ Dann schlief ich aber doch wie ein Bär und sagte mir selbst vor dem Einschlafen, jetzt bist du in den Apenninen; und den andern Morgen, nachdem ich kein Frühstück bekommen hatte, frug mein Fuhrmann freundlich, wie ich mit der Bewirthung zufrieden gewesen wäre? Dazu kannegießerte der Kerl viel über den jetzigen Zustand von Frankreich, schimpfte sein Pferd auf Deutsch „Du Luder“, weil es aus der Schweiz gebürtig sei, sprach Französisch mit den Bettlern, die das Kabriolet umringten, und ich verbesserte ihm manche Fehler in der Aussprache.

Den 25. October.

Jetzt will ich einmal nach der Tribüne gehen und andächtig werden. Es ist da ein Platz, wo ich mich gern hinsetze; man sieht geradeaus die kleine „Venus von Medicis“ und darüber die von Tizian, und wenn man sich ein wenig links wenden will, so hängt da die „Madonna del Cardello“, ein Lieblingsbild von mir, das mir ganz die belle jardinière zurückruft und mir wie ein Schwesterbild dazu vorkommt; und auch die „Fornarina“, die mir aber durchaus keinen Eindruck hat machen wollen, weil der Kupferstich wirklich treu, und für mich im Gesicht ein recht unangenehmer Ausdruck, sogar etwas Gemeines ist. Aber wenn man so nach den beiden Venus hinblickt, wird Einem ordentlich fromm vor Schönheit zu Muthe; es ist, als flögen die beiden Geister, die so was haben schaffen können, durch den Saal und packten Einen an. Der Tizian ist ein unglaublicher Mensch gewesen und hat sich seines Lebens in seinen Bildern gefreut; indeß die „Medicäerin“ ist auch nicht zu verachten. Und nun die göttliche „Niobe“ mit all' den Kindern dort; da weiß man nun erst recht gar nichts zu sagen. Dazu war ich noch nicht einmal im Palast Pitti, wo „St. Ezechiel“ und „die Madonna della Sedia“ von Raphael hängen. Den Garten des Palastes aber habe ich gestern im Sonnenschein gesehen; er ist herrlich, und die unzähligen Cypressen, die dichten Myrthen und Lorbeerzweige machen Unsereinem einen seltsamen, fremden Eindruck; wenn

ich aber sage, daß ich Buchen, Linden, Eichen und Tannen zehnmal schöner und malerischer finde, als alles dies, so ruft Hensel: Der nordische Bär! —

Den 30. October.

Nach dem gestrigen warmen Regen ist es heut so behaglich lau in der Luft, daß ich hier am offenen Fenster sitze und schreibe; freilich ist es auch nicht übel, daß die Leute mit den zierlichsten Blumenkörben auf allen Straßen herumgehen, um die frischen Veilchen, Rosen und Nelken anzubieten. Vorgestern war ich müde von allen Bildern, Statuen, Vasen und Museen, beschloß also um zwölf, bis Sonnenuntergang spazieren zu gehen, kaufte mir einen Strauß von Tazzetten und Heliotrop und stieg nun so zwischen den Weinbergen den Hügel hinauf. Es war einer der heitersten Spaziergänge, die ich gemacht habe; es muß Einem erquickt und erfrischt zu Muthe werden, wenn man die ganze Natur um sich her so sieht, und mir gingen tausend frohe Gedanken im Kopfe herum. Da ging ich dann erst nach einem Lustschloß, Bellosguardo, wo man ganz Florenz mit dem weiten Thal vor sich sieht, und wo ich mich über die reiche Stadt und die dicken Thürme und Paläste sehr freute; aber am meisten über die unzähligen weißen Landhäuser, die alle Berge und alle Hügel, soweit das Auge reicht, bedecken, als ob sich die Stadt bis über die Gebirge in die Ferne hinausbreitete; und wenn ich das Fernglas nahm und in den blauen Dunst längs des Thales hinsah, so war alles immer noch mit weißen Landhäusern und hellen Punkten dicht besäet, und ich fühlte mich in solchem unabsehbar großen Kreise von Wohnungen sehr heimisch und wohl. Dann ging ich weit über die Hügel nach dem höchsten Platz, den ich sah, auf dem ein Thurm stand, und als ich hinkam, fand ich die Leute im ganzen Gebäude beschäftigt, Wein zu machen, Trauben zu trocknen und Fässer zu flicken. Es war Galiläi's Thurm, wo er seine Beobachtungen und Entdeckungen zu machen pflegte. Von oben herunter gab es wieder die weiteste Aussicht, und das Mädchen, das mich auf das Thurmdach führte, erzählte mir in ihrem Dialekt eine Menge Geschichten, die ich wenig verstand, schenkte mir nachher von ihren süßen trocknen

Weintrauben, die ich mit Virtuosität esse; und so ging ich weiter nach einem andern Thurm, den ich liegen sah, konnte mich aber nicht recht hinfinden, suchte gehend auf meiner Karte und stieß so auf einen Andern, der auch gehend auf seiner Karte suchte; der Unterschied zwischen uns war nur, daß er ein alter Franzose war und eine grüne Brille trug und mich anredete: è questo S. Miniato al Monte, Signor? und mit großer Festigkeit antwortete ich: Sì, Signor, und es fand sich, daß ich Recht hatte. Zugleich fiel mir A . . F . . sehr ein, der mir dies Kloster empfohlen hat, und es ist auch allerdings wunderschön. Bedenkt nun, daß ich von da nach dem Garten Boboli ging, wo ich die Sonne untergehen sah, und daß ich dann den klarsten Mondschein Abends hatte, so werdet Ihr es natürlich finden, daß mich der Spaziergang erfrischt hat. Von den Bildern hier schreibe ich ein andermal, denn es ist spät geworden; ich muß noch von der Gallerie Pitti und der großen Gallerie Abschied nehmen und mir meine Venus noch einmal ansehen, von der man vor Damen freilich nicht sprechen darf, die aber dennoch göttlich schön ist.

Um Fünf geht der Courier ab, und so Gott will, bin ich übermorgen früh in Rom. Von da aus dann das Weitere.

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 2. November 1830.*

...... Nun will ich aber nicht mehr betrübt schreiben; denn so wie mich Euer Brief nach vierzehn Tagen trüb gestimmt hat, so thut es dann meine Antwort in vier Wochen. Ihr schriebt mir darauf wieder so, und es würde in's Unendliche gehen. Überhaupt, da es vier Wochen dauert, ehe man Antwort haben kann, so muß man sich eben darauf beschränken, zu erzählen, was vorgeht und vorgegangen ist, und die Stimmung weiter nicht viel beschreiben, sie geht auch aus dem Erlebten und der

* Der fortgelassene Anfang des Briefs betrifft die Krankheit einer Verwandten.

Erzählung davon meistentheils schon hervor. Daß ich nun in Rom bin, will mir noch kaum recht in den Kopf, und als ich gestern Morgen früh im blendend hellen Mondlicht, bei tiefblauem Himmel über eine Brücke mit Statuen fuhr, und der Courier sagte: „Ponte molle“, so war mir alles wie ein Traum, und mir kam mein Krankenlager in London vor einem Jahre und die rauhe schottische Reise und München und Wien und die Pinien auf den Hügeln zugleich vor die Sinne. Die Reise von Florenz her hat wenig Anziehendes. Siena, das schön sein soll, passirten wir in der Nacht. Ärgerlich war es mir, daß ein regelmäßig gehender Courier der Regierung eine fortwährende Militairbedeckung mitnehmen muß, die in der Nacht verdoppelt wird, und die doch nothwendig zu sein scheint, da er sie bezahlt. So etwas sollte heut zu Tage nicht mehr vorkommen. Indeß geht doch alles vorwärts, und es giebt Momente, wo man ordentlich den Sprung mit ansieht. So saß ich in Florenz, den Abgang der Post erwartend, las französische Zeitungen, und in dem Augenblicke, als die Glocke schlug, sah ich noch unter den Ankündigungen: „La vie de Siebenkase par Jean Paul“. Ich hatte darüber meine eigenen Gedanken, wie so nach und nach alle schönen Gestalten von uns hinüberwandeln, und wie unsere großen Männer nach ihrem Tode dort gefeiert werden, während bei ihrem Leben Lafontaine’sche Romane und französische Vaudevilles auf ihre Landsleute Eindruck machen; und wie wir statt dessen nur den Schund der Franzosen, aber nicht Beaumarchais und Rousseau uns anzueignen versuchen. Das schadet aber gar nichts. — Das erste von Musik, was ich hier sah, war „der Tod Jesu“ von Graun, den ein hiesiger Abbate, Fortunato Santini, recht gelungen und treu in’s Italienische übersetzt hat. — Nun ist die Musik des Ketzers mit dieser Übersetzung nach Neapel geschickt worden, wo sie diesen Winter in einer großen Feierlichkeit ausgeführt werden soll, und die Musiker sollen ganz entzückt von der Musik sein und mit großer Liebe und Enthusiasmus an’s Werk gehn. Der Abbate erwartet mich schon lange, wie ich höre, und mit Ungeduld, weil er mehrere Aufschlüsse über deutsche Musik von mir haben möchte, und weil er hofft, ich würde ihm die Partitur der Bach’schen Passion mitbringen.

So geht es denn immer vorwärts und dringt so sicher durch wie die Sonne; bleibt's heute nebelig, so ist es eben ein Zeichen, daß der Frühling noch nicht da ist; aber wiederkommen muß er! Lebt alle herzlich wohl, und möge Euch der gütigste Himmel froh und frisch erhalten.

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 8. November 1830.

Heut soll ich nun von den ersten acht Tagen in Rom schreiben, wie ich mir mein Leben eingerichtet, wie ich dem Winter hier entgegen sehe, wie die göttlichen Umgebungen auf mich zuerst eingewirkt haben; und das wird mir etwas schwer. Es ist mir, als hätte ich mich verändert, seit ich hier bin; und wenn ich früher meine Ungeduld und Eile, vorwärts zu kommen und immer schneller die Reise fortzusetzen, unterdrücken wollte oder für eine Gewohnheit hielt, so sehe ich jetzt wohl, daß eigentlich nur der lebhafte Wunsch, diesen Hauptpunkt zu erreichen, daran Schuld war. — Nun habe ich ihn denn erreicht, und mir ist so ruhig und froh und ernsthaft zu Muthe geworden, wie ich's Euch gar nicht beschreiben kann. Was es ist, das so auf mich wirkt, kann ich wieder nicht genau sagen; denn das furchtbare Colosseum und der heitere Vatikan und die milde Frühlingsluft tragen dazu bei, wie die freundlichen Leute, mein behagliches Zimmer und Alles. Aber anders ist mir; ich fühle mich glücklich und gesund, wie seit langem nicht, und habe am Arbeiten solche Freude und Drang darnach, daß ich wohl noch viel mehr hier auszuführen gedenke, als ich mir vorgesetzt hatte; denn ich bin schon ein ganz Stück hinein. Wenn nun Gott mir Fortdauer dieses Glückes schenkt, so sehe ich dem schönsten, reichsten Winter entgegen.

Denkt Euch ein kleines zweifenstriges Haus am spanischen Platz Nr. 5, das den ganzen Tag die warme Sonne hat, und die Zimmer im ersten Stock darin, wo ein guter Wiener Flügel steht; auf dem Tische liegen einige Portraits von Palestrina, Allegri &c. mit ihren Partituren; ein lateinisches Psalmbuch,

um daraus „Non nobis" zu componiren: — daselbst residire ich nun. Am Capitol war mir es zu weit, und ich fürchtete vor Allem die kalte Luft, von der ich hier freilich nichts zu besorgen habe, wenn ich des Morgens aus dem Fenster über den Platz sehe, und sich alles so scharf im Sonnenschein vom blauen Himmel abhebt. Der Wirth ist ehemals Capitän unter den Franzosen gewesen; das Mädchen hat die herrlichste Contraaltstimme, die ich kenne; über mir wohnt ein Königl. Preuß. Hauptmann, mit dem ich zusammen politisire: — kurz, das Local ist gut. Wenn ich Morgens früh nur in's Zimmer komme, und die Sonne so hell auf das Frühstück scheint (Ihr seht, ich bin zum Poeten verdorben), da wird mir gleich unendlich behaglich zu Sinn; denn es ist doch eigentlich Spätherbst, und wer kann da noch Wärme, heitern Himmel oder Trauben und Blumen bei uns beanspruchen? Nach dem Frühstück geht es an's Arbeiten, und da spiele und singe und componire ich denn bis gegen Mittag. Dann liegt mir das ganze unermeßliche Rom wie eine Aufgabe zum Genießen vor; ich gehe dabei sehr langsam zu Werke und wähle mir täglich etwas Andres, Weltgeschichtliches aus, — gehe einmal spazieren nach den Trümmern der alten Stadt; ein andermal nach der Gallerie Borghese oder nach dem Capitol oder nach St. Peter oder dem Vatikan. Das macht mir jeden Tag unvergeßlich, und indem ich mir Zeit nehme, habe ich jeden Eindruck fester und stärker. Beim Arbeiten des Morgens möchte ich gern nicht aufhören und fortschreiben, sage mir aber: du mußt doch auch den Vatikan sehen; wenn ich nun da bin, so möchte ich wieder nicht gern fortgehen, und so macht mir jede meiner Beschäftigungen die reinste Freude, und ein Genuß löst den andern ab. Wenn mir Venedig mit seiner Vergangenheit wie ein Leichenstein vorgekommen ist, wo mich die verfallenden modernen Paläste und die fortdauernde Erinnerung an ehemalige Herrlichkeit halb verstimmt und traurig gemacht haben, so erscheint mir Roms Vergangenheit wie die Geschichte; ihre Denkmäler erheben, machen ernst und heiter, und es ist ein frohes Gefühl, daß Menschen etwas hinstellen können, an dem man sich nach 1000 Jahren noch erquickt und stärkt. Wenn ich mir nun solch ein Bild, und zwar an jedem Tage ein neues, eingeprägt habe, so

ist es meist Dämmerung, und der Tag zu Ende. Dann suche ich die Bekannten und Freunde auf; wir theilen uns mit, was jeder gethan, d. h. hier genossen hat, und sind vergnügt mit einander. Die Abende war ich meist mit Bendemanns und Hübners, wo die deutschen Künstler sich versammeln; auch zu Schadows gehe ich zuweilen. — Eine kostbare Bekanntschaft ist für mich der Abbate Santini, der eine der vollständigsten Bibliotheken für alte italienische Musik hat und mir gern alles leiht und giebt, da er die Gefälligkeit selbst ist. Abends läßt er sich aber von Ahlborn oder mir nach Hause begleiten, weil es einen Abbate in üble Nachrede bringt, wenn er Abends allein auf der Straße gesehen wird; daß nun Kerls, wie Ahlborn und ich, einem sechzigjährigen Geistlichen zur Dueña dienen müssen, ist piquant genug. Die Herzogin —*** hatte mir eine Liste von alter Musik gegeben, deren Copien sie womöglich zu haben wünschte. Sämmtliche Musik besitzt Santini, und ich bin ihm sehr dankbar, daß er mir die Copien verschafft; denn ich sehe sie nun zugleich durch und lerne sie kennen. Ich bitte Euch, mir für ihn als Zeichen meiner Dankbarkeit die sechs Cantaten von Seb. Bach, die Marx bei Simrock herausgegeben hat, oder einige der Orgelstücke herzuschicken. Am liebsten wären mir Cantaten; das Magnificat und die Motetten u. a. m. besitzt er selbst. Er hat „Singet dem Herrn ein neues Lied" übersetzt und will es in Neapel zur Aufführung bringen; dafür muß er belohnt werden. Über die päpstlichen Sänger, die ich dreimal gehört habe (im Quirinal auf Monte Cavallo zweimal und einmal in San Carlo), schreibe ich an Zelter ausführlich. Ich freue mich sehr auf Bunsen; wir werden viel zusammen zu sprechen haben, und es kommt mir sogar vor, als hätte er Arbeiten für mich; die will ich gern und so gut als möglich machen, wenn ich es mit Gewissenhaftigkeit thun kann. Zu meinen Hausbehaglichkeiten gehört auch, daß ich zum ersten Male Goethe's „Reise nach Italien" lese; und ich muß Euch gestehen, daß es mir eine große Freude macht, daß er in Rom an demselben Tage ankommt, wie ich; — daß er ebenso zuerst auf's Quirinal geht und dort die Seelenmesse hört; daß ihn auch in Florenz und Bologna die Ungeduld ergriffen hat; daß ihm auch so ruhig und, wie er es

nennt, solide hier zu Muthe wird; denn alles, was er beschreibt, habe ich genau ebenso erlebt, und das ist mir lieb. Doch spricht er ausführlich von einem großen Bilde von Tizian (im Vatikan) und meint, es sei die Bedeutung nicht herauszuerkennen; die Figuren ständen nur schön neben einander gruppirt. Ich bilde mir aber ein, einen sehr tiefen Sinn darin gefunden zu haben, und glaube, wer bei Tizian das Schönere findet, hat immer mehr Recht; denn das ist ein göttlicher Mensch gewesen. Wenn er auch nicht Gelegenheit gefunden hat, seinen ganzen Geist so auszubreiten und zu zeigen, wie Raphael hier im Vatikan, so werde ich doch niemals seine drei Bilder in Venedig vergessen, und denen reiht sich auch das im Vatikan an, wo ich heute früh zum erstenmale war. Wenn Jemand mit vollem Bewußtsein auf die Welt käme, so müßte ihn alles umher so lebendig und heiter anlachen, wie Einen dort die Bilder: die „Schule von Athen“ und die „Disputa“ und der „Petrus“, die auf einmal unmittelbar, wie sie gedacht sind, vor Einem stehen; und dann der Eingang durch die bunten offenen Bogen, wo man zur Seite in's Freie auf den Petersplatz und Rom und das blaue Albaner-Gebirge sieht; und über sich die Gestalten aus dem Alten Testament und tausend bunte Engelchen und Arabesken von Früchten und Blumengehängen; und dann muß man erst noch hinauf in die Gallerie! — Du mußt aber gerühmt sein, lieber Hensel; denn Deine Copie der „Transfiguration“ ist prächtig! — Den freudigen Schauder, der mich packt, wenn ich ein ewiges Werk zum erstenmale sehe, und den Grundgedanken, den Haupteindruck davon, habe ich nicht heute, sondern vor Deinem Bilde empfunden. Der erste Eindruck des heutigen gab mir nur dasselbe, was ich durch Dich schon kannte; und erst nach langem Betrachten und Suchen gelang es mir einiges herauszufinden, was mir neu war. Dagegen ist mir die „Madonna von Foligno“ im ganzen Glanz ihrer Lieblichkeit erschienen. Ich habe einen glücklichen Morgen in der Mitte all' dieser Herrlichkeiten gehabt; bei den Statuen bin ich noch nicht einmal gewesen; dabei bleibt mir der erste Eindruck noch für einen andern Tag. —

Den 9ten früh. Und so bringt mir jeder Morgen neue Erwartungen, und jeder Tag erfüllt sie mir. Die Sonne hat

eben wieder auf's Frühstück geschienen, und ich will nun an's Arbeiten gehen. Mit der ersten Gelegenheit schicke ich Dir, liebe Fanny, die Wiener Sachen, und was sonst fertig ist, und Dir, Rebecka, mein Zeichenbuch. Es gefällt mir aber diesmal nicht recht, und ich will hier bei den Landschaftsmalern ihre Skizzen viel sehen, um mir womöglich eine neue Manier zuzulegen; ich habe mir selbst eine erfinden wollen, aber nein! — Heut will ich nach dem Lateran und den Ruinen von Alt-Rom; Abends bin ich bei einer freundlichen englischen Familie, die ich hier kennen gelernt habe. Aber bitte, schickt mir viel Empfehlungsbriefe; ich möchte gern ungeheuer viel Menschen kennen lernen, namentlich Italiener. So leb' ich froh drauf los und denke Euer in jedem vergnügten Augenblick. Seid glücklich und freut Euch mit mir der Zeit, die sich mir hier aufzuthun scheint. Lebt alle wohl.

Felix M. B.

An Fanny Hensel in Berlin.

Rom, den 16. November 1830.

Liebe Fanny!

Vorgestern ging keine Post, und reden konnte ich nicht mit Dir, und wenn ich bedachte, der Brief müsse erst noch zwei Tage liegen bleiben, ehe er gar abgehen würde, so war mir das Schreiben auch unmöglich; da hab' ich denn so manchmal an Dich gedacht, habe Dir und uns allen Glück gewünscht und habe mich gefreut, daß Du vor so und so viel Jahren geboren wurdest; es giebt Einem solch einen Rückhalt, wenn man daran denkt, was für vernünftige Leute in der Welt sind. Du bist aber eine davon; bleib heiter und klar und gesund und verändere Dich nicht bedeutend; viel besser brauchst Du auch nicht zu werden; Dein Glück bleibe Dir treu: das sind denn ungefähr meine Geburtstagswünsche. Denn daß ich Dir auch etwas musikalische Ideen wünschen sollte, ist einem Menschen meines Calibers gar nicht zuzumuthen. Es ist auch Ungenügsamkeit, wenn Du Dich über Mangel daran beklagst; per

Bacco, wenn Du Lust hättest, würdest Du schon componiren, was das Zeug hält, und wenn Du nicht Lust hast, warum grämst Du Dich entsetzlich? Wenn ich mein Kind zu päppeln hätte, so wollte ich keine Partitur schreiben, und da ich „Non nobis“ componirt habe, so kann ich leider meinen Neffen nicht auf dem Arm herumtragen. Aber im Ernst, — das Kind ist noch kein halbes Jahr alt, und Du willst schon andere Ideen haben, als an Sebastian?* (nicht Bach!) Freu' Du Dich, daß Du es da hast; die Musik bleibt nur aus, wenn sie eben keinen Platz hat, und es nimmt mich nicht Wunder, daß Du keine Rabenmutter bist. Ich wünsche Dir aber doch zu Deinem Geburtstage, was irgend Dein Herz begehrt; ich will Dir also auch ein halbes Dutzend Melodien wünschen; es wird aber nichts helfen. Hier in Rom haben wir den 14. November so gefeiert, daß sich der Himmel blau und festtäglich geputzt hatte und schöne warme Luft heruntersendete. Da ging man denn sehr behaglich nach dem Capitol in die Kirche und hörte eine allzuelende Predigt des Herrn***, der ein recht guter Mann sein mag, der mich aber immer ganz grimmig predigt; und wenn mich Einer an dem Tage, auf dem Capitol, in der Kirche ärgern kann, so muß er es absonderlich anfangen. Nachher ging ich zu Bunsen, der eben angekommen war. Er und seine Frau empfingen mich voll Freundlichkeit, und es gab nun viel Schönes und Politik und Bedauern, daß Ihr nicht kämt. A propos: mein Lieblingswerk, das ich jetzt studire, ist „Lili's Park“ von Goethe; namentlich drei Stellen: „Kehr' ich mich um Und brumm“, dann „eh la menotte“ etc. und besonders: „Die ganze Luft ist warm, ist blüthevoll“, allwo entschieden die Clarinetten eintreten müßten; ich will ein Scherzo für eine Symphonie daraus machen. Gestern Mittag bei Bunsen gab es unter andern einen deutschen Musiker; o Herr Gott, o Herr Gott, ich wollte, ich wäre ein Franzos! Der Musiker sagte mir: „Die Musik muß man doch eigentlich alle Tage handhaben“. Warum? antwortete ich darauf, und das setzte ihn in Verlegenheit. Er sprach also gleich vom ernsten Streben; und wie doch Spohr gar kein ernstes

* Der Name des Kindes.

Streben habe; wie er aber durch mein „Tu es Petrus“ ganz deutlich ein ernstes Streben habe durchschimmern sehen. Hätt' es einen Hahn bei Tisch gegeben, so hätt' ich ihn unterdessen aufgefressen; so mußt' ich Maccaroni dafür nehmen. Der Kerl hat aber ein Gütchen bei Frascati und ist eben im Begriff die Musik niederzulegen; wer doch auch schon so weit wäre?! Nach Tisch kamen Catel, Eggers, Senf, Wolf, noch ein Maler, noch zwei Maler u. m. a. Auch mußte ich Clavier spielen, und sie verlangten Sachen von Sebastian Bach; die hab' ich ihnen denn reichlich gespielt und viel Glück damit gemacht. Auch habe ich die ganze Passionsaufführung deutlich beschreiben müssen; denn sie schienen mir kaum recht daran zu glauben. Bunsen besitzt nämlich den Clavierauszug davon; den hat er den Sängern der päpstlichen Capelle gezeigt, und die haben vor Zeugen ausgesagt, daß dergleichen von menschlichen Stimmen nicht auszuführen sei. Ich glaube das Gegentheil!

Übrigens giebt Trautwein die „Passion“ nach dem Johannes in Partitur heraus; ich werde mir wohl für Paris Hemdknöpfchen à la Bach machen lassen müssen. Heut führt mich Bunsen zu Baini, den er seit einem ganzen Jahre nicht gesehen hat, weil Baini niemals ausgeht, außer um die Beichte zu hören. Ich freue mich auf ihn und nehme mir vor, ihn so genau kennen zu lernen, wie nur irgend möglich, weil er mir manches Räthsel auflösen kann. Der alte Santini ist immerfort die Gefälligkeit selbst. Wenn ich Abends in Gesellschaft ein Stück lobe, oder nicht kenne, so klopft er den andern Morgen sehr leise an und bringt mir das Stück in sein blaues Schnupftüchelchen gewickelt; dafür begleite ich ihn dann Abends nach Hause, und wir haben uns sehr lieb. Er hat mir sogar sein achtstimmiges Te deum gebracht und mich gebeten, ihm doch einige Modulation hinein zu corrigiren: es bliebe doch gar zu viel in G dur; ich will also sehen, ob ich einiges A moll oder E moll anbringen kann. Nun wünsche ich nur noch recht viel Italiener kennen zu lernen; denn ein Maestro von S. Giovanni Laterno, dessen Töchter musikalisch, aber nicht hübsch sind, und bei dem ich eingeführt worden bin, will gar nichts sagen. Wenn Ihr also mir irgend Briefe schicken könnt, so thut es; denn wie ich des Morgens arbeite, Mittags sehe und

bewundere und so den Tag bis Sonnenuntergang zubringe, so will ich gern Abends mich in der römischen Welt herumtreiben. Meine freundlichen Engländer aus Venedig sind angekommen; Lord Harrowby mit seiner Familie bringt den Winter hier zu; Schadows, Bendemanns, Bunsens, Tippelkirchs empfangen alle Abend Leute; kurz an Bekannten fehlt es mir nicht, nur möchte ich auch die Italiener gern kennen lernen. Das Geschenk, liebe Fanny, das ich Dir diesmal zu Deinem Geburtstage fertig gemacht habe, ist ein Psalm für Chor und Orchester: Non nobis, Domine, Du kennst den Gesang schon. Eine Arie kommt darin vor, die einen guten Schluß hat, und der letzte Chor wird Dir gefallen, hoffe ich. In der nächsten Woche soll, wie ich höre, eine Gelegenheit gehen, da schick' ich Dir's sammt vieler andern neuen Musik. Nun will ich die Ouvertüre fertig machen und dann, so Gott will, an die Symphonie gehen. Auch ein Clavier-Concert, das ich mir für Paris gern schreiben möchte, fängt an mir im Kopfe zu spuken. Gebe der liebe Gott Gelingen und frohe Zeit, so wollen wir sie schon genießen. Lebt wohl und seid glücklich.

Felix.

An seine Geschwister.

Rom, den 22. November 1830.

Lieben Geschwister!

Ihr wißt, wie sehr ich es hasse, auf 200 Meilen weit und über vierzehn Tage fort guten Rath zu geben, will es aber selbst einmal thun.

Ich glaube nämlich, Ihr macht einen Fehler im Betragen, und zwar denselben, den ich auch einmal gemacht habe. Ich habe nämlich in meinem Leben Vater nicht so verstimmt schreiben gesehen, wie seit ich hier in Rom bin, und da wollte ich Euch denn fragen, ob Ihr nicht vielleicht durch einige Hausmittel ein wenig lindern könnt? Ich meine so etwa durch Schonen und Nachgeben und dadurch, daß Ihr von den Sachen die Seite, die der Vater gern hat, mehr vorkehrt, als die

andere, — vieles, was ihn ärgert, ganz verschweigt und statt schändlich sagt unangenehm, oder statt prächtig — erträglich. Es hilft zuweilen unglaublich viel, und ich will also leise anfragen, ob nicht auch vielleicht in diesem Falle? Denn, die gewaltigen Weltereignisse abgerechnet, scheint mir die Verstimmung auch davon herzukommen, wie damals, als ich meine musikalische Thätigkeit auf meinem eigenen Wege anfing, und als Vater fortwährend in der übelsten Laune war, auf Beethoven und alle Phantasten schalt und mich darum oft betrübte und oft ungeberdig machte. Es kam eben damals etwas Neues, und das war dem Vater nicht ganz recht und auch wohl etwas ängstlich, glaub' ich. Solange ich denn nun immer meinen Beethoven erhob und pries, wurde das Übel ärger, und ich, — wenn mir recht ist, — einmal von Tisch gewiesen. Nun fiel mir aber ein, ich könnte sehr viel Wahrheit sprechen, und doch nicht gerade die, die Vater nicht leiden mag, und da ging es besser und besser und endlich gut. Vielleicht habt Ihr ein bischen vergessen, daß Ihr hier und da schonen und nicht antippen müßt, — daß sich Vater für älter und verstimmter hält, als er es wohl, Gottlob, ist, und daß es an uns Allen ist, ihm auch einmal nachzugeben, sei das Recht auch noch so sehr auf unserer Seite, wie er es so oft gegen uns that. So lobt denn ein wenig, was er gern hat, und tadelt nicht, was ihm an's Herz gewachsen ist, namentlich nicht Altes, Bestehendes. Lobt auch das Neue nur erst dann, wenn es etwas in der Welt äußerlich erreicht hat und heißt; denn bis dahin kömmt es immer auf Geschmackssache hinaus; — zieht mir Vater hübsch in Euren Kreis und tanzt um ihn herum: — kurz, sucht wieder einmal auszugleichen und auszuglätten und bedenkt, daß ich, der ich ein gereiseter Weltmann bin, noch nie eine Familie gefunden habe, die, alle Schwächen und Verdrießlichkeiten und Fehler eingerechnet, so glücklich gewesen wäre, als wir bis jetzt.

Antwortet mir nicht hierauf; denn das kommt erst in vier Wochen an, und dann giebt es schon wieder etwas Neues. Überhaupt, wenn ich dumm war, so will ich keine geistigen Prügel von Euch, und sprach ich schön, so folgt meinen guten Lehren.

Den 23sten.
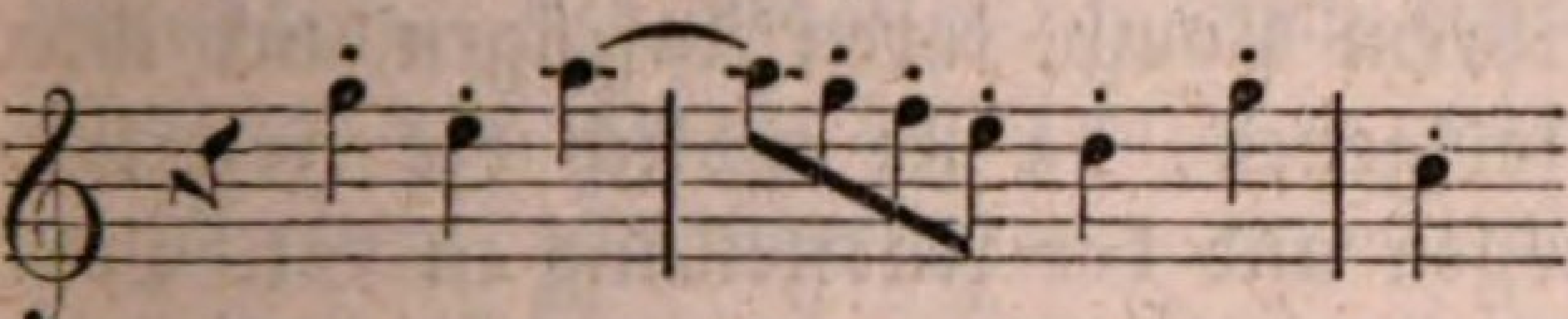
Eben wollte ich an den „Hebriden" arbeiten, da kommt Herr B., ein Musiker aus Magdeburg, spielt mir ein ganzes Liederbuch und ein Ave Maria vor und bittet mich um meine Meinung darüber zur Belehrung. Ich komme mir vor, wie Nestor im Polrock, und habe ihm eine kümmerliche Rede gehalten, bin aber dadurch um einen Morgen in Rom gekommen, was auch Schade ist. Der Choral „Mitten wir im Leben sind" ist fertig geworden und wohl eins der besten Kirchenstücke, die ich gemacht habe. Nach Beendigung der Hebriden denke ich an „Salomon" von Händel zu gehn und ihn für eine künftige Aufführung einzurichten, mit Abkürzungen und Allem. Sodann denke ich die Weihnachtsmusik „Vom Himmel hoch" und die A moll Symphonie zu schreiben, — vielleicht einige Sachen für's Clavier und ein Concert u. s. w., wie es gerade kommen will. — Dabei vermisse ich nun freilich sehr, daß ich keinen Bekannten habe, dem ich das Neue mittheilen kann, — der mit in die Partitur zu gucken, oder einen Baß oder eine Flöte mitzuspielen versteht, so daß ich ein Stück, wenn es fertig ist, in den Kasten legen muß, ohne daß sich Einer daran freut. — Darin bin ich in London verwöhnt worden. Solche Freunde, wie da, treffe ich doch wohl nicht wieder zusammen. Hier muß man immer nur halb reden, um die beste Hälfte zu verschweigen, während man dort halb redete, weil sich die andere Hälfte von selbst verstand, und der Andere sie schon wußte.

Aber freilich ist es sonst herrlich hier. Neulich waren wir junges Volk in Albano; fuhren des Morgens früh bei heiterstem Wetter fort; unter der großen Wasserleitung, die sich scharf dunkelbraun vom klaren Himmel abschnitt, ging der Weg durch bis nach Frascati — von da nach einem Kloster Grottaferrata, wo es schöne Wände von Domenichino giebt, — dann nach Marino, das sehr malerisch auf einem Hügel liegt, und so kamen wir nach Castel Gandolfo am See. Alle die Gegenden sind, wie mein erster Eindruck in Italien, keineswegs schlagend oder so auffallend schön, wie man sie sich denkt, aber so sehr wohlthuend und befriedigend, alle Linien so sanft malerisch und ein so vollkommenes Ganzes mit Staffage und Beleuchtung und

Allem. Hier muß ich meinen Mönchen eine Lobrede halten; die machen immer gleich ein Bild fertig und geben ihm Stimmung und Farbe mit ihren mannigfaltigen Kleidern und dem andächtigen stillen Gang und der dunkeln Miene. Von Castel Gandolfo nach Albano geht eine schöne schattige Allee von immergrünen Eichen am See hin, und da wimmelt es nun von Mönchen aller Art, die die Gegend beleben oder auch einsam machen. Nahe an der Stadt gingen ein paar Bettelmönche spazieren, — weiterhin kam ein ganzer Trupp junger Jesuiten, — dann lag ein eleganter junger Geistlicher im Gebüsch und las, — weiterhin standen ein paar im Walde mit Flinten und lauerten Vögeln auf; dann kam ein Kloster, um welches eine Menge Kapellchen im Kreise steht. Da war es zuerst ganz einsam — dann aber kam ein dummer, schmutziger Kapuziner heraus, ganz mit dicken Blumensträußen beladen, und steckte sie vor die Heiligenbilder rings und kniete erst vor jedem hin, ehe er es putzte. Wir gingen weiter und begegneten zwei alten Prälaten im eifrigen Gespräch begriffen, — im Kloster vor Albano wurde zur Vesper geläutet; und selbst auf dem höchsten Berge steht ein Passionistenkloster. Da dürfen sie nicht mehr, als eine Stunde täglich, sprechen und beschäftigen sich immer nur mit der Leidensgeschichte. Ganz seltsam begegnete uns in Albano mitten unter den Mädchen mit ihren Krügen auf dem Kopfe, unter den Kraut- und Blumenhändlern, im Gedränge und Geschrei, solch ein kohlschwarzer, stummer Mönch, der seine Rückreise auf den Monte Cavo antrat. So haben sie die ganze herrliche Gegend in Besitz genommen und bilden eine sonderbare, melancholische Grundfarbe zu allem Lustigen, Freien, Munteren und zu der ewigen Heiterkeit, die die Natur giebt. Es ist, als brauchten die Menschen deswegen hier ein Gegengewicht. Das ist nun aber gar nicht meine Sache, und ich brauche keinen Contrast, um mich an dem zu freuen, was ich habe.

Bei Bunsen bin ich oft, und da er das Gespräch gern auf seine Liturgie und ihren musikalischen Theil bringt, den ich sehr mangelhaft finde, so nehme ich kein Blatt vor den Mund, sage meine Meinung gerade heraus, und, wie ich glaube, ist das die einzige Art, den Menschen näher zu kommen. So haben wir schon ein paar lange, ernsthafte Gespräche gehabt, und ich hoffe,

wir werden einander genauer kennen lernen. Gestern war bei ihm Palestrina'sche Musik, wie alle Montag, und da habe ich denn zum ersten Male vor den römischen Musikern in corpore gespielt. Ich weiß das ganz genau, wie ich mich anfänglich in einer fremden Stadt bei den Leuten durchspielen muß. Mir ist denn auch ein bischen befangen, und so war es gestern. Die päpstlichen Sänger hatten den Palestrina ausgesungen, und nun sollte ich noch etwas spielen. Brillantes paßte nicht, und Ernsthaftes hatten sie übergenug gehabt. Ich bat also den Director Astolfi um ein Thema, und der tippte denn mit einem Finger an



und lächelte dazu; die schwarzröckigen Abbaten stellten sich um mich her und hatten große Freude daran. Das merkte ich, und es munterte mich auf, und so gelang es mir gegen das Ende ganz gut; sie klatschten rasend, Bunsen meinte, ich hätte die Geistlichkeit verblüfft, — kurz die Sache war hübsch. Mit dem öffentlichen Spielen oder Aufführen sieht es hier ohnehin schlecht aus; so muß man sich an die Gesellschaften halten und im Trüben fischen.

Euer

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 30. November 1830.

Von Bunsen im Mondschein nach Hause kommen, Euren Brief in der Tasche, und ihn dann so recht behaglich in der Nacht sich durchlesen, — das ist ein Vergnügen, wie ich es Vielen oder Wenigen gönne! Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich den ganzen Winter hier bleiben und erst im April nach Neapel gehen. Es ist so Herrliches auf allen Seiten zu sehen und recht zu würdigen; — man muß sich in so Vieles erst hinein denken, um einen Eindruck davon zu empfangen; auch habe ich in mir selbst so manche Arbeit vor, die Ruhe und Fleiß verlangt, daß Eile diesmal Alles verderben würde; und obwohl ich meinem Plane getreu bleibe und nur alle Tage

einen neuen Eindruck in mich aufnehme, so bin ich doch zuweilen gezwungen, auch darin Ruhetage zu machen, damit es sich nicht verwirre. Heut schreib ich wenig, weil ich diese Tage soviel als möglich bei meiner Arbeit bleiben muß und es doch nicht über mich gewinnen kann, das Schöne, was mir vor den Füßen liegt, nicht aufzuheben, wie Falstaff sagt. Dazu ist das Wetter brutto und kalt; da giebt es keine rechte Erzähllaune. Der Papst ist sterbend oder schon todt; „wir werden also recht bald einen neuen bekommen", sagen die Italiener sehr gleichgültig; und da sein Tod dem Carneval keinen Eintrag thut, da die Kirchenfeste mit ihrem Pomp, ihren Aufzügen und ihrer schönen Musik immer fortgehen, da sie endlich die Feierlichkeiten bei den Seelenmessen und der Ausstellung in St. Peter obenein bekommen: so ist es ihnen schon ganz recht, im Falle es nur nicht im Februar geschieht. — Daß Mantius meine Lieder gern und viel singt, freut mich recht sehr. Grüßt und fragt ihn doch auch, warum er nicht sein Versprechen hält und mir einmal schreibt? Ich habe ihm schon mehreremal geschrieben, nämlich Noten. In dem Ave Maria und in dem Choral „Aus tiefer Noth" sind Stellen sehr ausdrücklich für ihn gemacht, und er wird sie erquickend singen. Beim Ave, das ein Gruß an die Maria ist, singt nämlich ein Tenor (ich habe mir etwa einen Jünger dabei gedacht) dem Chor immer Alles vor und ganz allein. Da das Stück nun in A dur ist und bei den Worten „benedicta tu" etwas in die Höhe geht, so mag er sein hohes A nur vorbereiten, — klingen wird es schon. Laßt Euch doch von ihm ein „Lied vom schlechten Lebenswandel" vorsingen, das ich aus Venedig an Devrient geschickt habe. Das Ding ist so zwischen Wonne und Verzweiflung, und er wird es schon singen; zeigt es aber nicht weiter, sondern laßt es nur unter-40 Augen bleiben. Auch Rietz* schweigt, und ich sehne mich doch gar zu sehr nach seiner Geige und seinem tiefen Spiel, das mir ganz vor die Seele kommt, wenn ich seine liebe, zierliche Hand sehe. — Ich schreibe jetzt täglich an den „Hebriden" und schicke sie ihm, sobald sie fertig sind. Es ist ein Stück für ihn; ganz wunder-

* Der Violinspieler Eduard Rietz, — ein naher Freund Mendelssohn's.

lich. — Von meinem Leben das nächstemal; ich arbeite fleißig und lebe sehr froh und glücklich; mein Spiegel steckt voll italienischer, englischer und deutscher Visitenkarten; alle Abend bin ich bei Bekannten; es ist eine babylonische Sprachverwirrung in meinem Kopf, denn Englisch, Italienisch, Deutsch und Französisch kreuzen sich darin. Vorgestern mußte ich wieder den päpstlichen Sängern vorphantasiren. Die Kerls hatten sich für mich eigens das allerverzwickteste Thema ausgedacht, weil sie mich auf's Glatteis führen wollten; sie nennen mich aber l'insuperábile professorone und sind überhaupt sehr artig und freundlich. Nun wollte ich Euch die Sonntagsmusiken in der Sixtina, die Soirée bei Torlonia, den Vatikan, St. Onofrio, die Aurora von Guido und andere Kleinigkeiten beschreiben; aber das nächstemal. Die Post geht, und das Blatt mit ihr. Meine Wünsche sind aber bei Euch, heut wie immer.

Felix.

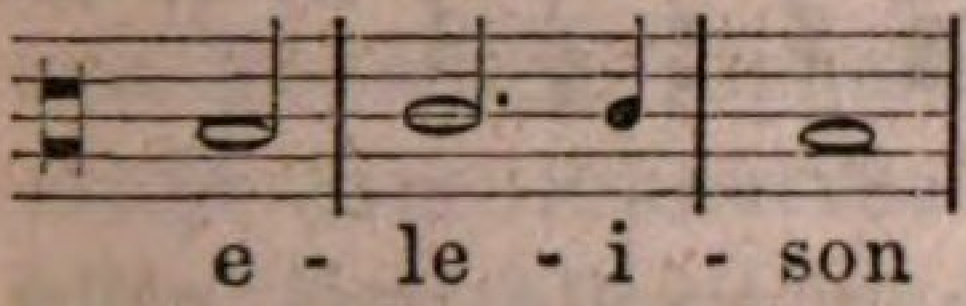
An den Professor Zelter in Berlin.

Rom, den 1. December 1830.
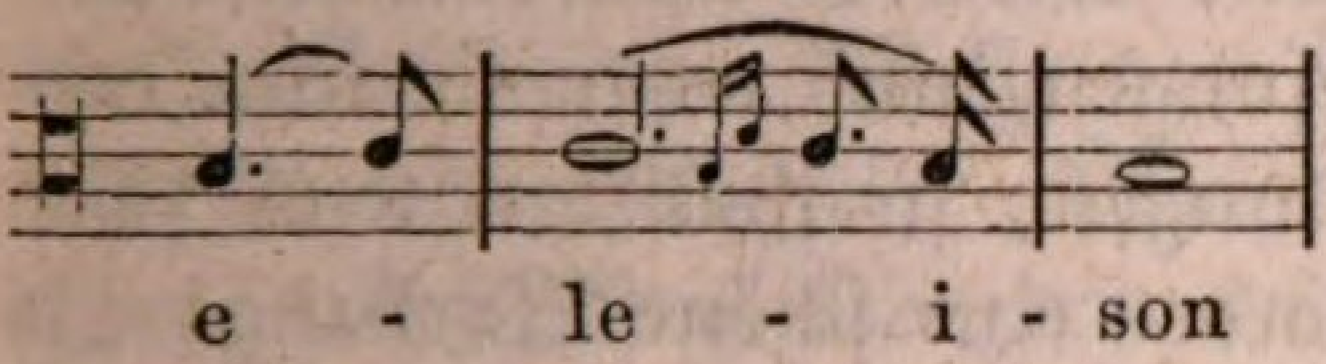
Lieber Herr Professor!

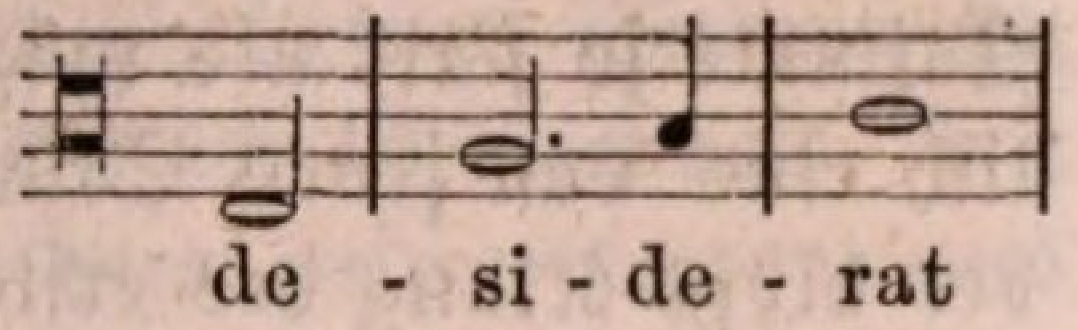
Ich komme eben vom Quirinal herunter, wo der Papst gestern Abend gestorben ist, und da nun wohl in der nächsten Zeit sich zum Schreiben wenig Muße finden wird, so will ich nicht säumen, Ihnen heut für Ihren lieben Brief zu danken und Sie zu bitten, mir, sobald es Ihre Zeit erlaubt, wieder einige Zeilen zukommen zu lassen. Sie wissen, wie Sie mich jedesmal dadurch erfreuen, und so hoffe ich bald wieder etwas von Ihrer Hand zu erhalten. Den verlangten Bericht nun von hier anzufangen, wird mir ein wenig schwer, weil so unendlich viel zu erzählen, so mannigfache, herrliche Eindrücke zu beschreiben sind, daß man nicht weiß, wo man anfangen soll. Der Eindruck des ganzen Roms ist so ernsthaft, so durch und durch in's Innere dringend und so heiter erhebend, wie man sich das Leben des Alterthums vorstellen möchte: andere Trümmer sind niederschlagend und melancholisch, die Ruinen

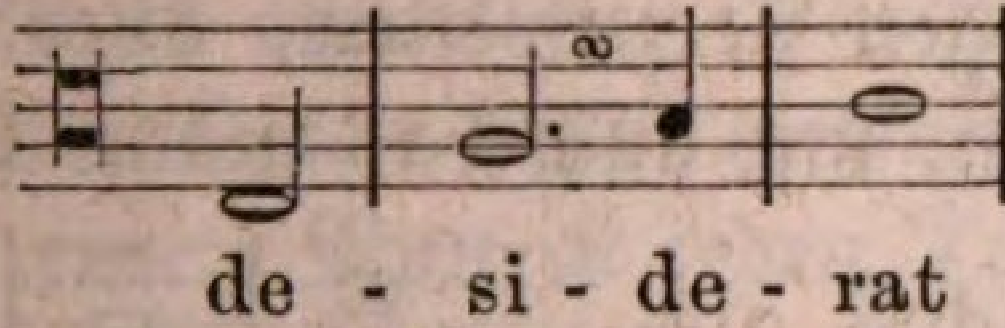
hier sind die festesten Denkmäler einer reichen Vergangenheit, und wenn mich anderswo alles an die Zerstörung und den Untergang erinnerte, so freue ich mich hier der ewig bleibenden Größe und Allgewalt. So steht das Colosseum und die Basilika des Constantin da, und jeder Mensch, der sieht, wie alles das auch von Menschen gemacht ist, muß sich erhoben fühlen. Auch verdanke ich dem, was nicht die eigentliche, unmittelbare Musik ist: den Ruinen, den Bildern, der Heiterkeit der Natur, am meisten Musik. — Von der musikalischen Musik (wenn ich so sagen darf) habe ich aber auch schon mancherlei und Interessantes erfahren und will es herzuzählen suchen. Die Cappella del sommo pontifice (die päpstliche Kapelle) habe ich viermal gehört, zweimal im Quirinal (der Sommerwohnung des Papstes), einmal in S. Carlo und vorigen Sonntag in der Sixtinischen Kapelle. Es ist ein Chor von Geistlichen, die nur in Gegenwart des Papstes oder seines Stellvertreters singen; ihre regelmäßige volle Anzahl ist 32, doch sollen sie selten vollzählig sein. Der Director selbst singt mit und dirigirt mit seiner Stimme, indem er allen einhilft und vom tiefen Baß schnell zu einem Discant-Eintritt in's Falsett überspringt, wo es Noth thut. Knabenstimmen sind gar nicht dabei und bis jetzt nie dabei gewesen, und Baini, der darüber klagte, daß sich von Jahr zu Jahr weniger Soprane fänden, nahm es fast übel, als ich fragte, ob man dem Mangel nicht durch Knabenstimmen abhelfen wolle. Was man von der besonderen Art des Vortrags zu erzählen pflegt, der sich durch Tradition in der päpstlichen Kapelle für die Palestrina'sche Musik erhalten haben soll, so habe ich davon sehr wenig bemerken können. Die einzige Eigenthümlichkeit in ihrer Art zu singen fand ich darin, daß sie meistentheils und fast durchgängig mit der äußersten Kraft ihrer Stimmen singen und die langen Noten aus voller Kehle in gleicher Stärke aushalten, so daß wir es bei uns, glaub' ich, fehlerhaft nennen würden; es thut aber bei den schönen, breiten Stimmen der Bässe und auch bei den Tenören zuweilen sehr gut, nur bei den Oberstimmen wird es oft zu einem widrigen Kreischen. Eine andere Eigenthümlichkeit wäre noch etwa das Beibehalten der kleinen Verzierungen und Trillerchen, wie sie im Anfang des vorigen Jahrhunderts beliebt waren; indessen
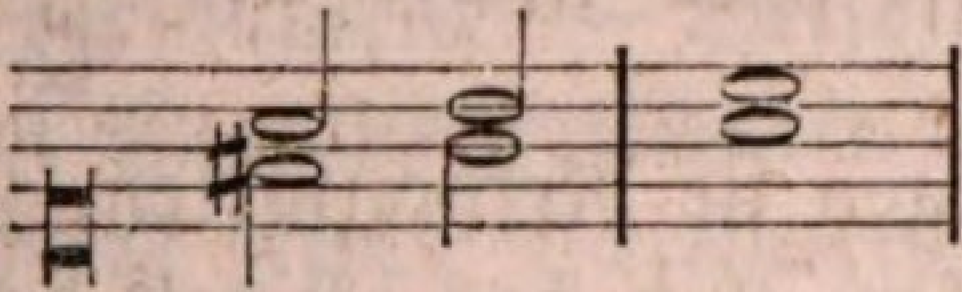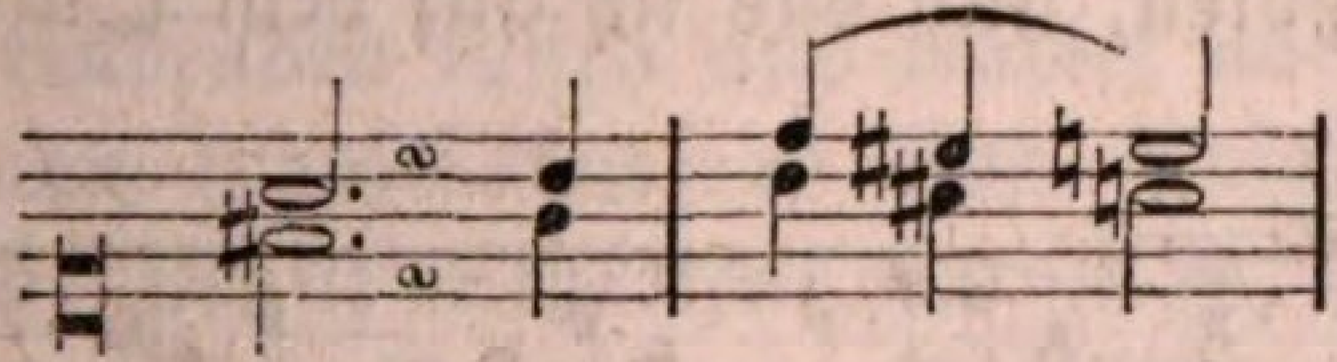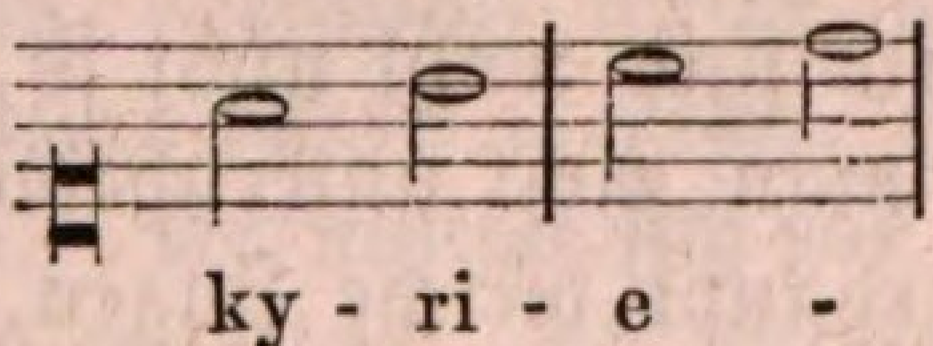
ist das wohl fast ein Fehler zu nennen, da sie alle Mittelstimmen ohne Unterschied mit diesen Zusetzungen bereichern, sodaß zuweilen sonderbare Klänge zum Vorschein kommen. Statt 

singen sie zum Beispiel fast immer:
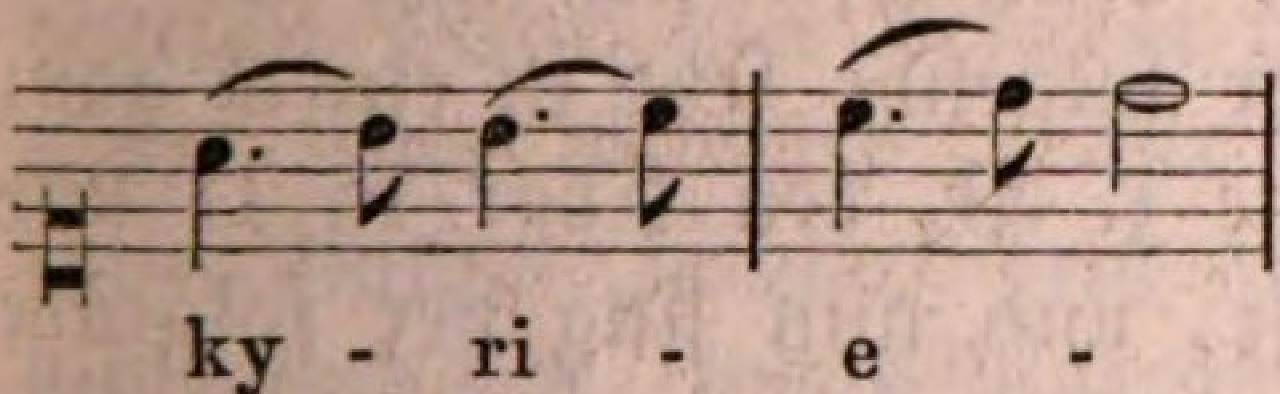


; statt 

immer: 
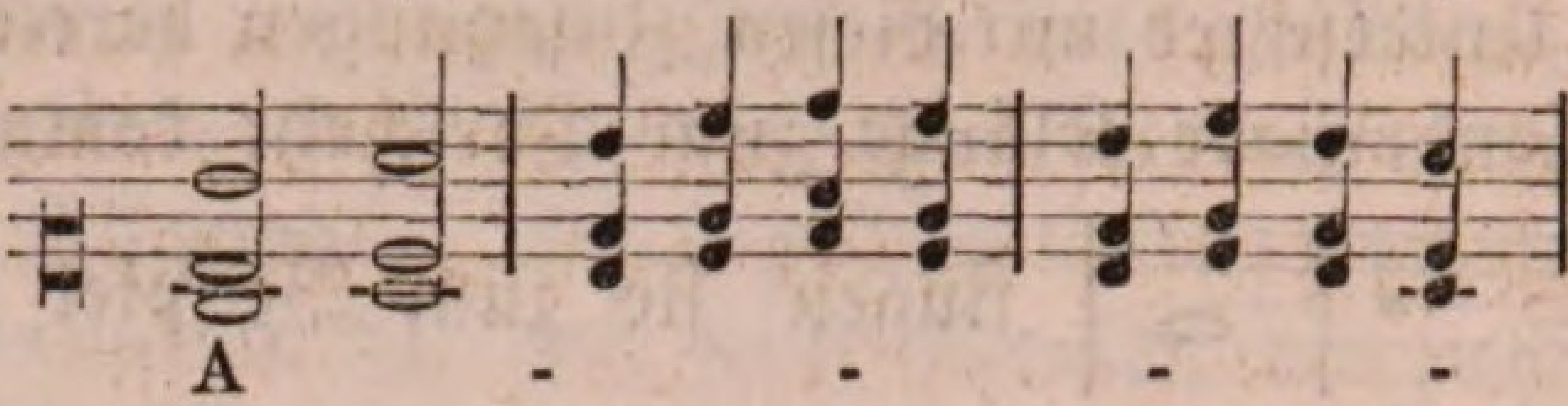
, und im dies irae sangen sie durchgängig statt  und statt ähnlicher Stellen so:  Sie können sich denken, welche sonderbare Wirkung dies nun hat, wenn es durch eine ganze Masse in allen Mittelstimmen durchgeführt wird. Die Art übrigens, statt 

zu singen:

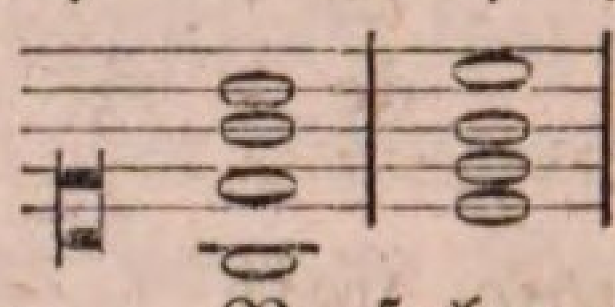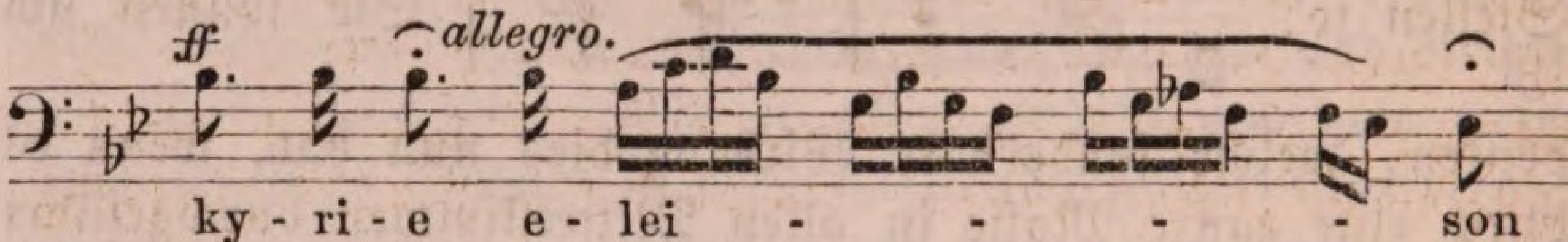


und überhaupt ihre Manier, die Noten ganz ineinander herüberzuziehen, ist zuweilen sehr an ihrer Stelle, und giebt dem Ganzen einen schönen weichen Klang, und wenn auch zu Zeiten ganz seltsame Dissonanzen daraus entstehen, so thut auch das in der Musik, die sie singen, gar nicht übel; bei Sebastian Bach sollten sie es wohl bleiben lassen. Ihre Musik ist, wie ihr feierlicher Gottesdienst, sehr geschickt auf großen Effect berechnet und bringt ihn auch hervor. Die Leute wundern sich, daß der Palestrina hier so viel Wirkung thue und in Deutschland weniger, und doch ist es ganz natürlich: vor jedem Musikstück singt der ganze Chor die Responsorien, und zwar so, daß Tenor und Baß immer in Terzen

gehn, und Alt und Sopran unisono mit dem Baß in Octaven.

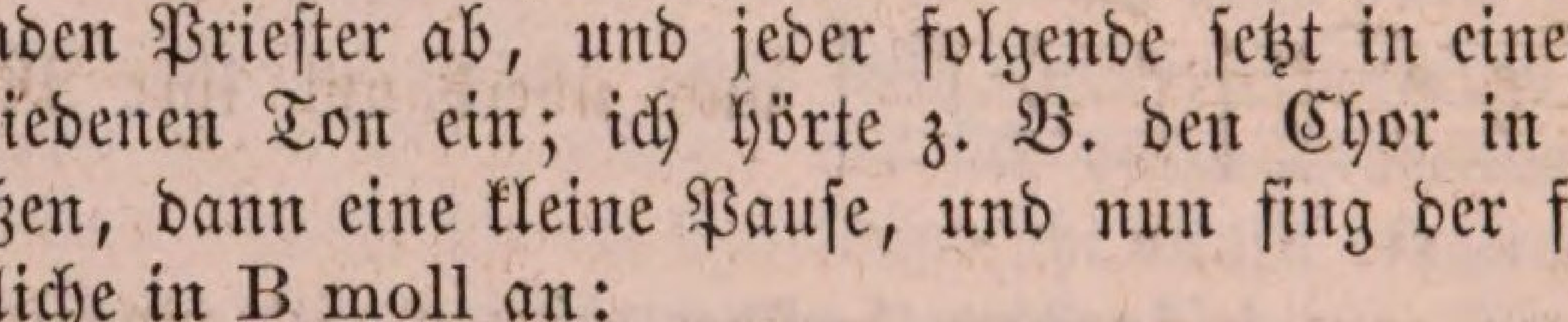
So z. B. 

u. s. w.

Das dauert oft sehr lange, und wird ebenfalls mit voller Stimme so stark als möglich gesungen, und wenn sie nun endlich eins von jenen Stücken anfangen, so thut meistens schon der bloße Klang des ersten Accordes eine schöne Wirkung. Ja in den Responsorien selbst bringen sie zuweilen, aber sehr selten, vollkommene Schlußfälle an, und auch das macht sich dann ganz prächtig und ist eben nichts als . Auch blos im unisono singen sie Responsorien, z. B. folgendes, das sie sehr oft wiederholen, und das ich auf dem Quirinal nachgeschrieben:



(Die Worte sind wohl nicht so, doch sprechen sie so undeutlich aus, daß man nicht unterscheiden kann, was für Worte, oder ob sie überhaupt welche singen.) Nun lösen sich auch die vorsingenden Priester ab, und jeder folgende setzt in einem ganz verschiedenen Ton ein; ich hörte z. B. den Chor in D dur schließen, dann eine kleine Pause, und nun fing der folgende Geistliche in B moll an:



Es macht eine ganz seltsame Wirkung, man verliert ganz und gar das Gefühl einer Tonart und folgt nun ohne Faden den Tönen, die herauf und herunter steigen, bis denn der erste Klang eines Musikstücks sich wieder ausbreitet, Einem das Gefühl der Musik wiedergiebt und die Ungewißheit vollkommen auflöst. — Dazu wird der Gottesdienst in der Sixtina gehalten, wo die „Propheten“ und „Sibyllen“ und das „jüngste

Gericht" von Michel Angelo sind; der Papst sitzt auf dem Throne umgeben von allen Cardinälen, deren jedem wieder sein Abt in dem violetten Mantel zu Füßen sitzt. Schaaren von Mönchen, jungen Geistlichen knieen außerhalb; das Ganze macht eine wunderbar ernste, reiche Wirkung. Sie sangen das erstemal ein Dies irae von Baini, dann eines von Pittoni; in S. Carlo eine Messe von Palestrina; in der Sixtina ein Motett von Allegri. Übrigens hatte ich Gelegenheit, mit einem päpstlichen Sänger, und zwar dem primo tenore aus einem Blatt etwas von Palestrina zu singen, und behaupte, daß ich die Noten besser getroffen habe, als er; er setzte sehr unsicher ein. Nun ist jeden Tag Requiem für den Papst, und ich werde sie nicht versäumen. — Beifolgender Brief ist vom Abbate Santini, der eine ausgezeichnete musikalische Bibliothek besitzt; er hat mehrere seiner Partituren für Sie abschreiben und zierlich einbinden lassen und wartet nur auf eine Gelegenheit, sie Ihnen zuzuschicken; es sind 4 dicke Bände, meistens Palestrina'sche Musik enthaltend; er ist es, der den „Tod Jesu" übersetzt hat und in Neapel zur Aufführung bringt; in einem Brief, den er von dort aus erhalten hat, heißt es unter anderm: Tutti i nostri dilettanti non vogliono udire adesso che musica di Graun e di Hendele; tanto è vero, che il vero bello non si può perder mai. Er nimmt sich vor, noch mehr deutsche Musik hier bekannt zu machen, und übersetzt zu dem Ende Ihre Motette: „Der Mensch lebt und bestehet" und Seb. Bach's „Singet dem Herrn ein neues Lied" in's Lateinische und den „Judas Maccabäus" von Händel in's Italienische. Er ist die Gefälligkeit selbst und ein sehr liebenswürdiger alter Herr. Wenn Sie ihm bei Gelegenheit manches von deutscher Musik könnten zukommen lassen, so wäre sein höchster Wunsch erfüllt; denn all' sein Sinnen und Trachten geht nun dahin, die deutsche Kirchenmusik in Italien einzuführen, und er besitzt von Seb. Bach bis jetzt nur die gedruckten Motetten und das Magnificat, von Graun nur das Te deum und die „Passion"; Trautwein steht mit ihm in Verbindung, glaub' ich; er hat ihm wenigstens schon mehreres geschickt, und auf die Seb. Bach'sche Passion wartet er täglich mit Ungeduld. — Von meiner persönlichen Bekanntschaft mit Baini und mehreren von der päpst-

lichen Kapelle, von ihren Compositionen u. s. w. schreibe ich das nächstemal; ebenso auch von der übrigen Kirchenmusik, den Orgeln, dem Gesang der Nonnen u. s. w. Auch von den Theatern, dem Orchester und den musikalischen Gesellschaften habe ich viel Lustiges zu erzählen; aber das Glockenläuten und die gedämpften Trommeln draußen rufen mich ab. Es ist übrigens warme Frühlingsluft, Sonnenschein, und ich schreibe bei offenem Fenster. Leben Sie wohl und gedenken Sie freundlich

Ihres treuen

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Familie.

Rom, den 7. December 1830.

Zum ausführlichen Brief, den ich schreiben wollte, komme ich auch heute nicht. Gott weiß, wie die Zeit hier verfliegt. In dieser Woche habe ich mehrere sehr liebenswürdige englische Familien kennen gelernt, die mir auch wieder vergnügte Abende im Winter versprechen; mit Bunsen bin ich sehr viel; auch Baini denke ich recht auszukosten. Ich glaube, er hält mich für einen „brutissimo Tedesco", so daß ich ihn ganz prächtig kennen lernen kann. Mit seinen Compositionen freilich ist es nicht weit her und so überhaupt mit der ganzen Musik hier. An Lust möchte es wohl nicht fehlen; aber es fehlt an den Mitteln gänzlich. Die Orchester sind unter allem Begriff; als prima donna assoluta ist Mlle. Carl* für die Saison an den beiden Haupttheatern engagirt, ist schon eingetroffen und fängt an, la pluie et le beau temps zu machen. Die päpstlichen Sänger werden alt; sind fast ganz unmusikalisch, treffen selbst die herkömmlichsten Stücke nicht richtig, und der ganze Chor besteht aus 32 Sängern, die aber nie beisammen sind. Concerte werden in der sogenannten philharmonischen Gesellschaft gegeben, aber nur am Clavier; Orchester ist nicht dabei, und als sie neulich versuchen wollten, die Schöpfung von

* Früher Sängerin am Königlichen Theater zu Berlin.

Haydn zu geben, so hielten es die Instrumente für unmöglich, sie zu spielen. Wie die Blase-Instrumente gar klingen, davon hat man in Deutschland nirgends eine Ahnung. — Da nun der Papst gestorben ist, den 14ten das Conclave anfängt, und also mit den Ceremonien der Beerdigung und denen der Erhebung des neuen Papstes ein großer Theil des Winters hingeht und für alle Musik und größere Gesellschaften verloren wird, so zweifle ich fast, daß ich hier zu einer ordentlichen öffentlichen Unternehmung kommen werde; bin auch wenig betrübt darüber, denn innerlich genieße ich hier so viel und mannigfaches, daß es wohl wenig Schade ist, wenn ich es eine Weile mit mir herumtrage und zu verarbeiten suche. Die Aufführung der Graun'schen „Passion" in Neapel und namentlich die Übersetzung von Seb. Bach zeigen nur, wie das Rechte dennoch durchdringen muß. Den lebendigen Sinn der Leute werden sie nicht ergreifen und nicht entzünden; aber es ist damit nicht schlechter, als mit dem Sinn für alle anderen Künste, eher noch besser; denn wenn man einen Theil der Logen von Raphael durch eine unsägliche Rohheit und einen unbegreiflichen Barbarismus weggekratzt sieht, um Inschriften mit Bleistift Platz zu machen; wenn der ganze Anfang der aufsteigenden Arabesken völlig vernichtet ist, weil Italiener mit Messern und Gott weiß wie, ihre erbärmlichen Namen eingeschrieben haben; wenn einer unter den Apoll von Belvedere mit großer Emphase und noch größeren Buchstaben hinmalt: „Christus"! wenn mitten vor dem jüngsten Gericht von Michel Angelo ein Altar aufgerichtet ist, so groß, daß er gerade die Mitte des Bildes überdeckt und so das Ganze stört; wenn durch die herrlichen Säle der Villa Madama, wo Giulio Romano die Wände gemalt hat, das Vieh getrieben, und Kraut darin aufbewahrt wird, blos aus Gleichgültigkeit gegen das Schöne: — so ist das wohl noch viel schlimmer, als schlechte Orchester; und Maler muß das mehr schmerzen, als mich erbärmliche Musik. Das Volk ist wohl innerlich angegriffen und zerstreut. Sie haben eine Religion und glauben sie nicht; sie haben einen Papst und Vorgesetzte und verlachen sie; sie haben eine glänzend helle Vorzeit, und sie steht ihnen fern; — da ist es kein Wunder, wenn sie sich nicht an der Kunst erfreuen, — wenn ihnen sogar

alles Ernstere gleichgültig ist. Die Indifferenz bei dem Tode des Papstes, die unziemliche Lustigkeit bei den Ceremonien ist wirklich entsetzlich. Ich habe die Leiche auf dem Paradebett gesehen, und die Geistlichen, die umherstanden, flüsterten fortwährend mit einander und lachten dann auf. — Jetzt, wo für seine Seele Messen gelesen werden, zimmern sie in derselben Kirche fortwährend am Gerüste des Katafalks, so daß man vor dem Hallen der Beilschläge, vor dem Lärmen der Arbeitsleute vom Gottesdienst nichts hören kann. Sobald die Cardinäle im Conclave sind, kommen die Satyren auf sie heraus, wo sie dann z. B. die Litaney parodiren und statt der Übel, um deren Ende sie bitten, immer die Eigenschaften der wohlbekannten Cardinäle nennen; oder wo sie eine ganze Oper von Cardinälen aufführen lassen; wo einer der primo amoroso, ein anderer tiranno assoluto, ein dritter Lampenputzer ist, u. s. f. So kann es nicht sein, wo die Leute sich an Kunst erquicken sollen. Früher war es nicht besser; aber sie haben daran geglaubt, und das macht den Unterschied. Die Natur aber und die warme Decemberluft und die Linie vom Albanerberge bis in's Meer hinunter: das ist Alles noch so geblieben; da können sie keine Namen einschneiden und keine Inschriften dichten, — das genießt jeder frisch und für sich allein, und das ist es, woran ich mich halte! Ein Mensch fehlt mir hier, dem ich Alles sehr offen mittheilen könnte; der meine Musik beim Entstehen läse und mir doppelt lieb machte; bei dem ich mich so recht vollkommen erholen und ausruhen und recht aufrichtig von ihm lernen könnte (er brauchte drum gar nicht ein sehr weiser Mann zu sein). Da aber die Bäume nicht in den Himmel wachsen sollen, wie es heißt, so wird der Mensch wohl sich hier nicht finden, und ein Glück, das ich sonst überall in sehr reichem Maße hatte, wird mir gerade hier fehlen. Muß also hier für mich brummen, und es wird schon so recht sein.

Felix.

An seinen Vater.

Rom, den 10. December 1830.

Lieber Vater!
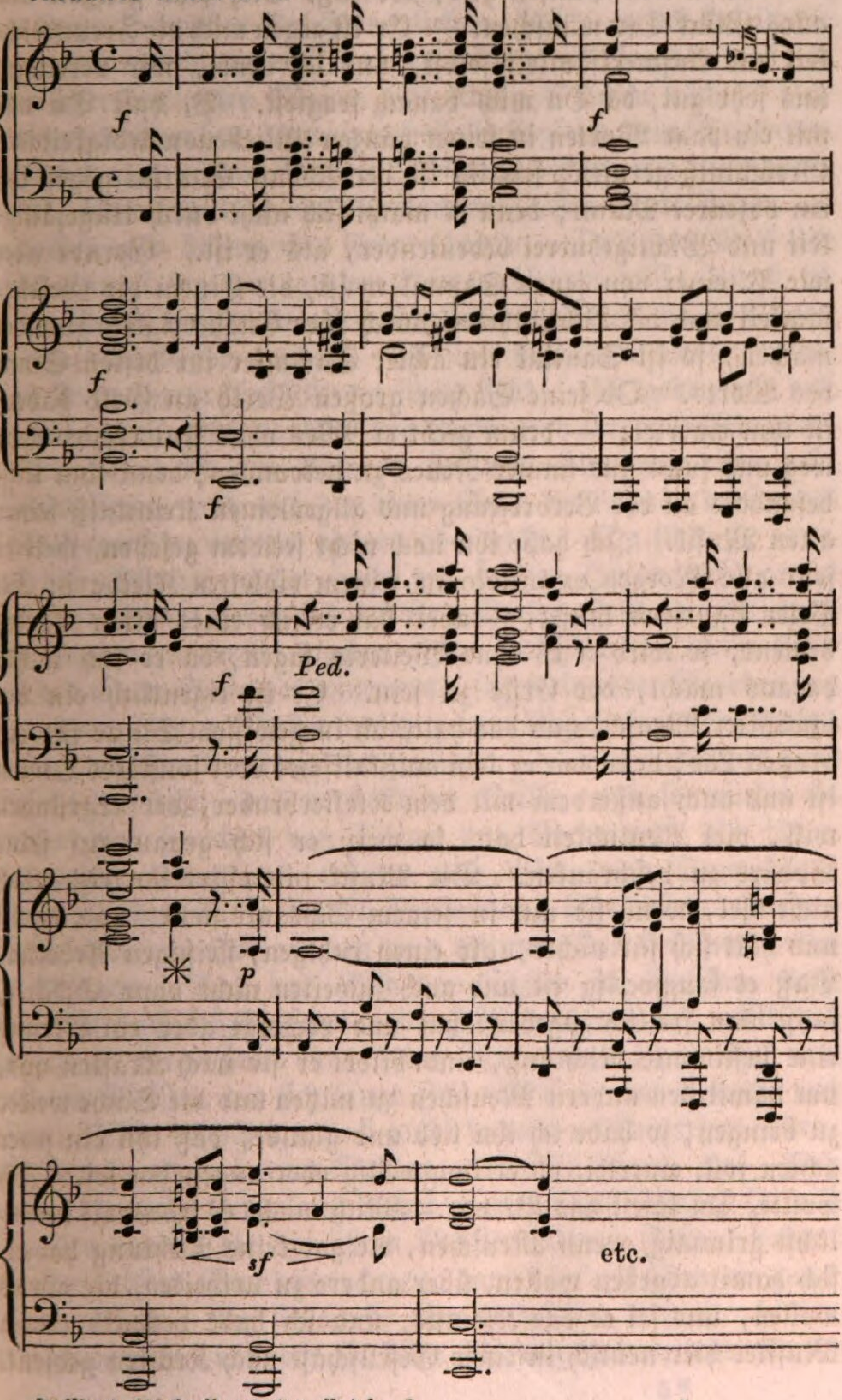
Dem Tage nach ist es heute ein Jahr, daß wir Deinen Geburtstag bei Hensels feierten, und da laß mich thun, als wäre es jetzt wieder so, und laß mich Dir einiges aus Rom erzählen, wie damals aus London. Als Geschenk denke ich morgen meine alte Ouvertüre zur „einsamen Insel"* fertig zu schreiben, und wenn ich dann darunter setze: „den 11. December", und das Heft in die Hände nehme, so ist es mir, als sollte ich es Dir gleich geben. Du würdest dann freilich sagen: Du könntest es nicht lesen; aber ich hätte Dir doch das Beste gebracht, was ich machen kann, und wenn mir an jedem Tage wohl schon so ist, als müßte ich das thun, so ist es doch mit einem Geburtstage was Eigenes; ich wollte, ich wäre da. Von meinem Glückwunsch laß mich schweigen. Du weißt ihn ja und weißt, wie ich und wir Alle an Dein Glück und Deine Heiterkeit gebunden sind, und daß ich Dir nichts wünschen kann, was uns nicht Allen doppelt zu Theil würde. Heute ist Feiertag. Ich freue mich, wenn ich denke, wie froh es bei Euch aussehen muß. Und indem ich Dir erzähle, wie glücklich ich hier lebe, ist es mir auch, als brächte ich Dir einen Glückwunsch. Wirklich ist für mich eine Zeit, wie diese, wo sich Ernst und Annehmlichkeit vereinigen, sehr erquickend und wohlthuend. Jedesmal wenn ich in mein Zimmer trete, freue ich mich von Neuem, daß ich nicht den folgenden Tag weiter muß — daß ich so Manches ruhig auf Morgen verschieben darf — daß ich in Rom bin! Was mir die Zeit her durch den Kopf fuhr, wurde gleich wieder von Anderem verdrängt, und die Eindrücke jagten einander, während sich hier Alles gehörig ausbreiten kann. Ich glaube, daß ich noch nie mit so vieler Lust gearbeitet habe, und wenn ich Alles ausführen soll, was ich vornehme, so muß ich den ganzen Winter dabei bleiben. Freilich entbehre ich die große Freude, das Fertige Einem mitzutheilen,

* Später unter dem Namen „Ouvertüre zu den Hebriden" herausgegeben.

der sich daran freut und darauf eingeht; aber das treibt mich gerade wieder zum Arbeiten, weil mir selbst Alles am besten gefällt, so lange ich mitten drin bin. Und nun verknüpft sich das mit den vielen Feierlichkeiten, Festen aller Art, die für ein paar Tage einmal das Arbeiten verdrängen; und da ich mir vorgenommen habe, soviel ich kann zu sehen und zu genießen, lasse ich mich durch die Arbeit nicht hindern und komme dann desto frischer wieder dazu zurück. Es ist wahrlich ein herrliches Leben. Mit der Gesundheit geht es mir ganz wohl; nur greift die warme Luft, namentlich der Scirocco, die Nerven sehr an, und ich muß mich hüten, Abends spät und viel Clavier zu spielen. Auch wird es mir jetzt leicht, für ein paar Tage dem zu entgehen, weil ich in den vorigen Wochen fast jeden Abend habe spielen müssen. Bunsen, der mich immer ermahnt, ja nicht zu spielen, wenn es mir nicht gut wäre, gab gestern eine große Gesellschaft, und da mußte ich doch heran. Es war mir auch lieb, weil ich mehrere angenehme Bekanntschaften dadurch gemacht habe, und weil namentlich Thorwaldsen sich so freundlich gegen mich ausgesprochen hat, daß ich ganz stolz darauf bin, da ich ihn als einen der größten Männer verehre und immer bewundere. Er ist ein Mensch wie ein Löwe, und es erquickt mich, wenn ich nur sein Gesicht ansehe; man weiß da gleich, daß er ein herrlicher Künstler sein muß; er sieht so klar aus den Augen, als müsse sich Alles in ihm zu Form und Bild gestalten. Dazu ist er ganz sanft und freundlich und mild, weil er so sehr hoch steht; und doch glaube ich, daß er sich an jeder Kleinigkeit erfreuen kann. Es ist für mich ein wirklicher Genuß, einen großen Mann zu sehen und zu denken, daß der Urheber von Dingen, die ewig bleiben sollen, in seinem Leben und mit seiner Eigenthümlichkeit vor mir steht und ein Mensch ist, wie die andern eben auch.

Den 11ten Morgens. Nun ist der eigentliche Geburtstag; es sind mir eben ein paar Noten dazu eingefallen, und wenn sie auch nichts taugen, so war gewöhnlich an meinem Glückwunsch auch nicht viel. — Fanny mag den zweiten Theil dazu machen; ich schreibe nur, was mir in den Sinn kam, als ich in die Stube trat, wo die Sonne wieder schien, und Dein Geburtstag war.

Andante maestoso.



Eben war Bunsen hier, der läßt Dich sehr grüßen und alles Glück Dir wünschen. — Er ist gegen mich die Freundlichkeit und Aufmerksamkeit selbst, und ich denke, wir vertragen uns sehr gut, da Du mich danach fragtest. P. hast Du mir mit ein paar Worten in seiner ganzen Unliebenswürdigkeit in's Gedächtniß gerufen; freilich ist der Abbate Santini gegen ihn ein obscurer Mann; denn er macht sich nicht durch Ungefälligkeit und Wichtigthuerei bedeutender, als er ist. Gerade aber wie P. einer von jenen Sammlern ist, die Einem die Gelehrsamkeit und die Bibliotheken durch ihre Engherzigkeit zuwider machen, so ist Santini ein ächter Sammler im besten Sinne des Worts. Ob seine Sachen großen Werth an Geld haben, ist ihm einerlei; — drum giebt er Alles ohne Unterschied gern weg und sucht nur immer Neues zu bekommen; denn ihm liegt besonders an der Verbreitung und allgemeinen Kenntniß seiner alten Musik. Ich habe ihn noch nicht seitdem gesehen, weil er jetzt alle Morgen ex officio in seinem violetten Kleide in St. Peter figuriren muß; — aber hat er sich eines alten Textes bedient, so wird er es ohne Weiteres sagen, da er sich nichts daraus macht, der Erste zu sein. Er ist eigentlich ein beschränkter Mensch, und das halte ich in gewissem Sinne für ein großes Lob; denn wie er kein musikalisches oder sonstiges Lumen ist und auch außerdem mit dem Klosterbruder, der ergründen will, viel Ähnlichkeit hat, so weiß er sich genau auf seine Sphäre zu beschränken. Die Musik interessirt ihn eigentlich nicht viel, wenn sie nur in seinem Schranke steht; und er ist und hält sich für nichts, als einen ruhigen, fleißigen Arbeiter. Daß er langweilig ist und auch zuweilen nicht ohne Schärfe, muß man freilich zugeben: hat und verfolgt aber ein Mensch eine bestimmte Richtung, und bildet er sie nach Kräften aus, um damit den andern Menschen zu nützen und die Sache weiter zu bringen, so habe ich ihn lieb und glaube, daß ihn ein jeder achten soll, einerlei, ob er langweilig oder angenehm sei. Ich wollte, Du läsest das P. vor. Mich macht es jedesmal innerlichst grimmig, wenn Menschen, die gar keine Richtung haben, sich damit abgeben wollen, über andere zu urtheilen, die etwas wollen, und sei es das Kleinste, und ich habe deshalb einem Musiker hier neulich in einer Gesellschaft nach Kräften gedient.

Der wollte nun gar über Mozart sprechen, und weil Bunsen und seine Schwester Palestrina lieben, suchte er sich bei ihnen dadurch einzuschmeicheln, daß er mich z. B. fragte: was ich denn über den guten Mozart mit seinen Sünden dächte? Ich antwortete ihm aber: ich meinestheils ließe gleich meine Tugenden im Stich und nähme Mozart's Sünden dafür; wie tugendhaft er sei, könne ich aber nicht bestimmen. Die Leute fingen an zu lachen und hatten ihre Freude daran. Daß solch Volk sich nicht einmal vor den großen Namen scheuen will! Indeß ist es ein Trost, daß es in allen Künsten dasselbe ist, da die Maler es hier nicht besser machen. Es sind furchtbare Leute, wenn man sie in ihrem Café Greco sitzen sieht. Ich gehe auch fast nie hin, weil mich so sehr vor ihnen und ihrem Lieblingsort graut. Das ist ein kleines, finsteres Zimmer, etwa acht Schritt breit, und auf der einen Seite der Stube darf man Taback rauchen, auf der andern aber nicht. Da sitzen sie denn auf den Bänken umher, mit den breiten Hüten auf, große Schlächterhunde neben sich, Hals, Backen, das ganze Gesicht mit Haaren zugedeckt, machen einen entsetzlichen Qualm (nur auf der einen Seite des Zimmers), sagen einander Grobheiten; die Hunde sorgen für Verbreitung von Ungeziefer; eine Halsbinde, ein Frack wären Neuerungen; — was der Bart vom Gesicht frei läßt, das versteckt die Brille, und so trinken sie Kaffee und sprechen von Tizian und Pordenone, als säßen die neben ihnen und trügen auch Bärte und Sturmhüte! Dazu machen sie so kranke Madonnen, schwächliche Heilige, Milchbärte von Helden, daß man mitunter Lust bekommt drein zu schlagen. Auch das Bild von Tizian im Vatikan, nach dem Du mich frägst, scheuen die Höllenrichter nicht. Es hat ja keinen Gegenstand und keine Bedeutung, sagen sie, und daß ein Meister, der sich lange Zeit voll Liebe und Andacht mit einem Bilde beschäftigt, doch wohl so weit müsse gesehen haben, als sie mit ihren bunten Brillen, das fällt keinem ein. Und wenn ich mein Lebenlang nichts weiter thun könnte, so will ich allen denen, die vor ihren Meistern keinen Respect haben, die herzlichsten Grobheiten sagen; dann hätt' ich schon ein gutes Werk gethan. So stehen sie aber und sehen diese Pracht der Erscheinungen, von der sie keine Ahnung haben, und wagen

dann sie zu beurtheilen. Auf dem Bilde sind drei Stufen oder Stadien, oder wie Du es sonst nennen willst, angenommen (wie auf der „Transfiguration“ auch). Unten stehen Märtyrer und Heilige, leidend, duldend und gedrückt vorgestellt; es liegt auf allen Gesichtern Schwermuth, fast Ungeduld; einer in einem reichen Bischofskleide blickt sogar mit der lebhaftesten, schmerzlichsten Sehnsucht in die Höhe, als ob er weinte, und doch kann er nicht sehen, was über ihnen allen schon schwebt, und was wir wissen, die wir vor dem Bilde stehen. Über ihnen nämlich in einer Wolke sitzt die Maria mit dem Kinde, voll Heiterkeit und von Engeln umgeben, die viele Kränze gewunden haben; und das Jesuskind hält einen davon, und es ist, als möchte es die Heiligen unten gleich bekränzen, und als hielte die Mutter es für den Augenblick noch zurück. Der Contrast von den Schmerzen und Leiden unten, wo der heilige Sebastian so finster und fast gleichgültig aus dem Bilde heraussieht, gegen die hohe ungetrübte Heiterkeit in den Wolken, wo ihnen die Kränze schon bereit sind, ist ganz herrlich. Hoch über der Gruppe der Maria schwebt noch der heilige Geist, von dem ein helles, strahlendes Licht sich ausbreitet, und so macht er den Schlußstein des Ganzen. Eben fällt mir noch ein, daß Goethe im Anfang seines ersten Aufenthalts in Rom das Bild beschreibt und bewundert, doch habe ich das Buch nicht mehr hier und kann es also nicht nachlesen, in wie fern es mit meiner Erzählung stimmt. Er spricht ausführlich davon; es war damals im Quirinal und ist erst später nach dem Vatikan gekommen. Ob es nun auf Bestellung gemacht ist, wie jene behaupten, oder weshalb sonst, ist ganz einerlei. Er hat seinen Sinn und seine Poesie hineingelegt, und so ist es sein eigen geworden. Schadow, mit dem ich gern und oft zusammen bin, weil er überhaupt und namentlich in seinem Fache sehr mild, klar und ruhig urtheilt und mit Bescheidenheit alles Große erkennt, meinte neulich, Tizian habe nie ein gleichgültiges und langweiliges Bild gemalt, und ich glaube, er hat Recht; denn Leben und Begeisterung und die gesundeste Kraft spricht aus allem, was er dargestellt hat, und wo die sind, da ist's gut sein. — Das ist nun aber das Schöne und Einzige hier: daß man lauter Sachen sieht, die tausendmal beschrieben,

besprochen, gemalt, beurtheilt sind, gut und schlecht; von den größten Meistern und den kleinsten Schülern, lobend und tadelnd; und daß die Sachen dennoch einen so frischen und erhebenden Eindruck machen, daß sie jeden nach seiner Eigenthümlichkeit anders anregen. Man kann sich hier von den Menschen immer an den Umgebungen erholen, wie in Berlin oft umgekehrt. Eben empfange ich Deinen Brief vom 27sten v. Mts., und es freut mich herzlich, manches was Du darin frägst, schon beantwortet zu haben. Die Briefe, um die ich gebeten, haben gar keine Eile; ich habe inzwischen fast mehr Bekanntschaften gemacht, als mir lieb ist, weil das späte Aufbleiben und Musiciren mir zu Rom gar nicht paßt, und so kann ich sie nun mit Geduld erwarten. Es ließ sich früher nicht so an, und daher bat ich so dringend darum. Nur was Du mir von den Coterien sagst, denen ich nun entwachsen sei, kann ich nicht recht verstehen; denn ich weiß, daß ich und wir alle immer das, was man gewöhnlich so nennt: eine abgeschlossene, an Äußerlichkeiten klebende, leere Geselligkeit, von Herzen gehaßt und gefürchtet haben. Es ist aber wohl fast natürlich, daß sich unter Menschen, die sich täglich sehen, ohne daß ihr Interesse sich verändert, denen auch die Theilnahme an dem Öffentlichen fehlen muß (wie es denn in Berlin, das Theater ausgenommen, wohl der Fall ist), daß sich bei denen eine lustige, heitere, eigene Art über Dinge zu sprechen leicht bildet, und daß so eine besondere, vielleicht auch einförmige Sprache entsteht; aber das kann noch keine Coterie machen. Ich glaube gewiß, daß ich nie zu einer Coterie gehören werde, ich mag nun in Rom oder Wittenberg sein. Es freut mich, daß das letzte Wort, welches ich schrieb, ehe Dein Brief kam, war, daß man sich in Berlin von den Umgebungen an den Menschen erholen müsse, und das zeigt wohl, daß ich nicht dem Coteriengeist das Wort reden möchte, da der die Menschen gerade von einander entfernt. Es thäte mir leid, wenn Du von mir oder irgend einem von uns so etwas, anders als augenblicklich, bemerken könntest. Verzeihe mir, lieber Vater, daß ich mich so heftig dagegen vertheidige; aber mir ist schon das Wort im Innersten zuwider, und Du schreibst mir ja selbst in dem Briefe, ich solle immer gerade

heraus reden, wie es mir zu Muthe ist; da nimm mir es denn nicht übel.

Heut war ich in St. Peter, wo die großen Feierlichkeiten, Absolution genannt, für den Papst angefangen haben und bis Dienstag, wo die Cardinäle in's Conclave gehen, dauern werden. Das Gebäude ist über alle Vorstellung. Mir kommt es vor wie irgend ein großes Naturwerk, — ein Wald, Felsmassen oder dergleichen; denn die Idee eines Menschenwerkes verliere ich immer dabei. Man sieht nach der Decke eben so wenig, wie sonst nach dem Himmel. Man verläuft sich darin, geht darin spazieren und geht sich bald sehr müde. Es wird Gottesdienst darin gehalten und gesungen; man merkt es aber erst, wenn man in die Nähe kommt. Die Taufengel sind ungeschlachte Riesen; die Tauben colossale Raubvögel; man verliert alle Idee von Augenmaß und Verhältniß; und doch wird Einem jedesmal das Herz weit, wenn man unter der Kuppel steht und bis hinauf in einem Blicke sieht. Nun ist heut im Schiff ein ungeheurer Katafalk aufgerichtet, der etwa diese Form hat*. In der Mitte unter den Säulen steht der Sarg; geschmacklos ist das Ding, und doch macht es einen tollen Effect. Das obere Rund ist nämlich dicht mit Lichtern besetzt; eben so die Verzierungen darauf; das untere Rund ebenfalls, und über dem Sarg hängt eine brennende Ampel; unter den Statuen brennen unzählige Lichter; dazu ist das Ganze über 100 Fuß hoch und steht Einem gerade entgegen, wenn man hineintritt. Nun ziehen die Ehrengarde und die Schweizer im Viereck umher; in jede Ecke setzt sich ein Cardinal in tiefer Trauer mit seinen Dienern, die große brennende Fackeln halten, und dann fängt der Gesang an mit den Responsorien, so einfach und einförmig, wie Ihr ihn kennt. Es ist das einzige Mal, daß mitten in der Kirche gesungen wird, und macht eine wunderbare Wirkung. Schon blos, wenn man unter den Sängern steht (ich darf das) und sie sieht, hat man einen prächtigen Eindruck. Denn da stehen sie alle um ihr colossales Buch, aus dem sie singen, und das Buch ist wieder mit einer colossalen Fackel erleuchtet, die davor brennt; und

* Hier folgt im Briefe eine kleine Zeichnung des Katafalks.

wie sie sich alle in ihrem Ornat drängen, um gut zu sehen und zu singen, und Baini mit seinem Mönchsgesicht, der den Tact mit der Hand schlägt und dann und wann einmal gewaltig dazwischen brüllt; — dann alle die verschiedenen italienischen Gesichter zu beobachten: es ist eine Freude. Und wie man denn hier nur immer von einem Genuß zum andern zu eilen hat, so ist es auch in ihren Kirchen, namentlich in St. Peter, wo ein paar Schritte gleich die ganze Scene verändern. Ich ging an's äußerste Ende, und da war ein wunderbarer Anblick. Durch die gewundenen Säulen des Hochaltars, der bekanntlich so hoch wie das Berliner Schloß ist, und über den Raum der Kuppel hinweg sah man, perspectivisch verkleinert, den ganzen Katafalk mit seinen Lichtreihen und die vielen kleinen Menschen, die sich herumdrängten. Fängt nun die Musik an, so kommen die Töne viel später bis dahin, verhallen und verwischen sich im unermeßlichen Raum, sodaß man die seltsamsten, unbestimmten Harmonien vernimmt. Ändert man nun wieder die Stellung und stellt sich vorn an den Katafalk hin, so hat man hinter der Glut der vielen Lichter und der glänzenden Pracht gleich die dämmrige Kuppel voll blauem Duft, und das ist gar erst unbeschreiblich. — Es ist eben Rom!

Der Brief ist lang geworden: ich will ihn schließen; er wird gerade zu Weihnachten ankommen. Ein fröhliches Fest denn Euch Allen! Ich schicke aber auch Geschenke; die gehen übermorgen ab und kommen zum Jahrestage der silbernen Hochzeit an; es sind da viel frohe Feiertage dicht zusammen, und ich weiß nun nicht recht, ob ich mich heut zu Euch hindenken soll und Dir, lieber Vater, Glück wünschen, oder ob ich mit dem Briefe denke und zu Weihnachten ankomme und von Mutter nicht durch die Aufbau-Stube gelassen werde. Beim Denken muß es nun bleiben. Lebt aber alle wohl und seid glücklich. Felix.

So eben erhalte ich Euren Brief, der mir die Nachricht von Goethe's Krankheit bringt. Wie mir persönlich dabei zu Muthe geworden, ist nicht zu sagen. Mir klangen den ganzen Abend seine letzten Worte: „Wir wollen sehn, uns bis zu Ihrer Rückkehr aufrecht zu erhalten" fortwährend in den Ohren und

ließen keine andern Gedanken aufkommen; und wenn er fort ist, so bekömmt Deutschland für die Künstler eine andere Gestalt. Ich habe nie an's Land Deutschland gedacht, ohne mich von Herzen zu freuen und stolz darauf zu sein, daß Goethe darin lebe, und das Nachwachsende sieht meist so schwach und kränklich aus, daß Einem bang um's Herz wird. Er ist der letzte und schließt eine heitere, glückliche Zeit vor uns zu! Das Jahr endigt furchtbar ernst. —

An den Professor Zelter in Berlin.

Rom, den 18. December 1830.

Lieber Herr Professor!

Möge Ihnen der Brief zugleich für Ihren Geburtstag, für Weihnachten und für das neue Jahr ein fröhliches Fest wünschen. Sie wissen, wie meine Gedanken immer bei Ihnen sind, um Ihre Heiterkeit und Ihr Glück zu hoffen, und so lassen Sie mich denn diesmal nichts weiter sagen; am Ende eines so bewegten ernsthaften Jahres, in so unruhiger veränderlicher Zeit, ist es fast ängstlich einen Brief zu schreiben, der erst nach einigen Wochen ankommt, wo sich vieles wieder verwandelt haben kann. Da schicke ich Ihnen denn etwas Musik, die bleibt doch still stehen, bis sie ankommt, und bitte Sie, sie freundlich aufzunehmen. Es ist ein Choral, den ich in Venedig componirt habe. Gern hätte ich Ihnen etwas anderes von meinen neuen Sachen geschickt, weil viel bessere darunter sind; indessen hätten sie alle mehr Platz eingenommen, und ich hatte mir vorgesetzt, mich auf zwei Bogen zu beschränken. Auch sagten Sie mir einmal, es sei Ihnen sowohl für sich, als für die Akademie unangenehm, daß gar nichts Vierstimmiges componirt würde, sondern Alles gleich zweichörig oder achtstimmig; und da dies Stück ungefähr die Form hat, die Sie mir damals angaben, und in so fern vielleicht mit Ihren Wünschen übereinstimmt, so habe ich es Ihnen denn abgeschrieben. Halten Sie es für werth, auf der Akademie gesungen zu werden, so wäre mir das natürlich die größte Freude.

Auf jeden Fall aber bitte ich Sie, mir ja recht ausführlich darüber zu schreiben, und mir, da ich die Partitur hier habe, die Stellen und Tacte anzugeben, die Ihnen recht sind; namentlich sind einige Punkte, über die ich ziemlich ungewiß bin, und die ich geändert haben würde, wenn sich mir hier nicht neue Arbeiten gehäuft hätten, und wenn es mit einem Versuch gethan gewesen wäre: das sind manche Stellen in den Chorälen, wo die Stimmen unruhig durcheinander gehen und absetzen; sie werden Ihnen wohl auffallen, und es wäre schön, wenn Sie mir eine Veränderung dafür angeben könnten. Auch möchte ich wissen, ob es Ihnen störend erscheint, daß ich beim Fugenthema die erste Note des Chorals verlängert habe? Ich that es, weil ich erstlich gewohnt war, die Melodie so zu hören, und dann namentlich, weil sich's breiter macht und mehr wie ein Thema, als wenn lauter Viertelnoten von gleicher Geltung darin sind. Endlich werden Sie in der Stimmenführung manches Unpolirte finden; es kommt aber auch von obigem Grunde her, daß ich es nicht sehr oft habe durchsehen können, und dann weil niemand hier ist, dem ich es zeigen konnte; so zeige ich es Ihnen also, und dann ist's schon gut. Fertig sind außerdem ein Ave Maria und ein Lutherischer Choral für 8 Stimmen a cappella, ein Psalm „Non nobis, Domine“ und ein deutscher Choral „O Haupt voll Blut und Wunden“ für Chor und Orchester und endlich eine Ouvertüre für's Orchester. Sie schienen mir in Ihrem vorigen Briefe zu fürchten, ich möchte, durch Vorliebe für irgend einen der großen Meister geleitet, mich viel an Kirchenmusik machen, um mich einer Nachahmung hinzugeben. Das ist aber wohl bestimmt nicht der Fall; denn nirgends, glaub' ich, entwächst man dem bloßen Glauben an Namen mehr, als hier, wie man denn auch dafür nirgends mehr Achtung und Ehrfurcht für das Geleistete fühlt. — Was wir können und verehren, ist hier fremd und unbekannt; man sieht fast ein, daß es so sein müsse, und dann stehen wieder unvergängliche, ewige Denkmale vor Einem, die nach Jahrhunderten von neuem an's Licht treten, ohne daß man den Namen des Künstlers wissen könnte; da gilt denn nur das, was im tiefsten Ernst aus der innersten Seele geflossen ist; und wenn auch die Ästhetiker und Kunstgelehrten sich quälen, von außen hinein

beweisen zu wollen, warum dies schön, und das weniger schön sei, durch Epochen, Styl und wie alle ihre Schubfächer heißen mögen: so ist nur jenes, glaub' ich, der einzige unveränderliche Maßstab für Bauwerke, Malerei, Musik und Alles. Wenn nicht der Gegenstand allein das Werk hervorgerufen hat, so wird es nie „Herz zu Herzen schaffen", und da ist dann Nachahmung gleich das Äußerlichste, dem Gedanken Fremdeste. Freilich kann mir Niemand verbieten, mich dessen zu erfreuen und an dem weiter zu arbeiten, was mir die großen Meister hinterlassen haben, denn von vorne soll wohl nicht jeder wieder anfangen; aber es soll auch ein Weiterarbeiten nach Kräften sein, nicht ein todtes Wiederholen des schon Vorhandenen; und wie denn jedes Eigenthümliche, Aufrichtige seinen Platz einmal einnehmen muß, wenn auch in spätester Zeit, das kann man nirgends herrlicher sehen, als in Rom, und das ist auch der Faden, an dem ich durch alles Gewirre der reichen Museen, Gallerien und aller Schönheiten, mich immer festhalte. Dasselbe bestätigt mir alles Neue, was ich jeden Tag sehe (denn ich fahre immer noch fort, täglich einen neuen Gegenstand kennen zu lernen); so weiß ich gleichsam schon vorher, welchen Eindruck ich zu erwarten habe, und da ist denn das Eintreffen und dennoch die Überraschung ein glückliches Gefühl. —

Die Cardinäle sind nun im Conclave, alle Ceremonien sind nun vorüber, ich habe täglich die päpstliche Kapelle gehört; da ist es mir nun recht wieder auf's Herz gefallen, wie sonderbar es hier mit Allem geht; sie sangen nicht besonders, die Compositionen taugten nichts, andächtig waren die Leute auch nicht, und das Ganze that doch eine göttliche Wirkung. Das kam blos davon her, weil sie sich in das Schiff von St. Peter stellen und da singen; nun hallen die Töne in allen Ecken und in der Höhe wieder, vermengen sich, verklingen, und die wunderbarste Musik entsteht, ein Accord schlingt sich in den andern, und woran kein Musiker zu denken wagt, das bringt die Peterskirche zu Stande. Es geht damit aber wieder, wie es in allen Dingen hier ist: sie mögen thun, was sie wollen, die schlechtesten Häuser bauen, die geschmacklosesten Gärten anlegen, mittelmäßige Musiken aufführen, so ist Natur und Vorzeit so reich, daß Alles schön und bewundernswerth wird; auf

die beiden stützt sich dann aber auch Alles, und wenn man sich nicht die nöthige Gegenwart selbst mitbringen kann, so fehlt es freilich an allen Ecken. Wenn ich die jungen Musiker hier umhersteigen sehe und klagen, für Musik sei doch eigentlich nichts hier zu holen, und sie hätten sich ganz andere Vorstellungen gemacht, und wie ihre Litanei dann weiter geht: so möchte ich sie immer mit der Nase auf ein Säulencapitäl stoßen, denn da steckt die Musik drin. Was mache ich mir denn draus, daß hier im Orchester der jämmerliche Fagottist pustet, daß die Italiener weder an Malerei, noch an Musik, noch sonst die rechte Freude haben? Ich freue mich ganz genugsam daran allein, und es ist mehr Göttliches hier, als man in einem Leben fassen kann. Darum thut mir denn die schlechte Musik wenig zu Leide; aber es muß gesagt sein, daß sie schlecht ist, der Wahrheit zu Ehren. So geht es denn in allen möglichen Beschäftigungen leise über den Winter hinweg; denn heute habe ich noch die Orangen im Freien an der Sonne hängen sehen. Und da ich vom ernsten Römerleben gesprochen habe, so darf ich auch nicht verschweigen, daß ich vorgestern auf einem großen Balle war und mehr und mit größerem Vergnügen getanzt habe, als je sonst in meinem Leben.

So genieße ich die schönste Mischung von Lust und Ernst, wie sie nur Rom geben kann. Nun grüßen Sie mir alle die Ihrigen tausendmal und leben Sie wohl und glücklich, wie ich es hoffe.

Ihr treuer

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 20. December 1830.

Nun habe ich Euch im vorigen Briefe vom ernsthaften Römerleben gesprochen; da ich aber in meinen Briefen gern schreiben will, wie ich lebe, so muß ich diesmal vom lustigen Leben erzählen; denn das hat diese Woche vorgeherrscht. Heut ist der wärmste Sonnenschein, blauer Himmel, klare Luft, und an solchen Tagen habe ich meine eigene Lebensart, bin fleißig bis Elf, und von da an bis zur Dunkelheit thue ich nichts, als

Luft athmen. Gestern war seit mehreren Tagen wieder zum erstenmal ganz heiteres Wetter; nachdem ich denn also des Morgens ein Stück am „Salomon" gearbeitet hatte, ging ich auf den Monte Pincio und spazierte da den ganzen Tag auf und ab. Es ist ein unglaublicher Eindruck, den diese Luft, diese Heiterkeit macht; und als ich heut aufstand und wieder den klaren Sonnenschein sah, so freute ich mich auf das Nichtsthun, das heut ebenso wieder anfangen soll. Da geht denn die ganze Welt hin und her und genießt des Frühlings im December. Man trifft alle Augenblicke Bekannte, schlendert mit ihnen ein Stück, verläßt sie, bleibt allein und kann gut träumen. Von den schönsten Gesichtern wimmelt es; — wie die Sonne rückt, so verändert sich die ganze Landschaft und alle Farben; — kommt das Ave Maria, so geht es in die Kirche von Trinità de' Monti; da singen die französischen Nonnen, und es ist wunderlieblich. Ich werde, bei Gott, ganz tolerant und höre schlechte Musik mit Erbauung an, aber was ist zu thun? die Composition ist lächerlich; das Orgelspiel noch toller; aber nun ist's Dämmerung, und die ganze, kleine, bunte Kirche voll knieender Menschen, die von der untersinkenden Sonne beschienen werden, sobald die Thüre einmal aufgeht; die beiden singenden Nonnen haben die süßesten Stimmen von der Welt, ordentlich rührend zart; und namentlich wenn die eine mit ihrem sanften Tone das Responsorium singt, was man gewohnt ist, von den Priestern so rauh und streng und einförmig zu hören, da wird Einem ganz wunderlich. Nun weiß man noch dazu, daß man die Sängerinnen nicht zu sehen bekommen darf; — da habe ich denn einen sonderbaren Entschluß gefaßt; ich componire ihnen etwas für ihre Stimmen, die ich mir recht genau gemerkt habe, und schicke es ihnen zu, wozu mir mehrere Wege zu Gebote stehen. Singen werden sie es dann, das weiß ich; und das wird nun hübsch sein, wenn ich mein Stück von Leuten, die ich nie gesehen habe, anhören werde, und wenn sie es wieder dem barbaro Tedesco, den sie auch nicht kennen, vorsingen müssen. — Ich freue mich sehr darauf; der Text ist lateinisch, ein Gebet an die Maria. Gefällt Euch nicht die Idee?* Nach der Kirche geht es

* Das Stück ist später als Opus 39 erschienen.

wieder auf den Berg spazieren, bis es dunkel ist. Da spielen denn Mme. Vernet und ihre Tochter, auch die hübsche Mme. V., für deren Bekanntschaft ich Rösel sehr dankbar bin, große Rollen unter uns Deutschen, die wir in Gruppen stehen oder nachfolgen oder nebenher gehen. Den Hintergrund machen bleiche Maler mit gräßlichen Bärten; sie rauchen Taback auf dem Monte Pincio, pfeifen ihren Hunden und genießen auf ihre Weise den Sonnenuntergang. Da ich heut doch einmal frivol bin, so muß ich Euch, liebe Schwestern, ausführlich berichten, daß ich neulich auf einem großen Balle war und mit einer Lust getanzt habe, wie sonst noch nie. Ich hatte dem maître de danse (denn hier muß so einer in der Mitte stehen und Alles ordnen) ein gutes Wort gegeben, und so ließ der Mann den Galopp über eine halbe Stunde dauern. Da war ich denn in meinem Element und mir sehr genau bewußt, daß ich im Palazzo Albani in Rom jetzt tanzte, und noch dazu mit dem schönsten Mädchen in Rom nach dem Urtheil competenter Richter (Thorwaldsen, Vernet u. a.). Wie ich deren Bekanntschaft gemacht habe, ist wieder eine römische Geschichte. Ich stand bei Torlonia auf dem ersten Balle, keine Dame kennend, also nicht tanzend, und sah mir die Leute an. Auf einmal klopft mich Einer auf die Schulter: „Sie bewundern also auch die schöne Engländerin? Ich bin ganz erstaunt". Das war der Herr Etatsrath Thorwaldsen, der in der Thür stand und sich gar nicht satt sehen konnte. Kaum hatte er aber dies gesagt, so erschallt hinter uns ein Schwall von Worten: „Mais où est-elle donc, cette petite Anglaise? ma femme m'a envoyé pour la regarder, per Bacco"; und daß der kleine dünne Franzose mit dem grauen struppigen Haar und dem Bande der Ehrenlegion Horace Vernet sein mußte, war wohl klar. Nun unterhielt der sich mit Thorwaldsen ganz ernsthaft und gelehrt von dieser Schönheit, und mich freute es in der Seele von solch einem jungen Mädchen, wie die beiden alten Meister dastanden und bewundern mußten, während sie ganz unbefangen tanzte. Dann ließen sie sich den Eltern vorstellen; ich fiel also sehr weg und konnte nicht mitreden. Ein paar Tage darauf war ich aber bei meinen Bekannten aus Venedig von Attwoods her, weil sie mich, wie sie sagten, einigen ihrer Freunde vorstellen wollten;

das waren nun die Freunde, und da war Euer Sohn und Bruder vergnügt.

Mein Clavierspielen verschafft mir hier eine besondere Freude. Ihr wißt, wie Thorwaldsen die Musik liebt, und da spiele ich ihm des Morgens zuweilen vor, während er arbeitet. Er hat ein recht gutes Instrument bei sich stehen, und wenn ich mir dazu den alten Herrn ansehe, wie er an seinem braunen Thon knetet und den Arm oder ein Gewand so fein ausglättet, — kurz, wenn er das schafft, was wir alle nachher als fertig und dauernd bewundern müssen, so freut's mich sehr, daß ich ihm ein Vergnügen bereiten kann. Übrigens bin ich bei alledem doch hinter der Arbeit her. Die „Hebriden" sind endlich fertig und ein sonderbares Ding geworden. Das Nonnenstück habe ich im Kopfe; zum Weihnachten denke ich mir den Luther'schen Choral zu componiren; denn diesmal werde ich ihn mir allein machen müssen. Das ist denn freilich ernsthafter, wie auch der Jahrestag der silbernen Hochzeit, wo ich mir viel Lichter anstecken, das Liederspiel vorsingen und meinen englischen Tactstock dazu angucken werde. Nach Neujahr will ich mich wieder an die Instrumentalmusik machen, mehreres für's Clavier schreiben und vielleicht noch eine oder die andere Symphonie; denn mir spuken zwei im Kopfe herum. — Einen prächtigen Punkt habe ich kennen gelernt: das Grab der Caecilia Metella. Die Sabinerberge hatten Schnee, — himmlischer Sonnenschein war, — das Albanergebirge lag vor Einem, wie eine Erscheinung im Traum. Fernen giebt's hier in Italien gar nicht, sondern alle Häuser auf den Bergen lassen sich zählen mit ihren Fenstern und Dächern. So habe ich mich denn an der Luft satt gesogen, und morgen wird wohl wieder das ernste Leben angehen müssen; denn der Himmel ist bezogen, und es regnet scharf. Welch ein Frühling wird das aber werden!

Den 21sten. Der kürzeste Tag ist trübe, wie es vorauszusehen war; heut muß also an Fugen, Choräle, Bälle und dergleichen gedacht werden. Ein paar Worte will ich aber noch von der „Aurora" von Guido sagen, die ich sehr oft besuche, und die ein Bild zum Wändeeinrennen ist; denn solch eine Eile, solch ein Vordringen, daß alles klirrt und schallt, hat kein Mensch sich je gedacht. Die Maler behaupten, es sei von zwei Seiten

beleuchtet; meinethalben sollen sie ihre Bilder von dreien her beleuchten, wenn es hilft; aber es liegt anderswo! — Liebe Rebecka, ich kann hier kein ordentlich Lied machen; wer soll es mir singen? Aber eine große Fuge mache ich: „Wir glauben all'" und singe selbst dazu, daß mein Hauptmann erschreckt die Treppe herunterkommt, hereinsieht und frägt, ob mir was fehle. Ich antworte dann: ein Contrathema. Was fehlt mir aber nicht alles! Und was hab' ich nicht alles! So geht nun das Leben weiter.

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 28. December 1830.

Rom im Regenwetter ist das Fatalste, Unbehaglichste, was es geben kann. Wir haben nun seit mehreren Tagen fortwährend Sturm, Kälte und Ströme vom Himmel, und ich begreife kaum, wie ich vor acht Tagen einen Brief voll Spaziergängen, Orangenbäumen und allem Schönen schreiben konnte; in solchem Wetter wird Alles häßlich. Dennoch muß ich aber davon erzählen; denn sonst hätte der vorige Brief kein Gegenstück, und das bleibt einmal nicht aus. Wenn man in Deutschland von Wintertagen, wie die heitern, keinen Begriff hat, kann man sich auch von einem nassen Wintertage keine Vorstellung machen; alles ist auf's schöne Wetter eingerichtet, und so erträgt man das schlechte, wie eine Landplage, und wartet auf bessere Zeit. Schutz giebt es nirgends; in meinem Zimmer, das sonst eines der behaglichsten ist, läuft das Wasser reichlich durch die Fenster, die nun einmal nicht schließen; der Wind pfeift durch die Thüren, die nun einmal nicht zugehen; der steinerne Fußboden kältet trotz aller doppelten Decken, und von dem Kaminfeuer wird der Rauch in die Stube getrieben, da das Feuer nicht brennen will: die Fremden frieren sämmtlich, wie Schneider. Das ist aber noch golden gegen die Straßen, und ich betrachte es als ein Unglück, wenn ich ausgehen muß. Bekanntlich ist Rom auf sieben großen Hügeln gebaut; es sind aber noch eine Menge kleinerer da, und alle Straßen gehen

abschüssig; da strömt Einem das Wasser mit Macht entgegen; erhöhte Fußsteige oder Trottoirs nirgends; von der spanischen Treppe fluthet's, wie von der großen Wasserkunst in Wilhelmshöhe; die Tiber ist ausgetreten und überschwemmt die nächsten Straßen; das ist das Wasser von unten. — Von oben kommt es in Regengüssen, aber das ist das Wenigste. Die Häuser haben keine Dachrinnen, sondern die verlängerten Dächer gehen abschüssig herab, sind aber von verschiedener Länge und gießen von beiden Seiten der Straßen mit Wuth herunter, so daß man, man gehe, wo es sei, nahe an den Häusern oder in der Mitte, von einem Palast oder einer Barbierstube begossen wird; und ehe man es sich versieht, steht man unter einer solchen Traufe, wo das Wasser auf den Schirm knallend fällt, hat einen Strom vor sich, der sich nicht überspringen läßt und muß denselben Weg umkehren. Das ist das Wasser von oben. Nun fahren die Wagen noch dicht an den Häusern in der größten Schnelligkeit, so daß man sich in die Thüren stellen muß, bis sie vorbei sind; die bespritzen dann noch Menschen, Häuser, einander selbst; und begegnen sich gar zwei, so daß bei den engen Straßen der eine in den Rinnstein, der nun ein Strom ist, fahren muß, so ist das Unglück groß. Ich sah neulich, wie ein Abbate mit seinem Regenschirm einem Bauer seinen breiten Hut in der Eile vom Kopfe riß, und der Hut fiel mit der offenen Seite unter solch eine Traufe; der Bauer kehrte sich nach der falschen Seite, um ihn zu suchen, und als er ihn fand, war der Kopf schon ganz mit Wasser gefüllt. Scusi, sagte der Abbate, — Padrone, antwortete der Bauer. Dazu halten die Fiaker nur bis Fünf, und wenn man also in Gesellschaft ist so kostet's einen Scudo; fiat justitia et pereat mundus. Rom im Regenwetter ist unglaublich unbehaglich.

Aus einem Schreiben von Devrient ersehe ich, daß mein Brief an ihn, den ich selbst in Venedig auf die Post am 17. October trug, am 19. November noch nicht angekommen war. Ebenso scheint ein anderer Brief, den ich an demselben Tage nach München schickte, nicht eingetroffen; beide Briefe enthielten Noten, und darin liegt der Grund. Man hat mir nämlich damals in Venedig alle meine Manuscripte auf der Douane weggenommen, als man in der Nacht kurz vor Abgang der Post

meine Sachen visitirte, und ich habe sie erst hier nach vielem Ärger und Hin- und Herschreiben sämmtlich wieder erhalten. Man versicherte mir hier allgemein, der Grund sei, weil man eine geheime Chiffercorrespondenz in den Noten vermuthete. — Ich konnte eine solche jämmerliche Dummheit nicht glauben; da aber gerade die beiden Briefe mit Musik aus Venedig auch nicht angekommen sind, und zwar nur diese, so ist es klar genug. Ich werde mich hier beim österreichischen Gesandten deshalb beklagen, es wird mir aber gar nichts helfen, und die Briefe, um die es mir sehr leid thut, sind verloren. Und so lebt mir wohl.

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 17. Januar 1831.

Wir haben seit einer Woche das mildeste, herrlichste Frühlingswetter; die jungen Mädchen tragen Veilchen- und Anemonensträuße, die sie sich Morgens in der Villa Pamfili selbst gepflückt haben; die Straße und der Platz wimmeln von buntgekleideten Spaziergängern; das Ave Maria ist schon um 20 Minuten vorgerückt, — wo ist aber der Winter geblieben? Das hat mich in den vorigen Tagen wieder an die Arbeit erinnert, an die ich mich nun ernstlich machen will, da mich wirklich das lustige Gesellschaftsleben der vorigen Wochen etwas herausgerissen hatte. Denn obwohl ich mit der Einrichtung von „Salomon“ und mit meinem Weihnachtsliede, das aus fünf Nummern besteht, schon fast fertig bin, so habe ich doch noch namentlich die beiden Symphonien, die sich mir immer lebendiger gestalten, und die ich gar zu gern hier beendigen möchte. Hoffentlich werde ich dazu auch in der Fastenzeit, wo die Gesellschaften aufhören (ich meine besonders die Bälle), wo der Frühling anfängt, Zeit und Lust genug haben, und dann ist doch wieder ein ziemlicher Vorrath von neuen Sachen da. An eine Aufführung hier ist nicht zu denken. Die Orchester sind schlechter, als man es glauben sollte; es fehlt recht eigentlich an Musikern und am rechten Sinn. Die paar Geiger greifen jeder auf seine

Art, setzen jeder verschieden ein und an; die Blaseinstrumente stimmen zu hoch oder zu tief, verzieren ihre Mittelstimmen, wie wir auf den Höfen zu hören gewohnt sind, und kaum so gut; das Ganze bildet eine wahre Katzenmusik, und das sind Compositionen, die sie kennen. Es ist also die Frage, ob Einer das von Grund aus reformiren, andere Leute in's Orchester bringen, die Musiker den Tact lehren, sie von vorne an bilden wolle und könne, und dann ist's kein Zweifel, daß die Leute auch Vergnügen daran haben würden. Solange das aber nicht geschieht, wird es nicht besser, und es ist Allen so gleichgültig, daß keine Aussicht dazu da ist. Ich habe ein Flötensolo gehört, wo die Flöte weit über einen Viertelton zu hoch stand; es machte mir Zahnschmerzen, aber keiner bemerkte es, und als am Ende ein Triller kam, so applaudirten sie mechanisch. Und wäre es im Gesang nur eigentlich besser! Die großen Sänger haben das Land verlassen: Lablache, David, die Lalande, Pisaroni u. s. f. singen in Paris, und nun copiren die kleinen ihre hohen Momente und machen eine unausstehliche Karikatur daraus. Wir mögen etwas Falsches oder Unmögliches durchsetzen wollen, — etwas anderes ist und bleibt es, und wie mir ein Cicisbeo in alle Ewigkeit etwas Gemeines und Niedriges sein wird, so auch die italienische Musik. Ich mag zu schwerfällig sein, um beide zu verstehen; es ist mir aber nicht darum zu thun, und als neulich in der Filarmonica nach allen Pacini und Bellini der Cavaliere Ricci mich bat, ihm Non più andrai zu begleiten, und als die ersten Noten anfingen und so innerlichst verschieden und himmelweit entfernt von allem Anderen waren, da wurde mir die Sache klar, und es wird sich nicht ausgleichen, solange es hier blauen Himmel und solch lieblichen Winter giebt, wie diesen. Können die Schweizer doch auch keine schönen Landschaften machen, eben weil sie die den ganzen Tag vor Augen haben. „Les Allemands traitent la musique comme une affaire d'état", sagt Spontini, und das Omen nehme ich an. Neulich sprachen mehrere Musiker hier von ihren Componisten, und ich hörte still zu. Da citirte einer auch den ****, aber die andern fielen in die Rede und sagten, der sei nicht für einen Italiener zu rechnen; denn die deutsche Schule klebe ihm immerfort an, und er habe sie nie recht los werden können; daher sei

er auch niemals einheimisch in Italien gewesen. Wir Deutschen sagen nun das Umgekehrte von ihm, und es muß fatal sein, sich so entre deux ohne Vaterland zu finden. Was mich betrifft, so bleibe ich bei der Fahne; die ist ehrenvoll genug.

Vorgestern Abend wurde ein Theater, das Torlonia unternommen und eingerichtet hat, mit einer neuen Oper von Pacini eröffnet. Das Gedränge war groß; in allen Logen die schönsten geputzten Leute; der junge Torlonia erschien in der Loge am Proscenium und wurde sammt seiner alten Herzogin Mutter sehr applaudirt. Man rief: Bravo Torlonia, grazie, grazie. Ihm gegenüber Jérôme mit seinem Hofstaat und vielen Orden; in der Nebenloge eine Gräfin Samoilow u. s. w. Über dem Orchester ist ein Bild der Zeit, die mit ihrem Finger auf ein Zifferblatt deutet, welches langsam von der Stelle rückt und Einen melancholisch machen könnte. Nun erschien Pacini am Clavier und wurde empfangen. Eine Ouvertüre hatte er nicht gemacht; die Oper begann mit einem Chor, zu welchem ein gestimmter Ambos im Tact geschlagen wurde. Der Corsar erschien, sang seine Arie und wurde applaudirt, worauf der Corsar oben und der Maestro unten sich vereinigten (der Seeräuber singt übrigens Contra-Alt und heißt Mme. Mariani). Dann kamen noch viele Stücke, und die Sache wurde langweilig. Das fand das Publikum auch, und als Pacini's großes Finale anfing, stand das Parterre auf, fing an sich laut zu unterhalten, zu lachen, und drehte der Bühne den Rücken zu. Mme. Samoilow fiel in ihrer Loge in Ohnmacht und mußte herausgetragen werden. Pacini entwischte vom Clavier, und der Vorhang fiel am Ende des Akts unter vielem Tumult. — Nun kam das große Ballet Barbe-bleue, dann der letzte Akt der Oper. Da sie einmal im Zuge waren, pfiffen sie das ganze Ballet von vornherein aus und begleiteten den zweiten Akt der Oper ebenfalls mit Zischen und Gelächter. Am Schlusse wurde Torlonia gerufen, der aber nicht kam. Das ist die trockene Erzählung einer ersten Vorstellung und Theatereröffnung in Rom. Ich hatte es mir, wer weiß wie lustig, gedacht und kam verstimmt heraus. Hätte die Musik Furore gemacht, so hätte mich's geärgert, denn sie ist unter aller Kritik jämmerlich. Aber daß sie nun ihrem Liebling Pacini, den sie auf dem Capitol kränzen

wollten, auf einmal den Rücken drehn, die Melodien nachäffen und sie karikirt nachsingen, das ärgert mich auch wieder, und es beweist, wie tief ein solcher Musiker in der allgemeinen Meinung steht. Ein anderes Mal tragen sie ihn auf den Schultern nach Hause, — das ist kein Ersatz. Sie würden es in Frankreich mit Boieldieu nicht so machen, — abgesehen vom Kunstsinn, blos aus Anstandsgefühl. Aber genug davon; es ist verdrießlich. Warum soll auch Italien heut zu Tage mit Gewalt ein Land der Kunst sein, während es das Land der Natur ist und dadurch Alles beglückt! Die Spaziergänge des Monte Pincio habe ich Euch beschrieben. Sie dauern täglich noch fort. Neulich war ich mit Vollards auf Ponte Romentano. Das ist eine einsame, verfallene Brücke in der weitlinigen grünen Campagna. Manche Ruinen aus den Römerzeiten, manche Wartthürme aus dem Mittelalter stehen da auf den langen Wiesenreihen umher. Am Horizont erheben sich dann alle die Berge, jetzt theils mit glänzendem Schnee bedeckt, von den Wolkenschatten in ihrer Farbe und Gestalt phantastisch verändert, und die himmlisch luftige Erscheinung des Albanergebirges, das wie ein Chamäleon sich während des Blickes verwandelt, — wo man auf Meilenweite die kleinen weißen Capellchen auf dem dunkelschwarzen Berggrunde schimmern sieht, bis zum Passionistenkloster auf dem Gipfel, und wo man verfolgen kann, wie dort der Weg sich durch Gebüsch windet, dort der Weg zum Albanersee abfällt, dort eine Eremitenwohnung aus den Bäumen hervor guckt: — es ist soweit, wie Potsdam von Berlin, sage ich als guter Berliner, aber es ist wie ein sehr liebliches Traumbild, sage ich im Ernst. Da steckt die Musik darin; da tönt's und klingt's von allen Seiten, nicht in den leeren, abgeschmackten Schauspielhäusern. Nun gingen wir so hin und her und jagten uns auf der Campagna und kletterten über die Gehege; und nach Sonnenuntergang fuhren wir nach Hause; da fühlt man sich so ermüdet und so mit sich selbst zufrieden und wohl, als hätte man sehr viel gethan. Und das hat man denn auch, wenn man es recht empfunden hat! Ich habe mich wieder sehr an's Zeichnen gemacht und fange sogar an zu tuschen, weil ich mir gern einmal so ein paar Farbenspiele möchte zurückrufen

können, und man auch immer besser sieht, je mehr man geübt ist. Eine große, sehr große Freude, die ich neulich hatte, muß ich Dir, liebe Mutter, erzählen, weil Du Dich mitfreuen wirst. Ich war vorgestern zum ersten Male in kleinerer Gesellschaft bei Horace Vernet und mußte da spielen. Nun hatte er mir vorher erzählt, wie „Don Juan" seine einzige wahre Lieblingsmusik sei, namentlich das Duell und der Comthur am Ende; und wie mir das nun in seine Seele hinein sehr gefiel, so gerieth ich, indem ich zum „Concertstück" von Weber präludiren wollte, unvermerkt tiefer in's Phantasiren, — dachte, ich würde ihm einen Gefallen thun, wenn ich auf diese Thema's käme, und arbeitete sie ein Weilchen wild durch. Es machte ihm eine Freude, wie ich nicht bald Jemand von meiner Musik erfreut gesehen habe, und wir wurden gleich genauer bekannt mit einander. Nachher kam er auf einmal und sagte mir in's Ohr, wir müßten einen Tausch machen, — er könne auch improvisiren. Und als ich, wie natürlich, sehr neugierig war, so meinte er, das sei ein Geheimniß. Er ist aber wie ein kleines Kind, und hielt es nicht eine Viertelstunde aus. Da kam er wieder und nahm mich in die andere Stube und fragte, ob ich Zeit zu verlieren hätte: er habe eine Leinewand ganz fertig aufgespannt und bereitet, da wolle er mein Bild darauf malen, und das solle ich zum Andenken an heute behalten, zusammen rollen und an Euch schicken oder mitnehmen, wie ich wollte. Er müsse sich zwar zusammen nehmen mit seiner Improvisation, aber er wolle es schon machen. Ich sagte sehr „Ja" und kann Euch nicht beschreiben, was für ein Vergnügen mir es machte, daß er wirklich so viel Freude und Lust an meinem Spiel gehabt hatte. Es war überhaupt ein vergnügter Abend. Als ich den Hügel hinaufkam, war alles so ruhig, still, und in der großen dunklen Villa* nur ein Fenster hell erleuchtet; und da klang Musik in einzelnen Accorden herunter, und der Klang nahm sich in der dunklen Nacht an der Fontaine gar zu süß aus. Im Vorzimmer exercirten zwei junge Akademiker; ein dritter machte den Lieutenant und kommandirte tüchtig. In

* Vernet wohnte in der Villa Medici.

der andern Stube saß mein Freund Montfort, der den musikalischen Preis im Conservatorium gewonnen hat, am Clavier, und die andern standen umher und sangen einen Chor. Es ging aber sehr schlecht. Sie forderten noch Einen auf, und da der sagte, er könne nicht singen, so meinte der andere: Qu'est-ce que ça fait, c'est toujours une voix de plus. Ich half denn auch nach Kräften mit, und so amüsirten wir uns ganz gut. Später wurde getanzt, und da hättet Ihr einmal sehen sollen, wie Louise Vernet mit dem Vater die Saltarella tanzte. Als sie nun gar einen Augenblick aufhören mußte und gleich das große Tambourin nahm und darauf los schlug und uns, die wir die Hände nicht mehr rühren konnten, ablöste, da hätt' ich ein Maler sein mögen, — dann hätte es ein prächtiges Bild gegeben! Ihre Mutter ist die freundlichste Frau von der Welt, und der Großvater Carle Vernet (der die hübschen Pferde malt) tanzte den Abend einen Contretanz mit so viel Leichtigkeit, machte so viele Entrechats und variirte seine Pas so gut, daß nur eines Schade war, daß er nämlich 72 Jahre alt ist. — Er reitet jeden Tag zwei Pferde müde, malt und zeichnet dann ein wenig, und Abends muß er in Gesellschaft sein! Nächstens muß ich Euch meine Bekanntschaft mit Robert erzählen, der jetzt ein ganz herrliches Bild, „die Ernte", fertig gemalt hat, und muß von den Besuchen berichten, die ich mit Bunsen neulich bei Cornelius, Koch, Overbeck &c. in ihren Ateliers gemacht. Es giebt alle Hände voll zu thun und zu sehen; leider will die Zeit durchaus nicht elastisch sein, soviel ich daran zerren mag. Und nun habe ich von Raphael's Kinderportrait und von Tizian's badenden Damen, die sie hier piquant genug für die himmlische und die irdische Liebe halten, weil die eine schon angezogen und in voller Galla, die andere noch unbekleidet ist*, und von meiner himmlischen Madonna di Foligno und von Herrn Francesco Francia, der der unschuldigste und frömmste Künstler von der Welt war, und vom armen Guido Reni, den die heutigen Bartmaler so übersehen und der eine gewisse Aurora gemalt hat, und von so vielen

---

* Das in der Gallerie Borghese befindliche Bild.

andern Herrlichkeiten noch nichts gesagt. Aber was braucht es auch immer beschrieben zu sein. Wohl mir, daß ich mich dran erquicken kann. Sehe ich Euch einmal wieder, so werde ich es auch vielleicht mittheilen können.

Euer

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 1. Februar 1831.

Ich wollte Euch erst an meinem Geburtstage schreiben; aber ich werde wohl übermorgen nicht sehr bei Schreibelaune sein und mir alle Gedanken durch vieles Arbeiten vertreiben. Denn daß mich die päpstliche Militairmusik Morgens überrascht, scheint mir unwahrscheinlich*, und da ich allen Bekannten gesagt habe, ich sei am 25sten geboren, so wird der Tag still vorbei schleichen. Das ist mir lieber, als eine kleine, halbe Feier. Euer Bild baue ich mir selbst Morgens noch einmal auf und freue mich daran und an Euch. Dann werde ich mir meine Militair-Ouvertüre vorspielen und mir Mittags von der Speisekarte des Lepre mein Lieblingsgericht aussuchen; — es hat wohl auch sein Zuträgliches, wenn man sich eben einmal das Alles selbst an Geburts- und anderen Tagen machen muß. Freistehend fühlt man sich genug; das Andere aber ist auch nicht übel. Abends sind Torlonia's so freundlich, einen Ball von 800 Personen zu geben, und Mittwoch zur Vor- und Freitag zur Nachfeier bin ich bei Engländern. In der vorigen Woche habe ich wieder fleißig gesehen und fange nun an, schon bekannte Gegenstände wieder zu besuchen. So war ich im Vatikan, der Farnesina, Corsini, der Villa Lante, Borghese u. s. w. Vorgestern habe ich zum erstenmale die Fresken in Bartholdy's Hause gesehen**, da mir die Engländerinnen, die dort

* In Berlin am 3. Februar 1830 hatten die Musikcorps einiger Regimenter Felix Mendelssohn ein Morgenständchen zu seinem Geburtstage gebracht.

** Der in Rom verstorbene preußische Generalconsul Bartholdy, Onkel Felix Mendelssohn's.

wohnen, und die aus dem gemalten Saal ihre Schlafstube mit Himmelbett machen, den Eintritt bisher nicht erlauben wollten. So kam ich denn jetzt erst in's Haus des Onkels und sah seine Bilder und seine Aussicht auf die Stadt. Es war eine großartige und königliche Idee, die mit den Freskobildern, und dies Ausführen eines schönen Gedankens trotz aller möglichen Hindernisse und Verdrießlichkeiten blos des Gedankens wegen ist mir immer das liebste gewesen!

Um auf einen ganz andern Gegenstand zu kommen: in vielen Kreisen ist es jetzt hier gang und gäbe, Frömmigkeit mit Langeweile zu verwechseln, und das ist doch sehr zweierlei. Unser Prediger kann darin auch etwas leisten. Man sieht hier Menschen von einem Fanatismus, wie man ihn im 16ten Jahrhundert begreiflich, aber heutzutage unerhört findet. — Sie wollen sich alle durch einander bekehren, schimpfen dabei christlich auf einander und moquiren sich über den Glauben der andern, daß es ein Jammer ist. Wenn Einfältigkeit gleich Einfalt wäre! Leider komme ich sogar von meinem sonstigen Lieblingssatz, daß der gute Wille Alles thue, hier zurück; es muß auch gute Kraft dabei sein. Aber ich versteige mich weit, und Vater wird schelten! Macht an diesen Brief keine Ansprüche. Aber draußen liegt Schnee; die Dächer des spanischen Platzes sind ganz weiß, und es ziehn schon wieder neue Schneewolken auf. Das ist uns Südländern sehr fatal, und wir frieren. Der Monte Pincio liegt voll Eis. Euer Nordlicht rächt sich an uns; wer kann da recht warm denken und schreiben? Ich freute mich darauf, einmal einen Winter ohne Schnee zu erleben; das muß ich nun wohl aufgeben. In ein paar Tagen kommt die Frühlingsluft, sagen die Italiener; dann giebt es wieder lustig Leben und lustige Briefe! Lebt wohl und bleibt glücklich und mir nah. Felix.

An seine Familie.

Rom, den 8. Februar 1831.

Der Papst ist gewählt, der Papst ist gekrönt. Sonntag hat er in St. Peter die Messe gelesen und den Segen gegeben; Abends war Kuppelbeleuchtung und Girandola zugleich; Sonn-

abend hat der Carneval angefangen und rauscht in den buntesten Gestalten fort. Jeden Abend war die Stadt illuminirt. Gestern Abend war bei dem französischen Gesandten Ball; heut giebt der spanische sein großes Fest. Neben meinem Hause verkaufen sie Confetti und schreien. Und nun könnte ich eigentlich aufhören; denn warum beschreiben, was unbeschreiblich ist? Diese göttlichen Feste, die an Pracht und Glanz und Lebendigkeit alles übertreffen, was sich die Einbildungskraft hervorbringt, die laßt Euch mündlich von Hensel ausmalen; mit der kalten Feder kann ich's nicht. — Und wie sich denn Alles in den acht Tagen gewendet hat, so scheint die mildeste, wärmste Sonne, und man bleibt bis Sonnenuntergang auf dem Balcon im Freien. — O könnte ich Euch nur eine Viertelstunde von dieser Luft im Briefe mitschicken oder mittheilen, wie das Leben ordentlich fliegt, und jeder Augenblick seine eigene unvergeßliche Freude bringt! Sie haben gut Feste geben hier; beleuchten sie die einfachen Architekturlinien, so steht der St. Petersdom brennend in der dunklen, veilchenblauen Luft und glimmt ganz still; — geben sie ein Feuerwerk, so erhellt das die dunklen, dicken Mauern der Engelsburg und fährt in die Tiber nieder; fangen sie ihre tollen Feste im Februar an, so scheint die hellste Sonne darauf nieder und verschönt Alles: — es ist ein unglaubliches Land. — Aber beschreiben muß ich doch, wie es mit meinem Geburtstage so ganz anders kam, als ich dachte; nur kürzlich aber, denn in einer Stunde geht's auf den Corso in den Carneval. Es gab Vorfeier, Feier und Nachfeier. Am 2ten Februar saß Santini Morgens auf meiner Stube und sagte auf meine ungeduldigen Fragen nach dem Conclave mit diplomatischer Miene, vor Ostern dürfte es schwerlich einen Papst geben. Herr Brisbane kam dazu, erzählte, wie er seit Berlin auch in Konstantinopel, Smyrna u. s. w. gewesen sei und frug nach allen berliner Bekannten; da fällt auf einmal ein Kanonenschuß und noch einer, und die Leute stürzen über den spanischen Platz und schreien aus voller Kehle. Wir drei stieben auseinander, Gott weiß wie, außer Athem auf's Quirinal, und eben ging der Mann wieder hinein, der aus dem durchbrochenen Fenster gerufen hatte: „Annuncio vobis gaudium magnum, habemus papam R. E. dominum

Capellari, qui nomen assumpsit Gregorius XVI". Nun drangen aber alle Cardinäle auf den Balcon nach und schöpften frische Luft und lachten unter einander. Seit 50 Tagen kamen sie zum ersten Male in's Freie und sahen so lustig aus, und die rothen Käppchen glänzten hell in der Sonne; der ganze Platz war mit Menschen gefüllt; an den Obelisken und den Pferden des Phidias kletterten sie hinauf, aber die Statuen ragten weit über Alles in die Luft. Nun kam Wagen bei Wagen, und sie drängten und schrieen. Dann erschien der neue Papst, vor ihm her das goldene Kreuz; und er segnete die ganze Volksmenge zum ersten Male, während die Leute zugleich beteten und Juchhe schrieen; alle Glocken in Rom läuteten, dazu Kanonenschüsse, Trompeten und Militairmusik — das war nur die Vorfeier. Denn als ich den folgenden Morgen früh der Menschenmenge die lange Straße hinunter folgte und auf den Petersplatz kam, der schön war, wie ich ihn nie gesehen hatte, von der Sonne hell beschienen, die Wagen hin und her schwärmend, die rothen Cardinalskutschen im höchsten Staat nach der Sakristei zu rollend mit gestickten Bedienten hintenauf und die zahllosen Menschen aller Nationen, aus allen Ständen, allen Lagen, und als über dem allen die Kuppel und die Kirche ganz bläulich schwebten, denn es war starker Duft in der Morgenluft: so dachte ich mir wohl, Capellari würde das auf sich beziehen, wenn er es sähe; aber ich wußte es besser — das war eben die Geburtstagsfeier, und die ganze Papstwahl und die Huldigung ein Schauspiel mir zu Ehren. Aber es war gut gespielt und sehr natürlich, und ich werde es mein Lebelang nicht vergessen. Die Peterskirche war gedrängt voll; der Papst mit den Pfauenwedeln wurde hineingetragen, auf den großen Altar gesetzt und die päpstlichen Sänger intonirten: Tu es sacerdos magnus. Ich habe nur 2 oder 3 Accorde gehört, aber es braucht eben gar nicht mehr; nur den Klang. Dann kam ein Cardinal nach dem andern und küßte ihm den Fuß und die Hände, und dann umarmte er sie. Wenn man so ein Weilchen zugesehen hat, gedrängt unter den Menschen steht, sich nicht bewegen kann und dann auf einmal in die Höhe sieht, in die Kuppel bis zur Laterne hinauf, das giebt ein sonderbares Gefühl. Ich stand mit Herrn Diodati mitten unter einem Rudel Capuziner; die

heiligen Männer sind aber gar nicht andächtig bei so etwas und sehr unappetitlich. Aber ich muß eilen; es wird Carnevalszeit, und von dem darf ich nichts verlieren. Abends zu meinem Geburtstage verbrannten sie Pechtonnen auf allen Straßen und erleuchteten die Propaganda; wie die Leute glaubten, weil es des Papstes ehemalige Wohnung ist; wie ich glaube, weil sie mir gegenüber steht, und ich mich nur aus dem Fenster legen durfte, um Alles zu genießen. Dann kam der Ball von Torlonia, und überall guckten da rothe Käppchen oben und rothe Strümpfe unten vor. Den folgenden Tag arbeiteten sie mit allen Kräften an Gerüsten, Verschlägen, Bühnen für den Carneval; die Leute schlugen Edicte an über's Pferderennen; Maskenproben wurden ausgehängt, und als Nachfeier die Kuppelbeleuchtung und Girandola auf Sonntag angesetzt. — Sonnabend ging man auf's Capitol, um zu erleben, wie die Juden sich ausbitten, wieder ein Jahr in der heiligen Stadt geduldet zu werden, und wie man es ihnen am Fuß des Hügels erst abschlägt und dann oben nach wiederholter Bitte gewährt und ihnen den Ghetto anweist. Das Ding war sehr langweilig; man wartete zwei Stunden und verstand endlich die Rede der Juden eben so wenig, wie die Antwort der Christen. Ich ging verdrießlich herunter und meinte, der Carneval finge schlecht an. So kam ich in den Corso und dachte an nichts, als ich auf einmal mit Zuckererbsen beregnet bin. Ich sehe auf, — so sind es junge Mädchen, die ich auf Bällen zuweilen gesehen hatte, aber wenig gekannt; und wie ich in meiner Verlegenheit den Hut abnehmen und grüßen will, geht's Werfen erst recht an. Der Wagen rollt vorüber, und im folgenden sitzt Miß T., eine zarte, schöne Engländerin. Ich will wieder grüßen, aber sie wirft auch. Nun wurde ich wild, nahm Confetti und grüßte tapfer. Es wimmelte von Bekannten; mein blauer Überrock sah müllermäßig aus; auf einem Balcon standen B.'s und hagelten faustdicht herunter; und so mit Werfen und Geworfenwerden, unter tausend Neckereien, inmitten der tollsten Masken, mit dem Pferderennen, ging der Tag zu Ende. — Den folgenden Tag war kein Carneval; aber zum Ersatz gab der Papst den Segen aus der Loggia am Petersplatz, wurde in der Kirche zum Bischof geweiht, und Abends

war Kuppelbeleuchtung. Wie die Veränderung der Beleuchtung des Gebäudes in einem Augenblick wirkt, laßt Hensel zeichnen oder erzählen, wie er will. Mir war besonders das plötzliche, überraschende Zeichen der Gegenwart so vieler Hundert Menschen, die man nicht sieht und die da in der Luft herumsteigen und wirken, ganz betäubend. Und die göttliche Girandola! Aber wer mag's fassen? Und nun geht's wieder los; lebt wohl, ich beschreibe nächstens weiter. Gestern auf dem Carneval wurde schon mit Blumen und Bonbons geworfen, und ich bekam von einer Maske ein Bouquet und Prügel, die ich mir getrocknet habe, um sie Euch mitzubringen. — An Arbeiten ist jetzt nicht zu denken; nur ein kleines Lied hab' ich gemacht; in den Fasten will ich wieder fleißig werden; wer denkt jetzt an Schreiben und an Noten? Ich muß nun hinaus, lebt mir wohl, Ihr Lieben.

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 22. Februar 1831.

Tausend Dank für Euern Brief vom 8ten, den ich gestern empfing, als ich von Tivoli nach Hause kam. Ich kann Dir gar nicht sagen, liebe Fanny, wie sehr mir der Plan mit den neuen Sonntagsmusiken gefällt; das ist ein brillanter Einfall, und ich bitte Dich um Gotteswillen, laß es nicht wieder einschlafen, sondern gieb vielmehr Deinem reisenden Bruder Auftrag, für Euch einiges Neue zu schreiben. Der Mann will das gerne thun, denn er freut sich gar zu sehr über Dich und Deine Idee. Du mußt ihn wissen lassen, was für Stimmen Du hast; mußt diese, Deine Untergebenen, zu Rathe ziehen, was sie gerne hätten (denn das Volk hat Recht, o Fanny!), und namentlich glaub' ich, wäre es gut, ihnen zuweilen etwas recht Leichtes, Ansprechendes, Gefälliges, z. B. die Litanei von Seb. Bach vorzulegen; im Ernste meine ich aber z. B. den Hirten Israel oder das „Dixit dominus“ von Händel oder dergleichen. Wirst Du denn nicht auch den Leuten mitunter

etwas vorspielen? Ich dächte, das könnte Dir und ihnen nicht schaden. Sie müssen sich verpusten, und Du mußt Clavier studiren; dann wäre es ein Vocal- und Instrumentalconcert. Ich wollte aber, ich könnte zuhören und Dir mein Compliment nachher machen. Sei weise und mild und greife Dich nicht so sehr an; aber auch die Stimmen der Völker nicht; ärgere Dich nicht, wenn es schlecht klingt; sprich wenig darüber; „hüte Dich nicht vor Händel, und bist Du drin, so führe ihn so, daß sich der Fehlende vor Dir mag hüten"; endlich aber mach', daß sich die Sänger nicht langweilen, und das ist die Hauptsache. Dein Dich liebender Polonius. —

Ein Stück dankt diesen Sonntagsmusiken wahrscheinlich schon seine Entstehung. Als Du mir nämlich neulich davon schriebst, dachte ich, ob ich Dir nicht etwas dazu schicken könnte, und da tauchte denn ein alter Lieblingsplan wieder auf, dehnte sich aber so breit aus, daß ich E*** nichts davon mitgeben kann und es also später nachliefere. Höre und staune! „Die erste Walpurgisnacht" von Goethe habe ich seit Wien halb componirt und keine Courage, sie aufzuschreiben. Nun hat sich das Ding gestaltet, ist aber eine große Cantate mit ganzem Orchester geworden und kann sich ganz lustig machen; denn im Anfang giebt es Frühlingslieder und dergl. vollauf; — dann, wenn die Wächter mit ihren Gabeln und Zacken und Eulen Lärm machen, kommt der Hexenspuk dazu, und Du weißt, daß ich für den ein besonderes faible habe; dann kommen die opfernden Druiden in C dur mit Posaunen heraus; dann wieder die Wächter, die sich fürchten, wo ich dann einen trippelnden, unheimlichen Chor bringen will; und endlich zum Schluß der volle Opfergesang: — meinst Du nicht, das könne eine neue Art von Cantate werden? Eine Instrumentaleinleitung habe ich umsonst, und lebendig ist das Ganze genug. Bald, denke ich, soll es fertig sein. Überhaupt geht es mit dem Componiren jetzt wieder frisch. Die „italienische Symphonie" macht große Fortschritte; es wird das lustigste Stück, das ich gemacht habe, namentlich das letzte; für's Adagio hab' ich noch nichts Bestimmtes und glaube, ich will es mir für Neapel aufsparen. „Verleih uns Frieden" ist fertig, und „Wir glauben all" wird es dieser Tage: nur die Schottische Symphonie kann

ich noch nicht recht fassen; habe ich in dieser Zeit einen guten Einfall, so will ich gleich darüber her und sie schnell aufschreiben und beendigen. Euer

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 1. März 1831.

Indem ich das Datum schreibe, wird mir bang bei dem Gedanken, wie die Zeit verfliegt. Ehe der Monat zu Ende ist, fängt die heilige Woche an, und nach der heiligen Woche bin ich in Rom am längsten gewesen. Nun denke ich nach, ob die Zeit recht benutzt war, und es fehlt mir an allen Ecken. Wenn ich nur noch die eine von den beiden Symphonien hier fassen könnte! Die italienische will und muß ich mir aufsparen, bis ich Neapel gesehen habe, denn das muß mitspielen; aber auch die andere läuft weg, je näher ich ihr kommen möchte; und je näher das Ende dieser römischen, ruhigen Zeit heranrückt, desto befangener werd' ich, und desto weniger will es gehen. Mir ist, als würde ich lange nicht wieder so zum behaglichen Schreiben kommen, wie hier, und da möchte ich gern noch alles fertig machen. Das geht aber nicht; nur die „Walpurgisnacht" rückt schnell vor und ist bald beendigt, hoff' ich. — Dann will ich nun auch jeden Tag zeichnen, um mir meine Erinnerungsplätze von hier mitzunehmen; will noch viel sehen, und so weiß ich schon, wie auch der Monat plötzlich zu Ende sein wird, und es wird wieder fehlen. Und wirklich ist es doch gar zu einzig schön hier! — Freilich ist es sehr verwandelt und nicht so bunt und heiter, wie früher*; fast alle Bekannten sind abgereist; die Straßen und Spaziergänge leer; die Gallerien geschlossen, und es ist unmöglich hineinzukommen. Die Nachrichten von außen fehlen fast gänzlich (denn wir haben die Details über Bologna hier zuerst durch die „Allgemeine Zeitung" erfahren), die Leute kommen wenig oder gar nicht zusammen; das Ganze ist eben still geworden; aber auch darin

* Es waren inzwischen Aufstände im Kirchenstaate, namentlich in Bologna, ausgebrochen.

ist es wieder so schön, und die milde, warme Luft läßt sich doch nun einmal nicht wegnehmen. — Am meisten zu bedauern sind bei diesen Geschichten die Vernet'schen Damen, die in einer fatalen Lage sind. Der Haß des ganzen römischen Pöbels ist sonderbarer Weise gegen die französischen Pensionärs gerichtet, von denen sie glauben, daß sie allein eine Revolution leicht zu Stande bringen würden. Man hat Vernet mehreremale anonyme Briefe mit Drohungen geschickt; er hat sogar vor seinem Atelier einen bewaffneten Trasteveriner gefunden, der die Flucht ergriff, als Vernet seine Flinte holte; und da nun auf der Villa die Damen ganz allein und abgesondert sind, so giebt es natürlich eine große Unbehaglichkeit in der Familie. Indeß ist alles sicher und ruhig in der Stadt geblieben, und ich bin ganz überzeugt, daß es dabei sein Bewenden haben wird. Die deutschen Maler aber sind wirklich so jämmerlich, daß ich es nicht sagen kann. Nicht allein, daß sie sich sämmtlich die Schnurr=, Backen=, Knebel= und Stutzbärte weggeschoren haben und offen bekennen, sobald die Gefahr vorüber sei, ließen sie sie wieder stehen; sondern die langen dicken Kerle gehen mit Anbruch der Nacht nach Hause, schließen sich ein und graulen sich nun da allein. Dann nennen sie Horace Vernet einen Bramarbas, und es ist doch ein ander Ding mit ihm, als mit diesen Jammerleuten; sie sind mir durch diese Geschichten förmlich unleidlich geworden. In der letzten Zeit bin ich wieder etwas in den neueren Ateliers gewesen. Thorwaldsen hat eben eine Statue von Lord Byron in Thon beendigt; er sitzt auf alten Ruinen mit den Füßen auf einem Säulencapitäl und sieht hinaus im Begriff, etwas auf die Schreibtafel zu schreiben, die er in der Hand hält. Er hat ihn nicht im römischen Kostüm, sondern im einfachsten heutigen dargestellt, und ich finde, daß es sehr gut und gar nicht störend ist. Das Ganze hat wieder die natürliche Bewegung, wie sie in allen seinen Statuen so wunderbar ist, und doch sieht er finster und elegisch genug aus und so gar nicht affectirt. Vom „Alexanderzug" müßt' ich einmal einen ganzen Brief schreiben; denn solchen Eindruck hat mir die Sculptur noch gar nicht gemacht, wie da. Ich gehe alle Wochen hin und sehe mir nur Das an und ziehe mit ein in Babylon. Bei A.. war ich neulich.

Der hat prächtige Bleistiftzeichnungen aus Neapel und Sicilien mitgebracht, und ich möchte ihm gern Einiges absehen; ich fürchte aber, er ist ein starker Übertreiber und zeichnet nie ganz treu. Seine Landschaft vom Colosseum bei H. B. ist ein schöner Roman; von den dicken Cypressen und Orangenwäldern, von den Fontainen und dem Gebüsch im Mittelgrunde bis zur Ruine ist mir in Wirklichkeit Nichts vorgekommen. Übrigens ist auch sein Schnurrbart verschwunden.

Zum Schluß noch etwas Lustiges. — Ich wollte wohl, Du, o Fanny, hättest als Gegenstück zu Deinen Sonntagsmusiken die Musik gehört, die wir hier neulich Abend Sonntags verübten. Man wollte die Psalmen von Marcello singen, weil doch die Fasten sind, und so waren denn die besten Dilettanten versammelt; ein päpstlicher Sänger in der Mitte; ein maestro am Clavier, und wir sangen. Kam ein Sopransolo, so drängten sich alle Damen hinzu, jede wollte es singen, und so wurde es tutti ausgeführt. Neben mir der Tenorist traf durchaus keine Note und wandelte in unsichern Regionen hin und her. Setzte ich mit dem zweiten Tenor ein, so verfiel er in meinen Ton, und wollte ich ihm einhelfen, so dachte er, es wäre meine andere Stimme und blieb fest bei der seinigen. Der päpstliche Sänger half bald mit der Fistel den Sopranen, bald trat er als erster Baß ein, bald quäkte er Alt, und wenn Alles Nichts verfing, so lächelte er wehmüthig zu mir herüber, und wir winkten uns verstohlen zu. Der maestro verlor über all' dem Nachhelfen oft selbst seinen Faden und kam einen Tact vor oder zurück, dann sangen wir anarchisch Jeder, wie und was er wollte. Plötzlich kam eine ernsthafte Stelle für die Bässe allein; sie setzten alle tüchtig ein, brachen aber beim zweiten Tact schon in ein lautes Gelächter aus; wir andern stimmten ein, so löste es sich in Wohlgefallen auf. — Die Leute, die zum Zuhören gekommen waren, plauderten erst laut, dann gingen sie hinaus und zerstreuten sich.

Eynard kam herein, hörte eine Musik, machte eine Grimace und ward nicht mehr gesehen.

Somit lebt alle wohl und seid mir glücklich und gesund und froh.

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 15. März 1831.

Die Empfehlungsbriefe von R. haben mir hier gar Nichts genützt. L**, bei dem mich Bunsen noch dazu vorstellte, hat nicht die mindeste Notiz von mir genommen und guckt möglichst weg, wenn er mir begegnet. Ich vermuthe fast, der Mann ist ein Aristokrat. Albani ließ mich vor, und ich hatte die Ehre, eine halbe Stunde mit einem Cardinal zu plaudern. — Nachdem er den Empfehlungsbrief gelesen, fragte er, ob ich also ein Pensionär des Königs von Hannover sei? Nein! sagte ich. Aber ich hätte gewiß schon St. Peter gesehen? Ja! sagte ich. Da ich Meyerbeer kannte, so äußerte er, er könne seine Musik nicht leiden; ihm sei Das zu gelehrt; denn es sei Alles so künstlich und so ohne Melodie, daß man gleich merke, er sei ein Deutscher, und die Deutschen, mon ami, die wissen nun einmal nicht, was Melodie ist! Ja! sagte ich. In meinen Partituren, fuhr er fort, singt Alles. Nicht allein die Menschenstimmen müssen singen, auch die erste Geige und die zweite Geige und die Oboe singt, und so geht's weiter bis zu den Hörnern, und sogar zuletzt der Contrabaß muß singen. — Ich war natürlich unterthänigst begierig, etwas davon zu sehen; aber er war bescheiden und wollte Nichts zeigen, sagte indeß, er wünsche mir meinen Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, und wenn ich seine Villa besuchen wolle, so möchte ich nur mit so vielen meiner Freunde dahin gehen, als ich wollte, — es sei da und da. Ich dankte sehr und wollte mich denn unmittelbar darauf mit der erhaltenen Erlaubniß breit machen; es fand sich aber, daß diese Villa dem Publikum geöffnet war, und daß Jedermann hinein konnte. Seitdem habe ich nun Nichts weiter von ihm gehört, und da mir dies und einige andere Geschichten, die ich hier erlebt habe, einen Respect mit Widerwillen gemischt vor der römischen hohen Gesellschaft beigebracht haben, so wollte ich lieber auch den Brief an die Gabrielli nicht abgeben, ließ mir die ganze Familie Buonaparte auf der Promenade zeigen, wo ich ihnen täglich begegnete, und hatte genug. —

Mizkiewicz finde ich ennuyant. Er hat diese Art Gleichgültigkeit, mit der man Andere und sich langweilt, und welche die Damen gern für Melancholie und Zerfallenheit halten; aber das hilft mir wenig. Sieht er den St. Peter, so beklagt er die Zeiten der Hierarchie; ist es schöner blauer Himmel, so wollte er, es wäre recht düster; ist es düster, so friert ihn; — sieht er das Colosseum, so wünscht er sich in jene Zeiten zurück. Wie würde Der sich wohl zu Titus' Zeiten ausgenommen haben? —

Du frägst nach Horace Vernet, und Der ist freilich ein heitereres Thema. Ich glaube sagen zu können, daß ich von ihm etwas gelernt habe und daß Jeder vielleicht was von ihm lernen kann. Er ist die Leichtigkeit und Unbefangenheit selbst beim Schaffen. Wie er eine Gestalt sieht, die ihm was ausspricht, so stellt er sie hin, und während wir Andern uns überlegen, ob es wohl schön zu nennen ist und zu loben oder zu tadeln, ist er schon längst mit was Neuem fertig und verrückt uns ganz unsern ästhetischen Maßstab. Wenn auch diese Ergiebigkeit nicht zu erlernen ist, so ist doch das Princip ein prächtiges; und die Heiterkeit, die daraus entsteht, und die ewige Frische bei der Arbeit ist durch Nichts zu ersetzen. In den Alleen von immergrünen Bäumen, wo es jetzt in der Blüthezeit gar zu süß duftet, mitten im Dickicht des Gartens der Villa Medicis, steht ein kleines Haus, in dem man schon von Weitem irgend Lärm hört: Schreien oder Zanken oder ein Stück auf der Trompete geblasen oder Hundegebell: — das ist das Atelier. Die schönste Unordnung herrscht überall: — Flinten, ein Jagdhorn, eine Meerkatze, Paletten, ein paar geschossene Hasen oder todte Kaninchen; an den Wänden überall die halb fertigen oder fertigen Bilder. Die Einsetzung der Nationalcocarde (ein tolles Bild, das mir gar nicht gefällt), angefangene Portraits von Thorwaldsen, Eynard, Latour-Maubourg, einige Pferde, die Skizze der Judith mit Studien dazu; das Portrait des Papstes, ein paar Mohrenköpfe, Pifferari, päpstliche Soldaten, meine Wenigkeit, Kain und Abel, endlich das Atelier selbst hängen im Atelier. Neulich hatte er die Hände voll mit den bestellten Portraits zu thun; da sieht er auf der Straße einen von den Bauern der Campagna,

die jetzt, von der Regierung bewaffnet, in Rom umherreiten. Die abenteuerliche Tracht macht ihm Spaß; am folgenden Tag ist ein Bild angefangen, das einen solchen Campagnard vorstellt, wie er in der Campagna bei schlechtem Wetter auf seinem Pferde still hält und nach seiner Flinte greift, um Einem was zu verreichen; in der Ferne noch ein kleines Truppencorps und die öde Ebene. Die kleinen Details der Waffen, wo immer noch der Bauer durchguckt; das schlechte Pferd mit seinem schäbigen Zeug; die Unbehaglichkeit in dem Ganzen und das italienische Phlegma in dem bärtigen Kerl machen ein reizendes kleines Bild, und wenn man sieht, mit welcher Wonne er daran malt, auf der Leinwand spazieren geht, — bald einen kleinen Bach zusetzt, bald ein paar Soldaten, dann einen Knopf am Sattel, und dem Kerl seinen Überrock grün füttert: — so möchte man ihn wirklich beneiden. Alles kommt auch, um ihm zuzusehen; bei meiner ersten Sitzung waren wenigstens 20 Personen nach einander da; die Gräfin E. . hatte sich ausgebeten, von Anfang an seiner Anlage beiwohnen zu dürfen; als er nun so darüber herfiel, wie ein Hungriger über's Essen, da konnte sie vor Erstaunen gar nicht zu sich selbst kommen. Die sonstige Familie ist, wie gesagt, auch nicht übel, und wenn der alte Carle von seinem Vater Joseph erzählt, so hat man Respect vor den Leuten, und ich behaupte, d i e sind adelig.

Lebt aber wohl, es ist spät geworden, und der Brief muß auf die Post.

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 29. März 1831.

Mitten in der heiligen Woche! Morgen höre ich zum ersten Male das Miserere, und während Ihr Sonntag die Passion aufführtet, bekamen hier die Cardinäle und alle Geistliche schöne geflochtene Palmen und Ölzweige; das Stabat mater von Palestrina wurde gesungen; es gab eine große Procession. Mit dem Arbeiten geht es schlimm seit ein paar Tagen; der Frühling ist in seiner Blüthe: ein warmer blauer Himmel draußen, wie man bei uns höchstens davon träumt,

und die Reise nach Neapel in allen Gedanken; da fehlt die rechte Ruhe zum Schreiben. C. ., der sonst ganz pommadig ist, hat mir einen betrunkenen Brief aus Neapel geschrieben; die trockensten Menschen werden poetisch, wenn sie davon reden. Vom 15. April bis 15. Mai ist die schönste Jahreszeit in Italien: — wer kann es mir da verdenken, daß ich mich nicht in die schottische Nebelstimmung zurückversetzen kann? Ich habe die Symphonie deshalb für jetzt zurücklegen müssen und wünsche nur noch die „Walpurgisnacht" hier aufschreiben zu können. Das geht auch, wenn ich heut und morgen gute Tage habe und wo möglich schlechtes Wetter; denn das schöne ist gar zu verführerisch. Sobald es einen Augenblick nicht vorwärts will, hofft man, das finde sich alles draußen, geht hinaus, denkt aber da an alles Andere, als an's Arbeiten und bummelt umher; und wenn sie auf einmal von den Kirchen läuten, so ist es Ave Maria geworden. Doch fehlt mir nur noch ein Stück Einleitung; fällt mir das ein, so ist das Ding zusammen, und ich schreibe es in ein paar Tagen hin. Dann lasse ich alle Noten und das leere Notenpapier dazu hier, reise nach Neapel und thue, so Gott will, gar Nichts. Die beiden Franzosen haben mich auch noch in diesen Tagen zum „flaner" verführt. Wenn man die zwei Leute neben einander sieht, so ist es entweder ein Lust- oder ein Trauerspiel, — wie man will. *** verzerrt, ohne einen Funken Talent; im Finstern herumtappend, der sich für den Schöpfer einer neuen Welt hält, — dabei die gräßlichsten Sachen schreibt und Nichts träumt und denkt, als Beethoven, Schiller und Goethe; zugleich von einer grenzenlosen Eitelkeit und auf Mozart und Haydn vornehm herabsehend, so daß mir sein ganzer Enthusiasmus sehr zweifelhaft wird, und ****, der seit drei Monaten an einem kleinen Rondo auf ein portugiesisches Thema arbeitet, Alles recht nett und brillant und regelrecht zusammensetzt, sich nachher an's Componiren von sechs Walzern machen will und vor Vergnügen sterben möchte, wenn ich ihm nun eine Menge wiener Walzer vorspiele, — der Beethoven sehr achtet, aber Rossini auch und Bellini ebenso und Auber gewiß und so Alles. Dazwischen dann mich, der ich *** todtbeißen möchte, bis er auf einmal wieder über Gluck schwärmt, wo ich dann einstimmen muß, und der ich doch mit beiden gern spazieren

gehe, weil es die einzigen Musiker hier und sehr angenehme, liebenswürdige Leute sind: — das macht Alles den komischsten Contrast. Du sagst, liebe Mutter, *** müsse doch Etwas in der Kunst wollen; da bin ich gar nicht Deiner Meinung; ich glaube, er will sich verheirathen und ist eigentlich schlimmer, wie die andern, weil er affectirter ist. Ich mag diesen nach außen gekehrten Enthusiasmus, diese den Damen präsentirte Verzweiflung und die Genialität in Fractur, schwarz auf weiß, ein- für allemal nicht ausstehen, und wenn er nicht ein Franzose wäre, mit denen es sich immer angenehm leben läßt und die immer was zu sagen und zu interessiren wissen, so wäre es nicht zum Aushalten. Heut über acht Tage also schreibe ich wahrscheinlich den letzten Brief aus Rom und dann aus Neapel. Ob ich nach Sicilien gehe, ist noch sehr ungewiß; ich zweifle daran, da ich auf keinen Fall anders, als mit dem Dampfboot reisen würde, und es noch nicht einmal bestimmt ist, ob das abgeht.

Euer eiliger

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 4. April 1831.

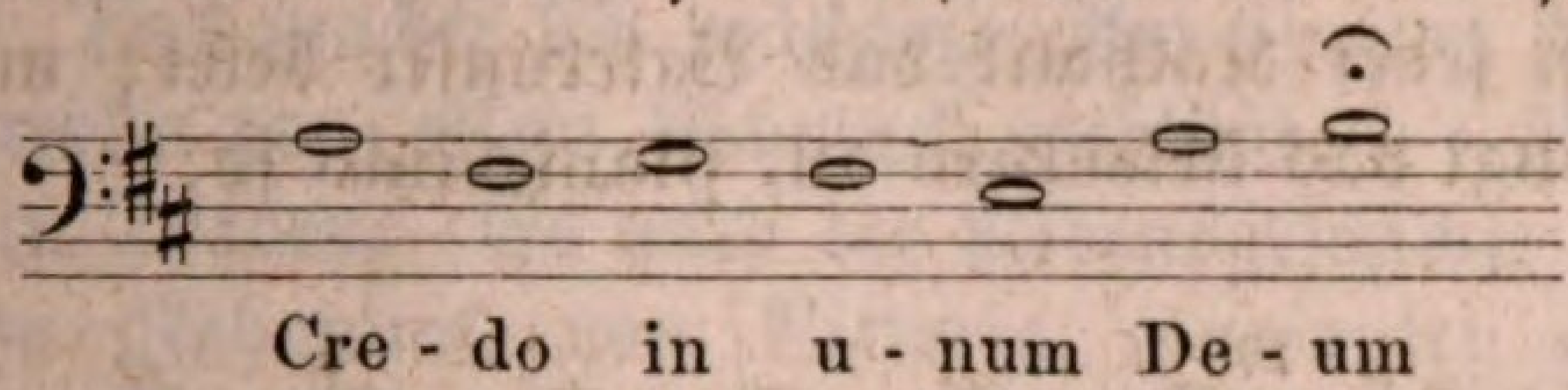
Die heilige Woche ist vorüber, mein Paß nach Neapel besorgt, mein Zimmer fängt an leer auszusehen, und der Winter in Rom gehört zu den Erinnerungen. In einigen Tagen denke ich abzureisen, und mein nächster Brief ist, will's Gott, aus Neapel. Wie heiter und erquicklich der Winter nun war, so hat er mit einer unvergeßlichen Woche geschlossen; denn was ich gesehen und gehört habe, hat meine Erwartungen weit übertroffen; und weil es denn das Ende war, so will ich versuchen, in meinem letzten Briefe aus Rom Euch eine Beschreibung davon zu geben. — Die Leute haben die Ceremonien der heiligen Woche viel gelobt und viel getadelt und haben, wie es wohl oft geht, immer die Hauptsache zu sagen vergessen, nämlich, daß es ein Ganzes ist. Das ist auch das Einzige, weshalb ich davon erzählen will. Sonstige Beschreibungen möchten Vater

wieder an Mme. de R. erinnern, die am Ende nur Dasselbe that, was die meisten thun, die über Musik und Kunst schreiben, indem sie mit einer heisern, prosaischen Stimme bei Tische uns einen Begriff von dem klaren, schönen Chor in der päpstlichen Capelle geben wollte. Viele Andere haben wieder die bloße Musik abgesondert und sind darüber hergefallen, weil sie der Äußerlichkeit bedürfe, um zu wirken. Die mögen Recht haben; so lange aber diese nothwendige Äußerlichkeit da ist, und zwar in ihrer ganzen Vollkommenheit, so lange wirkt sie doch eben; und so gewiß ich überzeugt bin, daß Ort, Zeit, Anordnung, die große Menschenmenge, die in größter Stille den Augenblick des Anfangs erwartet, das Ihrige zum Eindruck beitragen, so verhaßt ist es mir doch, Das, was einmal zusammen gehört, absichtlich zu sondern, um einen Theil zu erhalten, den man gering schätzen kann. Es müßte ein unglücklicher Mensch sein, auf den die Andacht und Ehrfurcht einer großen Versammlung nicht auch einen andächtigen, ehrfürchtigen Eindruck machte, und wenn sie auch das goldene Kalb anbeteten; denn nur der darf's zerschlagen, der was Besseres dafür hinstellen kann. Ob es nun Einer dem Andern nachsagt, — ob es der einmal erlangte große Ruf thut; ob es blos in der Einbildung liegt, ist einerlei; genug, man hat ein vollkommenes Ganzes, das einen mächtigen Eindruck seit Jahrhunderten ausgeübt hat und noch jedesmal ausübt, und davor habe ich Ehrfurcht, wie überhaupt vor jeder wirklichen Vollkommenheit. Die Sphäre zu beurtheilen, möchte ich den Theologen überlassen; denn was man darüber so hin sagt, kann doch nicht tief gehen. Mit der bloßen Ceremonie ist es nicht abgethan; mir ist es genug, wie gesagt, daß in irgend einer Sphäre etwas mit Treue und Gewissenhaftigkeit nach Kräften vollkommen ausgeführt werde, um Respect davor zu haben und um mich daran zu freuen. — Deshalb also erwartet nicht von mir eine abgemessene Kritik über den Gesang, — ob sie rein oder falsch intonirt haben, — gesunken sind oder nicht, — und ob die Compositionen schön sind, — ich will lieber versuchen, Euch zu erzählen, wie das Ganze einen großen Eindruck machen muß, — wie Alles dazu mitwirkt; und so wenig ich in der vorigen Woche Musik, Ceremonien, Formen u. s. w. abgesondert habe, sondern Alles auf einmal genoß, eben so wenig

will ich es in diesen Zeilen thun; das Technische, auf das ich natürlich sehr aufmerksam gewesen bin, werde ich besonders an Zelter berichten. Am Palmsonntag ist die erste Ceremonie. Der Zulauf von Menschen war so groß, daß ich nicht ganz in's Innere auf die sogenannte Prälatenbank, wo mein gewöhnlicher Sitz war, dringen konnte, sondern unter der Ehrengarde stehen bleiben mußte, wo ich die Feierlichkeit zwar gut sah, aber doch nicht dem Gesang recht folgen konnte, da sie die Worte undeutlich sprachen, und ich den Tag noch kein Buch hatte. So kam es, daß mir diesen ersten Tag die verschiedenen Antiphonien, Evangelien- und Psalmmelodien, die Art des singenden Lesens, was nun dort in der Urgestalt alles vorkommt, den verwirrtesten, sonderbarsten Eindruck machten. Ich hatte keinen rechten Begriff, nach welcher Regel die sonderbaren Ton- und Schlußfälle sich richteten. Um diese Regel mir nun nach und nach herauszusuchen, gab ich mir Mühe, und es gelang mir auch so gut, daß ich am Ende der heiligen Woche hätte mitsingen können. Dadurch entging ich auch der Langeweile, über die man sich allgemein während der unaufhörlichen Psalmen vor dem Miserere beklagt: denn indem ich auf die Verschiedenheit in der Monotonie merkte und einen Tonfall, den ich sicher hörte, gleich aufschrieb, bekam ich nach und nach, wie es richtig war, acht Psalmmelodien heraus, notirte mir die Antiphonien und dergleichen und war fortwährend beschäftigt und gespannt. Den ersten Sonntag aber, wie gesagt, konnte ich mich in alles Das nicht finden und weiß nur, daß sie auch den Chor „Hosanna in excelsis“ sangen und mehrere Hymnen intonirten, während dem Papste die schon geflochtenen Palmen gereicht wurden, die er an die Cardinäle vertheilte. Es sind lange mit vielen Zierrathen, Knöpfen, Kreuzen und Kronen verzierte Stäbe, doch ganz von trockenen Palmblättern gemacht, und das giebt ihnen ein Ansehen, als seien sie von Gold. Die Cardinäle, die im Innern der Capelle im Viereck umhersitzen mit den Abbaten zu ihren Füßen, kommen nun einzeln und erhalten ihren Palmenstab, mit dem sie zu ihrem Platz zurückkehren; dann kommen die Bischöfe, Mönche, Äbte, alle sonstigen Geistlichen, die päpstlichen Sänger, die Ehrencavaliere und was sonst dazu gehört, und erhalten einen Ölzweig mit Palmenblättern gebunden. Das giebt eine lange
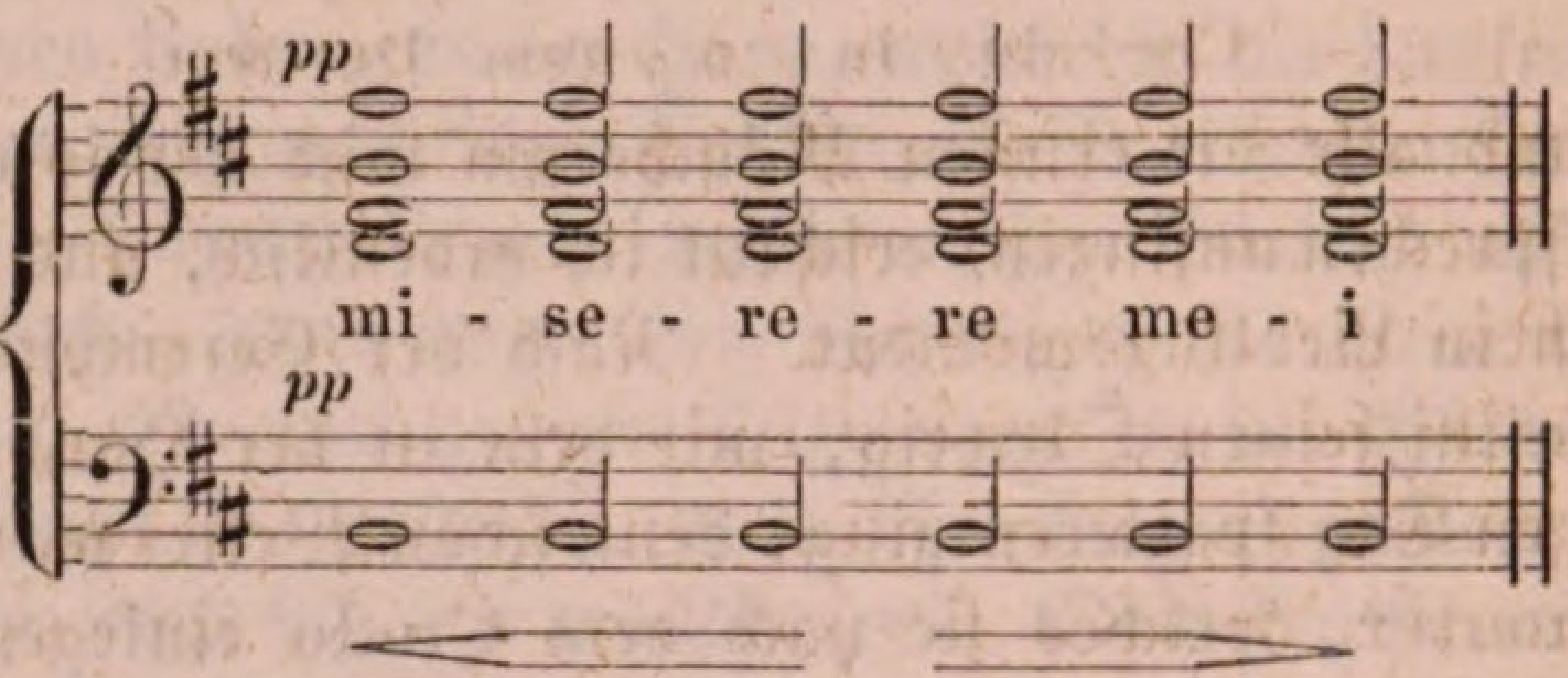
Procession, während deren der Chor immerfort singt. Die Abbaten halten die langen Palmen ihrer Cardinäle, wie die Lanzen von Schildwachen, und strecken sie dann alle auf die Erde vor sich hin, und es ist in dem Augenblicke eine Farbenpracht in der Capelle, wie ich sie nie bei einer Ceremonie gesehen habe. Die Cardinäle in den goldgewirkten Gewändern mit den rothen Käppchen, vor ihnen die violetten Abbaten mit den goldenen Palmen in der Hand, weiterhin die bunten Diener des Papstes, die griechischen Priester, die Patriarchen in schönster Pracht; die Capuziner mit langen weißen Bärten; all' die anderen Mönche; dann wieder die Schweizer mit ihren Papageiuniformen, alle mit grünen Ölzweigen in den Händen, und dazu Gesang: — wahrlich, man hört kaum heraus, was sie singen und freut sich nur des Klanges. Dem Papste wird dann sein Thronsessel gebracht, auf dem er bei allen Processionen getragen wird und auf dem ich am Tage meiner Ankunft in Rom Pius VIII. hatte thronen sehen (vide Heliodor von Raphael, wo er abgebildet ist); die Cardinäle, zwei und zwei, mit ihren Palmen beginnen den Zug; die Flügelthüren der Capelle werden geöffnet, und so geht es langsam hinaus. — Der Gesang, der Einen bisher immerfort wie ein Element umgiebt, wird nach und nach schwächer; denn die Sänger gehen mit, und endlich hört man ihn in der Ferne von draußen her nur noch ganz leise. Dann frägt auf einmal ein Chor in der Capelle sehr stark, und der aus großer Ferne antwortet, und so geht es ein Weilchen, bis die Procession wieder näher kommt, und die Chöre sich wieder vereinigen. Auch hier mögen sie singen, was und wie sie wollen, so macht es eine herrliche Wirkung; und wenn es auch wahr ist, daß es sehr einförmige, ja sogar unförmliche Hymnen sind, all' unisono, ohne rechten Zusammenhang und durchaus fortissimo, so berufe ich mich auf den Eindruck, und den muß es auf Jeden machen. Nach der Procession kommt das Evangelium, im sonderbarsten Ton vorgetragen, und dann die Messe. Da muß ich denn auch meines Lieblingsmoments erwähnen, nämlich des Credo. Der Priester stellt sich zum ersten Male mitten vor den Altar und intonirt nach einer kleinen Pause mit seiner heisern alten Stimme das Seb. Bach'sche Credo. Sowie er fertig ist, stehen alle Geistlichen auf, die

Cardinäle verlassen ihren Sitz, treten in die Mitte der Capelle, bilden einen Kreis, und alle sprechen ganz laut die Fortsetzung: patrem omnipotentem etc. Zugleich fällt der Chor ein und singt dieselben Worte. Als ich das erste Mal mein wohlbekanntes



hörte, und alle die ernsten Mönche um mich her so eifrig und laut zu sprechen anfingen, erschrak ich ordentlich, und es ist noch immer mein Lieblingsmoment. Nach der Ceremonie schenkte mir Santini seinen Ölzweig, mit dem in der Hand ich dann den ganzen Tag spazieren ging; denn schön Wetter war's. Das Stabat mater, welches sie nach dem Credo einlegen, machte am wenigsten Eindruck; sie sangen es unsicher, falsch und kürzten es ab; die Singakademie singt es ungleich besser. Montag und Dienstag ist Nichts, und Mittwoch um halb Fünf fingen die Nocturnen an. Die Psalmen werden Vers um Vers von zwei Chören gesungen, doch nur immer von einer Art Stimmen, Bässe und Tenöre. So hört man anderthalb Stunden lang die eintönigste Musik; nur einmal werden die Psalmen durch die Lamentationen unterbrochen, und das ist das erste Mal seit langer Zeit, daß man wieder einen vollkommenen Accord hört. Dieser Accord wird sehr sanft eingesetzt, und überhaupt das ganze Stück pp gesungen, während die Psalmen so stark als möglich geschrieen werden müssen, und zwar immer nur auf einen Ton, auf den die Worte in großer Schnelligkeit abgesprochen werden und dem am Ende jedes Verses ein Schlußfall angesetzt ist, welcher das Unterscheidungszeichen der verschiedenen Melodien ausmacht. Da ist es wieder kein Wunder, wenn der bloße sanfte Klang (G dur) der ersten Lamentation Einen weich stimmt. Es geht nun wieder eintönig fort. Bei jedem Psalmverse wird eine Kerze ausgelöscht, so daß nach anderthalb Stunden die funfzehn um den Altar brennenden aus sind. Es bleiben dann noch sechs große hoch über dem Eingang brennen; der ganze Chor mit Alten, Sopranen &c. intonirt fortissimo ed unisono eine neue Psalmmelodie: das Canticum Zachariae in D moll, und singt es sehr langsam und feierlich in die tiefe

Dämmerung hinein; die letzten Kerzen gehen dann aus; der Papst verläßt seinen Thron, wirft sich vor dem Altar auf die Kniee, und Alle mit ihm; sie sagen ein sogenanntes pater noster sub silentio, d. h. es entsteht eine Pause, während deren man weiß, daß jeder Katholik das Vaterunser betet; und sogleich nachher fängt das Miserere an, pianissimo so:



Das ist für mich eigentlich der schönste Moment des Ganzen. Was nachher folgt, könnt Ihr Euch leicht denken; diesen Anfang aber nicht wohl. Die Folge des Miserere von Allegri ist eine einfache Accordfolge, auf die entweder Tradition, oder, was mir wahrscheinlicher ist, ein geschickter maestro, Verzierungen für einige schöne Stimmen und namentlich für einen sehr hohen Sopran, den er hatte, gegründet hat. Diese Verzierungen kehren bei denselben Accorden in gleicher Weise wieder, und da sie gut ausgedacht und sehr schön für die Stimme gelegt sind, so freut man sich immer, sie wieder zu hören. Das Unbegreifliche, Überirdische habe ich nicht finden können; es ist mir auch ganz genug, wenn es begreiflich und irdisch schön ist. Dich, liebste Fanny, verweise ich wieder auf Zelter's Brief. Sie sangen den ersten Ton des Miserere von Baini. — Donnerstag früh um Neun fing die Function wieder an und dauerte bis Eins. Es war große Messe, nachher Procession. Der Papst gab den Segen aus der Loggia des Quirinals und wusch dann dreizehn Priestern, welche die Pilger vorstellen sollten und in weißen Kleidern mit weißen Mützen in einer Reihe saßen, die Füße, worauf sie gespeis't wurden. Das Gedränge von Engländerinnen war ungeheuer; — mir mißfiel das Ganze. Nachmittags fingen die Psalmen wieder an, und es dauerte diesmal bis halb Acht. Einige Stücke des Miserere waren von Baini, die mei=

sten von Allegri. Es war schon ganz dunkel in der Kapelle, als das Miserere anfing; ich kletterte auf eine große Leiter, die zufällig dastand, und hatte nun die ganze Capelle voll Menschen und den knieenden Papst mit seinen Cardinälen und die Musik unter mir. Das machte sich prächtig. Am Freitag Vormittag war die Kapelle von allem Schmuck entblößt, — Papst und Cardinäle in Trauer. Es wird die Leidensgeschichte nach dem Evangelisten Johannes von Vittoria componirt gesungen. Dann kommen die Improperien von Palestrina, während deren der Papst und alle anderen mit abgezogenen Schuhen zum Kreuz gehen und es anbeten. — Abends war das Miserere von Baini, welches sie am besten sangen. Sonnabend früh im Lateran wurden Heiden, Juden und Muhamedaner, alle von einem kleinen Kinde repräsentirt, welches quäkte, im Baptisterium des Lateran getauft, und dann jungen Priestern die erste Weihe gegeben. Sonntag hielt der Papst selbst die Messe im Quirinal ab, gab dann die Benediction an's Volk, und so war es aus. Und so ist es Sonnabend, den 9ten April, geworden, und morgen mit dem Frühesten sitze ich im Wagen und fahre nach Neapel; da geht wieder eine neue Schönheit für mich auf. Ihr werdet es dem Ende des Briefes ansehen, daß ich eilig geworden bin. — Es ist der letzte Tag, und so manches noch zu besorgen; ich mache deshalb den Zelter'schen Brief nicht fertig, sondern schicke ihn erst aus Neapel; die Beschreibung soll vernünftig sein, und die Abreise macht gar so zerstreut. Und somit nach Neapel! Das Wetter klärt sich auf, die Sonne scheint wieder seit einigen Tagen zum erstenmal; der Paß ist da — der Wagen bestellt, und so sehe ich nun den Frühlingsmonaten entgegen. Lebt Ihr wohl.

Felix.

An Rebecka Dirichlet in Berlin.

Neapel, den 13. April 1831.

Liebe Rebecka!

Das stellt den Geburtstagsbrief vor; möge er Dir ein Feiertagsgesicht machen! — Er kommt nachträglich, aber er meint es nicht weniger gut; den Festtag selbst habe ich diesmal

sonderbar, aber wunderschön zugebracht; — nur schreiben konnte ich nicht, denn ich hatte weder Tisch, noch Tinte; — ich stak tief in den pontinischen Sümpfen. — Möge Dir ein frohes Jahr bevorstehen, und mögen wir uns irgendwo treffen; hast Du an dem Tage meiner gedacht, so müssen sich die Gedanken etwa auf dem Brenner oder in Innspruck begegnet sein, denn ich dachte immer zu Dir hin. Wenn Du auch nicht nach dem Datum des Briefs siehst, so mußt Du es dem Tone anmerken, daß ich in Neapel bin. Zu einem ernsthaften, ruhigen Gedanken habe ich noch nicht kommen können; das Ding ist gar zu lustig um mich her; es fordert zum Nichtsthun und Nichtsdenken auf, und schon das Beispiel so vieler tausend Menschen treibt unwiderstehlich dazu an. Ich nehme mir zwar vor, daß es bald anders werden soll, aber die ersten Tage wird es schon so fortgehen müssen, das sehe ich. Ich stehe jetzt stundenlang auf meinem Balcon und gucke den Vesuv und den Golf an.

Aber ich muß jetzt wieder einmal meinen alten Beschreibungsstyl versuchen; der Stoff häuft sich sonst gar zu sehr, und ich werde confus, und Ihr könnt mir nicht recht folgen. Es stürmt wieder so viel Neues auf mich ein, daß ich nur ein Tagebuch zu schicken brauche, damit Ihr wißt, wie ich lebe und bewegt bin. Und so fange ich denn an und bekenne, daß mir der Abschied von Rom sehr schwer geworden ist. Ich hatte dort so ruhig und doch aufgeregt gelebt, viel liebe freundliche Bekanntschaften gemacht und war so eingewohnt, daß mir die letzten Tage mit ihren Unruhen und Herumlaufereien doppelt fatal erschienen. Den letzten Abend ging ich noch zu Vernet, um für mein ganz beendigtes Portrait zu danken und Abschied zu nehmen. Da machten wir etwas Musik, kannegießerten, spielten Schach, und so ging ich spät den Monte Pincio hinunter nach meinem Hause, packte zusammen und fuhr am andern Morgen mit meiner Reisegesellschaft ab. —

Ich saß im Cabriolet, sah mir die Gegend an und konnte nach Herzenslust träumen. Abends im Quartier gingen wir alle spazieren; die paar Tage glichen mehr einer Lustfahrt, als einer Reise. Der Weg von Rom nach Neapel ist auch das Reichste, das ich kenne, und die ganze Art zu reisen sehr ange=

nehm. Man fliegt durch die Ebene hin; die Postillone jagen für ein kleines Trinkgeld wie toll, was in den Sümpfen sehr angebracht ist. Wenn man die Gegend sehen will, braucht man nur das Trinkgeld zu versagen, so geht es gleich langsamer. Von Albano über Ariccia und Genzano bis Velletri führt die Straße immer zwischen Hügeln, die tief mit Bäumen aller Art beschattet sind, Berg auf Berg ab, durch Ulmenalleen, bei Klöstern und Heiligenbildern vorüber. Auf der einen Seite ist immer noch die Campagna mit ihrem Haidekraut und ihren bunten Farben zu sehen; — darüber kommt das Meer, das im Sonnenschein schön blitzte, und dazu der heiterste Himmel; denn seit Sonntag früh ist es herrliches Wetter geworden. So fuhren wir in Velletri, unser erstes Nachtquartier, ein; dort war ein großes Kirchfest. Die schönen Frauen mit den prächtig originellen Gesichtern gingen truppweise in den Alleen auf und ab; die Männer in ihren Mänteln standen auf den Straßen gruppirt, — die Kirche war mit grünen Blätterguirlanden geziert; einen Brummbaß und einige Fiedeln hörten wir darin im Vorüberfahren ertönen; auf dem Platze wurde ein Feuerwerk vorbereitet; dazu ging die Sonne klar und ruhig unter, und die pontinische Ebene mit ihren tausend Farben und den Felsen, die einzeln daraus am Horizont hervorragen, zeigte uns den Weg, den wir den nächsten Tag reisen sollten. Nach dem Abendessen wollte ich noch ein wenig gehen und entdeckte eine Art von Illumination; es war Alles lebendig auf den Straßen, und als ich endlich in die Gegend der Kirche kam und um die Ecke bog, war die ganze Straße auf beiden Seiten mit brennenden Fackeln besteckt, und in der Mitte gingen nun die Leute auf und ab und drängten sich und freuten sich, daß sie sich in der Nacht so deutlich sahen. Wie hübsch sich das ausnahm, kann ich gar nicht sagen. Vor der Kirche wurde das Gewühl am größten; ich drückte mich mit hinein; das kleine Gebäude war mit knieenden Menschen angefüllt, die die ausgestellte Hostie anbeteten; keiner sprach ein Wort; Musik war auch nicht; diese Stille, die erleuchtete Kirche, die vielen knieenden Frauen mit ihren weißen Tüchern auf dem Kopfe und den weißen Kleidern machten sich feierlich! Ein wunderschöner, kluger italienischer Junge erklärte mir draußen das ganze Fest

und versicherte, es würde noch viel schöner sein, wenn nicht die Unruhen ausgebrochen wären; denn die hätten sie um's Pferderennen und um die Pechtonnen u. s. w. gebracht, und deswegen sei es schade, daß die Österreicher nicht früher gekommen wären. Den folgenden Tag um Sechs ging es fort in die pontinischen Sümpfe. Es ist eine Art Bergstraße; man fährt durch eine schnurgerade Baumallee in einer Ebene; auf der einen Seite der Allee steht eine fortgehende Bergkette, auf der andern breiten sich die Sümpfe aus. Die sind aber mit unzähligen Blumen bewachsen und duften sehr lieblich; nur wird es auf die Länge betäubend, und ich fühlte sehr deutlich die schwerdrückende Luft trotz des heitern Wetters. Längs der Chaussee zieht sich ein Canal hin, den Pius VI. zur Ableitung der Sümpfe machen ließ. Darin saßen eine Menge Büffel, steckten nur den Kopf aus dem Wasser und fühlten sich sehr wohl darin. Einen sonderbaren Effect macht die schnurgerade Richtung der Straße; denn genau wie man das Ende der Bergkette gegen die Bäume der Allee zu auf der ersten Station sieht, so ist es auf der zweiten und dritten auch; nur immer um so viel Meilen näher und größer; — Terracina, welches gerade am Ende der Allee liegt, sieht man nicht, bis man dicht davor ist. Dann wendet man sich auf einmal links um eine Felsenecke und hat das ganze Meer vor sich; Citronengärten, Palmen und alle Südgewächse auf dem Abhange vor der Stadt; die Thürme über den Büschen hervorsehend und den Hafen in's Meer hineinragend. Das Meer ist und bleibt doch für mich das Schönste in der Natur. Ich habe es fast noch lieber, als den Himmel. Von ganz Neapel hat mir wieder das Meer den erfreulichsten Eindruck gemacht; mir wird immer wohl, wenn ich die bloße weite Wasserfläche vor mir sehe. Von Terracina fängt nun der eigentliche Süden an. Dort ist ein anderes Land, und jede Pflanze, jeder Busch erinnert daran. Namentlich gefielen mir zwei gewaltige Bergrücken, zwischen denen die Straße durchgeht; sie waren ohne Schatten und Bäume, aber von oben bis unten mit Goldlack bewachsen, so daß sie ganz gelb aussahen und fast zu stark dufteten. — An großen Bäumen und Gras fehlt es sehr. Die Nester Fondi und Itri machen sich ganz räuberhaft und graulich. Die Häuser kleben an den Fels-

wänden; große Thürme aus dem Mittelalter dazwischen; viel Schildwachen und Posten auf den Bergspitzen ausgestellt; wir kamen indeß ohne Abenteuer durch. In Mola di Gaeta blieben wir Abends. Da ist der berühmte Balcon, wo man über Citronen- und Orangengärten weg das blaue Meer vor sich hat mit dem Vesuv und den Inseln in weiter Ferne. Das war am 11. April; da ich nun den ganzen Tag im Stillen für mich gefeiert hatte, so konnte ich's am Abend doch nicht lassen, meiner Gesellschaft mitzutheilen, daß Dein Geburtstag sei, und da wurde Deine Gesundheit sehr getrunken; sogar ein alter Engländer, der dabei war, trank mit und wünschte mir „a happy return to my sister". Ich trank das Glas ganz leer auf Dein Wohl und dachte Dein. Sei unverändert, wenn wir uns wiedersehen! Mit solchen Gedanken hin und her ging ich noch Abends in den Citronengarten am Meeresufer und hörte, wie sich die Wellen so von fern her an's Land schoben und zuweilen sehr leise plätscherten. Es war eine himmlische Nacht! Unter tausend Dingen, die mir durch den Kopf gingen, fiel mir auch das Grillparzer'sche „Exempel" ein, welches eigentlich unmöglich in Musik zu setzen ist, weshalb es denn auch Fanny wunderschön componirt hat; im Ernst aber, ich sang das Lied lange für mich; denn ich stand nun eben an der Scene, von der es spricht. Das Meer hatte gefolgt, die Beschwerde aufgegeben und war sehr ruhig. Das war das erste Lied. — Nun kam am folgenden Tag das zweite; denn das Meer war halb Wiese, halb Äther zu schauen, und die zierlichen Frauen nickten, wie auch Ölbaum und Cypresse; sie waren aber braun, und aus der Prosa kam ich just auch nicht her! — Was glänzt im Laube funkelnd wie Gold? Lauter Patrontaschen und Säbel; denn der König hielt Revue in S. Agata, und auf beiden Seiten des Weges defilirten Soldaten, die mir doppelt gut vorkamen, weil sie den preußischen ähnlich sahen, und weil ich lange nur die päpstlichen gesehen hatte. Einige trugen Blendlaternen auf den Flinten, weil sie Nachts marschirt hatten: das Ganze machte sich keck und lustig. Nun kommt man in einen kurzen Felsenpaß, und an dessen Ende fährt man in's Campanerthal hinunter. Es ist das reizendste Thal, das ich bis jetzt gesehen habe; wie ein uner-

meßlicher Garten; weit und breit bepflanzt und bewachsen; an der einen Seite die blaue Meerlinie, an der andern die sanften Bergreihen, über denen noch Schneespitzen hervorsahen; in großer Entfernung der Vesuv und die Inseln über die Ebene in blauem Duft ragend; auf die geht der Weg gerade zu. Große Baumalleen durchschneiden das weite Feld; unter jedem Stein drängen sich Gewächse hervor. Groteske Aloes, Caktus überall; ein Duft und eine Vegetation, wie toll; es ist unglaublich behaglich. Was in England durch die Menschen erfreulich ist, ist es hier durch die Natur; und wie dort kein Plätzchen ist, von dem nicht Jemand Besitz genommen und es angebaut und verziert hätte, so ist hier keins, wo die Natur nicht Besitz nimmt und Blumen und Kräuter und alles Schöne hervorbringt. Das Campanerthal ist die Fruchtbarkeit selbst. In der ganzen unermeßlichen Fläche, die in weiter Ferne von den blauen Bergen und dem blauen Meer begränzt ist, giebt's nur Grün zu sehen. So kommt man nach Capua. Ich kann es dem Hannibal nicht übel nehmen, daß er zu lange da blieb.

Von Capua nach Neapel geht's zwischen Bäumen, die mit Weinlaub behängt sind, unaufhörlich fort, bis am Ende der Alleen der Vesuv und das Meer mit Capri und die Häusermasse vor Einem liegen. Ich wohne hier in S. Lucia, wie im Himmel; denn erstlich habe ich den Vesuv, die Berge bis Castellamare und den Golf vor mir, und zweitens ist es drei Stock hoch. Leider raucht der Schelm von Vesuv aber nicht einmal und sieht ganz aus, wie ein anderer schöner Berg. Dafür fahren sie aber Abends mit Licht auf den Kähnen im Golf hin und her, um Schwertfische zu fangen. Das macht sich auch gut. Lebt wohl, Ihr Lieben!

Felix.

An seine Familie.

Neapel, den 20. April 1831.

Man muß sich daran so gewöhnen, daß Alles anders kommt, als man es etwa erwartet und berechnet, daß Ihr Euch nicht wundern werdet, wenn statt des Tagebuchbriefs nur ein ganz kurzer einläuft, der eben mein Wohlsein meldet und

außerdem nicht viel. Was die Gegend betrifft, so kann ich sie nicht beschreiben, und wenn Ihr durch Alle, die darüber gesprochen und geschrieben haben, keinen Begriff davon habt, so werde ich ihn schwerlich geben können. Denn es ist eben darum unbeschreiblich schön, weil man es nicht beschreiben kann. Was ich nun sonst berichten könnte, wäre von meinem Leben hier; das war aber so einfach, daß ich in zwei Worten damit fertig bin. Bekanntschaften habe ich nicht machen wollen, weil ich nur höchstens noch einige Wochen hier fest bleiben werde und dann in die Umgegend Touren mache, und weil ich nur die Natur hier herum recht kennen lernen will. So bin ich Abends um Neun zu Bett gegangen und Morgens um Fünf aufgestanden, um von meinem Balcon herab mich an dem Vesuv, dem Meer, der Küste von Sorrent in der Morgenbeleuchtung zu erquicken; dann habe ich große, sehr einsame Spaziergänge zu Fuß gemacht, mir meine eigenen Lieblingspunkte selbst herausgesucht, wobei ich dann die Freude hatte, daß mein schönster Punkt ein den Neapolitanern fast ganz unbekannter war. Bei diesen Spaziergängen suchte ich mir irgend ein Haus auf der Höhe aus, auf das ich mich hinarbeitete, oder ging nur nach der Idee, ließ mich von der Nacht mit dem Mondschein überraschen, machte dann mit Vignerolen Bekanntschaft, um mich wieder zurück zu finden, so daß ich endlich ganz müde gegen Neun durch die Villa Reale nach Hause kam. Wie dann im Mondschein von der Villa aus sich das Meer mit dem reizenden Capri macht, wie da die blühenden Akazien fast betäubend duften, wie sonderbar sich die Fruchtbäume ausnehmen, die ganz mit rosa Blüthen überschüttet sind und wie rosa belaubte Bäume aussehen: — das ist schon wieder unbeschreiblich. Und weil ich denn eben meist nur in und mit der Natur gelebt habe, so kann ich weniger schreiben, als sonst; vielleicht kommen wir mündlich einmal darauf zurück; dann werden die Bilderchen in unserm Wohnzimmer Stoff und Anknüpfungspunkte zu Erzählungen geben. Nur noch das Eine, daß ich mit Dir, liebe Fanny, übereinstimme, indem Du einmal vor langen Jahren sagtest, Dein Liebling sei die Insel Nisida; vielleicht hast Du es schon vergessen, ich aber nicht. — Sie liegt vor Einem, als sei sie nur zum Lustort erschaffen. Wenn man aus dem Gehölz

von Bagnuolo kommt, erschrickt man fast, weil sie so nah und groß und grün aus dem Meere aufsteigt, während die andern Inseln, Procida, Ischia und Capri, in weiter Ferne ungewiß mit ihren blauen Schatten dastehen. Zugleich hat sich Brutus nach Caesar's Ermordung auf der Insel versteckt, und Cicero hat ihn dort besucht; damals lag das Meer ebenso dazwischen, und die Felsen hingen auch so gebogen in's Meer, und es wuchs Grün darauf, wie jetzt. Das sind die Alterthümer, die mir gefallen und was zu denken geben, mehr als ein paar Brocken Mauerwerk! — Solch einen gründlichen Aberglauben, solche Betrügungssucht, wie hier in dem Volke, habe ich aber nie geahnt. Es hat mir oft die Natur verleidet; denn die Schweizer, über die sich Vater ärgerte, sind wirklich unschuldige Naturmenschen dagegen. Mein Wirth giebt mir regelmäßig zu wenig auf einen Piaster heraus; dann sage ich's ihm, und dann holt er ruhig den Rest. — Die einzigen Bekanntschaften, die ich hier machen werde, sollen musikalische sein, um nichts unvollständig zu lassen, so z. B. die Fodor, die nicht öffentlich singt, Donizetti, Coccia u. s. w.

Nun an Dich, lieber Vater, noch ein paar Worte. Du hast mir geschrieben, daß Du es nicht gern sehen würdest, wenn ich nach Sicilien ginge, und ich habe demnach diesen Plan aufgegeben, obgleich ich nicht läugnen kann, daß es mir etwas schwer wird; denn es war wirklich mehr, als ein „whim" von mir. — Gefahren sind gar nicht zu befürchten; es geht sogar, recht um mir das Herz schwer zu machen, am 4. Mai ein Dampfboot ab, welches die ganze Tour macht, auf dem viele Deutsche, wahrscheinlich auch der hiesige Gesandte mitgehen werden; und einen feuerspeienden Berg hätte ich gern gesehen, da der böse Vesuv nicht einmal raucht. Deine Vorschriften haben indeß bis jetzt immer so sehr mit meinen Wünschen übereingestimmt, daß ich gewiß die erste Gelegenheit, Dir auch gegen meinen augenblicklichen Wunsch gehorsam zu sein, nicht vorbeigehen lassen werde, und somit habe ich Sicilien von meiner Reiseroute gestrichen. Vielleicht können wir uns um desto eher wiedersehen.

Und nun lebt wohl; heut will ich nach Capo di Monte spazieren gehen. Euer Felix.

An seine Familie

Neapel, den 27. April 1831.

Es ist beinahe 14 Tage, daß ich keinen Brief von Euch habe; hoffentlich ist nichts Beunruhigendes vorgefallen, und so sehe ich denn jeden Posttag Nachrichten entgegen. Mit meinem Schreiben wird es aus Neapel nicht viel werden. Man steckt zu tief darin, um sich gleich hinaus versetzen und erzählen zu können. Dazu kommt noch, daß ich das schlechte Wetter, welches wir einige Tage lang hatten, zum Arbeiten benutzt und mich mit Eifer auf die „Walpurgisnacht" geworfen habe. Das Ding hat mich immer mehr interessirt, so daß ich nun jede freie Minute benütze, um daran zu arbeiten. — In wenig Tagen soll es fertig sein, denke ich, und es kann ein ganz lustiges Stück werden. Bleibe ich so im Zuge, wie jetzt, so mache ich auch noch die „Italienische Symphonie" in Italien fertig; dann hätte ich doch eine ganz gute Ausbeute von diesem Winter mitzubringen. Dazu wird täglich etwas Neues gesehen; die Partien mache ich meist mit Schadows. Gestern waren wir in Pompeji. Das ist halb wie eine Brandstätte, halb wie eine eben verlassene Wohnung. Für mich, dem beides immer etwas Rührendes hat, war der Eindruck eigentlich der traurigste, den ich bis jetzt in Italien gehabt. Als seien die Menschen eben ausgegangen, ist es; doch zeigt wiederum fast Alles auf eine andere Religion, anderes Leben, kurz auf 1700 vergangene Jahre hin; und dazu klettern denn Franzosen und Engländerinnen munter drauf umher, zeichnen es auch wohl gar ab: — es ist wieder einmal das alte Trauerspiel von Vergangenheit und Gegenwart, über das ich in meinem Leben nicht wegkomme. Das lustige Neapel macht sich darauf freilich ganz gut; aber die übertriebene Masse von elenden Bettlern, die Einen auf allen Wegen und Stegen verfolgen, den Wagen in Haufen einschließen, sobald man anhält, namentlich die weißhaarigen alten Leute, die man darunter sieht, thun mir wehe; denn eine solche Masse von Elend kann man sich gar nicht denken. Geht man am Meer spazieren, sieht nach den Inseln hinüber, — will dann auch einmal auf's Land sehen und steht

in der Mitte von Krüppeln, die mit ihren Gebrechen coquettiren, oder findet sich, wie mir es neulich geschah, von 30 bis 40 Kindern umgeben, die alle ihr „muoio di fame" absingen und sich dabei auf die Kinnbacken klopfen, um zu zeigen, daß sie nichts zu beißen haben, — so macht es einen widerlichen Contrast. Und doch ist es mir noch viel verhaßter, daß man die Freude, ein zufriedenes Gesicht zu sehen, durchaus entbehren muß; denn wenn man reichlich gegeben hat, sei es an Custoden, Arbeiter, Aufwärter, kurz, wem ihr wollt, so ist die stehende Redensart: „niente di più?" Dann kann man gewiß sein, daß es zu viel ist. Ist es der rechte Preis, so geben sie es in der größten Entrüstung zurück, kommen dann nach und bitten wieder darum. Das sind Kleinigkeiten, aber sie zeigen den kläglichen Zustand der Leute. Bin ich doch schon so weit gekommen, mich einmal über die immerwährende lächelnde Heiterkeit der Natur zu ärgern, als mir auf abgelegenen Spaziergängen überall Bettler entgegen kamen, und einige davon Viertelstunden weit mitgingen. Nur wenn ich auf meinem Zimmer ruhig sitze, den Meerbusen und den Vesuv darüber ansehe und ganz allein damit bin, ist mir hier recht wohl und heiter geworden. Heut werden wir nach dem Camaldolenser Kloster hinaufsteigen und morgen, wenn das Wetter sich hält, nach Procida und Ischia. Abends bin ich heut bei Mme. Fodor mit Donizetti, Benedict u. a. m. Sie ist sehr freundlich und gefällig gegen mich; durch ihr Singen hat sie mir schon großes Vergnügen gemacht; denn sie hat eine unglaubliche Leichtigkeit und macht ihre Verzierungen mit solchem Geschmack, daß man sieht, wie die Sontag sich vieles von ihr angenommen hat; namentlich das mezza voce, das die Fodor, deren Stimme nicht mehr ganz frisch und voll ist, sehr politisch klug an vielen Stellen anzubringen weiß. Da sie auf dem Theater nicht singt, so ist es mir doppelt lieb, sie persönlich kennen gelernt zu haben. Das Theater ist jetzt für mehrere Wochen geschlossen, weil das Blut des heiligen Januarius ehester Tage fließen soll. Was ich vorherig dort gehört, war der Mühe des Hingehens nicht werth. Das Orchester, wie in Rom, schlechter, als jedes deutsche, — keine einzige erträgliche Sängerin, und nur Tamburini mit seiner frischen Baßstimme

gab dem Ganzen etwas Leben. Um italienische Opern zu hören, muß man jetzt nach Paris oder London gehen. Ich bitte Gott, daß es nur nicht mit der deutschen Musik ebenso werden möge! — Ich muß aber zu meinen Hexen zurück; verzeiht, wenn ich für heut aufhöre. Der ganze Brief schwebt eigentlich in Ungewißheit; oder vielmehr schwebe ich darin, ob ich die große Trommel dabei nehmen darf, oder nicht: „Zacken, Gabeln und wilde Klapperstöcke" treiben mich eigentlich zur großen Trommel; aber die Mäßigkeit räth mir ab. Ich bin auch gewiß der Einzige, der den Blocksberg ohne kleine Flöte componirt; aber um die große Trommel thäte es mir leid, und ehe Fanny's Rath ankommt, ist die Walpurgisnacht fertig und eingepackt, — ich fahre schon wieder durch's Land, und Gott weiß, wovon dann die Rede ist. Ich bin überzeugt, Fanny sagte „Ja"; aber ich bin doch unschlüssig. Großer Lärm muß auf jeden Fall gemacht werden. — O Rebecka, kannst Du mir nicht einige Liedertexte schaffen und schicken; mir ist sehr danach zu Muthe, und Du mußt wieder was Neues zu singen haben. Wenn Du mir hübsche Verse schicken kannst, alte oder neue, lustige oder saure oder sauersüße, so schiebe ich sie Dir in Deine Stimme hinein. Für sonstige Bestellungen stehe ich zu Diensten. Ich bitte Dich, schaff mir was zu arbeiten für die Reise, in den Wirthshäusern. Nun aber lebt alle wohl und so ganz wohl, wie ich es möchte, — und denkt mein.

Felix.

An seine Familie.

Neapel, den 17. Mai 1831.

Ihr Lieben!

Sonnabend, den 14ten Mai, 2 Uhr sagte ich dem Fuhrmann, er möge nur umwenden; — wir hielten vor dem Tempel der Ceres in Pästum, und das war der südlichste Punkt auf meiner Jugendreise. Der Wagen kehrte sich um nach Norden zu, und seitdem nähere ich mich wieder Euch, wenn ich weiterreise. Es war ungefähr ein Jahr, daß ich mit Vater nach

Dessau und Leipzig abgereist war, und so stimmt es auch in der Zeit; es war die Hälfte. Ich habe das Jahr für mich benutzt, — bin an Eindrücken und Erfahrungen sehr viel reicher; war auch fleißig in Rom und hier; aber Äußerliches ist nichts geschehen, und im Anfange des nächsten Jahrs, so lange ich in Italien bin, wird es auch wohl dabei bleiben. Darum ist mir aber doch die Zeit nicht weniger lieb, als andere, wo ich äußerlich und in der Meinung der Leute vorwärts kam; denn das hängt doch immer zusammen. Habe ich was Rechtes erlebt, so wird es schon auch nach außen wirken, und ich will gewiß keine Gelegenheit dazu vorüber gehen lassen. Hoffentlich wird die auch noch vor Ende dieser Reise ein paarmal kommen; deshalb kann ich die Monate, die mir noch für Italien bleiben, fortfahren, die Natur und den blauen Himmel zu genießen, ohne an was Anderes zu denken. Nur da ist jetzt die Kunst von Italien, — da und in Monumenten; aber da bleibt sie auch ewig, und da wird Unsereins zu lernen und zu bewundern finden, so lange der Vesuv stehen bleibt, und so lange die milde Luft und das Meer und die Bäume nicht vergehen. Trotz dessen bin ich Stockmusiker genug, um mich herzlich wieder einmal nach einem Orchester oder einem vollen Chor zu sehnen. Es ist doch auch Klang darin, und solchen giebt's hier nicht; das ist jetzt unsere Sache geworden, und wenn man so lange ganz ohne dieses Element hat sein müssen, so fehlt es Einem sehr. Orchester und Chor sind hier wie in einer untergeordneten Mittelstadt bei uns, nur noch roher und unsicherer. Der erste Violinist schlägt durch die ganze Oper hindurch die vier Viertel des Tactes auf einen blechernen Leuchter, so daß man es zuweilen mehr hört, als die Stimmen (es klingt etwa wie obligate Castagnetten, nur stärker), und trotz dessen sind Orchester und Stimmen nie zusammen. Bei jedem kleinen Instrumentalsolo kommen altmodische Verzierungen und besonders ein schlechter Ton zum Vorschein. Das Ganze ist ohne den geringsten Geist, ohne Feuer und Lust. Die Sänger sind die schlechtesten italienischen, die ich bis jetzt irgendwo gehört habe, Italien ausgenommen; denn wenn man eine Idee von italienischem Gesang haben will, muß man nach London oder Paris gehen. Selbst die dresdener Gesellschaft, die ich in Leipzig voriges Jahr hörte,

ist besser, als irgendeine hier. Es ist ja auch natürlich; beim gränzenlosen Elend, das man hier überall sieht, — wo soll sich da ein Boden zur Erhaltung eines Theaters, das jetzt doch einmal große Mittel braucht, finden? und die Zeit, wo jeder Italiener geborner Musiker war, ist, wenn sie jemals gewesen, lange vorbei. Sie behandeln es wie jeden Modenartikel, kalt, gleichgültig, kaum mit dem Interesse des äußerlichen Anstandes, und da ist es nicht zu verwundern, wenn jedes einzelne Talent, wie es aufkommt, gleich in die Fremde zieht, wo es besser anerkannt, besser an seinen Platz gestellt wird, und wo es Gelegenheit findet, etwas Ordentliches, Herzstärkendes zu hören und zu lernen. — Der einzige Tamburini hier ist recht gut. Man hat ihn aber längst schon in Wien, in Paris und, ich glaube auch, in London gehört, und jetzt, wo er anfängt, seine Abnahme zu fühlen, geht er nach Italien zurück. Auch daß die Italiener die Gesangskunst allein besitzen sollen, kann ich nicht begreifen; denn was ich von italienischen Sängern und Sängerinnen Kunstreiches gehört habe, das kann die Sontag auch und in noch höherem Grade; sie hat es zwar, wie sie sagt, meist von der Fodor gelernt, aber warum sollte denn nun eine andere Deutsche es nicht von der Sontag lernen können? Und die Malibran ist eine Spanierin. Diese Glorie vom „Lande der Musik" kann Italien nicht behalten; in der That hat es sie schon verloren und wird es auch vielleicht bald in der Meinung der Leute, obwohl das letztere zufällig ist. Ich war neulich in einer Gesellschaft Musiker, wo man von einer neuen Oper eines Neapolitaners, Coccia, sprach und wissen wollte, ob sie gut sei? „Wahrscheinlich ist sie gut", sprach einer der Musiker, „denn Coccia war lange in England, hat da studirt, und es haben dort auch einige seiner Sachen gefallen". Das war mir auffallend, man würde in England gerade so von Italien gesprochen haben. Aber quo me rapis? Euch lieben Schwestern sag' ich heut nichts, schicke aber in den nächsten Tagen einen kleinen persönlichen Aufsatz, der Euch zugeeignet ist. Erschreckt nicht! ich dichte nicht; das Ding ist und heißt nur: Ein Tagebuch der Spazierfahrt nach den Inseln im Mai.

Felix.

An Fanny Hensel und Rebecka Dirichlet in Berlin.

Neapel, den 28. Mai 1831.

Liebe Schwestern!

Da das Tagebuch zu dünn und schlecht geworden ist, muß ich Euch doch wenigstens ein abrégé meiner Geschichte mittheilen. Wisset denn, daß Freitag, den 20sten Mai, in Neapel in corpore gefrühstückt wurde, nämlich Früchte und dergleichen, und in corpore heißt: die Reisegesellschaft nach den Inseln, die aus Ed. Bendemann, T. Hildebrandt, Carl Sohn und Felix Mendelssohn Bartholdy bestand.

Mein Bündel war nicht sehr schwer und enthielt außer Goethe's Gedichten und drei Hemden wenig Erhebliches. So packten wir uns in einen Miethwagen und fuhren durch die Grotte des Posilippo nach Pozzuoli. Der Weg führt längs dem Meere und ist das Lustigste, was man sehen kann. Um so mehr thut die entsetzliche Masse von Blinden, Krüppeln, Bettlern, Galeerensclaven, kurz Elenden aller Art, die Einen dort empfangen in der Feiertagsnatur, wehe. Ich setzte mich ruhig in den Hafen hin und zeichnete, während die Andern sich mit den Serapistempeln, den Theatern, den heißen Quellen und ausgebrannten Kratern quälen mußten, die ich schon dreimal und zur Genüge gesehen hatte. — Dann nahmen wir, wie junge Patriarchen oder Nomaden, all' unser Hab' und Gut, Mäntel, Bündel, Bücher, Mappen, auf Esel, setzten uns selbst oben drauf und machten die Tour um den Meerbusen von Bajae zum Averner-See, wo man sich für sein Mittagessen Fische einkaufen muß, über den Berg nach Cuma (vergleiche Goethe's Wanderer), und kamen so nach Bajae herunter, wo gegessen und geruht wurde. Dann wurden noch Tempelruinen, alte Bäder und dergleichen besehen, und so wurde es Abend, ehe wir zur Überfahrt kamen. Um $^1/_2$10 Uhr langten wir im Städtchen Ischia an, und im einzigen Wirthshaus war Alles besetzt, so daß wir uns entschlossen, noch bis zu Don Tommaso zu gehen, zwei Stunden Wegs, die wir aber in $^5/_4$ liefen; — es war prächtig kühl; in allen Weinranken und Feigenbäumen

und Gesträuchen saßen unzählige Glühwürmer und ließen sich fangen; und als wir endlich etwas ermüdet beim Don gegen Eilf eintrafen, fanden wir noch alle Leute wach, die nettesten Zimmer, frische Früchte, einen freundlichen Diaconus als Kellner und blieben bis Mitternacht behaglich sitzen einer Fuhre Kirschen gegenüber. Andern Morgens war es aber schlecht Wetter und regnete tüchtig. Auf den Epomeo konnte man also nicht hinauf, und da wir eigentlich auch nicht so recht viel mit einander conversiren konnten (es ging nun einmal nicht, Gott weiß, warum), so wäre das Ding langweilig geworden, hätte Don Tommaso nicht den niedlichsten Hühnerhof, den es in Europa geben kann. Vorne an der Thür steht ein gewaltiger schattiger Orangenbaum mit vielen reifen Früchten, unter dessen Ästen die Treppe nach der Wohnung hinaufführt. Jede von den weißen steinernen Stufen ist mit einem großen Blumentopfe besetzt, und der Flur oben besteht aus einer weiten offnen Halle, wo man aus einem Bogen heraus den ganzen Hof mit Orangenbaum, Treppe, den Strohdächern, Weinfässern und Krügen, den Eseln und Pfauen übersehen kann. Damit es am Vordergrunde nicht fehle, steht unter dem gemauerten Bogen ein indischer Feigenbaum so üppig, daß man ihn mit Stricken an die Mauer hat festbinden müssen. Den Hintergrund endlich machen die Weinberge mit den Lusthäusern und die Vorhöhen des Epomeo. Unter dem Bogen war man nun vor dem Regen geschützt; da setzten wir uns alle Vier hin und zeichneten den ganzen lieben Tag lang uns den Hof ab, so zierlich es gehen wollte. Ich habe mich überhaupt nicht genirt, sondern immer mitgezeichnet und glaube auch etwas profitirt zu haben. Nachts gab es ein ganz furchtbares Gewitter, und ich beobachtete im Bette, daß die Donner am Epomeo entsetzlich lange nachbrummen, etwa wie am Vierwaldstädter See, oder noch länger. Den nächsten Morgen, Sonntag, schien es heiter zu sein. Wir gingen nach Foria, sahen die Leute in ihren bunten Costümen in den Dom gehen; die Frauen hatten ihre berühmten zusammengelegten Mousselinetücher auf dem Kopfe, die Männer standen vor dem Kirchplatze und kannegießerten in knallrothen Sonntagskappen, und so wanden wir uns durch die festlichen Dörfer nach und nach den Berg hinauf. Es ist ein großer zerrissener

Vulkan, voll Spalten, Höhlen, Abhängen und steilen Klüften. Die Höhlen haben sie zu Weinkellern benutzt und mit großen Fässern vollgepfropft; auf den Abhängen sind überall Weinberge mit Feigen- oder Maulbeerbäumen; auf den steilen Felsstücken wächst Korn und giebt mehrmals im Jahre Ernten; die Schluchten sind mit Epheu, unzähligen bunten Blumen und Kräutern bedeckt; und wo sich sonst noch ein Platz findet, da schießen junge ächte Kastanienbäume auf und geben den schönsten Schatten. So liegt das letzte Dorf, Fontana, mitten im Grün und in den Pflanzen. Da überzog sich der Himmel aber; es wurde dunkel, und als wir höher hinaufkamen, bei den obersten Felsspitzen, war es ganz neblig geworden; die Dünste tanzten umher, und obwohl die zackigen Felsen, der Telegraph und das Kreuz wunderlich genug in den Wolken sich ausnahmen, so konnten wir doch von der Aussicht nicht das Geringste sehen. Zugleich fing es zu regnen an; man kann nicht oben bleiben und warten, wie auf dem Rigi, und so mußten wir also, ohne seine Bekanntschaft gemacht zu haben, den Epomeo wieder verlassen, liefen im Regen hinunter; einer sprang über den andern; ich glaube, wir haben keine Stunde gebraucht. — Andern Tags fuhren wir nach Capri. Das Ding hat schon was Morgenländisches an sich, mit der glühenden Hitze, die von den weißen Felswänden abprallt, mit den Palmen und den runden Kuppeln der Kirchen, die wie Moscheen aussehen. Der Scirocco war brennend und machte mich zum rechten Genießen untauglich; denn in dieser Sonnenhitze 537 Stufen hinauf und dann wieder hinunter zu steigen nach Anacapri hin, ist eine Pferdearbeit. Aber wahr ist es, daß das Meer sich ganz wunderbar schön ausnimmt von dem kahlen Felsen herunter und zwischen den tollen Zacken hindurch. Vor Allem muß ich aber von der blauen Grotte erzählen; denn die kennt nicht ein Jeder, weil man nur bei stillem Wetter oder schwimmend hineinkann. Wo die Felsen ganz senkrecht in's Meer hineinstehen und vielleicht auch unter dem Wasser noch ebenso hoch sind, wie darüber, da hat sich eine gewaltige Höhle gebildet, aber so, daß im ganzen Umkreis der Höhle die Felsen mit ihrer Breite auf dem Meere ruhen oder vielmehr unmittelbar hineinhängen und erst von da aus aufsteigen bis zur Wölbung der Höhle; das Meer

füllt also den ganzen Boden der Höhle aus, und diese hat ihre Öffnung unter dem Wasser; nur ein kleines Stück der Öffnung ragt über dem Wasser hervor, und durch dies kleine Stück fährt man nun mit einem schmalen Kahn, auf dessen Boden man sich ausstrecken muß, hinein. Ist mal einmal drin, so liegt die ganze ungeheure Höhle mit ihrer Wölbung über Einem, und man kann frei, wie unter einem Dome, darin umherrudern. Das Sonnenlicht fällt nun aber auch durch die Öffnung unter dem Wasser hinein, wird durch das grüne Meerwasser gebrochen und gedämpft, und daher kommen die zauberischen Erscheinungen. Die ganzen hohen Felsen sind himmelblau und grünlich im Dämmerlicht, etwa wie im Mondschein; doch sieht man alle Ecken und Vertiefungen deutlich; das Meer aber ist durch und durch vom Sonnenlicht beleuchtet und erhellt, so daß der schwarze Kahn auf einer hellen glänzenden Fläche schwebt; die Farbe ist das blendendste Blau, das ich je gesehen habe, ohne Schatten, ohne Dunkelheiten, wie eine Scheibe des hellsten Milchglases; und wie die Sonne durchscheint, so sieht man auch ganz deutlich alles, was unter dem Wasser vorgeht, und das ganze Meer mit seinen Geschöpfen thut sich auf. — Da sieht man an den Felsen die Korallen und Polypen sitzen; tief unten begegnen sich Fische aller Art und schwimmen an einander vorüber; die Felsen werden gegen das Wasser zu immer dunkler, und am Ende, wo sie dicht darüber hängen, sind sie schwarz, und man sieht weiter unter ihnen fort noch das helle Wasser mit Krebsen, Fischen und Gewürmen darin. Dazu hallt es ganz wunderlich in der Grotte von jedem Ruderschlage wieder, und wie man an den Wänden umherfährt, so kommen neue Gestalten zum Vorschein. Ich wollte, Ihr könntet das sehen, denn es ist ganz sonderbar zauberhaft. Dreht man sich nach der Öffnung um, durch die man hineinkam, so scheint das Tageslicht rothgelb hindurch, dringt aber nicht weiter, als ein paar Schritt davon, und so ist man ganz einsam auf dem Meere unter den Felsen, mit seinem eigenen besonderen Sonnenlichte; es ist, als könne man einmal ein wenig unter dem Wasser leben. —

Dann wurde nach Procida übergesetzt, wo die Frauen sich griechisch kleiden, aber darum doch nicht hübscher aussehen; aus allen Fenstern guckten neugierige Gesichter; ein paar Jesuiten

mit den schwarzen Kleidern und den dunklen Gesichtern saßen in einer hellen Weinlaube, ließen sich's wohl sein und machten ein hübsches Bild. Dann über's Meer nach Pozzuoli und so durch die Grotte des Posilippo wieder nach Hause.

An Paul kann ich über die Veränderung seines Wohnorts und den Eintritt in die große weite londoner Welt nicht schreiben, weil er mir nur mit zwei Worten sagt, er würde wahrscheinlich in drei Wochen abreisen, und mein Brief ihn also nicht mehr in Berlin antreffen kann; in einer Woche riskire ich's und adressire an meinen Bruder in London. Es soll nun einmal sein, daß das rauchige Nest mein Lieblingsaufenthalt ist und bleibt. Das Herz geht mir auf, sobald ich daran denke; und male ich mir nun gar meine Rückkehr dahin aus, wie ich von Paris hinüberreise und Paul dort selbstständig, allein, verändert in den alten lieben Umgebungen finde; wie er mir seine neuen, ich ihm meine alten Freunde vorführen kann, wie wir dann zusammenwohnen und -leben: so wird mir schon jetzt ungeduldig, nur bald dahin zu kommen. Aus einigen Zeitungen, die mir Bekannte zukommen lassen, sehe ich, daß mein Name auch nicht vergessen ist, und so kann ich hoffen, wenn ich dorthin zurückkehre, wieder fortarbeiten zu können, wie ich es damals nicht durfte, weil ich nach Italien mußte. Macht die Oper in München Schwierigkeit, oder geben sie mir nicht den Text, den ich wünsche, so mache ich eine Oper für London; denn daß ich dort den Auftrag dazu erhalte, sobald ich es möchte, das weiß ich. Für das Philharmonic bringe ich auch neue Sachen mit, und so will ich meine Zeit gut anwenden.

Da ich die Abende hier frei habe, so lese ich ein wenig Französisch und Englisch; namentlich haben mich die Barricades und Les états de Blois interessirt, weil man sich mit Grausen in eine Zeit versetzt sieht, die man oft als eine kräftige, zu früh vergangene muß preisen hören. Wenn mir die Bücher auch viele Fehler zu haben scheinen, so ist die Schilderung der beiden gegenüberstehenden Häupter, von denen Einer immer schwächer, unschlüssiger, heuchlerischer und jämmerlicher sich zeigt, als der Andere, doch gewiß nur zu wahr, und man dankt Gott, daß dieses gepriesene Mittelalter vorüber ist und nie wiederkehren kann. Zeigt es keinem Hegelianer, aber es ist so, und

je mehr ich darüber lese und denke, desto deutlicher fühle ich das. Ein großer Liebling von mir ist Sterne geworden. Mir fiel ein, daß Goethe einmal über die „Sentimental journey“ sprach und sagte, man könne durchaus nicht besser ausdrücken, wie des Menschen Herze ein trotzig und verzagt Ding ist. Da fand ich sie zufällig, dachte, ich wollte sie doch kennen lernen, und habe mich sehr gefreut, wie darin Alles so fein und schön aufgefaßt und hingestellt ist. Deutsches giebt es hier wenig zu lesen; ich bin also auf die Goethe'schen Gedichte beschränkt, und bei Gott, es ist genug darin zu bedenken; — neu bleibt es immer. Namentlich interessiren mich hier die Gedichte, die er offenbar in oder um Neapel geschrieben hat, wie z. B. Alexis und Dora; denn ich sehe fast täglich von meinem Fenster aus, wie das wunderbare Gedicht entstanden ist. Ja, wie es denn mit allen Meisterwerken geht, so denke ich oft so von selbst und plötzlich daran, daß mir ist, als müsse es mir auch bei ähnlicher Gelegenheit eingefallen sein, und als hätte er es nur zufällig ausgesprochen. Von dem Gedicht „Gott segne Dich, junge Frau“ behaupte ich nun gar, das Local aufgefunden und bei der Frau zu Mittag gegessen zu haben; aber natürlich muß sie jetzt schon ganz alt und ihr säugender Knabe ein stämmiger Vignerol geworden sein. Zwischen Pozzuoli und Bajae liegt ihr Haus, „eines Tempels Trümmern“, und nach Cuma ist es drei Meilen gut. Da könnt Ihr Euch denken, wie Einem die Gedichte neu werden, und wie anders und frisch man sie wieder empfindet und kennen lernt. Von Mignon's Lied will ich gar nicht erst sprechen. Aber toll ist es doch, daß Goethe und Thorwaldsen leben, daß Beethoven erst vor ein paar Jahren gestorben ist, und daß H— behauptet, die deutsche Kunst sei mausetodt. Quod non! Schlimm genug für ihn, wenn es ihm so zu Muthe ist; aber wenn man ein Weilchen über das Raisonnement nachdenkt, kommt es Einem doch sehr schaal vor. — A propos! Schadow, der in einigen Tagen nach Düsseldorf zurück geht, verspricht mir, bei Immermann neue Lieder für mich auszuwirken, auf die ich mich sehr freue. Der Mann ist doch ein Dichter; das steht ebenso in seinen Briefen, wie in Allem. Graf Platen ist ein kleiner, verschrumpfter, goldbebrillter, heiserer Greis von fünfunddreißig Jahren; er hat mir

Furcht gemacht. Die Griechen sehen anders aus! Er schimpft auf die Deutschen gräßlich, vergißt aber, daß er es auf Deutsch thut. Doch ich komme zu sehr in's Plaudern; also lebt wohl für heute.

Felix.

An seine Eltern.

Rom, den 6. Juni 1831.

Liebe Eltern!

Nun ist's mal wieder Zeit, daß ich Euch einen ordentlichen vernünftigen Brief schreibe; ich glaube, daß alle die aus Neapel eigentlich nichts recht getaugt haben. Es ist, als wolle Einen die Luft da nicht zum Nachdenken kommen lassen; wenigstens ist es mir nur sehr selten gelungen, mich dort zu sammeln. Jetzt bin ich aber kaum ein paar Stunden wieder hier, und das alte römische Behagen und die heitere Ernsthaftigkeit, von der ich Euch in meinen ersten Briefen aus Rom schrieb, haben sich schon wieder ganz über mich ausgebreitet. Ich kann nicht sagen, wie ungleich mehr ich Rom liebe, als Neapel. Die Leute sagen, Rom sei monoton, einfarbig, traurig und einsam; es ist auch wahr, daß Neapel mehr wie eine große europäische Stadt ist, lebendiger, verschiedenartiger, kosmopolitischer. Ich sage Euch aber im Vertrauen, daß ich nach und nach auf das Kosmopolitische einen ganz besonderen Haß bekomme; — ich mag es nicht, wie ich überhaupt Vielseitigkeit nicht recht mag oder eigentlich nicht recht daran glaube. Was eigenthümlich und schön und groß sein soll, das muß einseitig sein, wenn diese eine Seite nur zur größten Vollkommenheit ausgebildet ist: — und das kann kein Mensch Rom abstreiten. Um als große Stadt eigenthümlich zu sein, dazu scheint mir Neapel zu klein. Das ganze Leben und Treiben beschränkt sich auf zwei große Straßen: den Toledo und die Küste vom Hafen bis zur Chiaja. Die Idee eines Mittelpunktes für ein großes Volk, die London so wunderbar schön macht, giebt mir Neapel nicht, und zwar, weil eben das Volk fehlt; denn die Fischer und Lazzaroni kann ich kein Volk nennen. Sie sind mehr wie Wilde, und ihr

Mittelpunkt ist nicht Neapel, sondern das Meer. Die Mittelclassen, die gewerbetreibenden, arbeitenden Bürger, die in den andern großen Städten die Grundlage bilden, sind hier ganz untergeordnet; man möchte sagen, es fehlt ganz daran. Das ist es, was mir eigentlich den Aufenthalt in Neapel selbst oft verdrießlich gemacht hat, so sehr ich die Umgegend liebe und genossen habe; und wie mir das immer von Neuem vor die Augen trat, so glaube ich am Ende sogar an mir selbst den Grund davon erfahren zu haben. Ich kann nicht sagen, daß ich eigentlich unwohl war in dem fortwährenden Sciroccowetter; aber es war unangenehmer, als eine Unpäßlichkeit, die in ein paar Tagen vorübergeht. Ich fühlte mich schlaff, unlustig zu allem Ernsthaften: kurz, unthätig. Wie ich denn nun tagelang mit mürrischem Gesichte die Straße auf und ab schlenderte und mich am liebsten eigentlich auf die Erde gelegt hätte, ohne irgend etwas zu denken, zu wollen, zu thun, — da fiel mir auf einmal ein, daß die Hauptclassen von Neapel am Ende wirklich so lebten, und daß also der Grund zu meinem Mißbehagen nicht, wie ich fürchtete, in mir, sondern im Ganzen, — in Luft, Klima u. s. w. liegen möchte. Das Klima ist für einen großen Herrn eingerichtet, der spät aufsteht, nie zu Fuß zu gehen braucht, nichts denkt (weil das erhitzt), Nachmittags seine paar Stunden auf dem Sopha schläft, dann sein Eis ißt und Nachts in's Theater fährt, wo er wieder nichts zu denken findet, sondern da Besuche machen und empfangen kann. Auf der andern Seite ist das Klima wieder ebenso passend für einen Kerl im Hemde mit nackten Beinen und Armen, der sich ebenfalls nicht zu bewegen braucht, — sich ein paar Gran erbettelt, wenn er einmal nichts zu leben hat, — Nachmittags sein Schläfchen macht auf der Erde, am Hafen oder auf dem Steinpflaster (die Fußgänger steigen über ihn weg oder schieben ihn aus dem Wege, wenn er gerade in der Mitte liegt), der dann sich seine frutti di mare etwa selbst aus dem Meere heraufholt, dann da schläft, wo er Abends zuletzt hinkommt, — kurz, der in jedem Augenblicke das thut, was ihm gerade gemüthlich ist, wie ein Thier. Das sind denn nun auch die beiden Hauptclassen in Neapel. Bei weitem der größte Theil der Bevölkerung des Toledo besteht aus zierlich geputzten Herren und

Damen oder schönen Carossen, in denen sich Mann und Frau einander spazieren fahren, oder aus diesen braunen Sans-culottes, die 'mal Fische zum Verkauf tragen und gräßlich dazu brüllen oder Last tragen, wenn es an Gelde fehlt. Leute aber, die eine fortgesetzte Beschäftigung haben, — irgend eine Sache mit Fleiß und Beharrlichkeit verfolgen und ausbilden, — die Arbeit um der Arbeit willen lieben, giebt es nur wenige, glaube ich. — Goethe sagt, das sei der Jammer des Nordens, daß man dort immer etwas thun wolle und immer nach etwas strebe, und giebt einem Italiener Recht, der ihm räth, er solle nicht so viel denken: — das mache nur Kopfschmerzen. Es muß aber wohl sein Spaß sein; wenigstens hat er nicht danach gehandelt, sondern eben recht, wie ein Nordländer. Will er aber damit nur sagen, daß die verschiedenen Charaktere in der Natur begründet seien und von ihr abhängen, so hat er natürlich Recht, das versteht sich. Ich kann auch wohl einsehen, wie das Alles so sein muß, und warum die Wölfe heulen; aber man braucht darum doch nicht mit ihnen zu heulen; das Sprüchwort sollte gerade umgekehrt sein. Die Leute nun, die ihrer Lage nach arbeiten und also auch denken und thätig sein müssen, die behandeln das Ding wie ein nothwendiges Übel, das ihnen Geld verschafft, und wenn sie es haben, leben sie wie die großen oder wie die nackten Herren. Daher ist kein Laden, wo man nicht betrogen würde. Einheimische, die viele Jahre lang dort Kunden sind, müssen ebenso handeln und auf ihrer Hut sein, wie Fremde; und einer meiner Bekannten, der funfzehn Jahre aus einem Laden kaufte, erzählte mir, wie seit funfzehn Jahren immer derselbe Kampf um ein paar Scudi sei, und wie nichts ihm dagegen helfe. Daher eben giebt es so wenig Industrie und Concurrenz; daher macht Donizetti eine Oper in zehn Tagen fertig; sie wird ausgezischt, aber das thut gar nichts; denn er bekommt dafür bezahlt und kann wieder spazieren gehen. Sollte aber seine Reputation endlich gefährdet werden, so würde er wieder zu viel arbeiten müssen, und das wäre unbequem. Darum schreibt er einmal eine Oper in drei Wochen, giebt sich zu ein paar Stückchen Mühe, damit sie recht gefallen, und kann dann wieder eine Weile spazieren gehen und schlecht schreiben! So malen ihre Maler die unglaublich schlechten

Bilder, die noch weit unter der Musik stehen. So bauen die Architecten die abgeschmacktesten Gebäude (unter andern eine Nachahmung von St. Peter im Kleinen im chinesischen Geschmack). Alles das ist aber einerlei; die Bilder sind bunt, die Musik macht Lärm, die Gebäude geben Schatten — mehr will der neapolitanische Große nicht davon. — Wie mir denn nun körperlich ebenso zu Muthe wurde, wie ihnen, wie mich Alles eigentlich zum Faulsein, Spazierengehen und Schlafen antrieb, und wie ich mir innerlich doch immer sagen mußte, das sei unrecht, und versuchte, mich zu beschäftigen und zu arbeiten, was wieder nicht gehen wollte, so entstand die Verdrießlichkeit, in der ich mehrere Briefe an Euch geschrieben habe, und ich konnte ihr nur ausweichen, indem ich mich in den Bergen umhertrieb, wo es gar zu göttlich schön ist, und wo jedem Menschen heiter und dankbar zu Muthe werden muß. Ich habe übrigens nicht versäumt, die Musiker kennen zu lernen, die dort sind; wir haben auch Musik zusammen gemacht; aber ich habe mich über ihre großen Lobeserhebungen nicht freuen können. Die Fodor ist bis jetzt die einzige Künstlerin oder vielmehr der einzige Künstler, den ich in Italien getroffen habe; anderswo hätte ich vielleicht Vieles an ihrem Gesange auszusetzen; aber das überhörte ich Alles, weil es doch wirklich Musik ist, wie sie singt, und das thut einem Menschen nach langer Pause gar zu wohl. Nun bin ich aber wieder im alten Rom; da ist ein ander Leben; täglich sind Processionen, weil vorige Woche Corpus domini war; — und wie ich die Stadt in der Nachfeier der heiligen Woche verließ, so finde ich sie in der Nachfeier des Frohnleichnamstages wieder. Es machte mir einen sonderbaren Eindruck, daß Alles auf den Straßen in der Zwischenzeit so sommerlich geworden war; überall Buden mit Citronen und Eiswasser; alle Leute in leichten Kleidern; die Fenster offen und die Jalousien geschlossen; vor den Kaffeehäusern sitzt man auf der Straße und ißt Gelato's in Masse; der Corso wimmelt von Equipagen; denn nun wird wenig zu Fuß gegangen, und obwohl ich eigentlich keinen Freund und keinen nahestehenden Menschen vermisse, so wurde mir doch ganz weich, als ich den spanischen Platz wiedersah und die alten, wohlbekannten Straßennamen an den Ecken. Etwa eine Woche bleibe ich nun hier,

und dann geht es nordwärts. Donnerstag soll die Infiorata sein; doch ist es noch nicht bestimmt, ob sie stattfindet, weil man Revolutionen fürchtet; ich hoff' es aber. Bei der Gelegenheit würde ich noch das Gebirge sehen und dann abreisen. Wünscht mir denn also wieder einmal glückliche Reise, denn nun geht die Fahrt wieder los. Heut vor einem Jahre kam ich in München an, hörte „Fidelio" und schrieb Euch; seitdem haben wir uns nicht gesehen; so Gott will, möge es nicht wieder so lange dauern.

Felix.

An den Professor Zelter in Berlin.
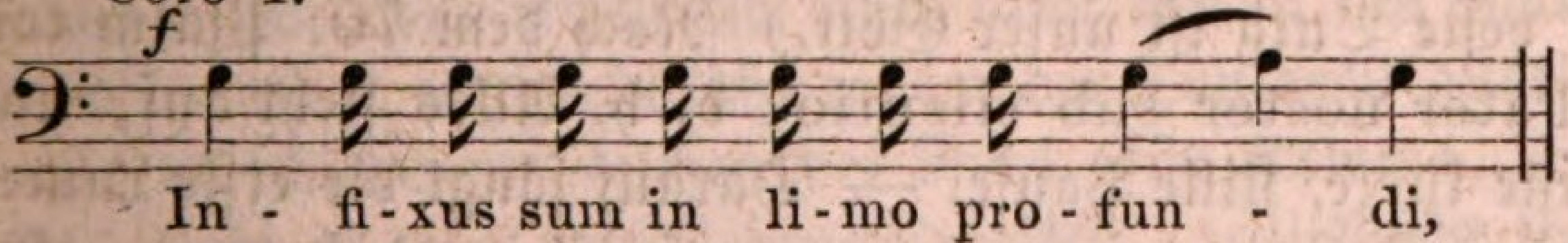
Rom, den 16. Juni 1831.

Lieber Herr Professor!
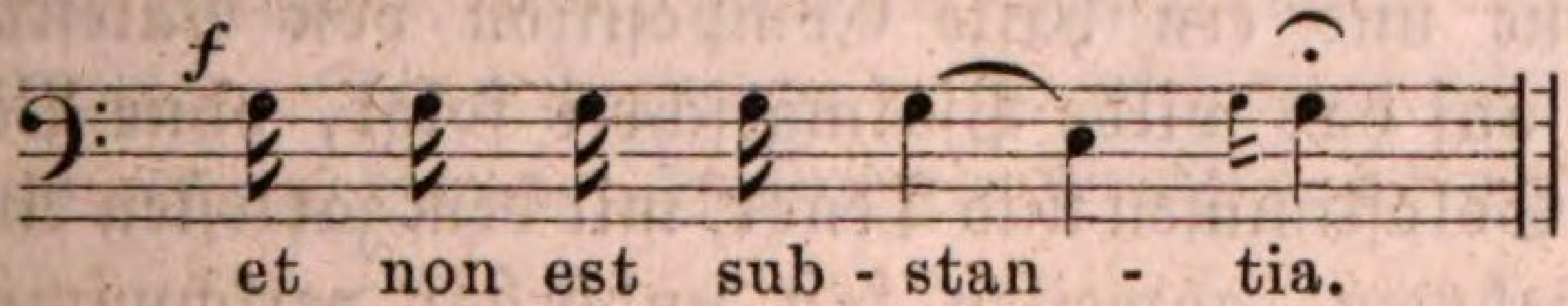
Es ist lange her, daß ich Ihnen schreiben wollte, um Ihnen von der Musik der heiligen Woche Bericht abzustatten; meine Reise nach Neapel kam aber dazwischen, und dort, wo ich mich die meiste Zeit im Freien auf den Bergen umhertrieb und mir mit dem Meere zu schaffen machte, war auch nicht die rechte Ruhe für's Schreiben zu finden; daher die Verspätung, die ich Sie zu entschuldigen bitten muß. Ich habe seit der Zeit keinen merkwürdigen Ton gehört (in Neapel nur das Allermäßigste), und so habe ich Ihnen denn wirklich von den letzten Monaten nichts zu schreiben, als über die heilige Woche; vergessen denke ich nichts zu haben und werde es wohl schwerlich je! Vom Eindruck des Ganzen habe ich schon an die Eltern berichtet, und diese werden es Ihnen mitgetheilt haben. Es war schön, daß ich mir vornahm, die Sache ganz kalt und beobachtend anzuhören, und daß mir dennoch schon vor dem Anfang in der Capelle ernsthaft und andächtig zu Muthe wurde. Solche Stimmung gehört, glaub' ich, dazu, um irgend etwas Neues recht auffassen zu können, und mir ist von der Wirkung des Ganzen nichts entgangen, obwohl ich mich zwang, auch auf alle Einzelheiten aufzupassen. Mittwoch um $4^1/_2$ Uhr fing die Feier mit der Antiphona „Zelus domus tuae" an. Das Büchelchen, welches die Kirchenordnung der Woche enthält, er-

klärt, was die ganze Feier eigentlich bedeutet: „es würden in „jedem Nocturno drei Psalmen gesungen, weil Christus für die „Jungfräulichen, die Verheiratheten und die Verwittweten ge„storben sei; und auch wegen der drei Gesetze: des natürlichen, „geschriebenen und evangelischen; das Domine, labia mea „und das Deus in adjutorium würden nicht gesungen, weil „die Gottlosen uns unser Haupt und Anfang geraubt hätten; „die 15 Lichter bedeuteten die zwölf Apostel und drei Marien" &c. (Das Büchelchen enthält in dieser Art die allermerkwürdigsten Sachen, und ich bringe es Ihnen deshalb mit.) Die Psalmen werden von allen Männerstimmen zu zwei Chören fortissimo abgesungen. Jeder Psalmvers ist nämlich in zwei Theile, wie Frage und Antwort, oder vielmehr a und b abgetheilt; der Chor singt a, und der zweite antwortet mit b. Alle Worte, ausgenommen das letzte, werden in großer Schnelligkeit auf einen Ton gesungen, und auf dem letzten machen sie ein kurzes Melisma, welches beim ersten und zweiten Vers verschieden ist. Nach dieser Melodie oder tono, wie sie es nennen, wird der ganze Psalm mit all' seinen Versen gesungen, und ich habe mir sieben verschiedene dieser toni nachgeschrieben, mit denen sie in den drei Tagen abwechselten. Sie können sich nicht denken, wie ermüdend und monoton sich dies macht, und wie roh und handwerksmäßig sie ihre Psalmen herunter singen. Der erste tonus, den sie sangen, war z. B.

Coro I.

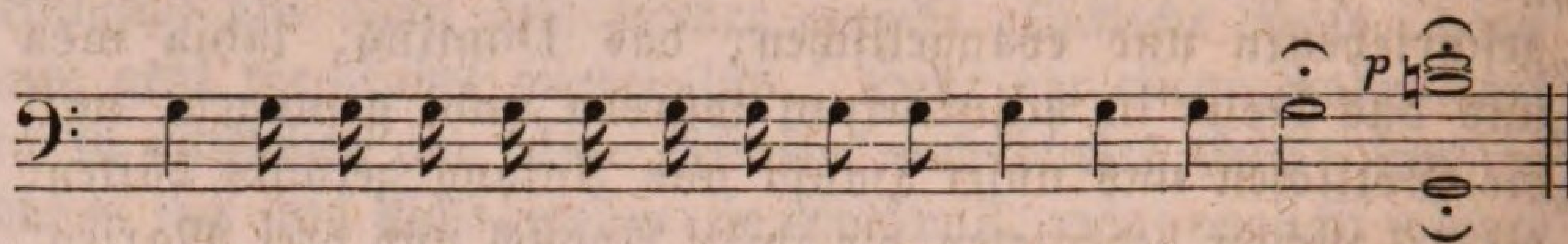


Coro II.
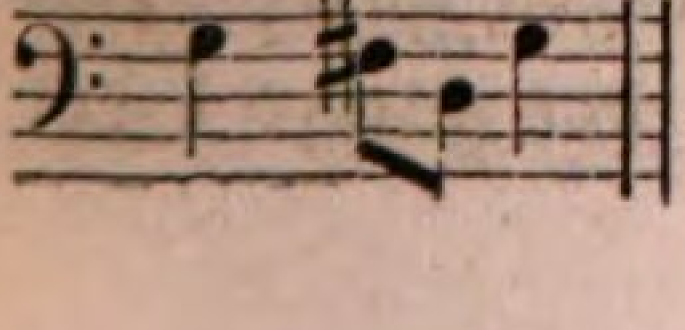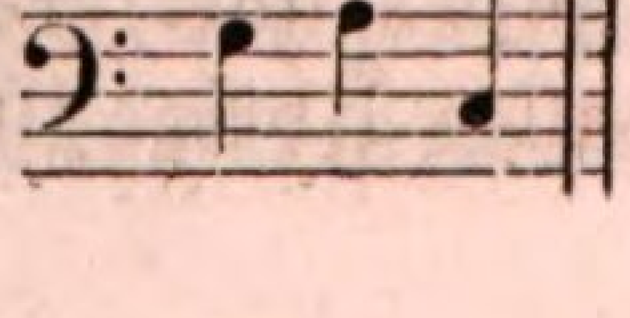


So geht nun der ganze Psalm von 42 Versen immer fort, indem eine Vershälfte auf g a g und die andere auf g e g endigt. — Sie singen es genau mit dem Ausdruck, und es klingt, als wenn sich viele Männer ernsthaft und böslich zankten, so daß jeder halsstarrig dem andern immer wieder dasselbe
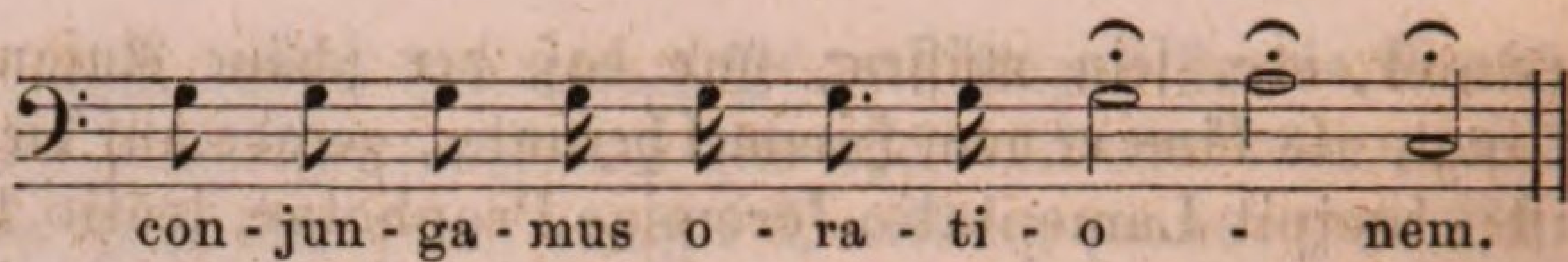
zuruft. Im letzten Vers jedes Psalms singen sie die Worte, mit denen er schließt, langsamer und nachdrücklicher und machen statt des Melisma einen langen Dreiklang piano, zum Beispiel bei dem ersten:
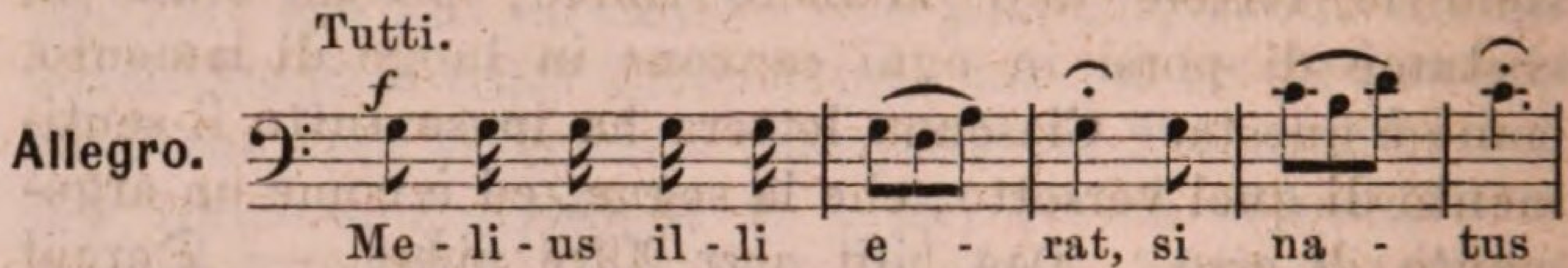


Am Anfang jedes Psalms ist als Einleitung eine Antiphona oder mehrere; diese werden gewöhnlich von ein paar Altstimmen sehr rauh und hart im Canto fermo gesungen; ebenso die erste Vershälfte jedes ersten Psalmverses, und bei der zweiten geht dann das oben beschriebene Antworten der Männerchöre los. Die einzelnen Antiphonien u. s. w., die ich nachgeschrieben habe, behalte ich mir vor Ihnen zu zeigen, damit Sie sie mit dem Büchelchen zusammenhalten können. Den Mittwoch Abend wird der erste 68ste, dann der 69ste und 70ste Psalm gesungen. (Beiläufig ist diese Eintheilung der Psalmverse, und daß sie vom Chor und Gegenchor abgesungen werden, eine der Einrichtungen, die Bunsen für die evangelische Kirche hier gemacht hat; so wie er auch jeden Choral durch eine Antiphona einleiten läßt. Diese sind von Georg, einem hiesigen Musiker, nach Art der Canti fermi componirt und werden erst von einigen Stimmen abgesungen, dann fällt der Choral ein, z. B. Ein' veste Burg ist unser Gott.) Nach dem 70. Psalm kommt ein Pater noster sub silentio, d. h. Alles steht auf, und es ist eine kurze, stille Pause. — Darauf fängt die erste Lamentation des Jeremias ganz leise und sanft in G dur an. Es ist eine schöne und ernsthafte Composition von Palestrina, und wenn sie auf das wilde Psalmgeschrei folgt, ohne Bässe, blos für hohe Solostimmen und Tenor, mit dem zartesten Anschwellen und Abnehmen, zuweilen fast unhörbar verschwimmend und von einem Ton und Accord zum andern sich langsam hinziehend, so macht es sich ganz himmlisch. — Schlimm ist es freilich, daß die Stellen, die sie am rührendsten und andächtigsten singen, und die auch offenbar mit Vorliebe componirt sind, die Überschriften der einzelnen Kapitel oder Verse: Aleph, Beth,

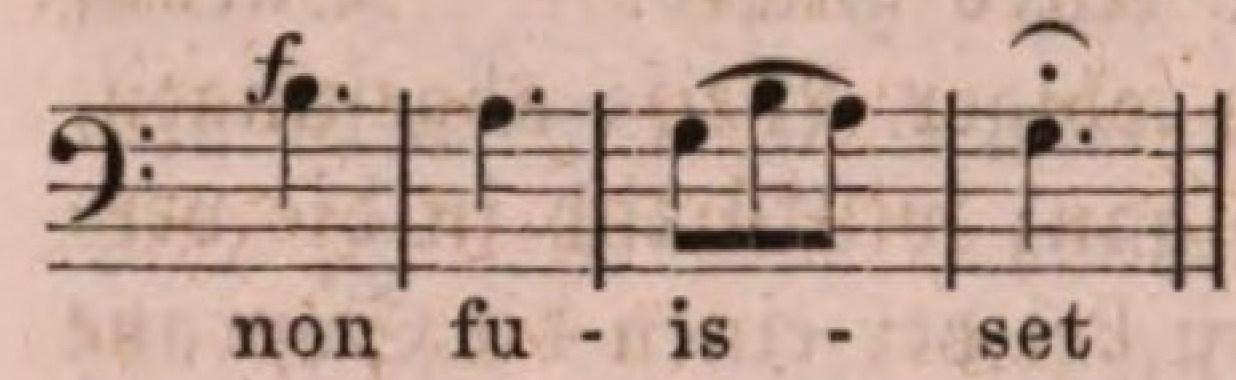
Gimel, etc. sein müssen; und daß der schöne Anfang, der klingt, als käme er vom Himmel herunter, gerade auf die Worte ist: Incipit Lamentatio Jeremiae Prophetae, lectio I. Dagegen muß sich doch ein protestantisches Herz etwas empören, und wenn man die Absicht haben sollte, diese Gesänge in unsere Kirchen einzuführen, so scheint mir doch darin die Unmöglichkeit davon zu liegen; denn wenn Einer singt: „erstes Kapitel", so kann man nicht andächtig werden, es sei auch noch so schön. Mein Büchelchen sagt zwar: Vedendo profetizzato il crocifiggimento con gran pietà si cantano eziandío molto lamentevolmente „Aleph" e le altre simile parole, che sono le lettere dell' alfabeto Ebreo, perchè erano in costume di porsi in ogni canzone in luogo di lamento, come è questa. Ciascuna lettera ha in se tutto il sentimento di quel versetto, che la segue, ed è come un argomento di esso. Das hilft aber Alles nichts. — Darauf werden Psalm 71, 72 und 73 in obiger Weise abgesungen, mit den Antiphonien. Diese sind ganz willkürlich in die verschiedenen Stimmen vertheilt, so daß bei der einen die Soprane anfangen: In monte oliveti; drauf fallen die Bässe forte ein: Oravit ad patrem: pater etc. Dann folgen die Lectionen aus dem Tractat des heiligen Augustinus über die Psalmen. Die sonderbare Art, wie diese gesungen werden, frappirte mich unsäglich am Palmsonntag, wo ich es zum ersten Mal hörte, und ohne zu wissen, was es war. Eine Stimme allein trägt sie vor, auf einem Tone recitirend, aber nicht wie in den Psalmen, sondern langsam, nachdrücklich, indem der Ton recht ausklingt. Für die verschiedenen Zeichen der Rede, für Komma, Frage, Punkt, giebt es nun verschiedene Tonfälle. Vielleicht sind sie Ihnen schon bekannt; mir, dem sie neu waren, erschienen sie sehr wunderlich. Die erste wurde z. B. von einer schönen Baßstimme auf g vorgetragen; kommt ein Komma, so macht er auf dem letzten Wort: , bei einem Fragezeichen: , bei einem Punkt aber so: 

z. B.
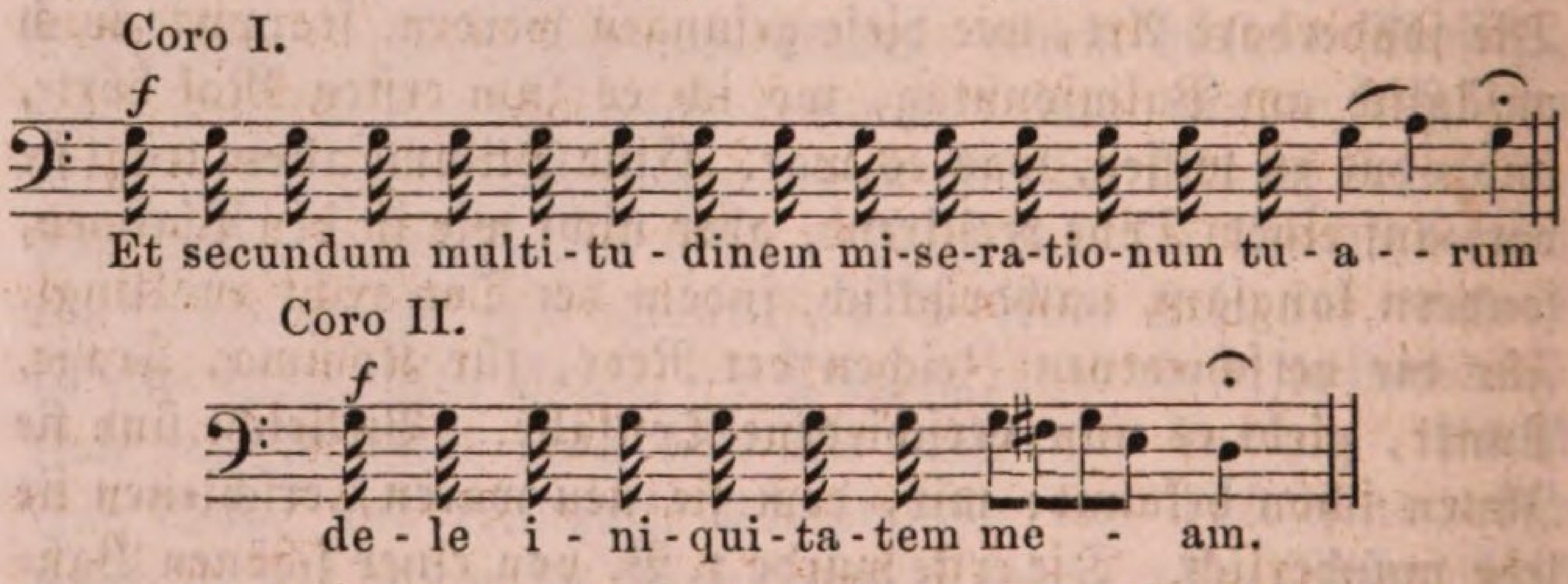


Wie sonderbar sich der Fall von a nach c macht, kann ich gar nicht beschreiben, besonders wenn nach dem Baß ein Sopran kommt, der mit d anfängt und nun ganz denselben Fall mit e und g macht; dann ein Alt in seinem Ton ꝛc.; denn sie sangen drei verschiedene Lectionen, die immer mit Canto fermo abwechselten. Wie sie den Canto fermo ganz ohne Rücksicht auf Wort und Sinn vortragen, davon als Beispiel das „Es wäre ihm besser, daß er nie geboren wäre“, was so gesungen wird:





ganz fortissimo und eintönig.

Dann kamen die Psalmen 74, 75, 76. Dann wieder drei Lectionen. Dann das Miserere, aber in derselben Art gesungen, wie alle vorigen Psalmen, mit folgendem tonus:



Man soll sich erst die Ohren tüchtig durchreiben, ehe man es besser bekommt! Dann folgen Psalm 8, 62, 66, Canticum Moysi in seinem eigenen Ton, Psalm 148, 149, 150. Nun kommen einige Antiphonien; alle Lichter am Altar sind inzwischen ausgelöscht bis auf eins, das unter dem Altar versteckt wird; über dem Eingang brennen noch sechs Kerzen ganz hoch; alles Übrige ist schon dämmrig, und jetzt fängt der ganze Chor

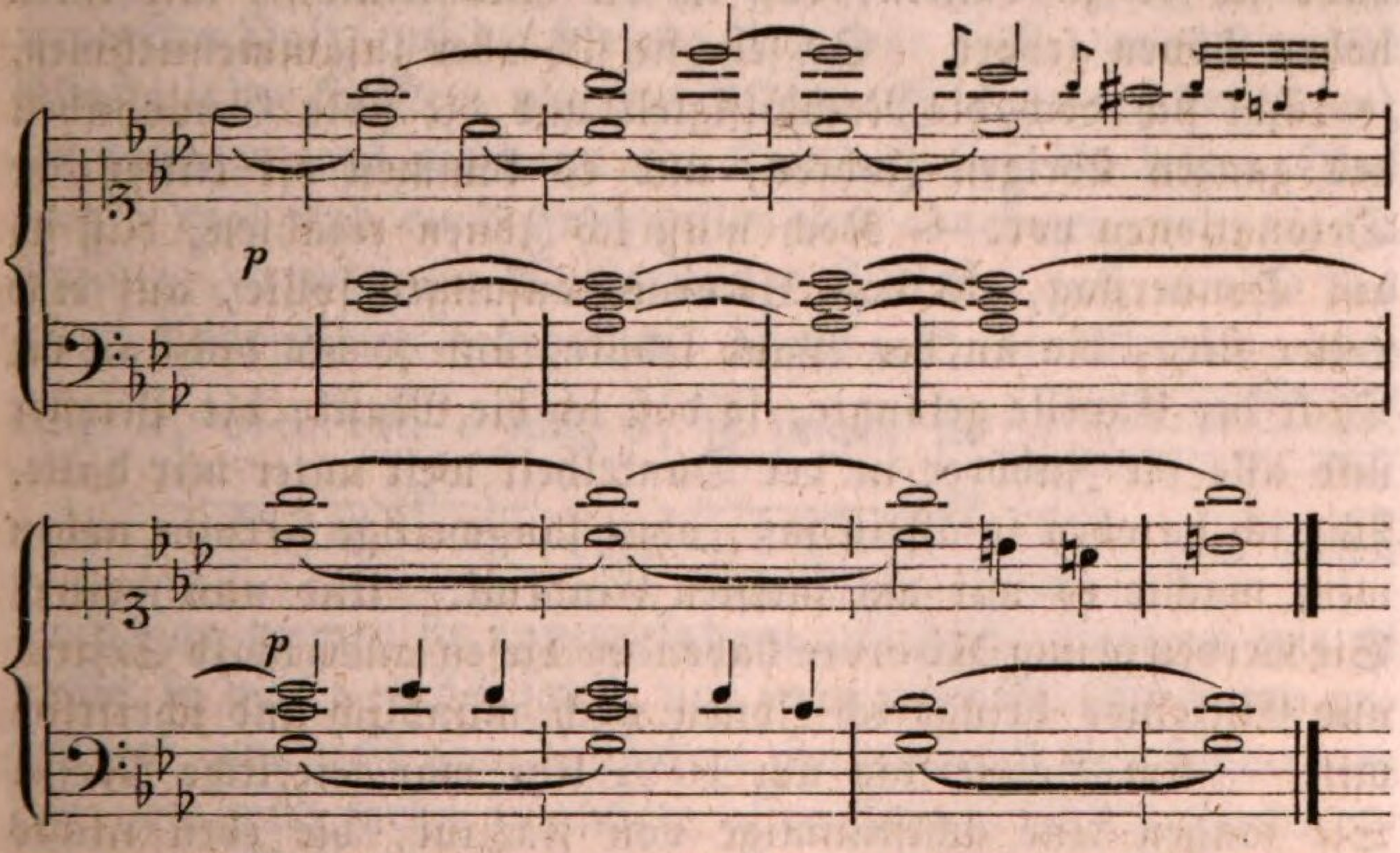
unisono mit aller Kraft das Canticum Zachariae an, während die letzten Lichter ausgelöscht werden. Das große forte in der Dämmerung und der ernsthafte Klang, der von allen Stimmen ausströmt, machen sich wunderschön. Die Melodie in D moll ist auch sehr schön. Nach dem Ende ist nun Alles ganz dunkel; eine Antiphona kommt auf die Worte „Und der Verräther hatte ihnen ein Zeichen gegeben" ꝛc. bis „Der ist's, den greifet". Dann fallen alle auf die Kniee, und eine Stimme singt piano: „Christus factus est pro nobis obediens usque ad mortem". Am zweiten Tage setzt sie noch hinzu: mortem autem crucis! und am Charfreitage: propter quod et Deus exaltavit illum et dedit illi Nomen, quod est super omne Nomen. Nun kommt wieder eine Pause, während deren Jeder das Pater noster für sich sagt. Es ist eine Todtenstille in der ganzen Capelle während dieses Pater noster; darauf fängt das Miserere mit einem leisen Accord der Stimmen an und breitet sich dann aus in die beiden Chöre. Dieser Anfang und der allererste Klang haben mir eigentlich den meisten Eindruck gemacht. Man hat anderthalb Stunden lang nur einstimmig und fast ohne Abwechselung singen hören; nach der Stille kommt nun ein schön gelegter Accord; das thut ganz herrlich, und man fühlt recht innerlich die Gewalt der Musik, die ist es eigentlich, die die große Wirkung macht. Sie sparen sich die besten Stimmen zum Miserere auf, singen es mit der größesten Abwechselung, mit Anschwellen und Abnehmen, vom leisesten Piano zur ganzen Kraft der Stimme: es ist kein Wunder, wenn das Jeden ergreifen muß. Dazu kommt noch, daß sie wieder ihre Contraste nicht vergessen und also Vers um Vers von allen Männerstimmen ganz eintönig, forte und rauh absingen lassen: dann tritt am Anfang des folgenden wieder der schöne, sanfte, volle Stimmenklang ein, der immer nur kurze Zeit fortdauert und dann von dem Männerchor unterbrochen wird. Während des monotonen Verses weiß man nun schon, wie schön der Chor eintreten wird, und dann kommt er auch wieder und ist wieder zu kurz, und ehe man recht zur Besinnung kommt, ist das Ganze vorbei. — Wenn also z. B., wie den ersten Tag, wo man das Miserere von Baini gab, der Hauptton H moll ist, so singen sie: Miserere mei, Deus bis Miseri-

cordiam tuam nach den Noten mit Solostimmen, zwei Chören und allem möglichen Aufwand der Mittel ihrer Stimmen; dann fallen alle Bässe tutti forte mit fis ein und recitiren auf diesem einen Ton das „Et secundum multitudinem“ bis „Iniquitatem meam“, worauf gleich wieder der sanfte H moll Accord folgt u. s. w. bis zum letzten Vers, den sie immer mit ganzer Kraft singen. Dann folgt wieder ein stilles, kurzes Gebet, und dann scharren alle Cardinäle nach Kräften mit den Füßen; das ist das Ende der Ceremonie. — Mein Büchelchen sagt: „Der Lärm bedeutet, wie die Hebräer Christus mit großem Tumult gefangen nehmen“. Das mag sein; es klingt aber genau wie das Trommeln des Parterre, wenn das Stück nicht anfangen will oder mißfallen hat. Dann wird die eine Kerze wieder unter dem Altar hervorgeholt, und bei ihrem Schein geht Alles still auseinander; wobei ich noch erwähnen muß, daß es sich wunderschön macht, wenn man aus der Capelle in den großen Vorsaal tritt, wo ein gewaltiger Kronleuchter angezündet ist, und wo die Cardinäle mit ihren Geistlichen durch die Reihen der Schweizer gehen, den erleuchteten Quirinal hindurch. — Das Miserere, das sie den ersten Tag sangen, war von Baini, eine Composition, wie eben alle von ihm, — ohne einen Zug von Leben und Kraft. Indeß es waren Accorde und Musik, und das machte den Eindruck. Den zweiten Tag gaben sie einige Stücke von Allegri, die andern von Bai und den Charfreitag Alles von Bai. Da Allegri nur einen Vers componirt hat, auf den sie alle abgesungen werden, so habe ich also jede der drei Compositionen, die sie dort gaben, gehört. — Eigentlich aber ist es ziemlich einerlei, welches sie singen, denn die embellimenti machen sie beim einen wie beim andern; für jeden verschiedenen Accord ein eigenes; und so kommt von der Composition nicht viel zum Vorschein. Wie die embellimenti hineingerathen sind, wollen sie nicht sagen, — behaupten, es sei Tradition. Das glaube ich ihnen aber durchaus nicht; denn so wie es überhaupt mit einer musikalischen Tradition ein schlimmes Ding ist, so weiß ich nicht, wie sich ein fünfstimmiger Satz vom Hörensagen fortpflanzen soll; so klingt es nicht. — Sie sind von einem Spätern offenbar hinzugemacht, und mir scheint, der Director

habe gute hohe Stimmen gehabt, diese bei Gelegenheit der heiligen Woche gern produciren wollen und ihnen deshalb Verzierungen zu den einfachen Accorden geschrieben, in denen sie ihre Stimmen recht auslassen und zeigen können. Denn *alt* sind sie gewiß nicht, aber mit vielem Geschmack und Geschick gemacht; sie wirken vortrefflich. Namentlich ist eine, die oft vorkommt und den größesten Effect macht, so daß unter allen Leuten eine leise Bewegung entsteht, wenn sie anfängt; ja, wenn man immer von der besondern Art des Vortrags sprechen hört, und wenn die Leute erzählen, die Stimmen klängen nicht wie Menschen-, sondern wie Engelstimmen aus der Höhe, und es sei ein Klang, den man sonst nie wiederhöre, so meinen sie immer diese eine Verzierung. Wo nämlich im Miserere, sei es von Bai oder Allegri (denn sie machen in beiden ganz dieselben embellimenti), diese Accordfolge ist:

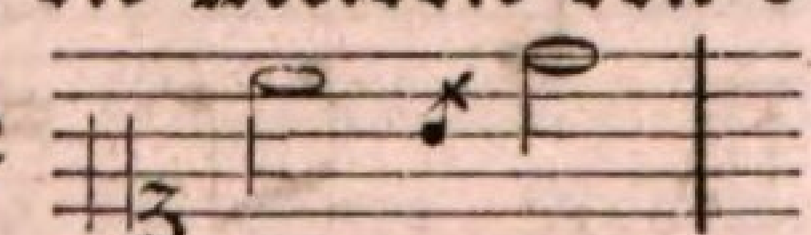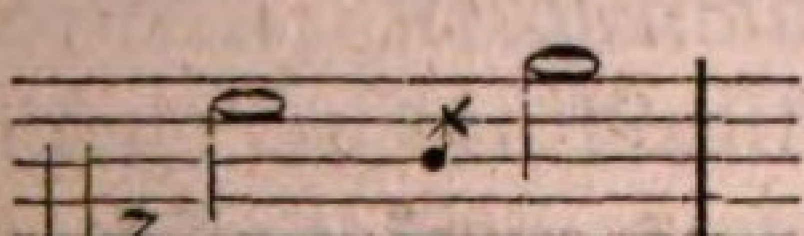
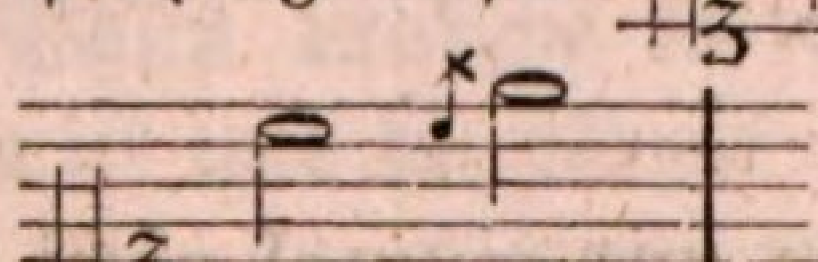


da singen sie statt dessen so:

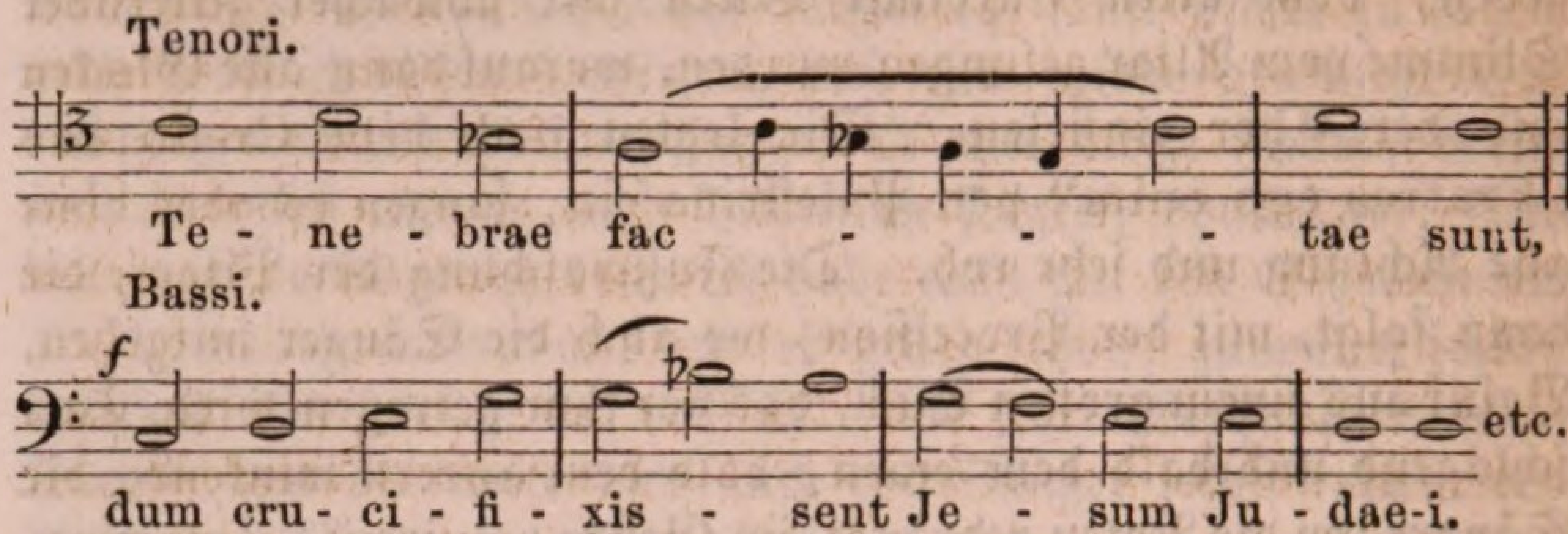


Wie nun der Sopran das hohe C recht rein und sanft faßt und lange ausklingen läßt und dann langsam herabgleitet, während der Alt immerfort sein C hält, so daß ich im Anfange sogar getäuscht wurde und glaubte, das hohe C bleibe während
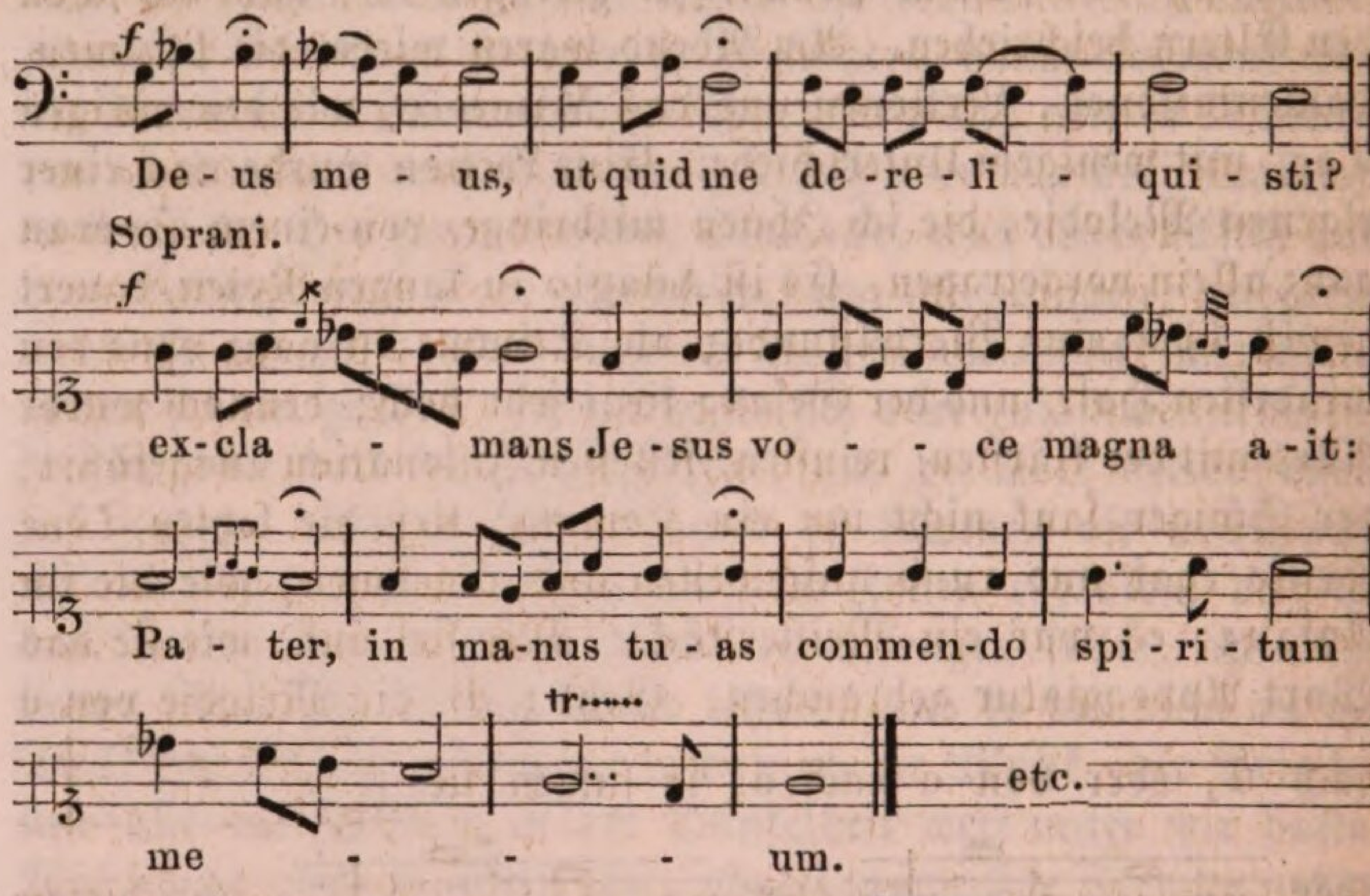
dessen oben liegen, — und wie sich die Harmonie so nach und nach auseinander wickelt: das ist wirklich ganz prächtig. Die andern Verzierungen sind in derselben Art den Accordfolgen angepaßt; aber diese ist bei weitem die schönste. Von einer besonderen Art des Vortrags wüßte ich sonst nichts zu sagen; auch was ich einmal gelesen, daß eine eigene akustische Vorrichtung den Schall fortpflanze, ist eine bloße Fabel; ebenso daß sie alles nur so nach Tradition singen, ohne Tact, einer dem andern folgend; denn ich habe recht gut den Schatten von Baini's langem Arm auf und ab gehen sehen; zuweilen schlägt er sogar sehr hörbar auf's Pult. Es fehlt überhaupt nicht an Dunst, den die Leute und auch die Sänger selbst darum verbreiten. Sie sagen z. B. durchaus nie vorher, welches Miserere sie singen wollen; das würde im Moment selbst entschieden &c. Der Ton, in dem sie es singen, hängt übrigens von der Reinheit der Stimmen ab. Den ersten Tag war es H moll; den zweiten und dritten E moll, schloß aber alle drei Mal fast in B moll. Der Hauptsopran, Mariano, war ausdrücklich aus dem Gebirge nach Rom gekommen, um mitzusingen, und dem habe ich es zu danken, daß ich die embellimenti mit ihren hohen Tönen gehört. So sehr sie sich aber zusammennehmen, so rächt sich doch die Nachlässigkeit und die üble Gewohnheit des ganzen übrigen Jahres, und es kommen oft entsetzliche Detonationen vor. — Noch muß ich Ihnen erzählen, daß ich am Donnerstag, als das Miserere anfangen sollte, auf eine Leiter stieg, die an der Wand lehnte, und so bis dicht an die Decke der Capelle gelangte, so daß ich die Musik, die Priester und alle die Zuhörer in der Dunkelheit weit unter mir hatte. Wie ich da oben so allein saß, ohne langweilige Fremde neben mir, machte es mir am meisten Eindruck. Und nun weiter! Sie werden genug Miserere haben an diesen anderthalb Seiten, und Einzelnes bringe ich Ihnen noch mündlich und schriftlich mit. — Am Donnerstag um 10½ Uhr war feierliche Messe. Sie sangen eine achtstimmige von Fazzini, die eben nichts Merkwürdiges enthielt. Mehrere canti fermi und Antiphonien, die ich da nachgeschrieben, behalte ich mir vor, und die Ordnung des Gottesdienstes mit Gründen dafür besagt das Büchlein. Beim Gloria in excelsis werden alle Glocken in

Rom geläutet und dann nicht wieder bis nach dem Charfreitag. Die Stunden werden von den Kirchen bezeichnet, indem man mit Hölzern gegen einander klappert. Es machte sich schön, daß die Worte des Gloria, die das Signal zum tollen Lärm geben, vom alten Cardinal Pacca mit schwacher zitternder Stimme vom Altar gesungen wurden, worauf dann alle Glocken und der Chor einfielen. Die legten nach dem Credo das „Fratres ego enim" von Palestrina ein, sangen es aber ohne alle Achtung und sehr roh. Die Fußwaschung der Pilger, die dann folgt, mit der Procession, wo auch die Sänger mitgehen, Baini aus einem großen Buch, das vor ihm getragen wird, Tact schlagend und bald dem einen, bald dem andern winkend, die Sänger um die Noten gedrängt, im Gehen pausirend, eintretend, der Papst auf seinem Prachtsessel getragen 2c., habe ich schon den Eltern beschrieben. Am Abend waren wieder die Psalmen, Lamentationen, Lectionen und das Miserere, wie den vorigen Tag, mit wenigem Unterschiede. Eine Lection wurde nach einer eigenen Melodie, die ich Ihnen mitbringe, von einem Sopran ganz allein vorgetragen. Es ist Adagio in langen Noten, dauert gewiß über eine Viertelstunde; die Stimme ist ganz ohne den mindesten Halt, und der Gesang liegt sehr hoch; dennoch wurde Alles mit der klarsten, reinsten, festesten Intonation ausgeführt; der Sänger sank nicht um ein Komma; ließ die letzten Töne ebenso egal und rund anschwellen und abnehmen, wie die im Anfang; es war ein Meisterstück. Mir fiel auf, wie sie das Wort Appoggiatur gebrauchen. Geht z. B. die Melodie von c nach d, oder von c nach e, so singen sie  oder  oder , und diesen Vorschlag nennen sie appoggiatura; es heiße übrigens wie es wolle, so macht es sich fatal, und man muß sich sehr daran gewöhnen, um nicht ganz gestört zu werden durch diese sonderbare Art, die mich mehr an unsere alten Frauen in der Kirche erinnerte. Außerdem war, wie gesagt, die Folge dieselbe. Ich hatte aber im Büchlein vorausgesehen, daß das Tenebrae vorkommen würde, und da ich mir dachte, es würde Sie interessiren zu erfahren, wie man es in der päpstlichen Capelle singt,

so saß ich mit gespitztem Bleistift auf der Lauer, bis es herankam, und schreibe Ihnen hier die Hauptstellen (sie sangen es übrigens wieder ganz schnell, durchaus forte ohne die geringste Ausnahme). Der Anfang war:



dann später:
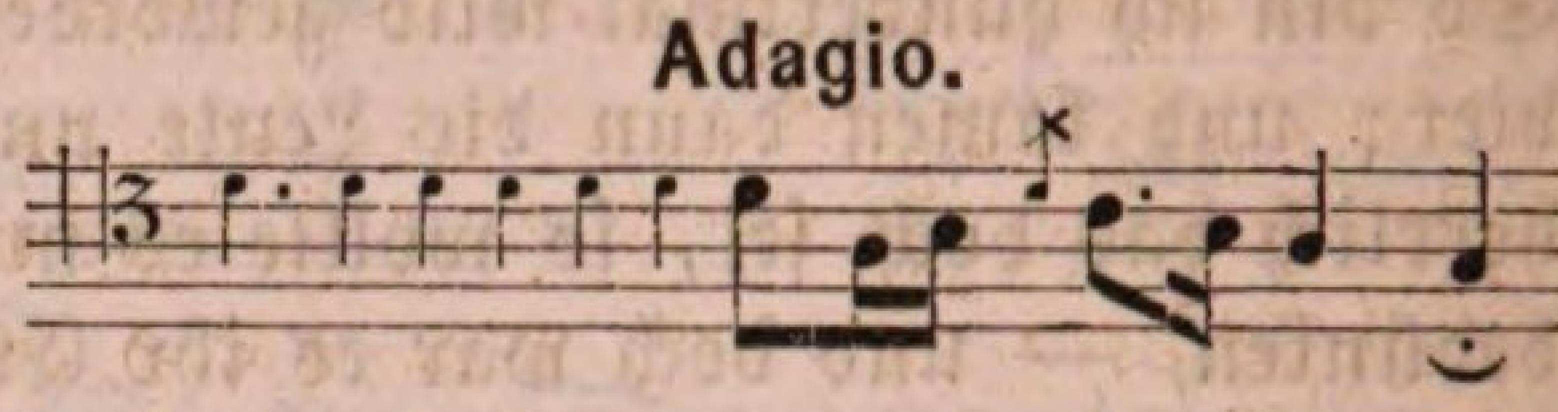


Ich kann mir einmal nicht helfen: es empört mich, wenn ich die allerheiligsten, schönsten Worte auf so nichtssagende leiermäßige Töne muß abgesungen hören. Sie sagen, es sei Canto fermo, — es sei Gregorianisch — das ist All' eins. Wenn man es damals nicht anders gefühlt hat oder nicht anders hat machen können, so können wir es jetzt, und in den Bibelworten steht von dieser monotonen Handwerksmäßigkeit wahrhaftig nichts; da ist Alles frisch und wahr und nebenbei auch so gut und natürlich ausgedrückt, als möglich; warum soll denn
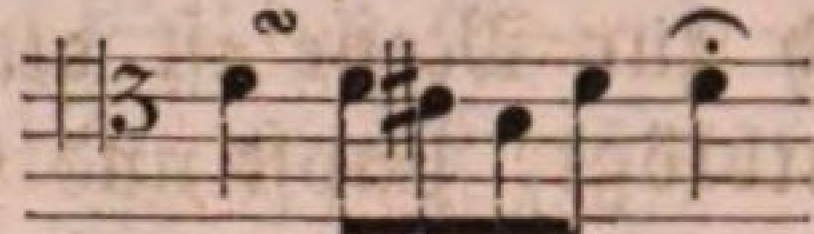
das nun klingen wie eine Formel? Und weiter ist doch wirklich an solchem Gesange nichts! — Das Pater mit dem kleinen Schnörkel, das Meum mit dem Trillerchen, das Ut quid me — das soll Kirchengesang sein? Freilich, ein falscher Ausdruck ist nicht drin, denn es ist gar kein Ausdruck darin; aber ist denn das nicht eben die rechte Entwürdigung der Worte? So bin ich hundertmal wild geworden während der Ceremonie hier; und kamen dann die Leute und waren außer sich, wie herrlich das doch sei, so wollte es mir wie ein schlechter Spaß bedünken, — und doch war es ihr Ernst! —

Am Freitag früh zur Messe ist die ganze Capelle ohne Schmuck, der Altar entblößt, Papst und Cardinäle in Trauer. Nun wurde die Passion sec. Johannem gesungen, von Vittoria componirt. Aber nur die Worte des Volks im Chor sind von ihm; das Übrige wird schematisch abgesungen, wovon nachher. Es kam mir zuweilen denn doch gar zu kleinlich und einförmig vor; mir wurde sehr bös zu Muthe, und eigentlich hat mir auch die ganze Sache mißfallen. Denn eins von Beiden muß sein: die Passion muß uns entweder vom Priester ruhig erzählend vorgetragen werden, wie sie uns der Johannes erzählt; dann braucht kein Chor einzufallen: Crucifige eum und keine Altstimme den Pilatus vorzustellen. Oder sie muß mir vergegenwärtigt werden, daß mir zu Muth wird, als sei ich dabei und sähe Alles mit an. — Dann muß Pilatus singen, wie er mag gesprochen haben; der Chor muß schreien: Crucifige, und das freilich nicht im Kirchenton. Aber dann ist es schon durch die innerste Wahrheit und durch den Gegenstand, den es vorstellt, Kirchenmusik. Dann brauche ich keine „Nebengedanken" bei der Musik; dann ist mir die Musik nicht „Mittel, um zur Andacht zu erheben", wie sie es hier wollen, sondern dann ist sie eine Sprache, die zu mir redet, und der Sinn ist eben durch die Worte nur ausgedrückt, — nur in ihnen enthalten. So ist Seb. Bach's Passion; aber wie sie es hier singen, da ist es nur was Halbes, weder einfache Erzählung, noch große, dramatische, ernsthafte Wahrheit. Der Chor singt „Barrabam" in ebenso heiligen Accorden wie „Et in terra pax"; der Pilatus spricht nicht auf andere Weise, als der Evangelist; und wenn nun der Jesus immer piano eintritt, um doch eine Auszeichnung zu
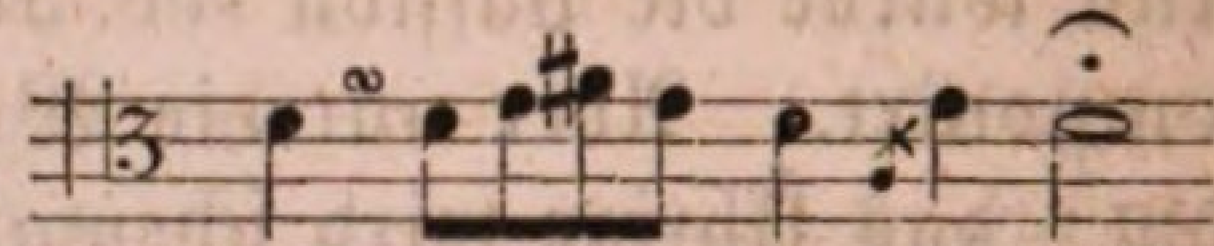
haben, und wenn der Chor recht tüchtig losschreit mit seinen Kirchenaccorden, so weiß man nicht, was das Alles soll. Verzeihen Sie die Bemerkungen, ich will nun gleich wieder historisch berichten. Der Evangelist also ist ein Tenor, und die Art des Recitirens ist wie bei den Lectionen: für Komma, Frage, Punkt eigene Schlußfälle. Der Evangelist recitirt auf d und macht auf einem Punkt so:



bei einem Komma:

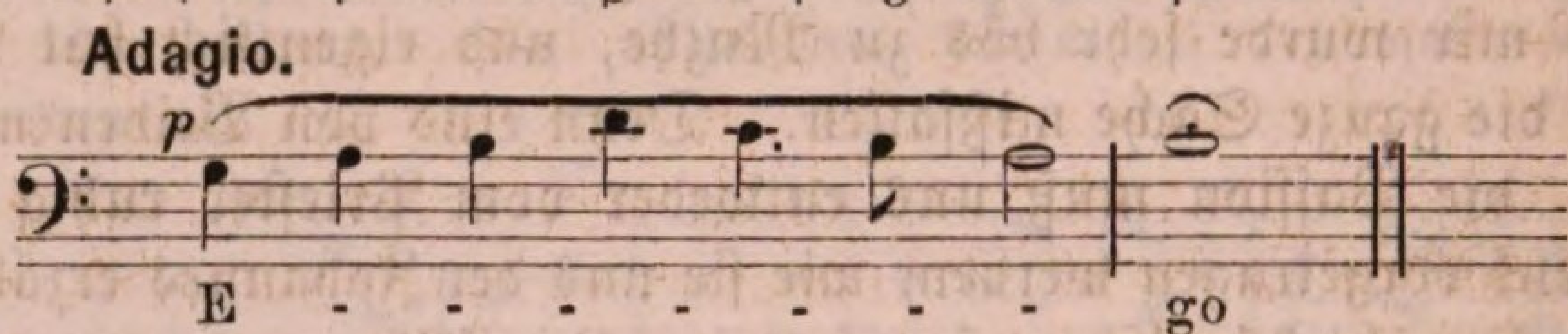


, und am Ende, wenn eine andere Person eintritt, so:

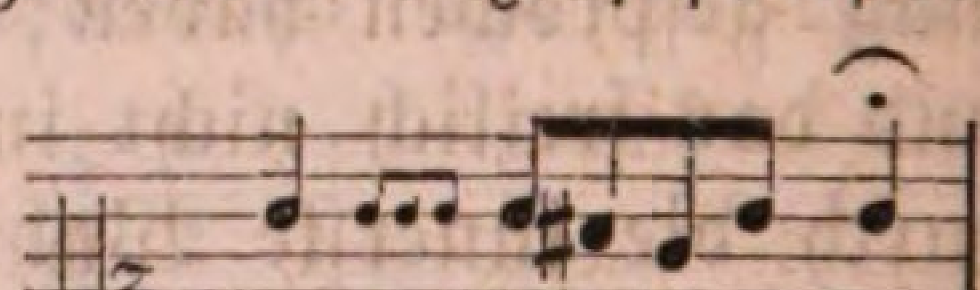


.

Der Christus ist ein Baß und fängt immer so an:
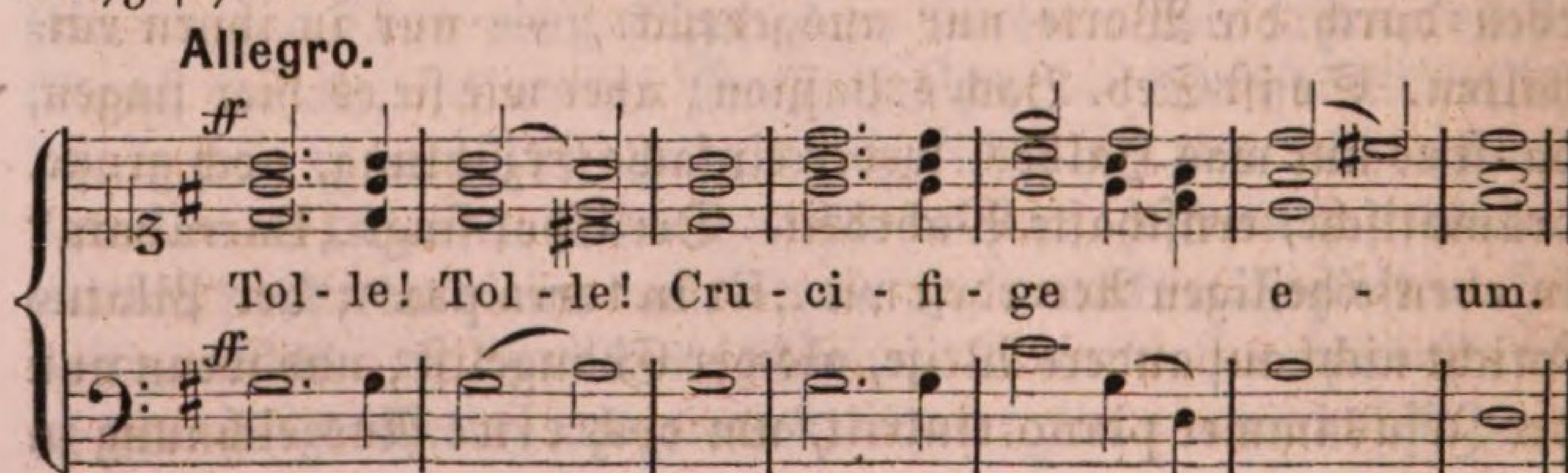


Das Schema habe ich nicht herauskriegen können, obwohl ich mehrere Stellen nachgeschrieben habe, die ich Ihnen zeigen kann; unter andern die Worte am Kreuze. Alle anderen Personen nun: Pilatus, Petrus, die Magd und der Hohepriester, sind ein Alt auf G mit diesem Tone:

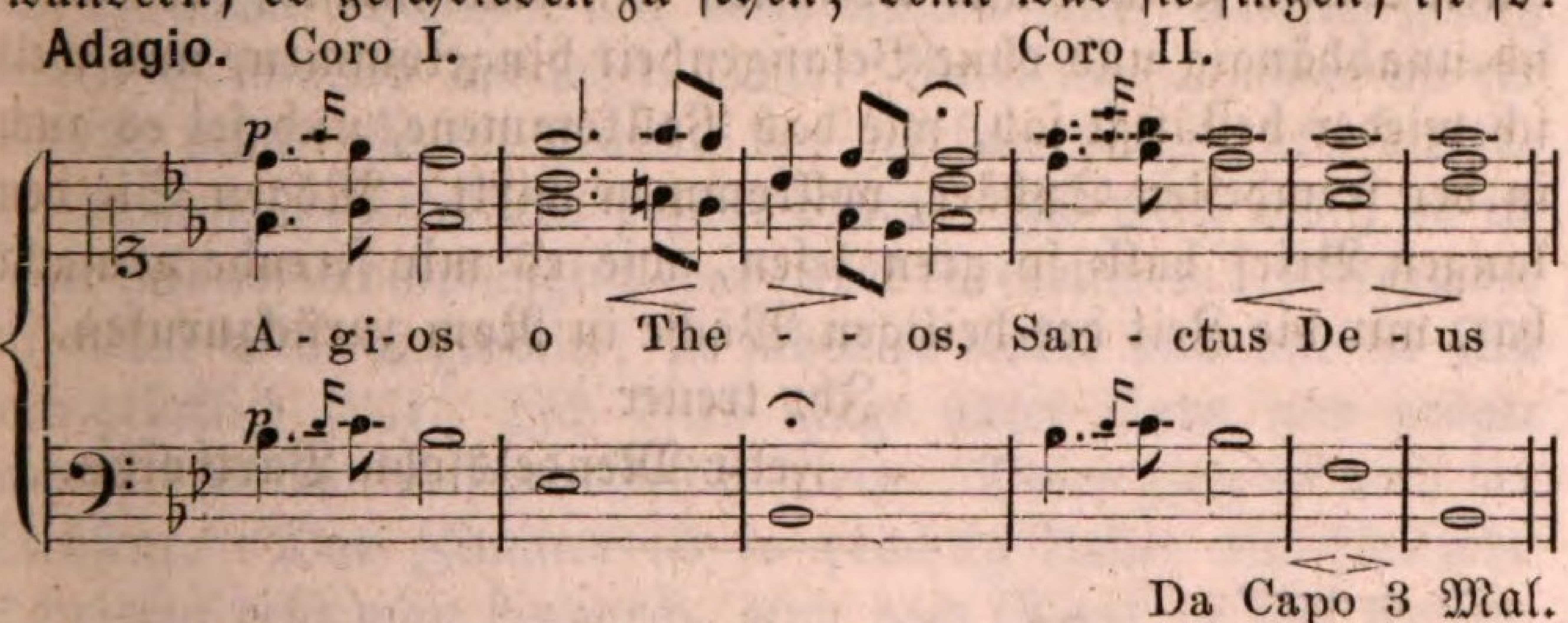


.

Die Worte des Volkes singt der Chor von oben herab, während alles Andere am Altar gesungen wird. Der Merkwürdigkeit wegen muß ich Ihnen das Crucifige hersetzen, wie ich es mir nachgeschrieben:



Auch das „Barrabam" ist merkwürdig; es sind lauter zahme Juden. — Aber der Brief ist schon zu lang; also das Weitere hiervon will ich verschweigen. — Es kommen nun die Gebete für alle Völker und Institutionen, jedes einzeln genannt. Bei dem Gebet für die Juden wird aber nicht geknieet, wie bei den andern, auch nicht Amen gesagt; sie beten pro perfidis Judaeis, und das Büchlein weiß auch hierfür eine Erklärung zu finden. — Nun kommt die Anbetung des Kreuzes. Es wird in die Mitte der Capelle ein kleines Crucifix gestellt, und Alle gehen mit bloßen Füßen (d. h. ohne Schuhe), fallen davor nieder und küssen es; während dessen werden die Improperien gesungen. Mir scheint nach einmaligem Hören, es sei eine der schönsten Compositionen von Palestrina, und sie singen sie mit ganz besonderer Vorliebe. Es ist da eine bewundrungswürdige Zartheit und Übereinstimmung im Vortrage des Chors; sie wissen jeden kleinen Zug in's rechte Licht zu stellen und hervorzuheben, ohne ihn vorzudrängen; ein Accord verschmilzt sich sanft in den andern. Dazu ist die Ceremonie sehr würdig und ernsthaft; in der Capelle die tiefste Stille; und das immer wiederkehrende griechische „Heilig" singen sie außerordentlich schön, — jedesmal mit derselben Sanftheit und demselben Ausdruck. Sie werden sich aber wundern, es geschrieben zu sehen; denn was sie singen, ist so:



Solche Sachen wie der Anfang, wo alle Stimmen zusammen eine und dieselbe Verzierung machen, kommen sehr oft vor, und man gewöhnt sich daran. Das Ganze macht sich aber wirklich herrlich; ich wollte, Sie könnten den Tenor des ersten Chors hören, wie er das hohe A auf Theos nimmt; sie ziehen da den Ton so durchdringend und doch ganz leise hervor, daß es sehr rührend klingt. Dies wird nun so oft wiederholt, bis Alles,

was in der Capelle ist, das Kreuz angebetet hat, und da diesmal der Zudrang nicht sehr groß war, so habe ich es leider nicht so oft gehört, als ich gewünscht hätte. Aber ich konnte mir wohl erklären, warum die Improperien auf Goethe den größesten Eindruck gemacht haben; es ist wirklich das Vollkommenste, da Musik und Ceremonie und Alles im größten Einklang sind. Es folgt nun wieder eine Procession zur Abholung der Hostie, die Abends vorher in einer andern Capelle des Quirinals beim Licht von vielen hundert Kerzen ausgestellt und angebetet wurde. Dann schloß der Vormittags-Gottesdienst um $1^1/_2$ Uhr (mit einer Hymne im Canto fermo). Abends um $^1/_2$4 Uhr fing nun wieder das erste Nocturnum mit den Psalmen, Lectionen u. s. w. an; ich berichtigte noch Einiges, was ich nachgeschrieben, hörte das Miserere von Baini, und gegen Sieben ging man durch den erleuchteten Vorsaal hinter den Cardinälen nach Hause, und auch Das war erlebt und vorbei. — Ich habe Ihnen die heilige Woche genau beschreiben wollen, lieber Herr Professor, weil es mir schöne Tage waren, wo ich jede Stunde etwas längst Erwartetes eintreffen sah und kennen lernte, — weil es mich besonders freute, daß trotz der Spannung, trotz der vielen Reden drüber hin und her, lobend und tadelnd, mir das Ganze einen ebenso frischen und lebhaften Eindruck machte, als wäre ich unabhängig und ohne Befangenheit hingekommen, und weil ich wieder bestätigt sah, wie das Vollkommene, und sei es auch in der fremdesten Sphäre, vollkommen wirkt. Mögen Sie den langen Brief halb so gern lesen, wie es mir Freude gemacht hat, mir die Zeit der heiligen Woche in Rom zurückzurufen.

Ihr treuer

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Schwestern.

Florenz, den 25. Juni 1831.

Meine lieben Schwestern!

An einem Tage wie heute muß man viel an's väterliche Haus denken und zu den Seinigen. Mir geht es in dieser Beziehung kurios. Wenn ich mich irgendwo nicht wohl befinde,

mich langweile oder verdrießlich bin, so habe ich auch nicht besondere Sehnsucht nach Hause oder nach den Meinigen. Kommen aber die schönen Tage, wo jede Stunde unvergeßlich bleibt und jeder Augenblick frische, frohe Eindrücke mitbringt, dann wünsche ich mich zu Euch oder Euch zu mir — so recht lebhaft, und dann vergeht keine Minute, wo mir nicht einer von Euch einfiele, dem ich was zu sagen hätte. Heute habe ich meinen ganzen Vormittag, von Zehn bis Drei, auf der Gallerie zugebracht; es war himmlisch. Ich habe mich außer allem Schönen, das ich gesehen, und allem Neuen, was man dort immer lernt, so herrlich unter den Bildern umhergetrieben und mich so mit ihnen befreundet und unterhalten! Das Glück einer großen Sammlung der ersten Kunstwerke ist mir recht vor Augen getreten: — man konnte so von einem zum andern gehen, dort eine Stunde sitzen und träumen, dann wieder dahin! — Es war hier ein Festtag gestern, und so war heute der Palazzo degli Uffizij voll Leuten, die nach der Stadt gekommen waren, um das Pferderennen zu sehen, und nun auch die berühmte Gallerie sehen wollten; meist Bauern und Bäuerinnen in der Landtracht. Alle Gemächer waren offen, und ich, der ich sie mir zum letzten Male betrachtete, konnte mich so ganz still durch alle die Leute schleichen und recht einsam sein, weil ich gewiß keinen Bekannten darunter hatte. Am Eingang oben an der Treppe haben sie die Büsten der Fürsten hingestellt, die die Sammlung gestiftet und geziert haben. Ich weiß nicht, ob ich heute besonders empfänglich war; aber die Gesichter der Medicäer erfreuten mich ungemein; sie sahen so nobel aus und so fein und glücklich stolz. Ich blieb lange unter ihnen und prägte mir ihre welthistorischen Gesichter ein. Dann ging es nach der Tribüne. Das Zimmer ist so prächtig klein; mit fünfzehn Schritten geht man hindurch, und doch ist gar zu viel Unendliches darin. Ich suchte mir wieder meinen Lieblingsarmsessel, der unter der Statue des Schleifers steht, setzte mich hin und ließ mir ein paar Stunden wohl sein. Man hat da in einem Blick die Madonna del Cardellino, den Papst Julius II., ein Frauenportrait von Raphael, darüber einen schönen Perugino, ein Heiligenbild; dicht neben sich (man kann sie mit dem Arm erreichen) die Venus Medicis; darüber die von Tizian; auf der

andern Seite den Apollino und die beiden Ringer; vor den Raphaels den lustigen griechischen Faun, der ein täppisches Vergnügen an greulicher Musik hat, denn der Kerl hat eben Becken zusammengeschlagen, horcht auf den Klang und tritt mit dem Fuß noch auf eine Art Kuckukpfeife zur Begleitung; das ist ein Rüpel! Die Zwischenräume füllen andere Bilder von Raphael, ein Portrait von Tizian, ein Domenichino und dergleichen aus; und das Alles in einem kleinen Halbkreise, wie eine von Euren Stuben. Man kommt sich da besonders klein vor und wird bescheiden! Ab und zu ging ich auch nach den anderen Zimmern, wo Einem ein großes Bild von Leonardo da Vinci, aber nur erst angefangen, untermalt und so mit all' den wilden, stehengebliebenen Strichen, auch mancherlei zu denken giebt. Namentlich aber freute ich mich am Mönch Fra Bartolommeo, der ein sehr frommer, zarter und ernster Geist war. Ein kleines Bildchen von ihm ist da; das habe ich mir entdeckt. Es ist etwa so groß wie dies Papier, in zwei Abtheilungen getheilt und stellt die Anbetung und die Darbringung im Tempel vor. Die Figürchen sind ungefähr wie zwei Fingerglieder, aber bis auf's Feinste, Netteste ausgemalt, mit den buntesten Farben, den hellsten Verzierungen und in freundlichem Sonnenschein. Man sieht an dem Bilde, wie der andächtige Herr so recht mit Lust daran gemalt und in's Kleinste ausgeführt hat; etwa um es zu verschenken und Jemand eine Freude damit zu machen. Es ist, als gehöre der Maler dazu und müsse noch davor sitzen und sei nur eben weggegangen. So wurde mir heut vor vielen Bildern, namentlich vor der Madonna mit dem Stieglitz, die der Raphael seinem Freunde zum Hochzeitsgeschenk gemalt hat als Überraschung; und wie ich so an alle die Männer dachte, wie sie schon lange fort sind, und wie ihr ganzes Innere so klar uns und allen Anderen noch dasteht, da kam ich zufällig in die Zimmer, worin die Portraits der großen Maler hängen. Ich hatte sie früher mehr als kostbare Seltenheit betrachtet; denn es sind über dreihundert Portraits, meist von den Malern selbst gemacht, so daß man zugleich den Mann und sein Werk vor sich sieht; aber heut ging mir ein besonderer Sinn dafür auf. Wie da ein Jeder so aussieht, wie Das, was er geschaffen hat, und wie ein Jeder, indem er sich selbst malte, sich so ganz ge-

geben hat, wie er gewesen sein muß! Man lernt dort die Leute persönlich kennen, und da erklärt sich Einem Vieles. Ich erzähle Euch mündlich einmal recht ausführlich davon; aber Das muß ich Euch noch sagen, daß das Portrait von Raphael fast das rührendste Bild ist, das ich von ihm gesehen habe. In der Mitte der einen großen mit Portraits bis ganz oben behängten reichen Wand hängt ein kleineres, einzeln, ohne weitere Auszeichnung; aber die Augen müssen sich gleich darauf richten: das ist Raphael, — jung, sehr krank und blaß und mit einer Sehnsucht nach Weiter, mit einem Verlangen und Schmachten in Mund und Augen, daß es ist, als sähe man ihm in die Seele. Wie er noch nicht einmal aussprechen kann, was er Alles sieht und fühlt, und wie es ihn zwingt, immer weiter zu schreiten, und wie er früh sterben muß: — das steht Alles auf dem trüben, leidenden, feurigen Gesicht, und wenn man nach den aus dem tiefen Innersten blickenden schwarzen Augen und nach dem schmerzlich verzogenen Munde sieht, so wird es Einem fast schauerlich. Und nun solltet Ihr sehen, wie darüber ein häßlicher, wildkräftiger, markig und knorrig gesunder Kerl, der Michel Angelo, so böse herausschaut und so grob; und auf der andern Seite ein weiser, ernster Mann, wie ein Löwe, der Leonardo da Vinci; aber Ihr könnt es ja nicht sehen, und ich will es Euch ja nicht beschreiben, sondern erzählen. Glaubt mir aber, es ist eine Herrlichkeit! Und dann ging ich zur Niobe, die mir von allen Statuen doch den größten Eindruck macht, und dann wieder zu meinen Malern, und wieder nach der Tribüne und durch die Corridors, wo Einen die römischen Kaiser mit ihren vornehmen Schurkengesichtern anstarren, und dann nahm ich noch von den Medicis Abschied, — es war wohl ein unvergeßlicher Morgen! —

Den 26sten. Glaubt aber nicht, daß es etwa heißt: so leben wir alle Tage. Man muß sich mit dem heutigen lebenden Pöbel gewaltig herumschlagen, ehe man zu der Noblesse, die längst gestorben ist, hinkommen kann; und wer keine gute Hand hat, kommt braun und blau an. Solch eine Reise, wie die meinige von Rom nach Perugia und hierher ist wahrhaftig kein Spaß. Es heißt in den „Flegeljahren“: die Gegenwart eines offenbar hassenden Wesens sei drückend und peinlich;

solch ein Wesen ist aber der römische Vetturin. Er gönnt Einem keinen Schlaf, läßt hungern und dursten; Abends, wo er Einem das pranzo geben soll, weiß er's so zu karten, daß man gegen Mitternacht ankommt, wo die Leute alle schon schlafen, und man froh ist, wenn sich noch ein Bett findet. Morgens um 1/4 Vier fährt er fort und bleibt zu Mittag seine fünf Stunden liegen, aber gewiß in einer einzelnen Schänke, wo Nichts zu haben ist. Täglich macht er etwa sechs deutsche Meilen und fährt piano, während die Sonne fortissimo brennt. Ich war nun gar übel dran; denn meine Reisegesellschaft war unpassend, inwendig drei Jesuiten und im Cabriolet, wo ich eigentlich gern sitzen wollte, eine unangenehme Venetianerin. Wollte ich der entgehen, so mußte ich inwendig das Lob Carl's des Zehnten mit anhören, und wie Ariost verbannt werden sollte als Verführer und Sittenverderber. Draußen war es noch schlimmer, und aus der Stelle kamen wir nicht. Den ersten Tag nach einer Fahrt von vier Stunden brach die Achse, und wir mußten in dem Hause in der Campagna, wo wir gerade waren, neun Stunden liegen bleiben und endlich gar die Nacht zubringen. Kam dann wieder eine Kirche, die man besuchen konnte, so standen die schönsten frömmsten Gestalten von Perugino oder Giotto und Cimabue vor Einem, und man gerieth von der Empörung zum Entzücken und dann wieder in die Empörung; das ist ein miserabler Zustand! Mich amüsirte es wenig, und hätte die Natur nicht am trasimenischen See einigen Mondschein aufgetischt, und wäre nicht die Gegend so wunderschön, und wäre nicht in jeder größeren Stadt eine herrliche Kirche, und auf jeder Tagereise eine größere Stadt, und wäre nicht... — aber Ihr seht, ich bin ungenügsam. Die Reise war doch schön, und nun will ich meine Ankunft in Florenz beschreiben; die enthält das ganze italienische Leben der vorigen Tage. In Incisa, eine halbe Tagereise von Florenz, machte es der Vetturin zu arg mit Grobheit und Gemeinheiten; ich sah mich gezwungen, meine Sachen abzupacken und ihm zu sagen, er solle zum Teufel fahren, was er freilich ungern that. Nun war aber Johannistag und Abends das berühmte Fest in Florenz, zu dem ich für mein Leben gern da gewesen wäre; — so was benutzen Italiener, und die Wirthin in Incisa bot mir gleich ein Fuhrwerk

für den vierfachen Preis an. Als ich das nicht wollte, sagte sie: ich möge mir eins suchen. Das that ich auch wirklich, hörte aber, daß dort keine Miethswagen zu haben seien, nur Post. Ich frug nach der Post und erfuhr zu meinem Grimm, daß die eben bei meiner Wirthin sei, und daß sie mir die Postpferde zu dem übertriebenen Preise habe geben wollen. — Nun ging ich zurück und verlangte Post. Sie sagte, wenn ich ihre Pferde zu ihrem Preise nicht wolle, so bekäme ich auch keine Post. Ich wollte das Reglement sehen, das sie Alle haben müssen; sie sagte, sie brauche es nicht zu zeigen und drehte mir den Rücken. Der Zustand der Gewalt, der hier große Rollen spielt, trat also abermals ein; denn ich packte sie und warf sie in die Stube hinein (es war unter der Thür), drauf lief ich die Straße herunter, um zum Podestà zu gehen; im Orte gab es aber keinen, sondern er residirt vier Meilen entfernt. Die Sache wurde immer unangenehmer, und mein Gefolge von Straßenjungen vergrößerte sich jeden Schritt. Zum Glück kam ein ziemlich stattlicher Mann, vor dem das Gesindel einigen Respect zeigte; auf den ging ich zu und setzte ihm die Sache auseinander; er nahm Antheil und führte mich zu einem Weinbauer, der ein Wägelchen besaß. Die ganze Bevölkerung stellte sich vor dem Hause auf; Viele drangen bis in den Flur nach und schrieen, ich sei toll; aber das Wägelchen kam, einem alten Bettler wurden ein paar Pfennige gegeben; darauf riefen Alle, ich sei ein bravo Signore und: buon viaggio! Der mäßige Preis, den der Mann forderte, zeigte mir erst die abscheuliche Prellerei der Wirthin; das Fuhrwerk war sehr leicht und schnell, und nun ging es über die Berge auf Florenz zu. Nach einer halben Stunde überholten wir schon den trägen Vetturin; gegen die Sonne wurde der Regenschirm aufgespannt, und selten bin ich so vergnügt und angenehm gereist, als diese paar Stunden; alle Quälereien hinter mir, und die Aussicht auf's schöne Fest. Sehr bald ließ sich auch der Dom und die tausend Landhäuser durch die Thäler blicken; die gezierten Mauern kamen wieder mit den Bäumen darüber; das Arnothal war lieblicher als je, und so kam ich froh hier an, aß zu Mittag, und schon während dessen hörte ich Lärm, — sah aus dem Fenster, und da zog Alles, Jung und Alt, in Festtagskleidern über die Brücken; ich

also gleich nach und zum Wagencorso; dann zum Pferderennen; dann in die erleuchtete Pergola, — endlich auf einen Maskenball im Theater Goldoni. Nun war es 1 Uhr nach Mitternacht, und ich ging nach Hause und dachte, jetzt sei es doch aus. Da war aber der ganze Arno mit Gondeln bedeckt, die von bunten Lampen erleuchtet sich nach allen Seiten hin durchkreuzten; unter der Brücke kam ein großes Schiff mit grünen Blendlaternen vor, das Wasser war lebendig und hell, und über dem Ganzen schien der hellere Mond. Da überdachte ich mir so einen ganzen Tag, und was Einem da Alles durch den Sinn geht, und nahm mir vor, es Euch zu schreiben. Eigentlich ist es mehr eine Erinnerung für mich, denn Ihr werdet Nichts dabei denken können; aber es soll mir dazu dienen, einmal eine oder die andere Geschichte daran anzuknüpfen von dem bunten Italien.

Felix.

Aus einem Briefe

an Frau von Pereira in Wien.

Genua, im Juli 1831.

Im Anfang wollte ich nicht eher antworten, bis ich Deinen Auftrag erfüllt und die „nächtliche Heerschau" componirt hätte, und nun sollte ich wieder anfangen um Verzeihung zu bitten, daß ich es nicht gethan; aber es ist damit eine eigene Sache. — Ich nehme es mit der Musik gern sehr ernsthaft und halte es für unerlaubt, Etwas zu componiren, was ich eben nicht ganz durch und durch fühle. Es ist, als sollte ich eine Lüge sagen; denn die Noten haben doch einen ebenso bestimmten Sinn wie die Worte, — vielleicht einen noch bestimmteren. — Nun scheint es mir überhaupt unmöglich, ein beschreibendes Gedicht zu componiren. Die Masse von Compositionen der Art beweisen nicht gegen, sondern für mich; denn ich kenne keine gelungene darunter. Man steht in der Mitte zwischen einer dramatischen Auffassung oder einer blos erzählenden Weise: der Eine läßt im „Erlkönig" die Weiden rauschen, das Kind schreien, das Pferd galoppiren, der Andere denkt sich einen Balladensänger,

der die schauerliche Geschichte ganz ruhig vorträgt, wie man eine Gespenstergeschichte erzählt. Das ist noch das Richtigste (Reichardt hat es fast immer so genommen); aber es sagt mir doch nicht zu; die Musik steht mir im Wege; es wird mir phantastischer zu Muth, wenn ich solches Gedicht im Stillen für mich lese und mir das Übrige hinzudenke, als wenn ich es mir vormalen oder vorerzählen lasse.

Die „nächtliche Heerschau" nun erzählend aufzufassen, geht nicht; denn es spricht eben keine bestimmte Person; und den Balladenton hat das Gedicht gar nicht; es kömmt mir mehr wie eine geistreiche Idee, als wie ein Gedicht vor; mir ist, als hätte der Dichter selbst nicht an seine Nebelgestalten geglaubt. — Nun hätte ich es freilich beschreibend componiren können, wie es Neukomm und Fischhof in Wien gethan; — ich hätte einen originellen Trommelwirbel im Baß und Trompetenstöße im Discant und sonst allerlei Spuk anbringen können, — dazu habe ich aber wieder meine ernsthaften Töne zu lieb; so Etwas kömmt mir immer vor wie ein Spaß, etwa wie die Malereien in den Kinderfibeln, wo man die Dächer knallroth anstreicht, damit die Kinder merken, daß es ein Dach sein soll. Und etwas Halbes, Etwas, was mir selbst nicht gefiele, hinzuschreiben und fortzuschicken, würde Dir gegenüber, der ich immer das Beste geben möchte, um so weniger gegangen sein .... ꝛc.

Felix.

An seine Familie.

Mailand, den 14. Juli 1831.

Dieser mein Brief wäre nun wohl, so Gott will, der letzte aus einer italienischen Stadt. Von den borromäischen Inseln, wohin ich in einigen Tagen gehe, kommt vielleicht noch einer; doch rechnet nicht darauf. Die Woche hier war eine der angenehmsten, vergnügtesten, die ich in Italien zugebracht habe; und wie Das zuging im wildfremden Mailand, will ich Euch erzählen. Erstlich nahm ich mir gleich ein Tafelclavier und packte die ewige Walpurgisnacht mit rabbia an, damit das Ding ein Ende nähme. Auf morgen früh wird sie auch richtig fertig,

d. h. bis auf die Ouvertüre, von der ich noch nicht weiß, ob ich eine große Symphonie oder eine kurze Frühlingseinleitung mache. Hierüber möchte ich einen Gelehrten hören. Nun ist das Ende besser geworden, als ich mir selbst gedacht hatte. Das Ungethüm und der bärtige Druide mit seinen Posaunen, die hinter ihm stehen und tuten, macht mir königlichen Spaß, und so brachte ich ein paar Morgen sehr glücklich zu. Noch trug zu meiner Freude der Tassó bei, den ich zum ersten Male ordentlich und ohne Peinlichkeit durchlese. Es ist ein prachtvolles Gedicht; mir that es wohl, daß ich den Goethe'schen Tasso kannte; bei den Hauptstellen wurde ich immer daran erinnert; denn ganz wie der Dichter dort sind seine Verse so träumerisch süß und zart; man erquickt sich ordentlich an ihrem Wohlklang. Deine Lieblingsstelle, lieber Vater, „Era la notte allor", ist mir wohl wieder aufgefallen. Aber besonders liebe ich den ganzen Gesang, wo Clorinde getödtet wird; der ist wunderschön und phantastisch. Nur das Ende davon will mir nicht gefallen. Die Klagen Tancred's kommen mir mehr schön gemacht, als wahr vor; es sind so viele sinnreiche Gedanken und Gegensätze darin, und gar die Worte des Eremiten, die ihn beruhigen, klingen Einem noch eher wie ein Spott auf den Eremiten selbst; ich hätt' ihn todt gemacht, wenn er mir so geredet hätte. Aber als ich neulich im Wagen die Episode der Armide las, umgeben von einer italienischen Theatergesellschaft, die unaufhörlich Rossini's „Ma trema, trema" sang, da kam mir auf einmal wieder Gluck's „Vous m'allez quitter" und das Einschlafen Rinald's und die Fahrt in die Luft vor die Seele, und mir wurde fast weinerlich zu Muthe. Das ist Musik, so haben die Menschen gesprochen und gefühlt, und so bleibt es ewig. Ich hasse die jetzigen Liederlichkeiten von Herzen. Nimm mir es nicht übel; Dein Spruch ist ja: Ohne Haß keine Liebe, und es war mir so sonderbar, als mir da Gluck einfiel mit seinen großen Gestalten.

Die Abende war ich immer in Gesellschaft, und zwar in Folge eines verrückten Streichs, der mir wieder einmal sehr gelang. — Ich glaube, ich habe diese Art Tollheiten erfunden und kann ein Patent darauf nehmen; denn die angenehmsten Bekanntschaften habe ich immer ex abrupto gemacht, ohne Briefe, Empfehlungen und all' dergleichen. Ich frug nämlich zufällig,

als ich ankam, nach dem Namen des Commandeurs der Stadt, und unter mehreren Generälen nannte mir der Lohnbediente auch den General Ertmann. Nun fiel mir dabei gleich die A dur Sonate von Beethoven mit ihrer Dedication ein; und weil ich über die Frau von allen Leuten immer das Schönste und Beste gehört hatte, wie freundlich sie sei und wie sie Beethoven so verzogen habe, und wie vortrefflich sie spiele, so zog ich mir den nächsten Morgen um Visitenzeit einen schwarzen Frack an, ließ mir den Gouvernementspalast zeigen, dachte mir unterwegs eine schöne Rede an die Generalin aus und ging ganz munter hinauf. Nun kann ich nicht leugnen, daß mir es ein wenig fatal war zu erfahren, der General wohne im ersten Stock vorn heraus, und als ich gar in den wunderschönen gewölbten Vorsaal kam, kriegte ich wahrhaftig Furcht und wollte umkehren. Indessen kam es mir denn doch gar zu kleinstädtisch vor, mich vor einem gewölbten Vorsaal zu fürchten; ich ging also gerade auf einen Trupp Soldaten zu, der da stand, und frug einen alten Mann in einem kurzen Nankingjäckchen, ob hier der General Ertmann wohne, und wollte mich dann bei der Frau melden lassen. Unglücklicherweise antwortete der Mann aber: „Der bin ich selbst, was steht Ihnen zu Diensten?“ Das war sehr unangenehm, und ich mußte meine ganze Rede im Auszug anbringen; der Mann schien sich aber daran nicht sonderlich zu erbauen und wollte wissen, mit wem er die Ehre habe? Das war auch nicht angenehm; aber zum Glück kannte er meinen Namen und wurde sehr höflich; seine Frau sei nicht zu Hause, ich würde sie um Zwei treffen, wenn ich da Zeit hätte, oder zu einer andern Stunde. Ich war froh, daß es noch so abgelaufen war, ging inzwischen gegenüber in die Brera, guckte mir das „Sposalizio“ von Raphael an, und um Zwei lernte ich nun die „Freifrau Dorothea v. Ertmann“ kennen. Sie nahm mich sehr freundlich auf, war auch sehr gefällig; spielte mir gleich die Cis moll Sonate von Beethoven vor und dann die aus D moll. Der alte General, der nun in seinem grauen, stattlichen Commandeurrock mit vielen Orden erschien, war ganz glücklich und weinte vor Freuden, weil er seine Frau so lange nicht hatte spielen hören; es sei in Mailand kein Mensch, der so was anhören wolle. Sie sprach von dem B dur Trio, dessen

sie sich nicht entsinnen könne. Ich spielte es und sang die Stimmen dazu; das machte dem alten Ehepaar viel Freude, und so war die Bekanntschaft geschlossen. Seitdem sind sie nun von einer Freundlichkeit gegen mich, die mich beschämt. Der alte General zeigt mir die Merkwürdigkeiten von Mailand. Nachmittags holt sie mich im Wagen ab, um auf den Corso zu fahren; die Abende bis 1 Uhr machen wir Musik; gestern früh führten sie mich in die Umgegend spazieren, Mittags mußte ich da essen; Abends war Gesellschaft da, und dazu sind es die angenehmsten, gebildetsten Leute, die man sich denken kann, beide in einander verliebt, als seien sie Brautleute, und sind doch schon vierunddreißig Jahre verheirathet. Er sprach unter Anderm gestern von seinem Beruf, dem Soldatenwesen, dem persönlichen Muth und dergleichen mit einer Klarheit und so schönen freien Ansichten, wie ich sie fast nie, außer von Vater, gehört hatte. Er ist schon sechsundvierzig Jahre lang Offizier, und nun solltet Ihr ihn einmal im Park neben dem Wagen seiner Frau Galopp reiten sehen, wie munter und nobel der alte Herr sich da ausnimmt! Sie spielt die Beethoven'schen Sachen sehr schön, obgleich sie seit langer Zeit nicht studirt hat; oft übertreibt sie es ein wenig mit dem Ausdruck und hält so sehr an und eilt dann wieder; doch spielt sie wieder einzelne Stücke herrlich, und ich denke, ich habe Etwas von ihr gelernt. Wenn sie so zuweilen gar nicht mehr Ton herausdrücken kann und nun dazu zu singen anfängt mit einer Stimme, die so recht aus dem tiefsten Innern heraufkommt, so hat sie mich oft an Dich, o Fanny, erinnert, obwohl Du ihr freilich weit überlegen bist. Als ich gegen das Ende des Adagio des B dur Trio's kam, rief sie: „Das kann man vor Ausdruck gar nicht spielen", und das ist wirklich wahr von dieser Stelle. Den folgenden Tag, als ich zum zweiten Male da war und ihnen die C moll Symphonie vorspielte, wollte sie durchaus, ich solle mir den Rock ausziehen, weil es heiß wäre. Zwischendurch bringt er die schönsten Geschichten von Beethoven, wie er Abends, wenn sie ihm vorspielte, die Lichtputze zum Zahnstocher gebraucht habe u. s. w. Sie erzählte, wie sie ihr letztes Kind verloren habe, da habe der Beethoven erst gar nicht mehr in's Haus kommen können; endlich habe er sie zu sich eingeladen, und als sie kam, saß er am Clavier und

sagte blos: „Wir werden nun in Tönen mit einander sprechen", und spielte so über eine Stunde immer fort, und, wie sie sich ausdrückte: „er sagte mir Alles und gab mir auch zuletzt den Trost". Kurz, mir ist wieder einmal so wohl zu Muthe geworden und so behaglich, und ich brauche so gar nicht zu schminken oder zu schweigen, sondern wir verstehen uns so prächtig über Alles! Sie hat gestern die Sonate mit Violine „an Kreutzer" gespielt; als aber der Begleiter, ein österreichischer Dragoneroffizier, im Anfang des Adagio eine lange Verzierung à la Paganini machte, da schnitt ihm der alte General eine solche entsetzliche Grimasse, daß ich vor Lachen bald vom Stuhle gefallen wäre.

Teschner habe ich besucht, wie Du, liebe Mutter, es mir anbefohlen: es ist unerfreulich wie der Nebelwind, einen solchen Musiker zu sehen; die Generalin Ertmann hat in ihrem kleinen Finger mehr Herz, als der ganze Kerl mit seinen entsetzlichen Schnurrbärten, hinter denen er lauert. An öffentlicher Musik ist jetzt gar Nichts hier. Man spricht noch mit Entzücken vom vorigen Winter, wo die Pasta und Rubini hier sangen; nur die Nebenrollen, Orchester und Chöre seien schlecht gewesen. Nun habe ich aber die Pasta vor sechs Jahren in Paris gehört und kann es noch alle Jahre und habe gute Orchester und gute Chöre und noch manches Andere dazu; so ist es natürlich, daß ich, um italienische Musik zu hören, nach Frankreich oder England reisen muß. — Das nehmen die Deutschen aber übel, wenn man ihnen das sagt. Sie wollen par force hier singen, spielen, Gedanken bekommen und sagen, es sei das Land der Begeisterung, während ich behaupte, es gebe überhaupt kein Land der Begeisterung, sondern diese fliege in der Luft herum. Vorgestern war ich im Tagestheater, wo ich mich sehr erbaut habe. Da ist mehr Volksleben zu sehen, als irgendwo sonst in Italien. Ein großes Schauspielhaus mit Logen, — das Parterre mit Holzbänken besetzt, auf denen man Platz findet, wenn man früh kommt; die Bühne wie eine andere; nur fehlt über dem ganzen Parterre und den Logen das Dach, so daß die liebe Sonne auf das Theater, den Schauspielern in die Augen scheint. Noch dazu gaben sie ein Stück in mailänder Dialekt. Da war es genau, als guckte man eben allen diesen

verwickelten und lustigen Situationen zu, könne sich vielleicht im Nothfalle hineinmischen, und die bekanntesten Comödiensituationen werden neu und interessant. So nahm auch das ganze Publikum den lebhaftesten Theil. Und nun gute Nacht; ich habe nämlich vor dem Zubettgehen noch ein bischen mit Euch plaudern wollen; das ist der Brief geworden.

Felix.

Aus zwei Briefen an Eduard Devrient.

Mailand, den 15. Juli 1831.

Du machst mir Vorwürfe, daß ich schon 22 Jahre und doch noch nicht berühmt sei; ich kann darauf nichts Anderes antworten, als: wenn Gott gewollt hätte, daß ich zu 22 Jahren berühmt sein sollte, so wäre ich es wahrscheinlich schon geworden; ich kann Nichts dafür, denn ich schreibe ebenso wenig, um berühmt zu werden, als ich schreibe, um eine Capellmeisterstelle zu erhalten. Es wäre schön, wenn sich Beides einfinden wollte; so lange ich aber nicht gerade verhungere, so lange ist es Pflicht zu schreiben, was und wie mir es um's Herz ist, und die Wirkung davon Dem zu überlassen, der für mehr und Größeres sorgt. Nur daran denke ich immer mehr und aufrichtiger, so zu componiren, wie ich es fühle, und noch immer weniger äußere Rücksichten zu haben; und wenn ich ein Stück gemacht habe, wie es mir aus dem Herzen geflossen ist, so habe ich meine Schuldigkeit dabei gethan; ob es nachher Ruhm, Ehre, Orden, Schnupftabaksdosen und dergl. einbringt, kann meine Sorge nicht sein. Meinst Du aber, ich hätte in dem Ausbilden meiner Compositionen oder meiner selbst Etwas vernachlässigt oder versäumt, so sage mir genau und klar, was das ist, und worin es besteht. Es wäre freilich ein schlimmer Vorwurf. Du willst, ich solle nur Opern schreiben und hätte Unrecht, es nicht schon längst gethan zu haben. Ich antworte: Gieb mir einen rechten Text in die Hand, und in ein paar Monaten ist er componirt; denn ich sehne mich jeden Tag von

Neuem danach, eine Oper zu schreiben; ich weiß, daß es etwas Frisches, Lust'ges werden kann, wenn ich es jetzt finde; aber eben die Worte sind nicht da. Und einen Text, der mich nicht ganz in Feuer setzt, componire ich nun einmal nicht. Wenn Du einen Mann kennst, der im Stande ist, eine Oper zu dichten, so nenne mir ihn um Gotteswillen; ich suche nichts Anderes. Aber bis ich nun einen Text habe, soll ich doch nicht etwa lieber Nichts thun (auch wenn ich es könnte)? Und daß ich gerade jetzt mehrere geistliche Musiken geschrieben habe, das ist mir ebenso Bedürfniß gewesen, wie es Einen manchmal treibt, gerade ein bestimmtes Buch, die Bibel oder sonst was zu lesen, und wie es Einem nur dabei recht wohl wird. Hat es Ähnlichkeit mit Seb. Bach, so kann ich wieder Nichts dafür; denn ich habe es geschrieben, wie es mir zu Muthe war, und wenn mir einmal bei den Worten so zu Muthe geworden ist, wie dem alten Bach, so soll es mir um so lieber sein. Denn Du wirst nicht meinen, daß ich seine Formen copire ohne Inhalt; da könnte ich vor Widerwillen und Leerheit kein Stück zu Ende schreiben. Ich habe auch seitdem wieder eine große Musik componirt, die auch vielleicht äußerlich wirken kann („die erste Walpurgisnacht" von Goethe). Ich fing es an, blos weil es mir gefiel und mich warm machte, und an die Aufführung habe ich nicht gedacht. Aber nun da es fertig vor mir liegt, sehe ich, daß es zu einem großen Concertstück sehr gut paßt, und in meinem ersten Abonnement-Concert in Berlin mußt Du den bärtigen Heidenpriester singen. Ich habe ihn Dir in die Kehle geschrieben, mit Erlaubniß, also mußt Du ihn wieder heraussingen, und wie ich bis jetzt die Erfahrung gemacht habe, daß die Stücke, die ich mit der wenigsten Rücksicht auf die Leute gemacht hatte, gerade den Leuten immer am besten gefielen, so, glaube ich, wird es auch mit diesem Stück gehen. Ich schreibe Das blos, damit Du siehst, daß ich auch an's Praktische denke. Freilich immer erst hinterher; aber wer Teufel soll Musik schreiben, die doch einmal das unpraktischste Ding in der Welt ist (weshalb ich sie lieb habe), und an's Praktische dabei denken! Es wäre, als ob Einer die Liebeserklärung an seine Geliebte in Reime und Verse brächte und ihr so hersagte. Ich gehe nun nach München, wo sie mir eine Oper anboten,

um zu sehen, ob da ein Mensch als Dichter ist; denn nur einen Menschen möchte ich, der ein bischen Glut und Talent hätte; ein Riese braucht es gar nicht zu sein; und finde ich da keinen, so mache ich vielleicht Immermann's Bekanntschaft blos deswegen, und ist der auch nicht der Mann, so versuche ich es in London. Es kommt mir immer vor, als fehle noch der rechte Kerl; aber was soll ich thun, um ihn herauszufinden? Im Hôtel Reichmann wohnt er nicht und nebenan auch nicht, und wo sonst? Darüber schreib mir einmal. Obgleich ich glaube, daß uns der liebe Herrgott Alles, also auch Operntexte zuschickt, sobald wir es brauchen, so müssen wir dabei doch unsre Schuldigkeit thun und uns umsehen, und ich wollte, der Text wäre schon da! Mittlerweile schreibe ich so gute Sachen, als ich nur irgend kann; hoffe auch Fortschritte zu machen, und daß ich für's Übrige, wie gesagt, nicht verantwortlich bin, das haben wir auf meiner Stube damals schon ausgemacht. — Nun aber genug des trockenen Tons; ich bin wahrhaftig wieder fast brummig und ungeduldig geworden und habe mir doch vorgenommen, es nie mehr zu werden.

Luzern, den 27. August 1831.

Ich fühle deutlich, daß eine Oper, die ich jetzt schriebe, lange nicht so gut werden würde, als eine zweite, die ich nachher componirte, und daß ich doch den neuen Weg, den ich mir denke, erst antreten und ein Stück drin laufen müßte, um zu wissen, ob er hinführen wird oder wie bald, während ich in der Instrumentalmusik schon anfange zu wissen, was ich eigentlich wollen soll, und mir selbst viel klarer und ruhiger darüber bin, weil ich mehr darin gearbeitet habe: — kurz, es treibt mich. Dazu kommt nun noch, daß ich dieser Tage sehr demüthig geworden bin durch einen Zufall, der mir aber noch immer im Sinne liegt. Im Engelberger-Thal fand ich „Wilhelm Tell" von Schiller, und wie ich ihn hier wieder las, wurde ich von Neuem ganz entzückt und glücklich über solch ein himmlisches Kunstwerk und über all' die Glut und Begeisterung und das Feuer darin. Da fiel mir plötzlich ein Wort von Goethe ein, der mir in einem langen Gespräch über Schiller einmal sagte:

„Schiller hätte jährlich zwei große Trauerspiele liefern können, andere Gedichte abgerechnet". Dieser handwerksmäßige Ausdruck, das Liefern, frappirte mich auf einmal sehr, als ich das frische, warme Stück las, und mir erschien diese Thätigkeit so ungeheuer großartig, daß mir vorkam, als hätte ich eigentlich in meinem Leben noch gar nichts Rechtes hervorgebracht. Es steht noch Alles so sehr vereinzelt da; es ist mir, als müßte ich auch einmal was liefern. — Finde Das nicht unbescheiden, ich bitte Dich, sondern glaube mir, daß ich es nur sage, weil ich weiß, was sein sollte, und was nicht ist. Wo ich aber dazu Gelegenheit finden soll — es nur anfangen kann —, das ist mir bis heut ganz unbegreiflich. Wenn es aber meine Aufgabe ist, so werde ich die Gelegenheit finden, das glaube ich fest; und finde ich sie nicht, so wird es ein Anderer sein müssen; dann wüßte ich aber nicht, warum es mich so dazu hintriebe. —

Wenn Du es erreichst, nicht Sänger, Decorationen und Situationen, sondern Menschen, Natur und das Leben Dir zu denken und hinzustellen, so bin ich überzeugt, daß Du die besten Operntexte schreiben wirst, die wir haben; denn wenn Einer die Bühne so kennt wie Du, so kann er schon nichts Undramatisches schreiben, und ich wüßte auch gar nicht, was Du von Deinen Versen anders wolltest. Ist es von innen heraus für die Natur und die Musik gefühlt, so sind die Verse musikalisch, wenn sie sich auch im Textbuch noch so hinkend ausnehmen; schreib dann meinethalben Prosa — wir wollen es schon componiren. Aber wenn Form in Form gegossen werden soll; wenn die Verse musikalisch gemacht und nicht musikalisch gedacht sind, wenn äußerlich in schönen Worten eingebracht werden soll, was innerlich an schönem Leben fehlt, — da hast Du recht, — das ist eine Klemme, aus der kein Mensch herauskommen kann. Denn so gewiß reines Metrum, gute Gedanken, schöne Sprache noch immer kein schönes Gedicht machen ohne einen gewissen Blitz der Poesie, der durch's Ganze geht, so gewiß kann nur durch das Gefühl des Lebens in allen Personen eine Oper vollkommen musikalisch und am Ende auch vollkommen dramatisch werden. Es steht eine Stelle darüber im Beaumarchais, den man anklagt, seine Personen sagten zu wenig eigentlich schöne Gedanken, und er lege ihnen zu wenig Poetisches in

den Mund. Er antwortet, das sei nicht seine Schuld; er müsse bekennen, daß er während des Schreibens immer über seinen Schreibtisch weg im lebhaftesten Gespräch mit seinen Personen sei; daß er rufe: „Figaro, prends garde, le comte sait tout — Ah, Comtesse, quelle imprudence! — Vite, sauve-toi, petit page", — und was sie ihm dann etwa antworteten, das schriebe er hin — nichts Anderes. Mir kommt Das sehr hübsch und wahr vor. —

Den Opernplan mit dem italienischen Carneval und dem schweizer Ende kannte ich schon, wußte aber nicht, daß er von Dir sei. Sei aber so gut und mache die Schweiz ganz gewaltig und über die Maßen frisch. Wenn Du an solche zarte Schweiz denkst mit Jodeln und Sehnsucht, wie ich sie gestern hier auf dem Theater in der „Schweizerfamilie" mit ansehen mußte, und wenn die Berge und Alphörner sentimental werden, so bringe ich's über's Herz und recensire Dich sehr schlecht in der Spener'schen. Ich bitte Dich, mach sie lustig und laß mich mehr davon hören.

Felix M. B.

An seine Familie.

Auf der Isola bella, den 14. Juli 1831.

Jetzt riecht Ihr gleich Orangenduft, sehr blauen Himmel, schöne Sonne, heiteren See, wenn Ihr blos das Datum les't. Aber nein, es ist greulich Wetter, regnet wie toll, dazu donnert es von Zeit zu Zeit hinterdrein; in den Bergen sieht es so entsetzlich wüst aus, als sei die Welt mit Wolken vernagelt, der See ist grau, der Himmel schmutzig, Orangen riech' ich nicht, es könnte also ebenso gut die Isola brutta heißen. So geht es schon seit drei Tagen her, — mein armer Mantel! — Und trotz des tollen Wetters befinde ich mich hier recht behaglich. Bekanntlich bin ich der Geist, der stets verneint (conf. Mutter), und da es in der ganzen Welt jetzt Mode ist, die borromäischen Inseln „nicht so schön" und etwas steif zu finden, und da das Wetter sich auch vorzunehmen scheint, sie mir zu verleiden, so finde ich sie zum Trotz gerade ganz herrlich. Die Anfahrt an

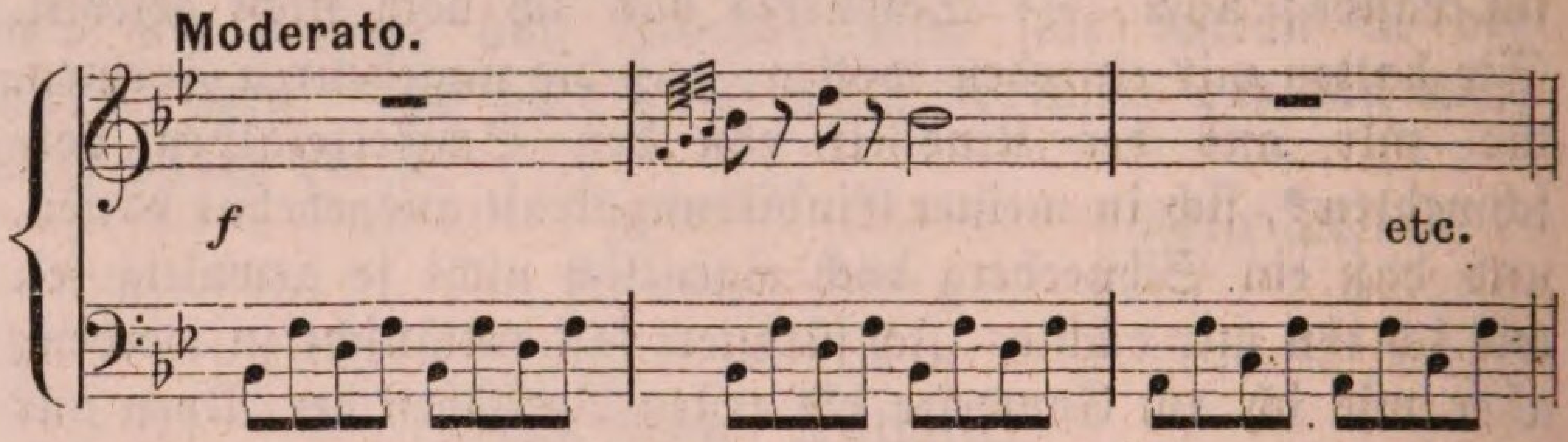
diese Insel, wo man die grünen Terrassen mit den lustigen Statuen darüber, die vielen veralteten Verzierungen neben frischem Laub und alle südlichen Gewächse zusammengedrängt sieht, war für mich sehr reizend und hatte auch etwas Rührendes, Ernsthaftes. Denn was ich voriges Jahr in Fülle und in üppiger Wildniß überall gesehen hatte, und woran ich eigentlich schon gewöhnt war, das ist nun mit Kunst noch einmal hierher verpflanzt und will Abschied nehmen. Es giebt Citronenhecken und Orangenbüsche; aus den Mauern wachsen die zackig-spitzen Aloes; mir ist es, als komme am Ende vom Stück der Anfang wieder noch einmal hervor, und Das habe ich bekanntlich sehr gern. Dazu war auf dem Dampfschiff die erste Bäuerin in Schweizertracht; die Leute sprechen ein schlechtes, halbfranzösisches Italienisch; es ist der letzte Brief aus Italien. Aber glaubt mir, die italienischen Seen sind nicht das Unbedeutendste im Lande; anzi, — Schöneres hab' ich noch nicht gesehen. Sie hatten mir einreden wollen, daß die ungeheuren Formen, die mir aus der Kindheit von den Schweizeralpen vorschwebten*, sich in meiner Einbildungskraft ausgedehnt hätten, und daß ein Schneeberg doch eigentlich nicht so gewaltig sei, wie ich ihn mir dächte. Ich fürchtete fast enttäuscht zu werden; aber wie ich am Comersee die ersten Vorhöhen der Alpen nur sah, in ihre Wolken gehüllt, hier und dort heller Schnee und scharfe schwarze Spitzen vorguckend und steil in den See heruntersinkend, erst mit Bäumen und Dörfern, dann mit Moos bedeckt, dann kahl und wüst und voll Schneespalten, da war mir zum ersten Male wieder zu Muth, wie dazumal, und ich sah, daß ich Nichts übertrieben hatte. — Es ist in den Alpen Alles viel freier, schärfer, ungeschlachter, wenn Ihr wollt; aber mir wird doch wohler und gesünder drin zu Muth. Eben komme ich aus dem Garten des Schlosses zurück, den ich mitten im Regen beschaut habe. Ich wollte es machen wie Albano** und ließ einen Barbier kommen, um mir eine Ader zu öffnen; der verstand es aber falsch und rasirte mich; das Mißverständ-

---

* Im Jahre 1821 war die ganze Familie in der Schweiz gewesen.

** Im Titan von Jean Paul.

niß war sehr verzeihlich. Von allen Seiten landen Gondeln an der Insel, weil heut die Nachfeier des gestrigen großen Festes ist, zu dem der pp. Borromeo Sänger und Musiker aus Mailand hat kommen lassen, die den Insulanern vorgespielt haben. Der Gärtner frug mich, ob ich wisse, was ein Blaseinstrument sei? Ich bejahte es mit gutem Gewissen, und nun sagte er, ich möge mir einmal dreißig solcher Instrumente und auch Geigen und Bässe zusammen denken; oder vielmehr ich könne mir es nicht denken, denn so Etwas müsse man gehört haben, um es zu glauben; es sei ein Klang, als käme er vom Himmel herunter, und das entstehe Alles nur durch die Philharmonie. Was er sich dabei dachte, weiß ich nicht; aber es hatte ihm mehr Eindruck gemacht, als manchem Musikkenner das beste Orchester. Eben fängt Einer drüben in der Kirche an Orgel zu spielen zum Gottesdienst, — folgendermaßen:



Der Baß mit vollem Werk, Bordun 16 und Schnarrstimmen, macht sich wunderschön. Der Kerl ist auch expreß von Mailand gekommen, um hier in der Kirche Unfug zu treiben. Ich will ein wenig hinüber gehen, also lebt wohl für einen Moment. — Heut Abend bleibe ich hier, statt über den See zu fahren; es gefällt mir gar zu sehr auf dem Inselchen. Zwar habe ich jetzt zwei Nächte nicht ordentlich geschlafen, die eine wegen unzähliger Donnerschläge, die andere wegen unzähliger Flöhe, und wahrscheinlich steht mir heute Nacht Beides zusammen bevor; aber da ich übermorgen schon Französisch spreche, Italien verlassen habe und über den Simplon bin, so will ich heut und morgen mich noch einmal recht italienisch umhertreiben. Jetzt habe ich historisch nachzutragen, wie ich hierher gekommen bin. — Noch den letzten Augenblick in Mailand besuchten mich Ertmanns auf meiner Stube, und wir nahmen so herzlichen Abschied, wie ich lange nicht von Leuten genommen habe. Ich

mußte ihnen versprechen, Euch unbekannterweise vielmals zu grüßen und von mir zuweilen hören zu lassen*. Eine andere sehr liebe Bekanntschaft, die ich dort gemacht habe, ist die des Herrn Mozart, der dort Beamter, eigentlich aber ein Musiker ist, dem Sinn und Herzen nach. Er muß die größte Ähnlichkeit mit dem Vater haben, besonders im Wesen; denn solche Sachen, wie sie Einen in den Briefen des Vaters rühren in ihrer Naivetät und Offenheit, hört man in Menge von ihm und muß ihn nach den ersten Augenblicken gleich lieb haben. Wunderhübsch z. B. finde ich, daß er auf den Ruf und das Lob seines Vaters so eifersüchtig ist, als sei er ein junger angehender Musiker; und einen Abend bei Ertmanns, als viele Musik von Beethoven gemacht worden war, sagte mir die Baronin leise, ich möchte doch nun auch Etwas von Mozart spielen: der Sohn würde sonst nicht so froh wie gewöhnlich; und als ich die Ouvertüre aus „Don Juan“ gespielt hatte, thaute er erst auf und verlangte auch noch die aus der „Zauberflöte“ von „seinem Vatter“ und hatte eine kindliche Freude daran; man mußte ihn lieb gewinnen. Er gab mir Briefe an Bekannte am Comersee mit, und da habe ich auch einmal in eine italienische Kleinstädterei hineingeguckt und mich ein paar Tage mit dem Doctor, dem Apotheker, dem Richter und anderen Leuten des Ortes ganz wohl unterhalten. Es fanden besonders lebhafte Discussionen über Sand statt, und Viele wollten ihn sehr bewundern. Mir war es sonderbar, weil die Geschichte etwas lange her ist, und man kaum mehr darüber streitet. Auch von Shakespeare’schen Stücken sprach man, die jetzt in’s Italienische übersetzt werden. Der Doctor sagte: die Trauerspiele seien gut; aber da seien so gewisse Hexereistücke, die seien zu dumm und kindisch; namentlich eins: „Il Sonno d’una notte di mezza state“. Darin käme die abgebrauchte Geschichte vor, daß ein Stück auf dem Theater probirt werde, und es wimmle von Anachronismen und kindischen Ideen. Darauf stimmten Alle ein, es sei sehr läppisch, und ich möchte es ja nicht lesen**.

---

* S. F. MB.’s Empfehlungsbrief an Baronin Ertmann für Jenny Lind, dd. Leipzig, 12. April 1846 in d. „Tonhalle“ Nr. 5, 1868.
** F. MB.’s Ouvertüre zum Sommernachtstraum datirt von 1826.

Ich schwieg kleinlaut stille und vertheidigte nicht! — Dann badete ich oft im See, zeichnete, fuhr gestern über den Luganersee, der mit seinen Wasserfällen und den schwarzen Wolkenbergen ein böses Gesicht schnitt, — dann über die Berge nach Luvino und bin heut zu Dampf hier angekommen. Abends. Eben komme ich von der Isola madre zurück, wo es ganz herrlich war. Sie ist breit und voll Terrassen, Citronenhecken und immergrünen Büschen. Das Wetter ist endlich etwas menschlich geworden, und so nahm sich das große, weiße Haus darauf mit der Ruine daran und den Terrassen davor sehr lieblich aus. Es ist doch ein einzig Land, und ich wollte, ich könnte Euch einen Schluck Luft, wie sie eben auf dem Kahne war, nach Berlin mitbringen: da giebt es keine solche, und ich wollte lieber, daß Ihr sie schöpftet, als alle die Leute, die hier davon zehren. — Da war im Kahn mit mir ein sehr schnurrbärtiger Deutscher; der sah sich die schöne Natur an, als ob er sie kaufen solle und finde sie zu theuer. Dann begegnete mir eine Jean Paul'sche Geschichte wörtlich. Als wir nämlich auf der Insel zwischen dem Grün spazieren gingen, sagte ein Italiener, der mit war, hier sollte man eigentlich mit seiner Geliebten zusammengehen und die Natur genießen. „Ach ja", seufzte ich zart. — „Deswegen habe ich mich auch seit zehn Jahren von meiner Frau getrennt und ihr einen kleinen Tabakshandel in Venedig angelegt", fuhr er fort, „und lebe nun, wie ich Lust habe. So müssen Sie es auch einmal machen!" — Der alte Schiffer erzählte, wie er den General Bonaparte auf dem See gefahren habe, und wußte manche Geschichten von ihm und Murat. Ganz wunderlich sei Murat gewesen, sagte er. So lange er ihn gefahren habe, habe er in Einem fort für sich gesungen, und einmal, als er auf der Reise war, habe er ihm seine Branntweinflasche geschenkt und gesagt, er wolle sich in Mailand eine andere kaufen. Ich weiß nicht, warum mir die kleinen Anekdoten und namentlich das Singen den ganzen Mann mehr zurückriefen, als manches historische Buch. — Die „Walpurgisnacht" ist fertig und ausgeputzt; auch die Ouvertüre wird wohl bald so weit sein. Der einzige Mensch, der sie bis jetzt kennt, ist Mozart, und der hatte so viel Freude daran, daß mir die gewohnten Sachen auch wieder neuen Spaß machten;

er wollte durchaus, ich solle sie gleich drucken lassen. Ach Gott, verzeiht nur den burschikosen Brief. Ihr seht ihm gewiß an, daß ich seit acht Tagen keine Halsbinde trage. Aber ich wollte Euch doch einmal schreiben, wie heiter und wohl mir es dieser Tage in den Bergen geworden ist, und wie ich mich auf die freue, die vor mir liegen!

Euer

Felix.

An seine Eltern.

À l'Union, Prieuré de Chamonix, Ende Juli 1831.

Liebe Eltern!

Von Zeit zu Zeit muß ich Euch einen Dankbrief für diese wunderbar schöne Reise schreiben, und wenn ich es je gethan habe, so muß ich es jetzt wieder thun; denn herrlichere Tage, als die auf dem ganzen Wege hierher und hier selbst, habe ich doch noch nie erlebt. Zum Glück kennt Ihr ja das Thal hier, und da brauche ich es nicht erst zu beschreiben; wie wäre das auch möglich! Nur so viel laßt mich sagen, daß mir die Natur noch nirgends so klar in aller ihrer Pracht vor die Augen getreten ist, als hier, sowohl das erste Mal, als ich es mit Euch sah, wie auch jetzt. Und wenn Jeder, der Das sieht, Gott danken muß, daß er ihm die Sinne gegeben hat, um diese Größe zu begreifen und aufzufassen, so muß ich Euch denn auch gleich danken, die Ihr mir all' die Freude schenkt! Sie hatten mir einreden wollen, die Formen der Berge hätten sich in meiner Einbildungskraft vergrößert; — aber gestern ging ich bei Sonnenuntergang hier vor dem Hause auf und ab, suchte jedesmal, wenn ich den Bergen den Rücken kehrte, die Massen mir recht lebhaft zu denken, und jedesmal wenn ich mich wieder umdrehte, waren sie weit über meine Vorstellung. — So wie es damals den Morgen war, als wir von hier abfuhren, und die Sonne aufging* (Ihr werdet es Euch erinnern), — so

* Im Jahre 1821.

heiter und klar sind die Berge, seit ich hier bin; der Schnee auf der blauen, dunklen Luft so rein und scharf und nah; die Gletscher donnern fortwährend, weil das Eis schmilzt; wenn Wolken kommen, so legen sie sich unten an die Berge leicht an, aber die Gipfel stehen klar darüber; könnten wir Das zusammen sehen! Ich habe heute den ganzen Tag hier ruhig und ganz allein zugebracht. Ich wollte die Ansicht der Berge zeichnen, ging hinaus, fand einen prächtigen Punkt; aber so wie ich das Buch aufschlug, so war mir das Blatt so sehr klein, daß ich erst gar nicht anfangen wollte. Die Formen hab' ich wohl — so was man richtig nennt — herausgebracht; aber doch sieht jede Linie so steif aus gegen die Freiheit und Grazie, die da überall in der Natur ist. Und nun gar erst die Farbenpracht! Kurz, es ist der Glanzpunkt meiner Reise, und das ganze Fußreisen, so allein, frei und leicht, ist etwas Neues und ein unbekannter Genuß für mich. Ich muß aber erzählen, wie ich hergekommen bin, sonst steht am Ende im Briefe nichts wie Ausrufungen. — Auf dem Lago Maggiore und den Inseln hatte ich, wie ich Euch geschrieben habe, das schlechteste Wetter. Es blieb anhaltend so wüst, stürmisch naß, daß ich mich etwas unmuthig Abends auf die Schnellpost setzte und gegen den Simplon zu fuhr. Kaum waren wir eine halbe Stunde gefahren, so kam der Mond vor, die Wolken zogen auseinander, und den andern Morgen war es das heiterste, herrlichste Wetter. Mir war ordentlich beschämt zu Muthe über solch ein Glück, und ich konnte nun den ganzen göttlichen Weg recht von Grund aus genießen, wie er sich erst durch die hohen grünen Thäler, dann durch die Felsengen, dann durch die Wiesen, endlich bei den Gletschern und Schneebergen vorbei windet. Ich hatte ein kleines französisches Buch über die Simplonstraße mit, das mich sehr gefreut und auch gerührt hat; denn es enthält Correspondenzen von Napoleon mit dem Directorium über das projectirte Werk und den ersten Bericht des Generals, der den Berg passirte. Wie dessen Briefe geschrieben sind, mit welcher Begeisterung, Tapferkeit, — auch ein bischen Prahlerei mitunter, — aber mit welcher Glut des Enthusiasmus, das hat mich gar sehr ergriffen, als ich so die ebene, fertige Straße mit den österreichischen Postillonen hinauffuhr; — und wenn ich das Feuer und die Poesie, die in

dem Briefe (ich meine immer nur den des subalternen Generals) aus jeder Schilderung spricht, mit der heutigen Beredsamkeit vergleiche, die so schrecklich kalt läßt, und die in all' ihren philanthropischen Ansichten so verflucht prosaisch ist und so hinkt, und in der ich wohl Fanfaronaden, aber keine Jugend sehe: — so wollte es mir vorkommen, als sei eine große Zeit vorüber gegangen! Ich habe es mir gar nicht aus dem Sinne bringen können, daß Napoleon das Werk, eine seiner Lieblingsideen, niemals gesehen hat; denn er ist nie über die fertige Simplonstraße gekommen und hat die Freude davon nicht genossen. Oben im Dorfe Simplon ist es ganz kahl, und seit anderthalb Jahren fror mich einmal wieder so recht herzhaft. Eine nette, französische höfliche Frau hat oben ein Wirthshaus, und auch das ist schwerlich zu beschreiben, wie wohl Einem die dürftige Reinlichkeit thut, die nie in Italien zu finden ist. Dann ging es hinunter in's Wallis bis Brieg, wo ich die Nacht blieb, voll Vergnügen, wieder einmal unter den ehrlichen, natürlichen, deutschsprechenden Leuten zu leben, die mich denn auch — infam geprellt und betrogen haben. Den folgenden Tag fuhr ich das Wallis hinunter, — eine wunderliebliche Fahrt. — Der ganze Weg ist so, wie Ihr sie in der Schweiz kennt, — zwischen zwei hohen Bergreihen, über die hie und dort Schneespitzen gucken, in Alleen von dicken grünen Nußbäumen, die neben den zierlichen braunen Häusern stehen; den wilden, grauen Rhonefluß hinunter, bei Leuk vorüber, alle Viertelstunden ein Ort mit einer kleinen Kirche. Von Martigny aus reis'te ich nun zum ersten Mal in meinem Leben wirklich zu Fuß, und zwar, — weil mir die Führer zu theuer waren, — erst ganz allein, meinen Mantel und das Gepäck auf den Schultern. Nach ein paar Stunden fand ich einen dicken Bauerjungen, der zugleich Führer und Träger wurde, und so ging es über Forclaz und Trient, einem kleinen Senndorfe, wo ich Milch und Honig frühstückte; von da aus auf den Col de Balme. Da lag denn das ganze Chamounythal mit dem Montblanc und allen Gletschern, wie sie herabsinken, vor mir im Sonnenschein. Eine Gesellschaft Herren und Damen (darunter eine junge sehr schöne) zu Maulthier mit vielen Führern kam von der andern Seite herauf, und kaum waren wir Alle zusammen

eben unter Dach, so kam ein zarter Nebel und hüllte erst den Berg, dann das Thal, dann Alles so dicht ein, daß von da an nichts mehr zu sehen war. Die Damen fürchteten sich in den Nebel hineinzugehen, als ob sie nicht oben auch drin wären; endlich reis'ten sie doch ab, und ich sah aus dem Fenster dem wunderlichen Schauspiel zu, wie die Caravane das Haus verließ, lachend, laut sprechend, Französisch, Englisch, Patois; dann wurden die Stimmen undeutlich, dann gleich auch die Gestalten; ganz zuletzt ging noch die schöne Dame mit ihrem weiten schottischen Mantel; dann sah man nur noch graue Schatten hier und dort, — dann waren sie ganz weg. Wenige Minuten darauf sprang ich von der andern Seite mit meinem Führer den Berg hinunter; wir kamen bald wieder in den Sonnenschein, dann in's grüne Chamounythal mit seinen Gletschern; endlich hier in die „Union". Eben komme ich von einem Spaziergange auf den Montanvert, das Mer de Glace und nach der Quelle des Arveiron her. Diese Herrlichkeit kennt Ihr, und so werdet Ihr es verzeihen, daß ich, statt morgen nach Genf zu fahren, erst die Tour um den Montblanc mache, damit ich den Herrn auch von der Südseite kennen lerne, die noch gewaltiger sein soll. Auf glückliches Wiedersehen, liebe Eltern!

Euer Felix.

An seine Schwestern.

Charney, den 6. August 1831.

Ihr lieben Schwestern!

Ihr habt zwar Ritter's Afrika ganz gelesen, aber wo Charney liegt, wißt Ihr doch nicht. Also holt einmal die alte Reisekarte von Keller heraus; denn Ihr müßt mich nun auf meiner Wanderung begleiten können. Geht mit dem Finger von Vevay nach Clarens und dann gegen die Dent de Jaman zu, auf einem Strich. Der Strich bedeutet einen Fußweg, und wo Ihr mit dem Finger geht, bin ich heut Morgen mit den Beinen gegangen (denn es ist jetzt erst 1/2 8 Uhr, und ich bin noch nüchtern). Hier will ich frühstücken und schreibe in einer netten

hölzernen Stube, bis die Milch warm ist. Draußen guckt der helle blaue See herein; ich fange hiermit mein Tagebuch an und will es auf der Fußreise, so gut es geht, fortsetzen.

Nach dem Frühstück. Gott, denkt Euch das Malheur! Eben sagt mir die Wirthin mit dem betrübtesten Gesicht, es sei kein anderer Mensch im Dorfe, um mir den Weg über die Dent zu zeigen und mein Bündel zu tragen, als ein junges Mädchen! die Männer hätten alle zu thun. Ich gehe nämlich Morgens früh immer allein aus, mit Sack und Mantel auf dem Rücken, weil mir die Führer aus den Wirthshäusern zu theuer und zu langweilig sind. Der erste Junge, der ehrlich aussieht, wird nach ein paar Stunden gemiethet, und dabei „fahre ich viel besser" zu Fuß. Wie reizend der See und der Weg hierher waren, sage ich nicht. Denkt Euch alle Schönheit, die Ihr damals genosset. Der Fußweg ist immer schattig unter Nußbäumen, die Hügel hinauf, — bei Landhäusern und Schlössern vorbei, am See hin, der durch's Land glänzt; überall Dörfer; in den Dörfern rauscht es stark von Brunnen und Quellen an allen Ecken; dann die zierlichen Häuser, — es ist doch gar zu schön, und es wird Einem gar zu frei und wohl! — Eben kommt das Mädchen mit seinem Flaschenhut; sie ist noch dazu wunderhübsch und heißt Pauline. Jetzt nimmt sie meine Sachen in ihre Weinkiepe; und so wollen wir auf den Berg fort. Adies. —

Abends in Château-d'Oex bei Licht.

Ich habe die reizendste Reise gehabt. Könnt' ich Euch solch einen Tag verschaffen, was wollte ich nicht darum geben; aber Ihr müßtet dazu erst zwei Jungen werden, tüchtig klettern können, Milch trinken nach der Gelegenheit, Euch aus vieler Hitze, vielen Steinen, vielen Löchern im Wege, noch mehr Löchern im Stiefel gar nichts machen; dazu seid Ihr viel zu zierlich, glaub' ich. Aber schön war es! Meine Reise mit Pauline soll niemals vergessen werden; die war eins der nettesten Mädchen, die ich in meinem Leben getroffen habe, so hübsch und gesund und natürlich klug. Sie erzählte mir Geschichten aus ihrem Dorfe, und ich ihr welche aus Italien; aber ich weiß, wer den Andern mehr amüsirt hat. Vorigen Sonntag waren alle jungen Leute von Distinction aus ihrem Dorfe nach einem Ort weit über die Berge gezogen, um da Nachmittags zu tanzen.

Sie gingen kurz nach Mitternacht fort, kamen auf die Berge, als es noch finster war, machten sich ein großes Feuer und kochten Kaffee; gegen Morgen sprangen die Männer in die Wette vor den Damen (wir kamen beim zerbrochenen Zaun vorbei, der es bezeugte), dann tanzten sie und waren Sonntag Abend wieder alle zu Hause. Montag früh ging die Arbeit in den Weinbergen wieder an. Bei Gott, ich bekam viel Lust, ein waadter Bauer zu werden, als ich ihr so zuhörte, und sie mir von oben die Dörfer zeigte, wo man tanzt, wenn die Kirschen reif sind; andere, wo man tanzt, wenn die Kühe auf die Weide gehen, und es Milch giebt. Morgen tanzt man gar in St. Gingolph; sie fahren zu Wasser über den See, und wer Musik kann, nimmt sein Instrument mit; aber sie fährt nicht mit hinüber, weil ihre Mutter es nicht erlaubt aus Furcht vor dem breiten See, und darum gehen auch viele andere Mädchen nicht hin, weil sie zusammenhalten. Dann bat sie mich um Erlaubniß, ihrer Cousine guten Tag zu sagen, und stieg hinunter in's zierliche Haus auf der Wiese; bald kamen die beiden Mädchen heraus, setzten sich auf die Bank und plauderten. Oben auf dem Col de Jaman sah ich gar ihre Verwandten, die mäheten und Kühe weideten; das war ein Zurufen und Schreien! Darauf dudelten die drüben; dann lachten sie Alle; ich verstand kein Wort vom Patois außer dem Anfang, der hieß Adieu, Pierrot! Zu alledem gab es ein lustiges, tolles Echo, das schrie und lachte und dudelte mit; und so kamen wir gegen Mittag in Allières an. Als ich mich ausgeruht hatte, nahm ich mein Bündel wieder selbst auf den Rücken; denn mich ärgerte ein dicker alter Knecht, der es mir tragen wollte; wir gaben uns die Hand und nahmen Abschied. Ich stieg die Wiesen hinunter, und wenn Euch Pauline nicht gefällt oder gar gelangweilt hat, so kann ich nicht dafür, sondern die Beschreibung; in der Wirklichkeit war es nett. Und so auch die weitere Reise. Ich kam an einen Kirschbaum, wo die Leute Obst lasen, legte mich zu ihnen in's Gras und aß ein Weilchen mit; dann hielt ich Mittagsruhe in La Tine in einem hölzernen, reinlichen Hause. Der Tischler, der es gemacht hatte, leistete mir Gesellschaft bei einem Lammbraten und zeigte mit Stolz auf jeden Tisch, den Schrank und die Stühle. Endlich heut Abend bin ich hier

angekommen durch die blendend grünen Wiesen, auf denen die Häuser herum stehen zwischen Tannen und Quellen; die Kirche hier liegt auf einem kleinen sammtgrünen Hügel; ganz weit hin noch Häuser und weiter Hütten und Felsen und in einer Schlucht noch ein wenig Schnee über den Wiesen; es ist einer der idyllischsten Orte, wie wir zusammen etwa in Wattwyl einen gesehen haben, aber das Dorf kleiner und die Berge breiter und grüner. Den heutigen Tag aber muß ich mit einer Lobrede auf den Canton Waadt schließen. Von allen Ländern, die ich kenne, ist dies das schönste und das, wo ich am liebsten leben möchte, wenn ich recht alt würde. Die Leute sind so zufrieden und sehen so wohl aus; das Land ebenso. Kommt man aus Italien, so wird Einem hier oft ganz weinerlich zu Muthe über die Ehrlichkeit, die doch noch in der Welt ist; über frohe Gesichter; über den Mangel an Bettlern, an mürrischen Beamten; über dies völlige Gegentheil unter den Menschen. Ich möchte Gott danken, daß er Manches gar so schön gemacht hat, und wolle er uns Allen in Berlin, England und Château-d'Oex einen frohen Abend schenken und gute Nacht.

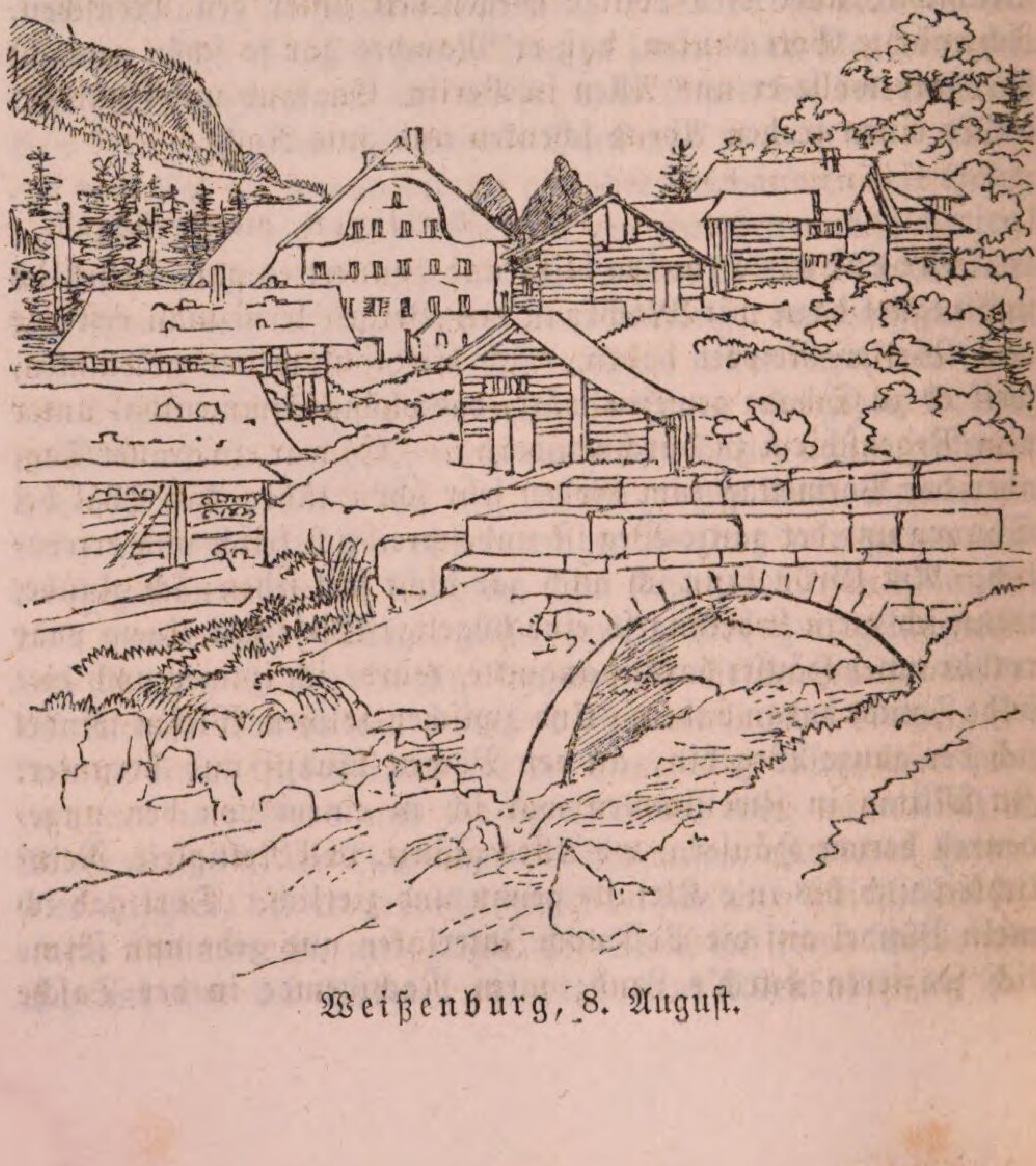
Boltigen, den 7. August.

Abends. Draußen blitzt und donnert es ganz entsetzlich und regnet dazu mit Macht; in den Bergen lernt man erst vor dem Wetter Respect haben. Ich bin nicht weiter gekommen, weil es zu Schade gewesen wäre, das schöne Simmenthal unter dem Regenschirm zu durchwandern. — Es war ein grauer Tag, aber der Vormittag zum Gehen sehr schön kühl; das Thal bei Saanen und der ganze Weg ist unbeschreiblich frisch und erfreulich. Am Grün kann ich mich gar nicht satt sehen; ich glaube, wenn ich mein Lebelang so eine hügelige Wiese mit einem paar rothbrauner Häuser darauf anguckte, würde ich immer noch dieselbe Freude daran haben. Und zwischen solchen Wiesen windet sich der ganze Weg hin, an den Bächen hinauf und herunter. Zu Mittag in Zweisimmen war ich in einem von den ungeheuren berner Häusern, wo Alles glänzt, voll Nettigkeit, Reinlichkeit und bis in's Kleinste genau und zierlich. Dort gab ich mein Bündel auf die Post nach Interlaken und gehe nun förmlich spazieren durch's Land; mein Nachthemde in der Tasche

sammt Bürste, Kamm und Zeichenbuch. Mehr brauche ich nicht. Aber ich bin sehr müde; — wenn nur morgen hübsch Wetter wird! —
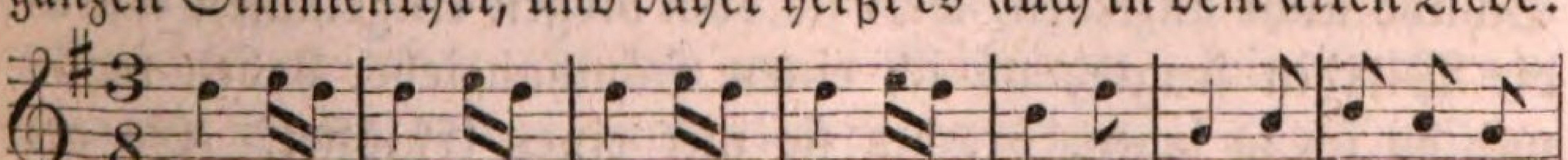
Wimmis, den 8ten.

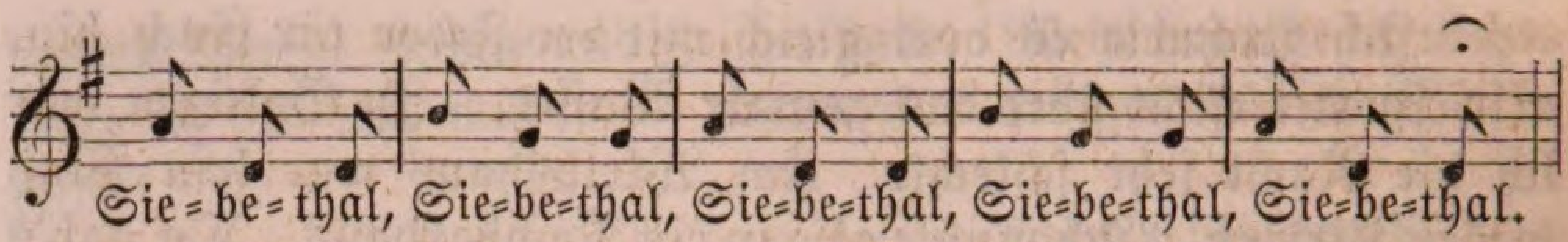
Prost Mahlzeit! Es ist drei Mal so toll. Meinen Plan, heut nach Interlaken zu kommen, muß ich aufgeben, denn es ist nicht durchzukommen. Seit vier Stunden fällt das Wasser so gerade herunter, als würden die Wolken oben ausgequetscht; die Wege sind so weich wie Federbetten; von den Bergen sieht man nur einzelne Fetzen und auch die selten; es kam mir zuweilen vor, als sei ich in der Mark Brandenburg, und das Simmenthal sah ganz flach aus. Mein Zeichenbuch mußte ich unter die Weste knöpfen, denn der Regenschirm half bald nichts mehr, und so bin ich gegen 1 Uhr zum Mittagbrod hier angelangt. Mein Frühstück nahm ich in folgendem Ort:



Weißenburg, 8. August.

Ich zeichnete es dort gleich mit der Feder für Euch hin, also spottet nicht über das geniale Wasser. In Boltigen war ich die Nacht sehr schlecht. Im Wirthshaus war kein Platz wegen Kirmeß. Ich mußte also in ein Nachbarhaus. Da gab's Ungeziefer wie in Italien, eine knarrige Wanduhr, die alle Stunden mit großem Lärm schlug, und ein kleines Kind, das die ganze Nacht schrie. Das Kind mußte ich wirklich ein Weilchen beobachten; es schrie in allen Tönen, alle Affecte kamen darin vor; es war grimmig, dann wüthend, dann weinerlich, und wenn es nicht mehr schreien konnte, grunzte es ganz tief. Jetzt sage mir Einer, man solle die Kinderjahre zurückwünschen, weil die Kinder glücklich seien; ich bin überzeugt, solch ein kleiner Balg ärgert sich ganz ebenso gut wie Unsereins; hat auch seine schlaflosen Nächte, seine Leidenschaften und so fort. Diese philosophische Betrachtung fiel mir heut Morgen ein, während ich Weißenburg zeichnete, und wollte sie Euch brühwarm mittheilen; aber da lag ein „Constitutionnel", in dem las ich, daß Casimir Perier seine Entlassung haben will, und manches Andere, was zu denken giebt; unter Andern einen merkwürdigen Artikel über die Cholera, den man abschreiben sollte, so toll ist er. Sie wird darin ganz und gar geleugnet; in Danzig habe sie nur ein Jude gehabt; der sei aber auch genesen. Gleich darauf eine Menge Hegeleien auf Französisch; dann die Wahlen der Deputirten, — o Welt! Sobald ich ausgelesen hatte, mußte ich wieder in den Regen und durch die Wiesen fort. Es ist wirklich in keinem Traum solch reizendes Land zu sehen, wie dies; selbst im tollsten Wetter machen sich die Kirchlein, die Menge Häuser und Büsche und Quellen gar zu schön. Und nun gar das Grün, das war heut recht in seinem Element. Jetzt gießt es draußen, und ist doch schon lange nach Tische. Heute Abend komme ich nicht weiter als Spiez. Es thut mir Leid darum, daß ich weder Dies hier, was wunderschön zu liegen scheint, noch Spiez, das ich aus Rösel'schen Zeichnungen kenne, werde sehen können. Hier ist eigentlich die Pointe vom ganzen Simmenthal, und daher heißt es auch in dem alten Liede:





Das habe ich heute den ganzen Tag gesungen auf der Straße. Das Siebethal hat sich aber für das Compliment nicht bedankt, sondern hat fortgeregnet.

Wyler.

Abends. In Spiez wurden wir nicht angenommen; es ist da gar kein Wirthshaus zum Übernachten. Ich mußte also hierher zurück. An der Lage von Spiez hatte ich meine Freude; ganz in den See hineingebaut auf einem Felsen, mit vielen Thürmchen, Giebelchen und Spitzchen; ein Schloßhof mit Orangerie; ein mürrischer Edelmann mit zwei Jagdhunden hinter sich; ein kleines Kirchlein; Terrassen mit bunten Blumen: — es macht sich allerliebst. —

Morgen sehe ich es noch von der andern Seite, wenn das Wetter das Sehen gar erlaubt. Es hat heut drei Stunden nach einander gegossen; ich bin noch tüchtig naß geworden auf dem Wege hierher. Prächtig sind die Waldströme bei solchem Wetter; sie rasen und wüthen. Ich kam über solch einen Teufel, die Kander; die war ganz außer sich, sprang und tobte und schäumte; dazu sah sie ganz braun aus, und der Schaum gelblich und spritzte weit umher. Von den Bergen kam nur hie und da ein schwarzer Zacken aus den hellen Regenwolken; sie hingen heut so tief in den Thälern, wie ich es nie gesehen hatte. Der Tag war doch schön!

Wyler, den 9ten Morgens.

Heut ist's noch toller. Hat die ganze Nacht durch gegossen und gießt schon den ganzen Morgen. Ich habe aber hinsagen lassen, in solchem Wetter ginge ich gar nicht fort, und wenn sie nicht aufhörten, schriebe ich heute Abend noch aus Wyler. — Einstweilen habe ich Gelegenheit, mit meinen schweizer Wirthen Bekanntschaft zu machen. Naiv sind sie! Ich konnte meine Schuhe nicht anziehen, weil sie vom Regen eingelaufen waren; die Wirthin fragte, ob ich einen Schuhanzieher haben wollte, und da ich ja sagte, brachte sie mir einen Eßlöffel. Es geht aber auch damit. Und dann sind sie starke Politiker. Über

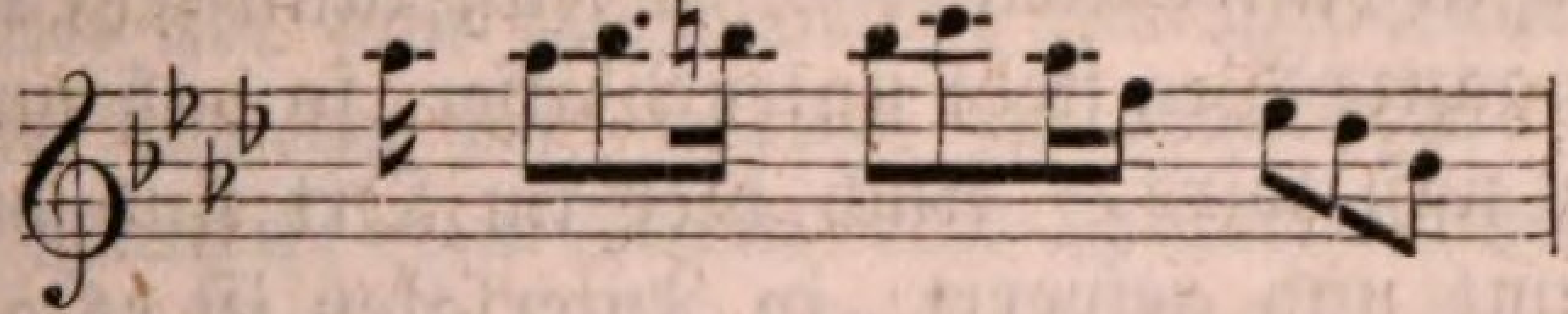
meinem Bette hängt eine scheußliche Fratze, unter der steht: „Brinz Baniadofsgi". Wenn er nicht eine Art polnisches Kostüm hätte, wär's schwer 'rauszukriegen, ob es ein Mann oder eine Frau sein soll; weder aus dem Bilde, noch aus der Unterschrift wird es ganz klar.

Abends in Unterseen.

Aus dem Spaß ist bittrer Ernst geworden, wie denn das in der heutigen Zeit leicht kommen mag. Das Wetter hat furchtbar geras't, großen Schaden gethan, Verwüstungen angerichtet; die Leute wissen sich keines ärgeren Sturms und Regens seit vielen Jahren zu entsinnen. Und das Alles geht mit so unbegreiflicher Schnelligkeit. Heut früh war noch blos unangenehm schlechtes Wetter, und heut Nachmittag sind alle Brücken fort, die Passagen augenblicklich gehemmt, am Brienzer-See giebt es Erdfälle, Alles in Aufruhr. Eben erfahre ich auch noch unten, daß der Krieg in Europa erklärt ist; so sieht es freilich wild und wüst in der Welt aus, und man muß sich freuen, wenn man nur für den nächsten Moment eine warme Stube und ein behagliches Obdach hat, wie ich hier. Es hielt heut früh einen Augenblick mit Regnen inne, und ich dachte, die Wolken hätten sich erschöpft. So ging ich von Wyler weg und fand schon gleich die Wege sehr verdorben; aber es sollte anders kommen. Der Regen fing leise wieder an und platzte auf einmal gegen Neun mit solcher Heftigkeit los und so im Moment, daß man gleich merkte, es müsse was Besonderes im Werke sein. Ich kroch unter in eine angefangene Hütte, in der ein großer Heuhaufen lag, und bettete mich ganz bequem im wohlriechenden Heu; ein Soldat vom Canton, der nach Thun wollte, kroch auch von der andern Seite hinein, und nach einer Stunde, da es nicht besser wurde, gingen wir nach beiden Seiten weiter; ich mußte in Leisingen noch einmal unter Dach treten und wartete lange; aber da meine Sachen in Interlaken waren, wohin nur noch zwei Stunden sind, so dachte ich es zu zwingen und ging gegen Eins fort auf Interlaken zu. Es war durchaus nichts zu sehen als der graue Seespiegel; kein Berg, — selten die Linien des gegenüberliegenden Ufers. Die Quellen, die, wie Ihr Euch erinnert, oft in den Fußwegen laufen, waren

zu Strömen geworden, in denen man fortwaten mußte; wenn nun der Weg sich hinaufschwang, stand das Wasser still und bildete einen See. Dann mußte ich über die nassen Hecken springen, in die sumpfigen Wiesen hinein; die kleinen Baumstämme, auf denen man über die Bäche geht, lagen unter dem Wasser. Einmal kam ich zwischen zwei solche Bäche, die sich in einander ergossen und mußte nun eine ganze Weile bis an's Schienbein gegen den Strom angehen. Dazu ist alles Wasser schwarz oder chocoladenbraun; es sieht aus, als fließe lauter Erde da und springe übereinander. Von oben regnete es in Strömen; der Wind schüttelte zuweilen von den nassen Nußbäumen das Wasser herab; die Wasserfälle, die in den See gingen, donnerten ganz entsetzlich von beiden Ufern her; man konnte weithin die braunen Streifen verfolgen, die sich in das helle Seewasser zogen; und zu alledem war der See ganz still und kaum bewegt und empfing ruhig all' das tolle Brausen, das auf ihn hineinfuhr. Nun kam mir ein Mann entgegen, der hatte Schuhe und Strümpfe ausgezogen und die Hosen hinaufgestreift. Da wurde mir etwas bange. Drauf begegneten mir ein paar Weiber und sagten: ich könne nicht durch's Dorf, die Brücken seien alle fort. Ich fragte, wie weit ich noch nach Interlaken hätte? „Eine Stunde spitz", antworteten sie. Umkehren ging gar nicht; ich ging also vorwärts in's Dorf. Da schrieen mich gleich aus den Fenstern die Leute an, ich könne nicht weiter, das Wasser komme zu stark von den Bergen herunter, und wirklich war in der Mitte des Dorfes schon eine wilde Wirthschaft. Der schmutzige Strom hatte Alles mit fortgenommen, lief um die Häuser herum, in die Wiesen hinein, die Fußsteige hinauf, und donnerte unten in den See. Zum Glück war ein Kähnchen da; in dem ließ ich mich nach Neuhaus übersetzen, obwohl die Fahrt auf dem offenen Kahn im schärfsten Regen auch nicht süß war. Mein Zustand in Neuhaus war ziemlich elend; — ich sah aus, als trüg' ich Stulpstiefeln auf meinen hellen Beinkleidern: Schuhe, Strümpfe und Alles bis an die Kniee war dunkelbraun; dann kam die wirklich weiße Farbe; dann ein weicher, blauer Überrock; sogar das Zeichenbuch, das ich unter die Weste geknöpft hatte, war naß. Solchergestalt kam ich nach Interlaken und wurde unfreundlich empfan=

gen; die Leute konnten oder wollten mir keinen Platz geben, und so mußte ich zurück nach Unterseen, wo ich ganz vortrefflich wohne und mich befinde. Es ist aber sonderbar: ich hatte mich die ganze Zeit darauf gefreut, wieder in's Wirthshaus zu Interlaken zu kommen, wo ich viel Erinnerungen haben konnte, und wirklich fuhr ich auch mit meinem neuhäuser Wägelchen auf dem Nußbaumplatz vor und sah die wohlbekannte Glasgallerie; auch trat die schöne Wirthin, freilich verändert und gealtert, in die Thüre; — da hat mich denn das ganze Unwetter und alle Unbequemlichkeit nicht so verdrossen, wie daß ich dort nicht bleiben konnte. Seit Vevay war ich dadurch zum ersten Male auf eine halbe Stunde verstimmt und mußte Beethoven's As dur Adagio



drei- oder viermal singen, ehe ich wieder zurecht kam. Hier erfuhr ich nun erst, welchen Schaden das Wetter gethan hat und noch thun kann; denn es gießt fortwährend. (1/2 10 Uhr Abends.) Die Brücke bei Zweilütschinen ist heruntergerissen; die Fuhrleute aus Brienz und Grindelwald wollten nicht nach Hause fahren, aus Furcht, ein paar Felsen auf den Kopf zu bekommen; das Wasser hier steht anderthalb Fuß unter der Aarbrücke; wie traurig der Himmel aussieht, ist gar nicht zu beschreiben. Hier kann ich es nun abwarten; ich brauche ja ohnehin keine Umgebungen, um Erinnerungen hervorzurufen. Sie haben mich sogar in ein Zimmer gewiesen, wo ein Clavier steht, und zwar ist es vom Jahre 1794, hat im Klange viel Ähnlichkeit mit dem alten, kleinen Silbermann auf meiner Stube, und so habe ich es gleich beim ersten Accorde liebgewonnen und kann dabei auch wohl an Euch denken. Es hat Manches erlebt, das Clavier, und es sich wohl nicht träumen lassen, daß ich noch einmal darauf componiren sollte, der ich erst 1809 geboren bin; das sind nun auch starke zweiundzwanzig Jahre her, indessen ist das Clavier schon siebenunddreißig alt und noch lange frisch. Es sind wieder neue Lieder unterwegs, liebe Schwestern! Mein Hauptlied aus E dur „Auf der Reise"

kennt Ihr auch noch nicht; es ist sehr sentimental. Jetzt mache ich eins, das nicht gut wird, fürchte ich; aber für uns Drei muß es schon angehen, denn es ist sehr gut gemeint; der Text ist von Goethe, aber ich sage nicht, was: es ist zu toll, gerade das zu componiren; es paßt auch gar nicht zur Musik; aber ich fand es so himmlisch schön, daß ich es mir singen mußte. Für heut ist's aus. Gute Nacht, Ihr Lieben!

Den 10ten.

Es war heute das klarste Wetter, und der Sturm ist vorüber; wollte, daß es mit allen Stürmen so schnell endigte und sich aufklärte. Ich habe einen herrlichen Tag zugebracht, gezeichnet, componirt und Luft getrunken. Nachmittags war ich zu Pferd in Interlaken; — zu Fuß kann jetzt kein Mensch dahin; der ganze Weg steht unter Wasser, so daß man selbst zu Pferd ganz naß wird. Auch hier im Ort sind die Straßen überschwemmt und gesperrt; in Interlaken ist es aber doch zu schön! Es wird Einem gar zu winzig zu Muthe, wenn man sieht, wie herrlich der liebe Herrgott die Welt gemacht hat, und herrlicher kann man sie nicht sehen, als da. — Ich zeichnete für Vater einen der Nußbäume, die er so liebt, so wie ich auch einmal ein ordentliches berner Haus für ihn treu nachzeichnen will. Eine Menge Gesellschaften, Herren und Damen und Kinder zogen vorbei und guckten mich an; ich dachte, die hätten es jetzt so gut, wie ich damals, und hätte ihnen gern zugerufen, sie möchten es doch nicht vergessen! Abends glühten die Schneeberge in den klarsten Formen und in den schönsten Farben. Als ich zurückkam, wollte ich Notenpapier haben; man wies mich an den Pfarrer, — der an den Forstmeister, und von dessen Tochter habe ich denn zwei sehr feine, zierliche Bogen bekommen. Das Lied, von dem ich gestern schrieb, ist schon fertig; es drückt mir doch das Herz ab, es Euch zu sagen, was es ist, — aber lacht mich nicht zu sehr aus: — nichts Anderes, als — aber haltet mich nicht für wasserscheu — „Die Liebende schreibt", das Sonett*. Ich fürchte übrigens, es taugt nichts;

* In dem Liederheft Opus 86, unter den nachgelassenen Werken Nr. 15.

es ist, glaub' ich, mehr hineingefühlt, als herausgekommen; indessen ein paar gute Stellen sind doch darin, und morgen mach' ich noch ein kleines von Uhland. Auch ein paar Clavier-sachen rücken wieder an. Ich habe leider durchaus kein Urtheil über meine neuen Sachen, — weiß nicht, ob sie gut oder schlecht sind, und Das kommt daher, weil seit einem Jahr alle Leute, denen ich was von mir vorspiele, es glattweg wunderschön gefunden haben, und das thut es halt nimmermehr! Ich wollte, daß mich Einer mal wieder vernünftig heruntermachen könnte; oder, was noch hübscher wäre, vernünftig loben; da würde ich selbst es nicht immer thun wollen und mißtrauisch gegen mich sein. Indessen muß man doch einstweilen immerfort schreiben. — Beim Förster hab' ich erst erfahren, daß das ganze Land verwüstet ist; von allen Seiten kommen traurige Nachrichten. Die Brücken sind überall im Haslithal fort, auch Häuser und Hütten; ein Mann von Lauterbrunnen ist heut hergekommen, der hat bis an die Brust im Wasser gehen müssen; die Fahrstraße ist ruinirt, und was mir ganz unheimlich war: es ist Nachricht da, daß die Kander eine Menge Hausgeräth und Möbel herbeigetragen hat, man weiß noch nicht woher. Zum Glück fällt das Wasser schon wieder, aber der Schaden wird nicht so schnell hergestellt sein. Mein Reiseplan ist dadurch nun auch unsicher geworden; denn wenn irgend Gefahr ist, gehe ich nicht in die Berge.

Den 11ten.

Und somit schließe ich mein erstes Stück Tagebuch an Euch und schicke es ab. Morgen fange ich ein neues an, denn morgen denke ich nach Lauterbrunnen zu gehen. Für Fußgänger ist der Weg praktikabel; von Gefahr keine Rede; es sind heute schon Reisende von dort gekommen; für Wagen aber wird die Straße in diesem ganzen Jahre nicht wieder zu passiren sein. Dann will ich über die Kleine Scheideck nach Grindelwald; über die Große nach Meiringen; über Furka und Grimsel nach Altorf und so nach Luzern, wenn Sturm und Regen und alles Andere, d. h. wenn Gott will. Heut früh war ich auf dem Harder und sah die Berge in der schönsten Pracht; so klar glühend, wie gestern Abend und heut früh, hab' ich die Jung-

frau noch nie gesehen. Dann ritt ich wieder nach Interlaken, wo ich meinen Nußbaum fertig zeichnete; dann hab' ich ein wenig componirt, dann wurden der Tochter des Försters auf das übrige Notenpapier drei Walzer geschrieben und höflich überbracht, und eben komme ich von einer Wasserexpedition her, die ich nach einem überschwemmten Lesecabinet gemacht, um zu sehen, wie es den Polen geht. Leider steht aber durchaus Nichts davon in den Zeitungen. Nun will ich packen bis Abend, aber es wird mir ordentlich schwer, dies Zimmer hier zu verlassen; es ist so wohnlich, und mein liebes Clavierchen werde ich gar zu sehr vermissen. Die Aussicht aus dem Fenster will ich Euch noch auf die Rückseite mit der Feder malen und mein zweites Lied aufschreiben, dann geht auch Unterseen zur Erinnerung. Ach, wie schnell! Ich citire mich selbst; das ist nicht sehr bescheiden, aber es fällt Einem nur gar zu oft ein, wenn die Tage abnehmen, wenn man die Reisekarte von einem Blatt auf's andere schlägt, wenn erst Weimar, dann München, dann Wien ein Jahr her ist!

Na, hier ist mein Fenster!



Eine Stunde später! Der Plan ist geändert, und ich bleibe noch bis übermorgen. Die Leute meinen, die Wege würden dann merklich besser sein, und zu sehen und zu zeichnen giebt es hier noch genug.

Seit 70 Jahren hat die Aar nicht so hoch gestanden; heute warteten sie mit Stangen und Haken auf der Brücke, um die einzelnen Stücke der abgerissenen Brücken aufzufangen. Das sah nun ganz sonderbar aus, wenn so von fern aus den Bergen ein schwarzes Ding geschwommen kam, das man endlich für ein Stück Geländer oder einen Querbalken oder dergleichen erkannte, wie sie dann Alle zusammenliefen und darauf los hakten und endlich das Ungethüm aus dem Wasser holten. Aber genug Wasser, d. h. genug Tagebuch. Es ist nun Abend und dunkel geworden, — ich schreibe bei Licht und möchte eigentlich gern an Eure Thüre klopfen und mich an den runden Tisch zu Euch setzen. Es ist wieder die alte Geschichte: wo es am schönsten und am heitersten ist, und wo ich mich so recht wohl und behaglich fühle, da fehlt Ihr mir erst recht, und da möchte ich am liebsten mit Euch zusammen sein. Wer weiß denn aber, ob wir nicht ebenso noch einmal in Jahren hier zusammenkommen und dann an heute denken, wie jetzt an damals; und weil Das eben Niemand weiß, so will ich auch nicht weiter darüber nachdenken, sondern mein Lied aufschreiben, nach den Bergen noch ein wenig gucken, Euch Allen Glück und frohes Leben wünschen und mein Tagebuch zumachen. Felix.

Fortsetzung.

Lauterbrunnen, den 13. August 1831.

Ich komme eben von einem Spaziergange gegen den Schmadri-Bach und das Breithorn zu her. Alles, was man sich von der Größe und dem Schwunge der Berge denkt, ist niedrig gegen die Natur. Daß Goethe aus der Schweiz nichts Anderes zu schreiben gewußt hat, als ein paar schwache Gedichte und die noch schwächeren Briefe, ist mir ebenso unbegreiflich wie vieles Andere in der Welt. Der Weg hierher war wieder einmal toll. Wo vor sechs Tagen die schönste Fahrstraße war, ist jetzt ein wüstes Felsengewirr, ungeheure Blöcke in Menge, kleines Geröll, Sand, — keine Spur menschlicher Arbeit mehr zu sehen. — Die Wasser sind zwar ganz gefallen; aber sie können sich noch immer nicht beruhigen; man

hört von Zeit zu Zeit, wie die Steine darin durch einander geworfen werden; auch die Wasserfälle rollen mitten im weißen Staub schwarze Steine herunter in's Thal. — Mein Führer zeigte mir ein zierliches neues Haus, das mitten im wilden Bach stand; es gehöre seinem Schwager, sagte er, und umher sei eine schöne Wiese gewesen, die sehr viel eingebracht habe; der Mann habe das Haus in der Nacht verlassen müssen, die Wiese sei für ewige Zeiten verschwunden, und Kiesel und Steine an ihrer Stelle; „er ist nie reich gewesen, aber nun ist er arm geworden“, beschloß er die ernsthafte Geschichte. Sonderbar ist's, daß mitten in dieser entsetzlichen Verwüstung (die Lütschine hat die Breite des ganzen Thales eingenommen), mitten unter den sumpfigen Wiesen und den Steinblöcken, wo keine Idee einer Straße mehr ist, — daß da ein Char-à-bancs steht und wahrscheinlich für's erste auch stehen bleibt. Die Leute wollten gerade während des Sturms durchfahren; da kam das Wetter, — sie mußten Wagen und Alles im Stich lassen, und der steht nun da und wartet. Es war mir ordentlich graulich, wie wir an die Stelle kamen, wo das ganze Thal mit Straße und Dämmen ein weites Steinmeer ist, und wie mein Führer, der vorausging, immer leise für sich sagte: „'s isch furchtbar“. Mitten im Bach hat das Wasser ein paar große Baumstämme angeschleppt, in die Höhe gerichtet und augenblicklich ein paar Felsen so dagegen geworfen und sie so eingekeilt, daß die kahlen Bäume mitten im Flußbett halb aufrecht stehen. Ich würde nicht aufhören können, wenn ich Euch alle Formen der Verheerung erzählen wollte, die man von Unterseen bis hier sieht. Aber die Schönheit des Thals hat dabei einen größern Eindruck auf mich gemacht, als ich sagen kann; es ist unendlich Schade, daß Ihr damals nicht tiefer hinein, als bis zum Staubbach gegangen seid; von da fängt eigentlich das Lauterbrunnen-Thal erst an; der schwarze Mönch mit allen Schneebergen dahinter wird immer gewaltiger, mächtiger; von allen Seiten kommen helle Staubwasserfälle in's Thal; den Schneebergen und Gletschern im Hintergrunde nähert man sich immer mehr durch die Tannenwälder und die Eichen und Ahornbäume; die feuchten Wiesen waren mit einer Unzahl bunter Blumen bedeckt, — Einblatt, wilde Scabiosen, Glockenblumen

und so viele andere; auf der Seite warf die Lütschine ihre Blöcke über einander und hatte Felsen gebracht, wie mein Führer sagte, „größer wie ein Ofen“; dann die geschnitzten braunen Häuser, die Hecken — es ist über Alles schön! — Leider konnten wir nicht zum Schmadribach gelangen, da Brücken, Wege und Stege fort sind; doch werde ich den Spaziergang nie vergessen; ich habe versucht, den Mönch zu zeichnen; aber wo will man mit dem kleinen Bleistift hin? Hegel sagt zwar, jeder menschliche Gedanke sei erhabener, als die ganze Natur; aber hier finde ich Das unbescheiden. Der Satz ist sehr schön, nur verwünscht paradox; ich werde mich einstweilen an die ganze Natur halten: man fährt viel sicherer dabei. —

Die Lage des Wirthshauses hier kennt Ihr, und wenn Ihr Euch nicht mehr darauf besinnen könnt, so nehmt mein ehemaliges Schweizerzeichenbuch; darin habe ich es verzeichnet (in jedem Sinn) und einen Fußweg vorne hinein erfunden, über den ich heut noch in Gedanken sehr viel gelacht habe. Aus demselben Fenster sehe ich jetzt eben und gucke mir die finstern Berge an; denn es ist Abend und spät, nämlich 3/4 auf Acht, und ich habe eine Idee, die ist erhabener, als die ganze Natur: ich will zu Bett gehen. Also sag' ich gute Nacht, Ihr Lieben!

Den 14ten Morgens 10 Uhr. In der Sennhütte auf der Wengernalp im himmlischen Wetter nur meinen Gruß! —

Grindelwald Abends. Mehr konnte ich Euch heute früh nicht schreiben; es fiel mir schwer, von der Jungfrau wegzugehen. Welch ein Tag war aber heute für mich! Seit wir zusammen hier waren, habe ich mir immer gewünscht, einmal wieder die Kleine Scheideck hier zu sehen. So wachte ich heut früh fast furchtsam auf; es konnte so Vieles dazwischen kommen: schlechtes Wetter, Wolken, Regen, Nebel. Aber Nichts von alledem kam. Es war ein Tag, als sei er nur dazu gemacht, daß ich über die Wengernalp gehen sollte; der Himmel mit weißen Wolken bezogen, die hoch über den höchsten Schneespitzen schwebten; unter keinem Berge ein Nebel, und alle Spitzen so glänzend in der Luft, — jede Biegung und jede Wand so hell deutlich — was soll ich es beschreiben? Die

Wengernalp kennt Ihr ja; nur sahen wir sie damals bei schlechtem Wetter; heute waren aber alle Berge im Feierkleid; Nichts fehlte, von den donnernden Lawinen bis zu dem Sonntag und den geputzten Leuten, die in die Kirche hinab stiegen, — heut wie damals. Mir waren die Berge nur wie große Zacken in der Erinnerung geblieben; die Höhe hatte mich damals zu sehr ergriffen. Heute fiel mir besonders diese unermeßliche Breite, die dicken, weiten Massen, der Zusammenhang all' dieser ungeheuren Thürme, wie sie sich an einander schließen und einander die Hände reichen, auf's Herz. Dazu denkt Euch nun alle Gletscher, alle Schneefelder, alle Felsspitzen blendend hell erleuchtet und glänzend, — dann die fernen Gipfel auf anderen Ketten, die hinüberlangen und hereingucken: — ich glaube, so sehen die Gedanken des lieben Herrgott aus. Wer ihn nicht kennt, der kann ihn und seine Natur hier sehr deutlich vor Augen sehen. Und zu alledem die liebe frische Luft, die Einen erquickt, wenn man müde, und abkühlt, wenn man heiß ist; und die vielen Quellen! — Über's Quellenwesen schreibe ich Euch noch einmal eine besondere Abhandlung; aber heut ist nicht Zeit dazu, denn ich habe noch etwas ganz Apartes zu berichten. Nun, sagt Ihr, er wird hinuntergegangen sein und die Schweiz wieder einmal schön gefunden haben. Nein, so ist es nicht; sondern, als ich auf den Sennhütten ankam, da hieß es, hoch auf den Alpen, auf einer Wiese, sei heut ein großes Fest, und von Zeit zu Zeit sah man auch in der Ferne Leute hinaufsteigen. Müde war ich gar nicht; ein Alpenfest ist nicht alle Tage zu sehen; das Wetter sagte ja; der Führer hatte große Lust; „gehn wir also nach Itramen!" sagte ich. Der alte Senner ging voraus, und so mußten wir wieder tüchtig an's Klettern; denn Itramen ist noch über tausend Fuß höher, als die Kleine Scheideck. Der Senner war ein barbarischer Kerl; er lief immer voraus wie eine Katze; bald jammerte ihn mein Führer, und er nahm ihm Bündel und Mantel ab; das trug er und lief immer voraus damit, daß wir ihn nicht einholen konnten. Der Weg war entsetzlich steil; er lobte ihn aber, weil er sonst einen näheren, steileren gehe; gegen 60 Jahre war er alt, und wenn mein junger Führer und ich mit Mühe auf einen Hügel hinauf waren, so sahen wir ihn

immer schon hinter dem zweiten hinuntergehn. Jetzt gingen wir zwei Stunden durch den mühsamsten Weg, den ich je gemacht habe, hoch hinauf, dann wieder ganz hinunter, über Steingerölle und Bäche und Gräben, durch ein paar Schneefelder, in der größten Einsamkeit, ohne Fußweg, ohne eine Spur von Menschenhänden; zuweilen hörte man noch die Lawinen von der Jungfrau; sonst war es still; an Bäume nicht mehr zu denken. Als nun die Stille und Einsamkeit immer gedauert hatte, und wir wieder über einen kleinen Grashügel geklettert waren, sahen wir auf einmal viele, viele Menschen im Kreise stehen, sprechend, lachend, rufend. Alle waren in der bunten Tracht mit Blumen auf den Hüten; viele Mädchen; ein paar Schenktische mit Weinfässern und umher die große Stille und die furchtbaren Berge. — Sonderbar war es: als ich so kletterte, dachte ich an gar Nichts, als an die Felsen und Steine und den Schnee und den Weg; aber in dem Augenblick, als ich die Menschen da sah, war alles Das vergessen, und ich dachte nur an die Menschen und ihre Spiele und ihr lustiges Fest. Da war es denn nun prächtig; auf einer großen grünen Wiese, weit über den Wolken, war der Schauplatz; gegenüber die himmelhohen Schneeberge, namentlich der Dom des großen Eiger, das Schreckhorn und die Wetterhörner und alle andern bis zur Blümlisalp; in nebeliger Tiefe ganz klein lag das Lauterbrunnen-Thal und unser gestriger Weg vor uns, mit all' den kleinen Wasserfällen wie Fäden, den Häusern wie Punkten, den Bäumen wie Gras. Ganz hinten kam aus dem Dunst auch der Thuner-See zuweilen vor. Da wurde nun geschwungen, gesungen, gezecht, gelacht, — lauter gesunde, tüchtige Leute. Ich sah mit großer Freude dem Schwingen zu, das ich noch nie gesehen hatte; dann bewirtheten die Mädchen die Männer mit Kirschwasser und Schnaps; die Flaschen gingen aus Hand in Hand, und ich trank mit; dann beschenkte ich drei kleine Kinder mit Kuchen, der sie glücklich machte; dann sang mir ein alter, sehr betrunkener Bauer einige Lieder vor; dann sangen sie Alle; dann gab sogar auch mein Führer ein modernes Lied zum Besten; dann prügelten sich zwei kleine Jungen. Mir gefiel Alles auf der Alp. Bis gegen Abend blieb ich droben liegen und that, als ob ich zu Hause wäre. Dann sprangen wir

schnell in die Matten hinunter, sahen bald das wohlbekannte Wirthshaus mit den Fenstern, die in der Abendsonne glänzten; es kam ein frischer Gletscherwind, — der machte uns kühl; jetzt ist es schon spät; man hört noch von Zeit zu Zeit Lawinen, — das war mein heutiger Sonntag. Wohl war es ein Fest! —

Auf dem Faulhorn, den 15. August.

Hu, wie mich friert! Es schneit draußen mit Macht, stürmt und wüthet. Wir sind über 8000 Fuß über dem Meere, mußten weit über den Schnee weg, und da sitze ich nun. Sehen kann man gar nichts; das Wetter war fürchterlich heut den ganzen Tag. Wenn ich daran denke, wie heiter es gestern war, und wie ich mir wünsche, daß es morgen wieder schön sein möge, so ist es eigentlich mit dem ganzen Leben: es schwebt so zwischen Wünschen und Zurückwünschen. Der gestrige Tag liegt schon wieder so weit, so erlebt hinter mir, als kennte ich ihn nur aus alter Erinnerung und sei fast nicht dabei gewesen; denn wie wir heut mit Regensturm und Nebel fünf Stunden lang kämpfen mußten, im Schlamme staken, Nichts als graue Dünste vor uns sahen, — da konnte ich mir gar nicht vorstellen, daß es jemals schön Wetter werden oder gewesen sein könne, und daß ich mich je in dies nasse sumpfige Gras hingelagert habe. Dazu ist Alles hier so winterlich; geheizte Stube, dicker Schnee, Mäntel, frierende, frostige Leute; — ich bin im höchsten Wirthshaus in Europa, und wie in St. Peter auf alle Kirchen und auf dem Simplon auf alle Straßen: so sehe ich von hier auf alle Wirthshäuser hinab. — Aber nicht bildlich, denn es ist wenig mehr an dem Ding, als zwei Bretterstuben. Never mind; wir wollen zu Bett gehen, und ich will meinen Hauch nicht länger betrachten. Gute Nacht. Tom friert.

Hospital, den 18. August.

Mein Tagebuch hat ein paar Tage lang liegen bleiben müssen, weil ich Abends zu nichts Anderem Zeit hatte, als meine Kleider und mich am Feuer zu trocknen und zu wärmen, sehr zu schlafen, über's Wetter zu seufzen, wie der Ofen, hinter dem ich steckte, und weil ich Euch mit den ewigen Wieder-

holungen, wie tief ich im Schlamm gesteckt, wie unaufhörlich es geregnet und dergleichen, nicht ermüden wollte. — Wirklich habe ich in den Tagen die schönsten Gegenden durchreis't und Nichts gesehen, als trüben Nebel und Wasser am Himmel, vom Himmel und auf der Erde. — Die Stellen, auf die ich mich längst gewünscht, gingen an mir vorüber, ohne daß ich sie genießen konnte; das machte mich nicht schreibelustig, da ich wirklich gegen das Wetter zu kämpfen hatte; und wenn es so fortgeht, so schreibe ich auch nur von Zeit zu Zeit, da eben Nichts zu sagen ist als: „Grauer Himmel, Nebel und Regen". Ich war auf dem Faulhorn, auf der Großen Scheideck, im Grimselhospiz, bin heute über Grimsel nach Furka gekommen, und was ich am meisten gesehen habe, sind die schäbigen Ecken meines Regenschirms, — die großen Berge fast gar nicht. Einmal kam heute das Finsteraarhorn heraus; aber es sah so böse aus, als wollte es Einen fressen. Und doch, wenn eine halbe Stunde ohne Regen war, so war es gar zu schön. Die Fußreise durch dies Land ist wirklich selbst bei ungünstigem Wetter das reizendste, was man sich nur denken kann; bei heiterem Himmel muß es vor Vergnügen gar nicht auszuhalten sein. Drum darf ich mich auch nicht über's Wetter beklagen, denn es giebt doch Freude vollauf; nur an den vorigen Tagen war man wie Tantalus; auf der Scheideck kam aus den Wolken zuweilen der Anfang des Wetterhorns vor; dieser Anfang war allein schon gewaltig und erhaben über Alles; — aber mehr als den Fuß habe ich nicht gesehen. Auf dem Faulhorn habe ich nicht funfzig Schritte weit die Gegenstände unterscheiden können, obwohl ich bis Morgens um Zehn da blieb. Wir mußten bei heftigem Schneewetter hinunter auf die Scheideck, durch einen sehr nassen beschwerlichen Weg, den der unaufhörliche Regen noch mühsamer machte. Im Grimselspital langten wir wieder in Regen und Sturm an; heut wollte ich auf's Sidelhorn, mußte es aber des Nebels wegen unterlassen; die Maienwand war eingehüllt in graue Wolken, und nur auf der Furka guckte das Finsteraarhorn einmal vor. Dafür kamen wir hier wieder in gräßlichem Regen und tiefem Wasser an. Das thut aber Alles nichts. Mein Führer ist ein netter Kerl; ist es naß, so singen und jodeln wir; ist es trocken, so ist es

desto besser, und obwohl die Hauptsachen verfehlt waren, so gab es doch genug zu sehen. Ich schließe diesmal ganz besondere Freundschaft mit den Gletschern; das sind wirklich die gewaltigsten Ungethüme, die man sehen kann. Wie das Alles durcheinander geworfen ist: hier eine Reihe Spitzen, dort eine Menge Büchsen, oben Thürme und Mauern, dazwischen Höhlen und Ritzen nach allen Seiten, und das Alles von diesem wunderbar reinen Eis, das keine Erde duldet; das alle Steine, Sand, Kiesel, die die Berge herunterwerfen, gleich wieder auf die Oberfläche treibt; — dann die herrliche Farbe, wenn die Sonne darauf scheint, und das unheimliche Vorrücken — (sie sind zuweilen $1^{1}/_{2}$ Fuß des Tages vorwärts gegangen, so daß den Leuten im Dorfe angst und bange wurde, wie der Gletscher so ruhig ankam und so unwiderstehlich; denn er drückt dann Steine und Felsen entzwei, wenn sie ihm im Wege liegen) —, dann ihr böses Krachen und Donnern, und das Rauschen von allen Quellen darin und rings umher: — es sind prächtige Wunder. Ich war im Rosenlaui-Gletscher, der gerade eine Art Höhle bildet, durch die man kriechen kann; da ist Alles wie von Smaragden gebaut, nur durchsichtiger. — Über sich, um sich in allen Stellen, sieht man zwischen dem klaren Eis die Bäche umherrinnen; mitten im engen Gange hat das Eis ein großes rundes Fenster gelassen, durch das man nun in's Thal hinuntersieht; dann geht man durch einen Bogen von Eis wieder heraus, und hoch darüber stehen immer die schwarzen Hörner, von denen herab sich die Massen in den kühnsten Schwingungen wälzen. Der Rhonegletscher ist der gewaltigste, den ich kenne, und die Sonne schien gerade heut früh, als wir daran vorbeikamen. Da kann man denn seine Gedanken dabei haben; und dann sieht man doch auch hie und da mal ein Felshorn, ein paar Schneefelder, Wasserfälle und Brücken darüber, wilde Steinstürze; kurz, wenn man in der Schweiz wenig sieht, so ist es doch immer noch mehr, als in den andern Ländern. Ich zeichne sehr fleißig und denke Fortschritte darin gemacht zu haben; sogar die Jungfrau habe ich zu zeichnen versucht; man kann sich doch daran erinnern und sich wenigstens denken, daß man diese Striche gerade dort gemacht hat. Wenn ich aber die Leute sehe, wie sie durch die Schweiz laufen

und daran eben so wenig Besonderes finden, wie in allem Andern, außer an sich; wie sie so gar nicht gerührt, so gar nicht durchgeschüttelt sind; wie sie sogar den Bergen gegenüber kalt und philiströs bleiben: — ich möchte sie manchmal prügeln. Hier sitzen zwei Engländer neben mir und eine Engländerin oben auf dem Ofen, — die sind hölzerner als Stöcke. — Ich reise nun ein paar Tage denselben Weg mit ihnen, und wenn das Volk doch ein anderes Wort gesprochen hätte, als geschimpft, daß es weder auf der Grimsel, noch hier Kamine gebe; daß hier Berge sind, haben sie nie erwähnt, sondern ihr ganzes Reisen besteht in Schelten auf den Führer, der sie auslacht, Zanken mit den Wirthen und Gähnen mit einander. Es ist ihnen Alles um sie herum alltäglich, weil es in ihnen alltäglich aussieht; daher sind sie in der Schweiz nicht glücklicher, als sie in Bernau sein würden. — Ich bleibe dabei: das Glück ist relativ. Ein Anderer würde seinem Gott danken, daß er alles Das sehen kann. Und so will ich denn der Andere sein!

Flüelen, den 10. August.

Ein rechter Reisetag, schön und voll und kräftig. Als wir heut um Sechs fortwollten, schneite und regnete es so wüthend, daß wir bis Neun warten mußten; da kam die Sonne vor, die Wolken mußten sich zertheilen, und wir hatten heiteres, schönes Wetter bis hierher; jetzt haben sich aber schon wieder die schwersten Regenwolken über dem See zusammengezogen, so daß morgen gewiß das alte Ungemach los geht. Aber wie himmlisch war es heute! so klar und sonnig, — wir hatten die heiterste Reise. Die Gotthard-Straße kennt Ihr in ihrer Schönheit; man verliert viel, wenn man von oben herunterkommt, statt von hier hinauf; denn die große Überraschung des Urner-Loches geht ganz verloren, und die neue Straße, die mit der Pracht und Bequemlichkeit der Simplon-Straße angelegt ist, hat den Effect der Teufelsbrücke aufgehoben, indem dicht daneben ein anderer, neuer, viel kühnerer und größerer Bogen hingestellt ist, der die alte Brücke ganz unscheinbar macht, während doch das alte morsche Gemäuer viel romantischer und wilder aussieht. Aber wenn man auch den Blick auf Andermatt verliert, und wenn auch die neue

Teufelsbrücke wenig poetisch ist, so geht man den ganzen Tag lustig bergab auf der ebensten Straße, fliegt ordentlich bei den Gegenden vorüber, und statt, wie früher, vom Wasserfalle auf der Brücke bespritzt und vom Winde gefährdet zu werden, geht man jetzt hoch über den Strom und zwischen festen Mauergeländern sicher hinüber. Wir kamen bei Göschenen und Wasen vorbei; dann erschienen die gewaltigen Fichten und Buchen vor Amsteg; dann das herrliche Thal von Altorf mit den Hütten, Wiesen, Wäldern, Felsen und Schneebergen; in Altorf ruhten wir uns oben auf dem Capuzinerkloster aus, und endlich Abends sitze ich hier am Ufer des Vierwaldstädter-See's. Morgen denke ich nun über den See nach Luzern und Briefe von Euch zu finden. Da komme ich auch gleich von einer Gesellschaft berliner junger Leute los, die fast die ganze Reise machten wie ich, sich überall wieder vorfanden und mich schrecklich gelangweilt haben; namentlich war mir der Patriotismus eines Lieutenants, eines Färbers und eines jungen Zimmermanns, die alle drei Frankreich stürzen wollten, sehr widrig.

Sarnen, den 20sten.

Heute früh fuhr ich während fortdauerndem Regen über den Vierwaldstädter-See und fand in Luzern Euren lieben Brief vom 5ten. Da er nur erwünschte Nachrichten enthielt, habe ich mich gleich aufgemacht, um eine dreitägige Tour nach Unterwalden und dem Brünig zu machen; dann will ich in Luzern Euren nächsten Brief abholen, und dann geht's westlich und aus der Schweiz. Es wird mir aber schwer werden, Abschied zu nehmen. Das Land ist über alle Begriffe schön, und obwohl das Wetter wieder entsetzlich ist, — Regen und Sturm den ganzen Tag und die Nacht durch, — so waren doch die Tellsplatte, das Grütli, Brunnen und Schwyz und heut Abend die blendend grünen Wiesen in Unterwalden unvergeßlich schön. — Dies Grün ist etwas Einziges; es erquickt die Augen und den ganzen Menschen. Deinen liebevollen Vorsichtsmaßregeln, liebe Mutter, werde ich gewiß folgen; aber sei nicht besorgt für mich. Ich bin nicht leichtsinnig mit meiner Gesundheit und habe mich seit längerer Zeit nicht so wohl gefühlt, wie hier in

der Schweiz auf der Fußreise. Wenn Essen und Trinken und Schlafen und Musik-im-Kopfe-haben einen gesunden Menschen machen, so kann ich mich, Gott sei Dank, so nennen; denn mein Führer und ich — wir essen und trinken und singen leider auch um die Wette. Nur im Schlafen thu' ich's ihm noch zuvor, und wenn ich ihn im Singen zuweilen störe durch Trompeten- oder Hoboetöne, so stört er mich dafür des Morgens im Schlafe. So Gott will, werden wir uns froh und glücklich wieder zusammenfinden. Bis dahin muß nun wohl zwar noch manch' Stück Tagebuch zu Euch hinwandern; aber auch die Zeit vergeht wohl schnell, wie denn Alles schnell vergeht, ausgenommen das Beste. Und so bleiben wir einander treu und nah. Felix.

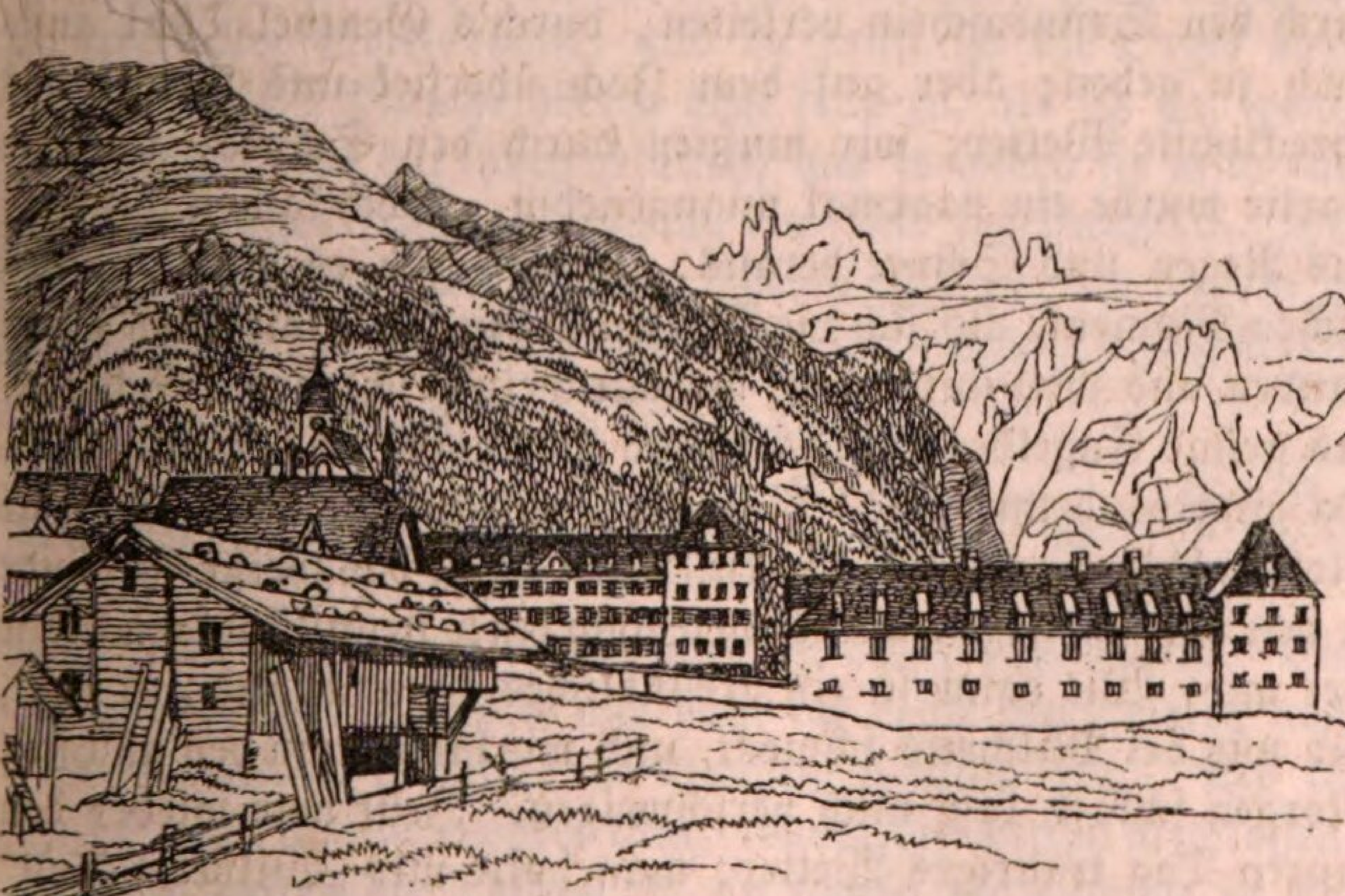
Fortsetzung.

Engelberg, den 23. August 1831.

Das Herz ist mir so voll, da muß ich es Euch sagen. Eben habe ich mich hier im reizendsten Thal wieder an Schiller's „Wilhelm Tell" gemacht und nur eben die erste halbe Scene gelesen; — es giebt doch keine Kunst, wie unsere Deutsche! Weiß Gott, wie es kommt; aber ich denke, daß einen solchen Anfang kein anderes Volk verstehen, geschweige gar machen kann. — Das nenne ich ein Gedicht und einen Anfang; erst die klaren, hellen Verse, in denen der spiegelglatte See und Alles anklingt, und dann das unbedeutende langsame Schweizergeschwätz und dann der Baumgarten mitten hinein — es ist gar zu himmlisch schön! Was ist da nicht frisch, nicht kräftig, nicht hinreißend? — In der Musik giebt es solch ein Werk aber noch nicht, und doch muß einmal auch darin etwas so Vollkommenes gemacht werden. Dann ist es auch gar zu schön, daß er sich die ganze Schweiz selbst erschaffen hat, und obgleich er sie niemals selbst gesehen, ist doch Alles so treu und so ergreifend wahr: Leben, Leute, Natur und Landschaft. — Mir wurde gleich sehr froh, als mir der alte Wirth hier im einsamen hohen Dorfe aus dem Kloster das Buch mit den wohlbekannten Schriftzügen und den vertrauten Namen brachte; aber der Anfang hat doch
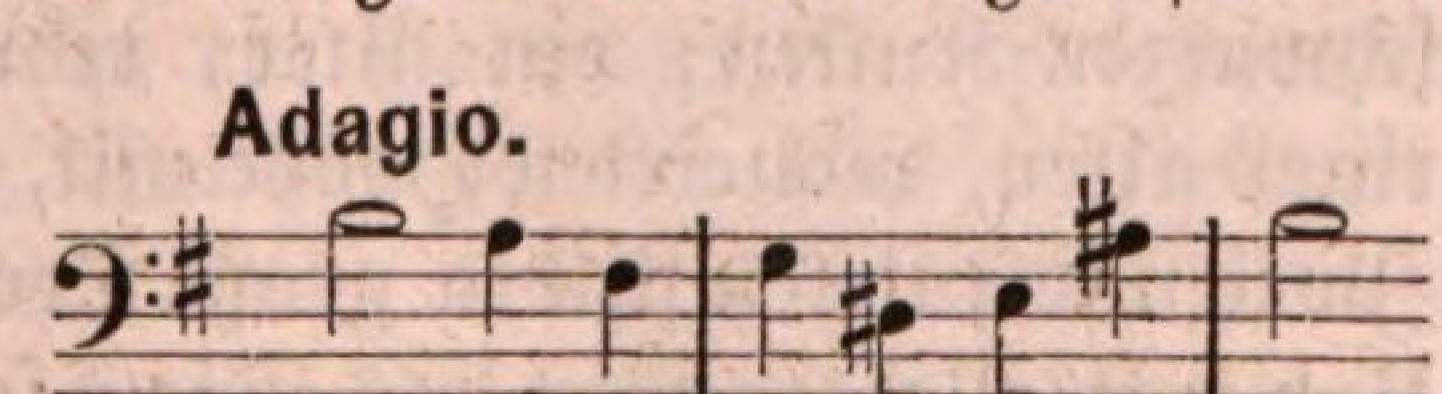
wieder alle meine Erwartungen übertroffen. Es sind auch über vier Jahre, seit ich es nicht gelesen; ich will nachher in's Kloster hinüber und mich an der Orgel etwas austoben. — Nachmittags. Wundert Euch nicht darüber, sondern les't nur die erste Scene noch einmal durch, da werdet Ihr es begreiflich finden. Solche Stellen wie die, wo alle Hirten und Jäger rufen: „Rett' ihn, rett' ihn, rett' ihn!" oder das Ende des Grütli, wie da noch die Sonne aufgehen muß, die können wahrhaftig nur einem Deutschen, und zwar dem Herrn v. Schiller eingefallen sein; und das ganze Stück wimmelt von solchen Zügen. Laßt mich nur noch den nennen, wie beim Stauffacher am Ende der zweiten Scene Tell mit dem geretteten Baumgarten kommt und den bewegten Auftritt so ruhig und sicher schließt; das ist neben der Schönheit des Gedankens so ganz und gar schweizerisch. Dann der Anfang des Grütli. Die Symphonie, die das Orchester am Ende spielen soll, habe ich heute früh in Gedanken componirt, weil auf der kleinen Orgel nichts Rechtes zu machen war. Überhaupt sind mir eine Menge Sachen und Pläne eingefallen. — Es giebt ungeheuer viel zu thun in der Welt, und ich will fleißig sein. Goethe's Wort, das er zu mir sagte: Schiller hätte jährlich zwei große Trauerspiele liefern können, hatte mir schon immer mit seinem handwerksmäßigen Ausdrucke besonderen Respect eingeflößt. Aber heut morgen ist mir erst recht klar geworden, wie viel es eigentlich zu bedeuten habe, und ich habe eingesehen, daß man sich zusammennehmen muß. — Selbst die Irrthümer drin sind liebenswürdig, und es ist in ihnen etwas Großes; und so gewiß mir alle Bertha und Rudenz und der alte Attinghausen als große Schwächen erscheinen, so kann man doch sehen, wie er sich was dabei gedacht habe, und wie er es eben so hat machen müssen, und es ist tröstlich, daß sich ein so großer Mann auch einmal tüchtig versehen hat. Ich habe einen sehr frohen Morgen dadurch gehabt, und es hat mich in die Stimmung gesetzt, wo man solch einen Mann in's Leben zurückwünscht, um sich bei ihm bedanken zu können, und wo man sich sehnt, auch einmal was zu machen, das einen Andern später in solche Stimmung versetzen könne. — Ihr werdet nicht begreifen, wie ich dazu komme, mich hier in Engelberg ordentlich niederzulassen.

Es ging so zu. Seit Unterseen hatte ich keinen Ruhetag gemacht und wollte daher einen Tag in Meiringen bleiben, ließ mich aber durch das schöne Wetter des Morgens verlocken, hierher zu gehen. Auf den Bergen überfiel mich wieder der gewöhnliche Regen und Sturm, und so kam ich ziemlich ermüdet an. Nun ist hier das netteste Wirthshaus, das man sich denken kann, reinlich, ordentlich, sehr klein und bäuerisch; ein alter weißhaariger Wirth; das hölzerne Haus steht abwärts vom Wege auf einer Wiese allein; die Leute sind so freundlich und doch gemüthlich, als ob man zu Hause wäre. — Auch diese Art Annehmlichkeit kann man nur bei deutschredenden Leuten finden, glaub' ich; wenigstens ist sie mir sonst nirgends vorgekommen, und wenn auch die andern Völker Das nicht vermissen oder kaum gerne mögen, so bin ich eben aus Hamburg und fühle mich gar wohl und heimisch dabei. So ist es denn kein Wunder, daß ich heut meinen Ruhetag hier gemacht habe bei den ehrlichen alten Leuten. — Meine Stube ist von allen Seiten voll Fenster, die die Aussicht auf's Thal haben; von oben bis unten mit zierlichem Holz getäfelt; einige bunte Sittensprüche und ein Crucifix hängen an der Wand; ein dicker grüner Ofen mit einer Bank, die ihn umgiebt; zwei hohe Betten. Wenn ich in meinem Bette liege, habe ich folgende Aussicht:



Hier sind nun wieder die Gebäude mißrathen und auch die Berge; aber ich denke es Euch in meinem Buche besser zu zeigen, wenn morgen erträgliches Wetter ist. Das Thal wird mir wohl eins der liebsten aus der ganzen Schweiz werden; noch hab' ich die gewaltigen Berge nicht gesehen, von denen es eingeschlossen ist; sie waren den ganzen Tag mit Nebel bedeckt; aber die wunderlieblichen Wiesen, die vielen Bäche, die Häuser und der Fuß der Gebirge, soviel davon zum Vorschein kam, sind über Alles schön. Namentlich ist das Grün in Unterwalden herrlicher, als in irgend einem andern Canton, und es ist auch unter den Schweizern seiner Matten wegen berühmt. Schon die Reise von Sarnen aus war reizend, und schönere, größere Bäume und ein fruchtbareres Land habe ich nicht gesehen, als da. Dazu ist der Weg so wenig beschwerlich, als ginge man nur in einem großen Garten spazieren; die Abhänge sind mit langen, schlanken Buchen bewachsen; die Steine ganz mit Moos und Kräutern verdeckt; Quellen, Bäche, kleine See'n, Häuser, — auf der einen Seite der Blick auf Unterwalden mit seinen grünen Wiesen; dann nach ein paar Minuten das ganze Hasli-Thal mit den Schneebergen und den Wasserfällen von den Felswänden; und immer ist der Weg von dicken gewaltigen Bäumen beschattet. Gestern früh ließ ich mich nun, wie gesagt, durch den Sonnenschein verleiten, durch's Genthel-Thal auf's Joch zu gehen; aber auf dem Joch überfiel uns wieder das schrecklichste Wetter; wir mußten durch den Schnee, und die Partie wurde ein paarmal unangenehm. Doch kamen wir bald aus Regen und Schnee heraus, und da gab es einen himmlischen Moment, als sich die Wolken hoben, und wir noch darin standen und weit unter uns, wie durch einen schwarzen Schleier, das grüne Engelberger-Thal durch die Nebel erscheinen sahen. Da ging es denn schnell hinunter; wir hörten bald die helle Klosterglocke Ave Maria läuten, sahen dann das weiße Gebäude in den Wiesen liegen und kamen nach einer neunstündigen Reise hier an. Wie dann so ein freundliches Wirthshaus gut thut, und wie der Milchreis schmeckt, und wie lange man den nächsten Morgen schläft, laßt mich verschweigen. Heut war wieder den ganzen Tag trauriges Wetter; man holte mir „Wilhelm Tell“ aus der Klosterbibliothek, und den Rest wißt Ihr. — Es ist

mir noch aufgefallen, wie sehr Schiller namentlich den Rudenz verfehlt hat; denn der ganze Charakter ist zu schwach und ohne alles Motiv, und es ist ordentlich, als habe er ihn absichtlich recht schlecht darstellen wollen. Die Worte, die er in der Scene mit dem Apfel spricht, würden ihn heben; aber da war die Scene mit Bertha vorüber, und nun hilft Das nichts. Wie er sich nach dem Tode Attinghausen's mit den Schweizern vereinigt, will man denken, er sei umgewandelt; aber gleich platzt er mit der Nachricht heraus, seine Bertha sei ihm geraubt, da ist es freilich wieder sein Verdienst nicht. Mir ist eingefallen, wenn er die tüchtigen Worte gegen Geßler ganz so spräche, ohne daß die Scene mit Bertha vorhergegangen wäre, und wenn dann daraus sich im folgenden Act solch eine Scene entspänne, so wäre der Charakter gewiß viel besser, und auch die Erklärungsscene wäre nicht so blos theatralisch wie jetzt. — Das ist nun so recht das Ei mit der Henne, aber ich möchte einmal Eure Meinung hierüber hören. Einen Gelehrten darf man über dergleichen nicht sprechen; die Herren sind gar zu klug. Wenn ich aber in diesen Tagen einem der neuern jungen Dichter begegne, die auf Schiller sehr herab sehen und ihn nur theilweise billigen, so ist es sein Unglück, denn ich will ihn todttreten. — Nun gute Nacht; morgen muß ich früh aufstehen; im Kloster ist großer Festtag und feierlicher Gottesdienst, und da muß ich die Orgel dazu spielen. — Die Mönche hörten heut früh zu, als ich ein wenig phantasirte; Das hat ihnen gefallen, und so haben sie mich eingeladen, morgen früh den Feiertag ein- und auszuorgeln. Der Pater Organist hat mir auch ein Thema gegeben, um darauf zu phantasiren; das ist besser, als es irgend einem Organisten in Italien je einfallen könnte:
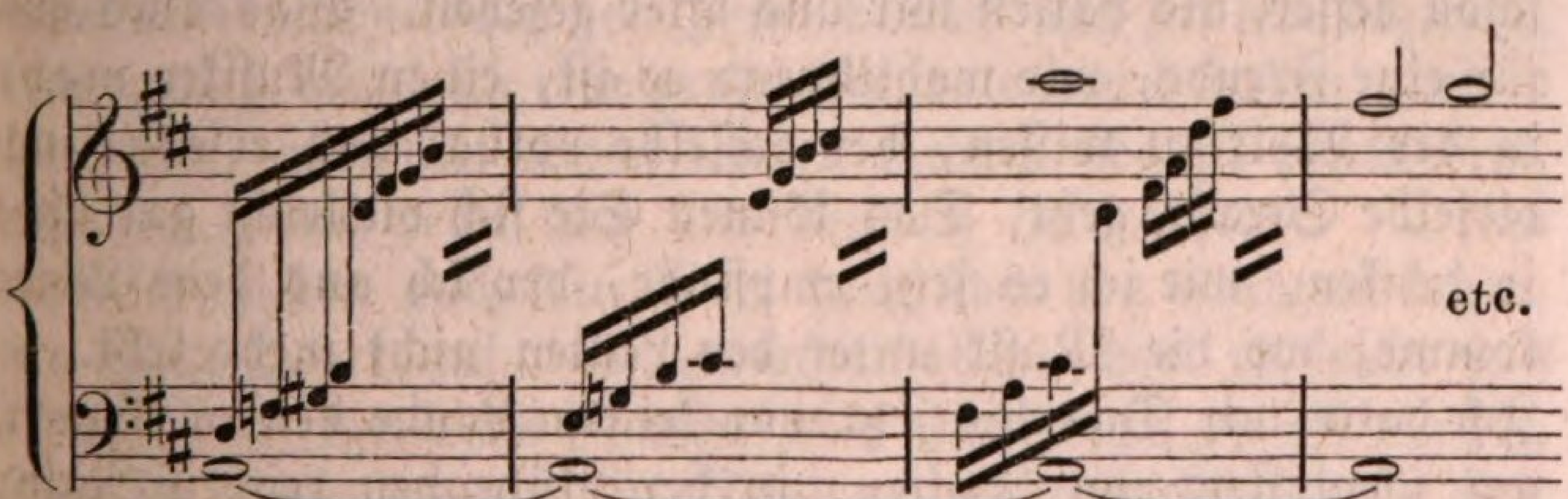


Nun will ich sehen, wie es mir morgen damit gehen wird. Ein paar neue Orgelstücke von mir habe ich heute Nachmittag noch da in der Kirche gespielt; sie klangen ziemlich gut. Als ich Abends beim Kloster vorbei kam, wurde die Kirche geschlossen, und kaum waren die Thüren zu, so fingen die Mönche in der dunklen Kirche mit Macht die Nocturnen zu singen an. — Sie

intonirten das tiefe H. Es klang prächtig, und man konnte es noch weit im Thale hören.

Den 24. August.

Das war wieder ein Tag! Das herrliche, heiterste Wetter, blauer Himmel, wie ich ihn seit Chamouny nicht gesehen; Feiertag im Dorf und auf allen Bergen. — Wenn man so nach langem Nebel und Ungemach wieder einmal Morgens am Fenster die ganze, reine Bergkette mit allen Spitzen sieht, das thut sehr wohl. Sie sind nach dem Regen bekanntlich am schönsten; aber heut sahen sie so klar aus, als seien sie aus dem Ei geschält. Das Thal giebt keinem der Schweiz etwas nach; komme ich je wieder hierher, so soll es mein Hauptpunkt sein; es ist noch lieblicher und breiter und freier als Chamouny, und luftiger als Interlaken. Die Spannörter sind unglaubliche Zacken, und der runde mit Schnee belastete Titlis, der den Fuß in den Wiesen hat, und die urner Felsen aus der Ferne sind auch nicht übel. Jetzt ist noch dazu Vollmond; das Thal ist geschmückt. Ich habe den ganzen Tag Nichts gethan, als gezeichnet und Orgel gespielt. Heut früh versah ich meinen Organistendienst; da war es prächtig. — Die Orgel ist gleich beim Hochaltar neben den Chorstühlen für die Patres. So nahm ich denn meinen Platz mitten unter den Mönchen, der wahre Saul unter den Propheten; neben mir strich ein böser Benedictiner den Contrabaß, einige andere Geige; einer der Honoratioren geigte vor. Der Pater praeceptor stand vor mir, sang Solo und dirigirte mit einem armdicken, langen Prügel; die Eleven des Klosters machten den Chor in ihren schwarzen Kutten; ein alter, reducirter Landmann spielte auf einer alten, reducirten Hoboe mit, und ganz in der Ferne saßen Zwei und tuteten still in große Trompeten mit grünen Quasten. Und mit alledem war das Ding sehr erfreulich; man mußte die Leute lieb haben; denn sie hatten Eifer und alle arbeiteten, so gut sie konnten. Es wurde eine Messe von Emmerich gegeben; jeder Ton hatte seinen Zopf und seinen Puder; ich spielte treulich den Generalbaß aus meiner bezifferten Stimme; setzte von Zeit zu Zeit Blaseinstrumente hinzu, wenn ich mich langweilte, machte auch die Responsorien, phantasirte auf das gegebene

Thema, mußte am Ende auf Begehren des Prälaten einen Marsch spielen, so hart es mir auf der Orgel ankam, und wurde ehrenvoll entlassen. Heut Nachmittag mußte ich den Mönchen wieder allein vorspielen; sie gaben mir die hübschesten Themas von der Welt, unter andern das Credo. Da ist mir eine Phantasie darauf gut gelungen; es ist die erste in meinem Leben, die ich gerne aufgeschrieben haben möchte; aber ich weiß nur noch den Gang davon und bitte um Erlaubniß, eine Stelle davon, die ich nicht vergessen möchte, Fanny hier mitzutheilen. Es kamen nämlich nach und nach immer mehr Contrathemas gegen den Canto fermo, erst punktirte Noten, dann Triolen, zuletzt schnelle Sechszehntel, aus denen sich denn das Credo immer wieder herausarbeiten mußte; ganz am Ende wurden aber die Sechszehntel sehr toll, und es kamen Arpeggios über die ganze Orgel in C moll; dann nahm ich in langen Noten (zu den fortwährenden Arpeggios) das Thema im Pedal, so daß es mit a schloß; auf dem a machte ich nun einen Orgelpunkt in Arpeggios, und da fiel es mir auf einmal ein, die Arpeggios mit der linken Hand allein zu machen, so daß die rechte ganz oben wieder mit a das Credo einsetzte, ungefähr so:



Auf der letzten Note kam dann ein Halt und eine Pause, und dann schloß es. Ich wollte, Du hättest es gehört: ich glaube, es würde Dir gefallen haben. Dann mußten die Mönche in's Complet, und wir nahmen recht herzlichen Abschied. Sie wollten mir Empfehlungsbriefe für einige andere Orte in Unterwalden mitgeben; aber ich verbat es, weil ich morgen früh nach Luzern denke und von da in fünf bis sechs Tagen aus der Schweiz sein will.

Euer

Felix.

An Wilhelm Taubert in Berlin.

Luzern, den 27. August 1831.

... Wenn ich Ihnen nun meinen Dank sagen will, so weiß ich nicht, wofür zuerst: ob für die Freude, die Sie mir in Mailand durch Ihre Lieder gemacht haben; oder für Ihre lieben Zeilen, die ich gestern erhielt. Es gehört aber Beides eben zusammen, und so denke ich, wir haben Bekanntschaft angeknüpft. Es ist doch wohl ebenso gut, wenn man einander durch Notenblätter vorgestellt wird, wie wenn es in einer Gesellschaft durch den dritten Mann geschieht, und man kommt gleich näher und vertraulicher an einander. Dazu sprechen noch die Leute, die Einen vorstellen, gewöhnlich den Namen so undeutlich aus, daß man selten weiß, wen man vor sich hat; und ob der Mann gar freundlich oder lustig oder betrübt und finster sei, Das sagen sie niemals. Da haben wir es denn doch besser. Ihre Lieder haben Ihren Namen ganz deutlich und klar ausgesprochen; es steht auch darin, wie Sie denken und sind, daß Sie die Musik lieb haben und weiter wollen, und so kenne ich Sie vielleicht schon besser, als hätten wir uns öfter gesehen. Was Das nun für eine Freude, wie wohlthuend es ist, einen Musiker mehr in der Welt zu wissen, der dasselbe vorhat und ersehnt und dieselbe Straße geht, Das können Sie sich vielleicht gar nicht so denken, wie ich es jetzt empfinde, der ich aus dem Lande komme, wo die Musik unter den Leuten nicht mehr lebt. — Ich hatte mir Das bis jetzt von keinem Lande denken können, am wenigsten von Italien, in der blühenden reichen Natur und der anfeuernden Vorzeit; aber die letzten Ereignisse, die ich leider dort erlebt, haben mir wohl gezeigt, daß noch mehr ausgestorben ist, als nur die Musik; es wäre ja ein Wunder, wenn es irgendwo eine Musik geben könnte, wo keine Gesinnung ist. Da wurde ich dann am Ende ganz irre an mir selbst und dachte, ich sei ein Hypochonder geworden; denn mir gefiel all' das Possenwerk gar zu wenig, und ich sah doch eine Menge ernsthafter Leute und gesetzter Bürger mit einstimmen. Wenn sie mir Etwas vom ihrigen vorspielten und meine Sachen nachher lobten und erhoben, war mir es mehr zuwider, als ich sagen

kann, — kurz, ich wollte eigentlich ein Einsiedler werden mit Bart und Kutte, und die Welt war mir nicht recht. Da lernt man eigentlich erst schätzen, wie viel ein Musiker werth ist, d. h. einer, der an Musik denkt und nicht an das Geld oder die Orden oder die Damen oder den Ruhm; da freut es Einen erst doppelt, wenn man sieht, daß auch anderswo, ohne daß man es dachte, dieselben Ideen leben und sich entwickeln; da haben mich denn eben Ihre Lieder sehr erfreut, weil ich herauslesen konnte, daß Sie ein Musiker sein müßten, und so wollen wir uns denn über die Berge hinüber die Hand geben! Aber nun bitte ich Sie auch gleich, mich ebenfalls als einen näheren Bekannten zu betrachten und nicht so höflich zu schreiben von meinem „Rathgeben" und „Lehren". Es macht mich Das fast ängstlich in diesem Briefe, und ich weiß nicht recht, was ich darauf sagen kann. Das Beste ist aber, daß Sie versprochen haben, mir Etwas nach München zu schicken und mir wieder zu schreiben. Da werde ich Ihnen so recht von Herzen weg sagen, wie es mir dabei zu Muthe war, und Sie werden mir von meinen neueren Sachen Dasselbe sagen, und da, denke ich, geben wir uns gegenseitig Rath. Auf diese versprochenen neueren Compositionen von Ihnen bin ich nun gar sehr begierig; denn gewiß werd' ich eine große Freude dadurch haben, und so Manches, was sich in den älteren Liedern überall ahnen läßt, wird da gewiß recht klar und deutlich hervortreten. Drum kann ich Ihnen auch kein Wort heut über den Eindruck sagen, den Ihre Lieder auf mich gemacht haben, weil es leicht sein könnte, daß irgend ein Einwurf oder eine Frage, die ich machte, schon im Voraus durch Ihre Sendung beantwortet wäre. Nur möchte ich Sie bitten, mir recht viel und ausführlich über Sich zu schreiben, damit wir einander immer näher bekannt werden; ich schreibe Ihnen dann auch, was ich vorhabe und wo ich hinausdenke, und so bleiben wir in Verbindung. Lassen Sie mich wissen, was Sie Neues componirt haben und componiren, wie Sie in Berlin leben, welche Pläne Sie für später haben, — kurz, Alles, was Ihr musikalisches Leben angeht, — es wird für mich vom größten Interesse sein. Freilich wird auch Das schon in den Noten stehen, die Sie mir so freundlich versprochen haben; aber zum Glück geht es ja Beides zusammen. Haben

Sie denn bis jetzt nichts Größeres componirt? eine recht tolle Symphonie? oder Oper? oder dergleichen? Ich meinestheils habe jetzt eine unbezwingliche Lust zu einer Oper und sogar kaum Ruhe, irgend etwas Anderes, Kleineres anzufangen; ich glaube, wenn ich heut den Text hätte, wäre morgen die Oper fertig; denn es treibt mich gar zu sehr dahin. Sonst war mir der bloße Gedanke an eine Symphonie etwas so Hinreißendes, daß ich an gar nichts Anderes denken konnte, wenn mir eine im Kopfe lag; der Instrumentenklang hat doch auch gar so was Feierliches, Himmlisches in sich; und doch habe ich jetzt schon seit längerer Zeit eine angefangene Symphonie liegen lassen, um eine Cantate von Goethe zu componiren, blos weil ich da noch Stimmen und Chöre dazu hatte. Die Symphonie will ich freilich nun auch beendigen; aber ich wünsche mir doch Nichts mehr, als eine rechte Oper. Wo aber der Text herkommen soll, weiß ich noch weniger seit gestern Abend, wo ich zum ersten Male seit mehr als einem Jahre ein deutsches Ästhetikblatt wieder in die Hände bekam. Es sieht wahrhaftig auf dem deutschen Parnaß ebenso toll aus, als in der europäischen Politik. Gott sei bei uns! Ich mußte den gespreizten Menzel verdauen, der damit auftrat, bescheidentlich Goethe schlecht zu machen, und den gespreizten Grabbe, der bescheidentlich Shakespeare schlecht macht, und die Philosophen, die Schiller doch zu trivial finden! Ist Ihnen denn dies neuere hochfahrende, unerfreuliche Wesen, dieser widerwärtige Cynismus auch so fatal wie mir? Und sind Sie mit mir einer Meinung, daß es die erste Bedingung zu einem Künstler sei, daß er Respect vor dem Großen habe und sich davor beuge und es anerkenne und nicht die großen Flammen auszupusten versuche, damit das kleine Talglicht ein wenig heller leuchte! Wenn Einer das Große nicht fühlt, so möchte ich wissen, wie er es mich will fühlen lassen, und wenn all' die Leute mit ihrer vornehmen Verachtung endlich selbst nur Nachahmungen dieser oder jener Äußerlichkeit hervorzubringen wissen, ohne Ahnung von jenem freien, frischen Schaffen, unbesorgt um die Leute und die Ästhetik und die Urtheile und die ganze andere Welt, — soll man da nicht schimpfen? — Ich schimpfe. Aber nehmen Sie mir es nicht übel: es schickt sich wohl eigentlich nicht; ich hatte nur lange Dergleichen nicht gelesen, und da

machte es mich grimmig, daß das Unwesen immer noch so fortgeht, und daß der Philosoph, der behauptet, die Kunst sei nun aus, immer noch fortbehauptet, die Kunst sei aus, als ob die überhaupt aufhören könnte!

Das ist nun aber einmal eben eine tolle, wilde, durch und durch erregte Zeit, und wer fühlt, die Kunst sei aus, der lasse sie doch um Gotteswillen ruhen. Aber wenn all' das Unwetter sich von draußen auch noch so wild ausnimmt, so reißt es doch die Häuser nicht gleich um; und wenn man drinnen ruhig weiter fortarbeitet und nur an seine Kräfte und seinen Zweck, nicht an die der Andern denkt, so geht es auch wohl oft vorüber, und man kann sich's nachher gar nicht so toll wieder vorstellen, wie es Einem damals erschien. Ich habe mir vorgenommen, so lange ich kann, es so zu machen und ruhig meines Weges zu gehen; denn daß es Musik giebt, wird mir am Ende Keiner abstreiten, und das ist die Hauptsache. Wie erfreuend es nun ist, Jemand zu finden, der denselben Zweck und dieselben Mittel sich wählt, und wie erquicklich jede neue Bestätigung davon, Das möchte ich Ihnen eben sagen und weiß es nicht recht zu machen. Sie werden es sich denken, wie Sie sich denn überhaupt das Beste an diesem Briefe hinzudenken müssen, und somit leben Sie mir wohl, und lassen Sie bald und viel von sich hören. Bitte, sagen Sie unserm lieben Berger* meine besten Grüße; ich wollte ihm immer schreiben und bin nicht dazu gekommen; doch soll es in diesen Tagen geschehen. Entschuldigen Sie den langen trockenen Brief, es soll ein nächstes Mal schon besser werden, und nochmals leben Sie wohl.

Ihr Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Familie.

Rigikulm, den 30. August 1831.

Ich bin auf dem Rigi, weiter braucht' ich Nichts zu sagen; denn Ihr kennt den Berg. Wenn es nur nicht Alles so unbegreiflich schön wäre! —

* Ludwig Berger, Mendelssohn's Clavierlehrer.

Heut früh ging ich von Luzern weg; alle Berge waren verhängt; die Wetterkundigen prophezeiten schlecht Wetter; da ich aber bis jetzt immer gefunden habe, daß das Gegentheil von Dem eintraf, was die Kundigen sagten, so habe ich mir meine eigenen Symptome ausgesucht und — bisher damit ebenso falsch prophezeit wie die Anderen. Heut früh aber gefiel mir das Wetter nicht übel, und da ich doch nicht gerade hinauf gehen wollte, während Alles verhängt war (denn durch Faulhorn wird man klug), so schlich ich den ganzen Morgen am Fuß des Rigi umher und guckte hinauf, ob es nicht klar werden wollte. Endlich um 12 Uhr in Küßnacht stand ich auf dem Scheidewege, rechts nach dem Rigi, links nach Immensee, entschloß mich, den Rigi diesmal nicht zu sehen, nahm gerührt Abschied, ging durch die Hohle Gasse nach dem Zuger-See am Wasser hin auf einem allerliebsten Wege nach Art (Arth), schielte aber immer noch gegen den Rigikulm hin, ob er nicht klar werden wollte. Und während ich in Art zu Mittag aß, wurde er klar; der Wind war sehr gut; die Wolken hoben sich von allen Seiten; ich entschloß mich und ging hinauf. Aber es war keine Zeit zu verlieren, wenn ich den Sonnenuntergang sehen wollte; ich ging also tüchtigen Bergschritt und war in $2^3/_4$ Stunden auf dem Kulm am wohlbekannten Hause. Da sah ich oben gegen 40 Menschen stehen mit aufgehobenen Händen, bewundernd, zeigend, in der lebhaftesten Bewegung. Ich lief hinauf; es gab da wieder ein neues wunderbares Schauspiel: in den Thälern war Alles voll Nebel und Wolken, und darüber sahen hohe Schneegebirge und die Gletscher mit den schwarzen Felsen rein und klar hervor. Die Nebel zogen weiter, — verdeckten einen Theil; da kamen die berner Gebirge, Jungfrau, Mönch, Finsteraarhorn, heraus; dann der Titlis und die Unterwaldener; zuletzt stand die ganze Kette klar neben einander; nun fingen auch in den Thälern die Wolken zu zerreißen an; man sah die See'n, Luzern, Zug, und gegen Sonnenuntergang lagen nur noch dünne helle Nebelstreifen auf der Landschaft. Wenn man so aus den Bergen kommt und dann nach dem Rigi sieht, — das ist, als käme am Ende der Oper die Ouvertüre und andere Stücke wieder; alle die Stellen, wo man so Himmlisches sah: die Wengernalp, die Wetterhörner, das Engel-

berger-Thal sieht man hier noch einmal neben einander liegen und kann Abschied nehmen. Ich dachte, es könne nur das erste Mal durch die Überraschung, wenn man die Gletscher noch nicht kennt, so große Wirkung machen; aber sie ist fast noch größer am Ende. —

Schwyz, den 31. August.

Ich habe heut und gestern dankbar anerkannt, unter wie glücklichen Umgebungen ich diesen Theil der Welt das erste Mal habe kennen lernen, und wie es so viel dazu beigetragen hat, mir den Sinn dafür zu öffnen oder zu schärfen, daß ich Euch damals in der höchsten Bewunderung sah und alles Übrige, Alltägliche vergessend über diesen Wundern. Ich erinnerte mich heut oft Eurer Freude, und wie sie damals einen tiefen Eindruck auf mich machte. Dafür ist der Rigi aber auch ganz offenbar unserer Familie zugethan und hat mir aus Anhänglichkeit heut wieder einen so herrlichen, reinen Sonnenaufgang bescheert wie damals. Der abnehmende Mond, das lustige Alphorn, die lange dauernde Morgenröthe, die sich erst um die kalten, schattigen Schneeberge legte, die weißen Wölkchen über dem Zuger-See, die Klarheit und Schärfe der Zacken, die sich in allen Richtungen gegen einander neigen, das Licht, das sich nach und nach auf den Höhen zeigte, die trippelnden, frierenden Leute in ihren Bettdecken, die Mönche aus Maria-zum-Schnee — Nichts hat gefehlt. Ich konnte mich nicht von dem Anblick trennen und blieb noch sechs Stunden fortwährend auf der Spitze und sah den Bergen zu. Ich dachte mir, wenn wir uns einmal wiedersehen, so müßte doch Manches anders geworden sein, und wollte mir gern den Anblick so recht fest einprägen. Auch kamen ab und zu Leute, und man plauderte von den schweren, ängstlichen Zeiten, von Politik und von den hellen Bergen drüben. So verstrich der Morgen; endlich um $^1/_2$11 Uhr mußte ich fort. Es war die höchste Zeit, weil ich heut noch nach Einsiedeln wollte über den Haken. Unterwegs aber auf dem steilen Wege nach Lowerz brach mir mein treuer Regenschirm, der mir zugleich als Bergstock diente, in viele Stücke entzwei; das hielt mich auf, so daß ich lieber hier geblieben bin und morgen ganz frisch hinüber gehe.

Wallenstadt, den 2. September.

(Regen- und Sturmjahr.) Motto: „Von dem ersoffenen Kupferschmied. Und wer das neue Lied nicht kann, der fängt das alte von vorne an.“ Da sitze ich wieder mitten in den Dünsten und Wolken, kann nicht vorwärts und nicht rückwärts, und wenn's Glück gut ist, kann es wieder eine kleine Überschwemmung geben. Als ich über den See fuhr, prophezeiten die Schiffer vortreffliches Wetter; folglich fing es eine halbe Stunde darauf zu regnen an und hört wohl so bald nicht auf; denn die Wolken hängen wieder so traurig schwer, wie man es nur im Gebirge kennt. Würde es in drei Tagen noch so arg, ich machte mir Nichts draus; aber es wäre Schade, wenn die Schweiz mir zum Abschiede solch ein böses Gesicht nachschnitte. Eben komme ich aus der Kirche, wo ich drei Stunden lang bis in die tiefste Dämmerung Orgel gespielt habe. Ein alter, lahmer Mann trat die Balgen; sonst war kein Mensch in der Kirche. Das einzige Register, das brauchbar war, war eine sehr weiche, dumpfe Flöte im Manual und ein unbestimmter Subbaß, 16 Fuß im Pedal; damit habe ich denn die ganze Zeit phantasirt und kam am Ende in eine Choralmelodie in E moll, ohne daß ich mich besinnen konnte, wo sie her sei. Ich konnte sie nicht los werden, und auf einmal fiel mir ein, daß es die Litanei war, deren Musik mir im Kopfe lag, weil mir die Worte im Herzen liegen; nun hatte ich ein weites Feld und viel zu phantasiren. Zuletzt kam der schwindsüchtige Subbaß ganz allein
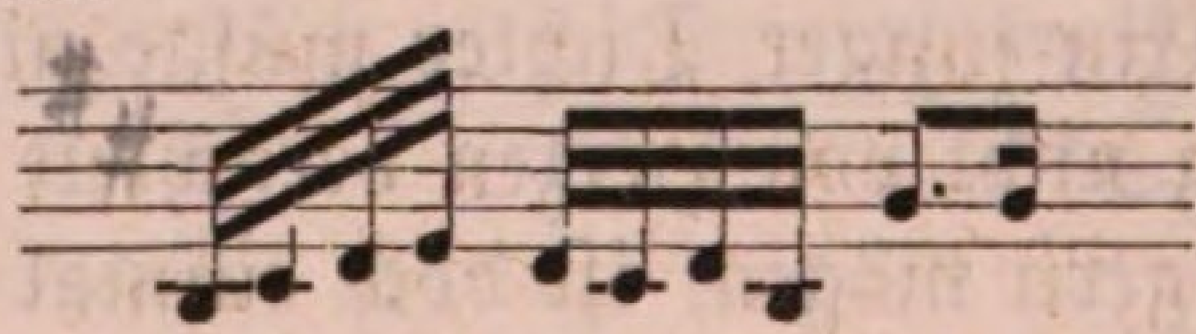


in E moll, tief unten, und dann kam die Flöte ganz oben wieder mit dem Choral in E moll, und so brummte die Orgel nach und nach aus, und ich mußte aufhören, weil es dunkel in der Kirche geworden war. Draußen regnete und stürmte es indessen ganz entsetzlich; von den prächtigen hohen Felsenmauern war keine Spur zu sehen; das trübste Wetter! Dann las ich noch trübe Zeitungen, — das ist Alles grau. — Sag' mal, Fanny, kennst Du Auber's Composition der Parisienne? Das halte ich

für das Schlechteste, was er gemacht hat; vielleicht weil der Gegenstand ein wirklich hoher war; aber auch sonst. — Für ein großes Volk in der gewaltigsten Aufregung ein kleines, ganz kaltes Stückchen zu machen, gemein und läppisch, das war nur Auber im Stande. Der Refrain empört mich, so oft ich daran denke; es ist, als ob Kinder mit einer Trommel spielen und dazu singen, — nur etwas liederlicher. Die Worte taugen auch Nichts; kleine Gegensätze und Pointen sind bei so Etwas nicht angebracht. Aber die Musik mit ihrer Leere! Eine Marschmusik für Springer und am Ende eine bloße, elende Copie der Marseillaise! Das ist es nicht, was für die Zeit gehört; oder weh uns, wenn es Das ist, was für die Zeit gehört, — wenn es eine bloße Copie der Marseiller-Hymne sein mußte! Was in dieser frei, muthig, voll Schwung ist, Das ist hier prahlerisch, kalt, — berechnet, künstlich gemacht. Die Marseillaise steht so weit über der Parisienne, wie Alles, was aus wahrer Begeisterung hervorgegangen ist, über Dem steht, was für irgend Etwas, und sei es selbst für Begeisterung, gemacht ist. Die wird nie Herz zum Herzen schaffen, weil es ihr nicht von Herzen geht. — Nebenbei finde ich übrigens nirgends zwischen Musikern und Dichtern solch frappante Ähnlichkeit, wie zwischen Auber und Clauren. Auber übersetzt treu und Note für Note, was der Andere Wort für Wort sagt: die Großthuerei, die infame Sinnlichkeit, die Gelehrsamkeit, die Leckerbißchen, das Coquettiren mit fremder Volksthümlichkeit. Aber wie wollt Ihr Clauren aus der Literaturgeschichte streichen? Und thut es irgend einen Schaden, daß er darin steht? Und les't Ihr darum etwas Gutes weniger gern? Ein junger Dichter müßte nicht weit her sein, wenn er das Zeug nicht von Herzen verachtete und haßte; aber daß die Leute ihn gern mögen, ist doch einmal wahr; also wird es auch schon recht sein; es ist nur ein Verlust für die Leute. Schreibe mir doch Deine Meinung über die Parisienne. Ich singe sie mir im Gehen zuweilen aus Spaß vor; man marschirt dann gleich, wie ein Chorist im Zuge.

Sargans, den 3. September, Mittags.

Trostloses Wetter! Es hat wieder die ganze Nacht und den Morgen geregnet, ist dabei schneidend kalt wie im Winter;

auf den nächsten Hügeln liegt schon tiefer Schnee. In Appenzell ist wieder eine furchtbare Überschwemmung gewesen, die den größten Schaden angerichtet und alle Straßen verwüstet hat, am Züricher-See sind Wallfahrten und Processionen in Menge wegen des Wetters. Ich habe heute früh herfahren müssen, weil die Wege ganz voll Schlamm und Wasser stehen, und werde nun bis morgen hier bleiben, da in aller Frühe die Diligence hier durchkommt, mit der ich dann das Rheinthal hinauf bis Altstetten zu fahren denke. Wahrscheinlich bin ich morgen Abend schon an oder über der Grenze der Schweiz; denn die Lustreise ist nun beendigt, der Herbst ist da, und ich brauche auch nicht zu klagen, wenn ich ein paar langweilige Tage habe nach so viel unvergeßlich schönen. Im Gegentheil ist mir es fast lieb; zu thun giebt es doch immer genug, selbst in Sargans, einem Nest, und selbst an einem Sündfluthtage wie heut; denn zum Glück fehlt hier nirgends eine Orgel. Sie sind zwar klein, — die untere Octave im Manual und Pedal gebrochen oder, wie ich es nenne, verkrüppelt; — aber es sind doch Orgeln, das ist mir schon genug. Heut habe ich den ganzen Morgen gespielt und angefangen zu studiren, weil es eigentlich eine Schande ist, daß ich die Hauptsachen von Seb. Bach nicht spielen kann. In München will ich, wenn es angeht, jeden Tag eine Stunde üben; denn ich habe heut nach ein paar Stunden schon Fortschritte mit den Füßen gemacht (nota bene im Sitzen). Rietz hatte mir nämlich erzählt, daß ihm Schneider in Dresden die D dur Fuge aus dem „wohltemperirten Clavier"
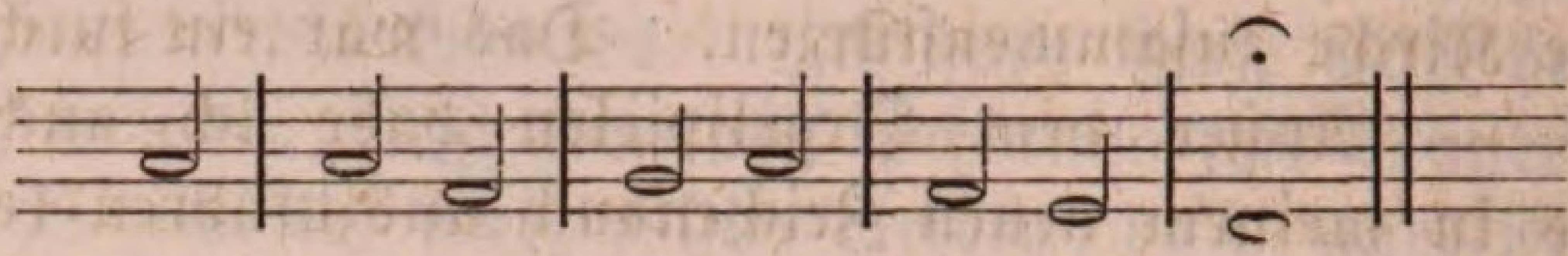


auf der Orgel, mit dem Pedal die Bässe vorgespielt habe; Das war mir bisher so fabelhaft vorgekommen, daß ich es nie recht begriffen hatte. Heut morgen fiel es mir auf der Orgel wieder ein; da machte ich mich ungesäumt daran und bin wenigstens so weit gekommen, zu sehen, daß es gar nicht unmöglich ist, und daß ich's lernen werde. Das Thema ging schon ziemlich gut; und so habe ich auch die Stellen aus der D dur Fuge für Orgel, aus der F dur Toccata und der G moll Fuge, die ich

auswendig wußte, geübt. Wenn ich in München eine ordentliche, nicht gebrochene Orgel finde, werde ich es lernen und freue mich kindisch darauf, die Sachen herunter zu orgeln. Die F dur Toccata mit der Modulation am Schluß klingt, als sollte die Kirche zusammenstürzen. Das war ein furchtbarer Cantor! — Außer dem Orgelspielen habe ich auch noch Manches in meinem neuen Zeichenbuch auszuführen (eins ist in Engelberg wieder fertig vollgezeichnet worden). Dann muß ich essen, wie 600 Streiter, nach dem Essen wieder Orgel üben, und so vergeht der Sargans'er Regentag. Es scheint schön zu liegen mit dem Schloß auf dem Hügel; aber man darf keinen Fuß aus der Thür setzen. — Abends. Gestern um diese Zeit hatte ich noch Fußreiseprojecte und wollte wenigstens durch das ganze Appenzell; da war es mir sonderbar, als ich eben erfuhr, daß es mit den Bergreisen für dies Jahr wahrscheinlich vorbei wäre. Alle Höhen sind dick beschneit; denn wie es hier im Thale seit 36 Stunden regnet, so schneit es oben; die Heerden müssen von den Alpen herunter, wo sie noch einen Monat hätten bleiben sollen, so daß an Fußwege natürlich nicht mehr zu denken ist. Gestern war ich also noch darin, und heut ist es für das nächste halbe Jahr unmöglich. Die Fußreise ist vollendet und war wunderschön; ich werde sie nie vergessen. Nun wollen wir einmal wieder tüchtig Musik machen, Zeit ist's dazu. — Ich habe eben noch bis zur Dämmerung Orgel geübt und trampelte wüthend auf dem Pedal herum, als wir auf einmal bemerkten, daß das tiefe Cis auf dem Subbaß ganz sanft, aber unaufhörlich mitsaus'te. Alles Drücken, Rütteln, Stoßen der Taste half Nichts; wir mußten in die Orgel hinein klettern, unter den dicken Pfeifen herum; das Cis saus'te immer sanft fort; der Fehler lag in der Windlade; der Organist war in großer Verlegenheit, weil morgen ein Festtag ist; da mußte ich am Ende mein Schnupftuch in die Pfeife stecken, und da gab es kein Sausen, aber auch kein Cis mehr. Einerlei, ich spielte doch fortwährend

; es geht schon ziemlich. Nun zeichne ich noch den Rhonegletscher fertig, und dann gehört der Tag mir, d. h. ich gehe schlafen. Auf die nächste Seite werde ich

nun schreiben, wo ich morgen Abend sein werde; heut weiß ich es aber noch nicht. Gute Nacht, es schlägt Acht in F moll und regnet und stürmt in Fis moll oder Gis moll, in allen möglichen Kreuztonarten.



St. Gallen, den 4ten.

Motto: Vous pensez, que je suis l'Abbé de St. Gall (Citoyen). Denn so behaglich fühle ich mich jetzt hier nach überstandenem Sturm und Unwetter. Die vier Stunden über die Berge von Altstetten hierher waren ein förmlicher Kampf gegen das Wetter. Wenn ich sage, daß ich was Ähnliches weder erlebt, noch für möglich gehalten habe, so will es noch Nichts sagen; aber den ältesten Leuten des Cantons geht's ebenso. — Eine große Fabrik ist zertrümmert, und mehrere Leute umgekommen. Wie ich heute nun noch einmal zu Fuß gehen mußte, und wie ich quer durch Appenzell hierher gelangt bin, aussehend wie Egypten nach den sieben Plagen, das erzähle ich Euch morgen aus dem letzten Schweizerort; denn jetzt läutet es zum Essen, und da will ich äbtlich tafeln.

Lindau, den 5. September.

Mir gegenüber liegt die Schweiz mit ihren dunkelblauen Bergen, mit der Fußreise, den Stürmen, den geliebten Höhen und Thälern; hier ist wieder das Ende eines großen Theils der Reise und des Tagebuchs ohnehin. — Heut Mittag fuhr ich in einer Fähre über den wilden grauen Rhein oberhalb Rheineck, und nun bin ich schon in Baiern. Die projectirte Fußreise durch's baiersche Gebirge ist natürlich aufgegeben; es wäre Tollheit, dies Jahr noch etwas der Art zu unternehmen. Vier Tage lang hat es unaufhörlich, nur mehr oder weniger heftig, geregnet; es war, als ob der liebe Gott verdrießlich sei. — Ich kam heut durch weite Obstgärten, die nicht unter Wasser, sondern unter Schlamm und Lehm standen; Alles sieht kläglich und niederschlagend aus; verzeiht mir daher auch den litaneiischen Ton der vorigen Seite; ich habe nie in der Landschaft

etwas Traurigeres gesehen, als die grünen bewachsenen Hügel voller Schnee, während unten die Fruchtbäume mit den reifen Früchten im Wasser standen und sich abspiegelten. Dieser schmutzige dünne Schnee, wie er sich auf die Tannenwälder und die Wiesen gelagert hatte, sah aus wie die leibhaftige Verwüstung, und da ein Sargans'er Bürger erzählte, daß 1811 das ganze Städtchen abgebrannt und jetzt mit Mühe wieder erneuert sei, daß sie hauptsächlich vom Weinbau lebten, der dies Jahr durchaus verhagelt sei, und daß nun sogar die Alpen für diesmal nicht mehr zu brauchen seien, da muß man wohl ernsthaft werden und über dies Jahr nachdenken. Nun ist's aber sonderbar: muß ich in solchem Wetter zu Fuß gehen und recht ordentlich davon ausstehen, so macht es mich nicht verstimmt, sondern im Gegentheil, ich freue mich immer, daß es mir Nichts anhaben kann. Als ich gestern mit der Post in einer wahren Decemberkälte in Altstetten ankam, fand es sich, daß keine Fahrstraße nach Torgen war, wohin ich am letzten schönen Tage unglücklicherweise meinen Mantel und Bündel geschickt hatte. Haben mußte ich es den Abend, denn die Kälte war grimmig; also besann ich mich nicht lange, stieg noch einmal, zum letzten Male, über die Berge und kam in den Canton Appenzell. Wie da in den Wäldern und Hügeln und Wiesen die Stege aussehen, ist unbeschreiblich; einen Führer hatte ich nicht finden können, weil gerade Sonntag und Kirche war; auf dem ganzen Wege begegnete mir kein Mensch: sie waren alle in die Häuser gekrochen, und so trabte ich denn ganz allein auf Torgen los. Wenn man da etwa durch einen Wald kommt, bei solchem Wetter und bei solchen Wegen, da glaubt Ihr gar nicht, welch' wunderliches Gefühl von Unabhängigkeit man hat. Noch dazu kann ich jetzt das schweizer Krähen und Jodeln perfect; so schrie ich denn frisch und sang mir mehrere Jodelcompositionen vor und kam sehr übermüthig nach Torgen. Da waren die Leute grob und ungezogen im Wirthshaus, und so sagte ich höflich: „Laßt Euch hängen, ich geh' weiter", und nahm die Karte heraus und fand, daß St. Gallen der nächste ordentliche Ort war und noch dazu der einzige praktikable Weg. Nun wollte aber kein Mensch mitgehen in dem furchtbaren Wetter; da wollte ich es selbst tragen und schimpfte auf alle

schweizer Biederkeit. Gleich kam aber das Gegenstück, wie es denn oft zu gehen pflegt. Den Boten nämlich, von dem ich meine Sachen abholen mußte, traf ich in seinem wundernetten, neugezimmerten Hause, und da war die wirkliche, rechte Schweizerwirthschaft, wie man sie sich denken soll. Er saß mit seiner ganzen Familie um den Tisch; das ganze Haus so reinlich und warm, die Stube geheizt; der alte Bote kam mir entgegen und gab mir die Hand, nöthigte mich zum Sitzen, schickte im ganzen Ort nach einem Träger oder Wagen für mich herum, und da Keiner fahren oder gehen wollte, gab er mir endlich seinen Sohn mit. Um mein Bündel zwei Stunden weit zu tragen, ließ er sich zwei Batzen bezahlen; ein wunderschönes, blondes Töchterlein saß am Tisch und arbeitete, — die alte Mutter las in einem dicken Buch, der Bote selbst in den neuesten Zeitungen: — es war prächtig. Als ich fortging, war es, als wollte das Wetter sagen: „Wenn Du trotzen willst, kann ich's auch"; denn es fing mit verdoppeltem Grimm zu wüthen an. Es war zuweilen, als packte eine Faust den Regenschirm und schüttele ihn und drücke ihn zusammen; mit den steifen Fingern konnte ich ihn kaum festhalten; die Wege waren entsetzlich glatt, so daß mein Führer vor mir der Länge nach in den Schlamm fiel; — das that Alles nichts; wir fluchten und jodelten von Herzen, kamen endlich beim Nonnenkloster vorbei, sangen ihnen ein Ständchen und gelangten nach St. Gallen. — Da war es denn überstanden, und gestern fuhr ich von dort hierher, fand Abends eine wundervolle Orgel, wo ich „Schmücke dich, o liebe Seele" spielen konnte nach Herzenslust. Heute geht es auf Memmingen, morgen auf Augsburg, übermorgen, so Gott will, nach München, und so bin ich in der Schweiz gewesen. Es hat Euch vielleicht gelangweilt, wenn ich Euch alle unbedeutenden Kleinigkeiten schrieb; — aber die Zeit ist so böse; da brauchen wir es nicht zu sein, und wenn ich Euch mein Tagebuch schickte, so war es blos, um Euch zu sagen, wie ich überall, wo es mir wohl ist, wo ich Freude habe, Euer gedenken muß und bei Euch bin. — Der schmutzige, nasse Fußreisende nimmt Abschied und will als Städter mit Visitenkarten, reiner Wäsche und einem Frack wieder schreiben. Lebt wohl.

Felix.

An seine Familie.

München, den 6. October 1831.

Münchener Bürgerbrief.

Das ist ein prächtiges Gefühl, wenn man des Morgens aufwacht und ein großes Stück Allegro zu instrumentiren hat mit mannigfaltigen Hoboen und Trompeten, und draußen dazu das heiterste Wetter, das einen frischen weiten Spaziergang Nachmittags verspricht. So habe ich es nun eine volle Woche lang gehabt; der freundliche Eindruck, den mir München das erste Mal machte, ist diesmal noch sehr erhöht. Ich wüßte kaum einen andern Ort, wo mir so behaglich und bürgerlich zu Muthe wäre, wie hier. Vornehmlich ist es aber gar zu angenehm, unter lauter heitern Gesichtern zu leben, selbst eins mit zu machen und alle Menschen auf der Straße zu kennen. Nun habe ich mein Concert vor mir, das die Hände voll zu thun giebt; meine Bekannten, die mich jeden Augenblick im Arbeiten stören; das schöne Wetter, das Einen zum Ausgehen verlockt; die Copisten, die Einen wieder zum Zuhausebleiben nöthigen, — das Alles macht das angenehmste, bewegteste Leben. Mein Concert hat müssen verschoben werden des Octoberfestes wegen, das nächsten Sonntag anfängt und die ganze nächste Woche dauert. Es ist da jeden Abend Theater und Ball, an kein Orchester und keinen Saal zu denken. Am Montag, den 17ten, Abends um ½7 denkt aber an mich: da geht es los mit 30 Geigen und doppelten Blaseinstrumenten. Die C moll Symphonie macht den Anfang des ersten, und der Sommernachtstraum den des zweiten Theils. Der erste schließt mit meinem neuen G moll Concert, und zum Schluß des zweiten muß ich leider phantasiren. Das thue ich, glaubt mir, nicht gerne; aber die Leute bestehen darauf. Bärmann hat sich entschlossen wieder zu spielen; Breiting, die Vial, Loehle, Bayer und Pellegrini heißen die Sänger, die ein Ensemblestück ausführen; Schauplatz im großen Odeonsaal zum Besten der münchener Armenpflegschaft; der Magistrat fordert das Orchester, und der Bürgermeister die Sänger einzeln auf. Jeden

Morgen habe ich nun dafür zu schreiben, zu corrigiren, zu instrumentiren; so wird es 1 Uhr; da gehe ich nach der Kaufingergasse in Scheidel's Kaffeehaus, wo ich alle Gesichter schon auswendig kenne und die Leute jeden Tag in derselben Stellung finde: Zwei Schach spielend, Drei zusehend, Fünf Zeitung lesend, Sechs zu Mittag essend, und ich bin der Siebente. Nach Tische kommt dann gewöhnlich Bärmann, holt mich ab, und wir machen Concertbesorgungen mit einander oder gehn spazieren zu einem Bier und Käse; dann geht es wieder nach Hause und wird gearbeitet. Abends habe ich diesmal zwar durchaus alle Gesellschaften abgelehnt; habe aber doch so viel angenehme Häuser, wo ich uneingeladen hinkomme, daß ich selten bis nach Acht in meiner Parterrestube Licht habe. Ich wohne nämlich sehr ebener Erde in einem Zimmer, das sonst ein Laden war, so daß ich mit einem Schritt wieder auf der Straße bin, wenn ich die Fensterladen vor der Glasthüre aufriegle. Wer gerade vorbeikommt, guckt in's Fenster herein und sagt guten Morgen. Neben mir wohnt ein Grieche, der Clavier lernt, der ist gräßlich; aber die Wirthstochter, die sehr schlank ist und ein silbernes Ringelhäubchen trägt, ist desto hübscher. Jede Woche dreimal, Nachmittags um 4 Uhr, ist Musik bei mir. Da kommen nämlich Bärmann, Breiting, Staudacher, der junge Poißl u. m. a. zu mir und machen einen musikalischen Pickenick. Ich lerne dabei die Opern kennen, die ich bisher unverzeihlicherweise weder gehört, noch gesehen habe, wie Lodoiska, Faniska, Medea; auch Preciosa, Abu-Hassan ꝛc.; — die Partituren leiht uns das Theater. Am Mittwoch Abend aber, da hatten wir einen großen Witz. Es waren mehrere Wetten verloren worden, die von uns Allen mitgenossen werden sollten, und von Vorschlag zu Vorschlag kamen wir endlich dahin, eine musikalische Soirée auf meinem Zimmer zu geben und alle Honoratioren dazu einzuladen. So wurde es eine Liste von gegen 30 Personen; diverse kamen noch uneingeladen und ließen sich vorstellen. An Platz fehlte es sehr; wir wollten erst einige Leute auf's Bett placiren, indessen gingen viele geduldige Schafe in mein kleines Zimmer hinein; das Ding war unglaublich animirt und gelungen. Auch E.. war da, — süß wie nie, schmelzend vor Wonne, Dichterglut

und grauen Strümpfen, kurz: unnachahmlich langweilig. — Erst spielte ich mein altes H moll Quartett; dann sang Breiting Adelaïde; dann spielte Herr S. Violinvariationen (blamirte sich aber sehr); dann spielte Bärmann das erste Quartett von Beethoven (F dur), das er für zwei Clarinetten, Bassethorn und Fagott arrangirt hatte; dann kam eine Arie aus Euryanthe, die wüthend da capo gerufen wurde, und zum Schluß mußte ich phantasiren, — wollte nicht, — sie machten aber solch' furchtbares Gebrüll, daß ich nolens heran mußte, obwohl ich Nichts im Kopfe hatte, als Weingläser, Stühle, kalten Braten und Schinken. Nebenan bei meinen Wirthsleuten saßen die Damen Cornelius, um zuzuhören; im ersten Stock machten Schauroths eine Visite aus demselben Grunde, und auch auf der Straße und auf dem Flur standen Leute; dazu die Hitze im gedrängten Zimmer, der rasende Lärm, die bunte Gesellschaft durcheinander, und wie es nun endlich zum Butterbrod und Trinken kam, da wurde es erst sehr toll; alle möglichen Brüderschaften wurden getrunken, und Gesundheiten ausgebracht; die Respectspersonen saßen mitten im Schwarm und ließen sich's wohl sein mit ihren ernsthaften Gesichtern; wir gingen erst um 1/2 2 Uhr nach Mitternacht auseinander. Den folgenden Abend kam das wahre Gegenstück; da mußte ich vor der Königin und dem Hofe spielen. Da war Alles sittsam und geschniegelt und glatt; mit jedem Ellenbogen stieß man an eine Excellenz; die schönsten, schmeichelhaftesten Redensarten flogen im Zimmer umher, und ich, der roturier, mitten darunter mit meinem bürgerlichen Herzen und meinem Katzenjammer! Ich biß mich aber heraus, so gut ich konnte, mußte am Ende auf königliche Themas phantasiren und wurde gewaltig gepriesen. Am meisten gefiel es mir, daß die Königin nach der Phantasie mir sagte: das wäre ja sonderbar, ich risse Einen ordentlich mit fort, und man könnte bei der Musik ja an nichts Anderes denken; worauf ich um Entschuldigung bat — wegen des Fortreißens.

Seht Ihr, so geht mein münchener Tag hin. Noch habe ich vergessen, daß ich jeden Tag um 12 Uhr der kleinen L.. eine Stunde im doppelten Contrapunkt, vierstimmigen Satz und dergl. gebe, wobei ich mir wieder recht vergegenwärtige,

wie confus und dumm die meisten Lehrer und Bücher darüber sprechen, und wie klar das ganze Ding ist, wenn man es klar darstellt.

Sie ist mir eine der liebsten Erscheinungen, die ich je gesehn. Denkt Euch ein zartes, kleines, blasses Mädchen mit edeln, aber nicht schönen Zügen, so interessant und seltsam, daß schwer von ihr wegzusehen ist, und all' ihre Bewegungen und jedes Wort voll Genialität. Die hat nun die Gabe, Lieder zu componiren und sie zu singen, wie ich nie Etwas gehört habe; es ist die vollkommenste musikalische Freude, die mir bis jetzt wohl zu Theil geworden ist. Wenn sie sich an das Clavier setzt und solch ein Lied anfängt, so klingen die Töne anders, — die ganze Musik ist so sonderbar hin und her bewegt, und in jeder Note das tiefste, feinste Gefühl. Wenn sie dann mit ihrer zarten Stimme den ersten Ton singt, da wird es jedem Menschen still und nachdenklich zu Muthe, und jeder auf seine Weise durch und durch ergriffen. Könntet Ihr nur die Stimme hören! So unschuldig und unbewußt schön und so aus der innersten Seele heraus und doch so sehr ruhig! Voriges Jahr waren alle die Anlagen wohl schon da; sie hatte kein Lied geschrieben, worin nicht irgend ein sonnenklarer Zug von Talent war, und da trommelten M. — und ich zuerst Lärmen in der Stadt unter den Musikern; es wollte uns aber keiner so recht glauben. Seitdem aber hat sie den merkwürdigsten Fortschritt gemacht. Wen die jetzigen Lieder nicht packen, der fühlt überhaupt gar Nichts, und so ist es nun gar leider Mode geworden, das kleine Mädchen um Lieder zu bitten, ihr die Lichter vom Clavier fortzunehmen, um sich an ihrer Melancholie in Gesellschaft zu freuen. Das bildet einen bösen Contrast, und mehreremals, wenn ich nach ihr auch Etwas spielen sollte, war ich es nicht im Stande und ließ die Leute ablaufen. Denn es ist möglich, daß sie von all' dem Gerede noch verdorben werden kann, weil Niemand neben ihr steht, der sie verstehn oder leiten könnte, und weil sie selbst sonderbarer Weise noch ganz ohne musikalische Bildung ist, weniges kennt, kaum gute Musik von schlechter unterscheiden kann und eigentlich außer ihren eigenen Sachen Alles wunderbar schön findet. Käme sie zu einer Art Zufriedenheit mit sich selbst, so wäre es gleich vorbei. Ich

habe nun das Meinige gethan und die Eltern und sie selbst auf's Eindringlichste gebeten, die Gesellschaften zu vermeiden und so etwas Göttliches nicht vergehn zu lassen. Der Himmel gebe nur, daß es helfen möge. Vielleicht schicke ich Euch, Ihr Schwestern, bald einige ihrer Lieder, die sie mir aus Dankbarkeit abgeschrieben hat, weil ich sie lehre, was sie eigentlich schon von Natur weiß, und sie ein wenig zur guten und ernsthaften Musik angehalten habe.

Auch spiele ich täglich eine Stunde Orgel; kann aber leider nicht üben, wie ich wollte, weil das Pedal um fünf hohe Töne zu kurz ist, so daß man keine Seb. Bach'sche Passage darauf machen kann. Aber es sind wunderschöne Register darin, mit denen man Choräle figuriren kann; da erbaue ich mich denn am himmlischen, strömenden Ton des Instrumentes; namentlich, Fanny, habe ich hier die Register gefunden, mit denen man Seb. Bach's „Schmücke dich, o liebe Seele" spielen muß. Es ist, als wären sie dazu gemacht, und klingt so rührend, daß es mich allemal wieder durchschauert, wenn ich es anfange. Zu den gehenden Stimmen habe ich eine Flöte, 8 Fuß, und eine ganz sanfte, 4 Fuß, die nun immer über dem Choral schwebt, — Du kennst das schon von Berlin her. Aber zum Choral ist ein Clavier da, das lauter Zungenregister hat, und da nehme ich denn eine sanfte Hoboe, ein Clairon, sehr leise, 4 Fuß, und eine Viola. Das zieht den Choral so still und durchdringend, als wären es ferne Menschenstimmen, die ihn aus Herzensgrund singen.

Sonntag, Montag und Dienstag, wenn Ihr diesen Brief empfangen habt, bin ich auf der Theresienwiese mit 80000 andern Leuten zusammen; denkt da an mich und lebt mir wohl und bleibt so. Felix.

An seinen Vater.

München, den 18. October 1831.

Lieber Vater!

Verzeihe mir, daß ich so lange nicht geschrieben; die letzten Tage vor dem Concert vergingen aber in solcher Verwirrung und Geschäftigkeit, daß ich nicht zur Ruhe kommen konnte;

und da ich auch lieber erst nachher schreiben wollte, um Euch Alles zu erzählen, so ist die lange Pause zwischen diesem und dem vorigen Briefe entstanden. Ich schreibe gerade an Dich, weil ich so sehr lange keine Zeile von Deiner Hand erhalten habe; da wollte ich Dich bitten, mir doch bald wieder ein paar Worte zu schicken; nur eben, daß Du wohl bist und mich grüßen lässest. Du weißt ja, wie es mich immer erfrischt und glücklich macht; darum nimm mir nicht übel, daß ich den Brief mit den kleinen Concertdetails an Dich richte. Mutter und die Schwestern haben sie verlangt, und ich wollte Dir heut eigentlich nur sagen, wie sehr ich mir wieder einige Zeilen von Dir wünsche. Bitte, laß sie mir zukommen; es ist schon lange her!

Gestern ist denn nun mein Concert gewesen und brillanter und vergnügter ausgefallen, als ich es erwartet hatte. Das Ganze war animirt und klappte gut; das Orchester hat wunderschön gespielt, und die Armen werden eine tüchtige Einnahme haben. Ein paar Tage nach meinem vorigen Briefe ging ich in eine Generalprobe, wo das ganze Personal versammelt war, und mußte das Orchester außer der ihm zugegangenen officiellen Aufforderung auch noch in einer zierlichen Rede vom Theater herunter mündlich einladen; — das fiel mir eigentlich am schwersten beim ganzen Concert; indeß war mir es auch recht; denn ich habe gern einmal lernen wollen, wie es einem Concertgeber zu Muthe ist, und da gehört das auch dazu. Ich stellte mich also an den Souffleurkasten und sprach sehr höflich; das Orchester nahm die Hüte ab und murmelte bejahend beim Ende meiner Anrede. Am folgenden Tage waren schon über 70 Unterschriften auf dem Circular. Gleich darauf hatte ich noch die Freude, daß der Chor einen seiner Vorsteher an mich schickte und fragen ließ, ob ich nicht auch einen Chor componirt hätte, den ich geben wolle; sie würden gern Alle unentgeltlich mitsingen. Obwohl ich nun nicht mehr als drei Stück von meiner Composition geben wollte, war mir das Anerbieten doch sehr angenehm, so wie mich überhaupt die große Theilnahme dabei am meisten gefreut hat; denn sogar die Hoboisten, die ich nehmen mußte für Engl. Baßhorn, Trompeten u. s. w., haben keinen Kreuzer bezahlt nehmen wollen, und wir hatten über

80 Spieler im Orchester. — Es kamen nun all' die kleinen fatalen Besorgungen der Anzeigen, Billete, vorläufigen Proben 2c., und noch dazu war es die Woche des Octoberfestes. Wenn in München sonst schon die Tage und die Zeit so schnell forteilen, daß man am Ende immer zweifeln möchte, ob sie wirklich da gewesen seien, so ist das im Octoberfeste erst recht der Fall. Man geht da jeden Nachmittag um 3 Uhr auf die weite, grüne Theresienwiese hinaus, wo es von Menschen wimmelt, und kommt vor Abend nicht fort; denn überall giebt es Bekannte und Etwas zu sprechen oder zu sehen: einen Wunderochs, ein Scheibenschießen, ein Wettrennen, schöne Ringelhäubchen u. a. m. Was man zu besorgen hat, kann man da abmachen; denn die ganze Stadt ist draußen auf der Wiese, und erst wenn die Nebel anfangen aufzusteigen, bewegt sich der Schwarm wieder nach den Frauenthürmen zu. Dabei sind alle Menschen in Bewegung, laufen hin und her, — die Schneeberge in der Ferne so klar und friedlich, daß sie immer wieder einen kommenden frohen Tag versprachen und hielten; — und was die Hauptsache ist: lauter lustige, unbesorgte Gesichter, ein paar Deputirte etwa ausgenommen, die ihren Kaffee im Freien zu sich nahmen und weiter über den jammervollen Zustand des Landes sprachen, während das Land um sie herumsteht und heiter aussieht. Wenn der König am ersten Tage die Preise selbst austheilt, vor jedem Preisgewinner den Hut abnimmt, den Bauern die Hand giebt oder sie am Arme packt und schüttelt, so finde ich es zwar an sich selbst eigentlich ganz recht, wie überhaupt die Geselligkeit hier im Äußerlichen weniger gesondert ist; ob es aber innen tief geht, darüber wollen wir einmal mündlich sprechen. Ich bleibe bei meiner ersten Meinung, doch ist es wenigstens gut, daß der lächerliche Etiquettenzwang äußerlich nicht beachtet wird; es ist doch immer Etwas. — Sonnabend früh war meine erste Probe. Wir hatten etwa 32 Geigen, 6 Contrabässe, doppelte Blaseinstrumente 2c. Weiß es Gott aber, wie es kam: die Probe ging schlecht: ich mußte an meiner C moll Symphonie allein zwei Stunden probiren. Mein Concert wollte gar nicht klappen; den Sommernachtstraum konnten wir nur einmal in aller Eile durchprobiren, so daß ich ihn sogar von den Zetteln

zurücknehmen wollte, was Bärmann aber durchaus nicht zugab und mich versicherte, sie würden es schon besser machen. Ich mußte also die zweite Probe mit Sorgen abwarten; indeß war zum Glück Sonntag Abend ein großer Ball, wo es sehr nett war, und ich hier wieder lustig wurde, so daß ich am folgenden Morgen höchst plaisirlich in die Generalprobe kam, mich gar nicht genirte, sondern gleich mit der Ouvertüre anfing, — sie unaufhörlich probirte, bis sie ging, und es mit meinem Concert ebenso machte, so daß die ganze Probe sehr gut ablief. Abends, als ich hinging und den Lärm von den Wagen hörte, bekam ich rechte Lust an der ganzen Geschichte; um 1/2 7 Uhr kam der Hof, ich nahm mein kleines englisches Taktstöckchen und dirigirte meine Symphonie. Das Orchester spielte prächtig, mit einer Liebe und einem Feuer, wie ich es noch nie unter mir habe gehen hören; die Forte krachten alle, und das Scherzo war sehr fein und leicht. Es gefiel auch den Leuten sehr, und der König klatschte immer vor. Dann sang mein dicker Freund Breiting die As dur Arie aus Euryanthe, und das Publikum rief da capo, wurde lustig und hatte einen guten Geschmack. Breiting war glücklich, sang mit Begeisterung und ganz wunderschön. Dann kam ich zu meinem Concert, wurde sehr lebhaft und lange empfangen, das Orchester begleitete gut, und die Composition war auch toll genug; es machte den Leuten viel Vergnügen; sie wollten mich nachher hervorklatschen, wie es hier Mode ist; aber ich war bescheiden und kam nicht. Im Zwischenact packte mich der König, lobte mich sehr und fragte nach allem Möglichen, auch, ob ich mit Bartholdy verwandt sei, in dessen Wohnung in Rom er noch immer gehe, weil das die Wiege der neueren Kunst sei* u. s. w. — Der zweite Theil fing mit dem Sommernachtstraum an, der ganz vortrefflich ging und auch vielen Eindruck machte. Dann spielte Bärmann, und dann kam das Finale in A dur aus Lodoiska; Beides habe ich aber nicht gehört, weil ich mich im Nebenzimmer etwas verdampfen mußte. — Als ich zur Phantasie kam, wurde ich wieder sehr empfangen; der König hatte mir Non più andrai als Thema gegeben, und da mußte

* Siehe den Brief aus Rom vom 1. Februar 1831 Seite 87.

ich denn darauf phantasiren. Ich habe mich recht in meiner Meinung bestärkt, daß es ein Unsinn sei, öffentlich zu phantasiren. Mir ist selten so närrisch zu Muthe gewesen, als wie ich mich da hinsetzte, um meine Phantasie dem Publikum zu produciren. Die Leute waren sehr zufrieden, wollten mit Klatschen gar nicht endigen, — riefen mich heraus, — die Königin sagte mir alles Verbindliche; aber ich war ärgerlich; denn mir hatte es mißfallen, und ich werde es öffentlich nicht wieder thun; es ist ein Mißbrauch und ein Unsinn zugleich. — Das war also mein Concert am 17ten, das nun hinter mir liegt. Es waren gegen 1100 Menschen drin, und so können die Armen zufrieden sein. Nun aber genug davon. Lebt Alle wohl und seid glücklich!

Felix.

An seinen Vater.

Paris, den 19. December 1831.

Lieber Vater!

Für Deinen Brief vom 7ten nimm meinen herzlichsten Dank. Wenn ich auch in einigen Punkten noch nicht so ganz verstehe, wie Du es meinst, oder mir es anders denke, so hoffe ich doch, daß sich das Alles von selbst macht, wenn wir mehr darüber reden, und Du mir erlaubst, wie bisher, meine Ansicht geradehin zu sagen. Es betrifft dies nämlich die Idee, die Du mir angiebst, mir von einem französischen Dichter einen Text machen zu lassen und ihn übersetzt für die münchener Bühne zu componiren*.

Vor allen Dingen muß ich Dir sagen, wie herzlich leid es mir thut, daß Du mir erst jetzt Deine Ansicht über diesen Punkt eröffnet hast. Ich war in Düsseldorf, wie Du weißt, um über die Sache mit Immermann zu sprechen; er war bereit-

* Felix Mendelssohn hatte bei seinem Aufenthalt in München von der dortigen Intendanz den Auftrag erhalten, eine Oper für das münchener Theater zu componiren.

willig, nahm es an, hat mir das Gedicht spätestens zu Ende Mai versprochen, und so sehe ich die Möglichkeit nicht ein, wieder zurückzutreten; möchte es auch nicht, da ich zu ihm Vertrauen habe. Es ist mir unmöglich gewesen, auch nur zu ahnen, was Du mir in Deinem letzten Briefe von Immermann und seiner Unfähigkeit, eine Oper zu schreiben, sagst. Kann ich auch darin Deine Meinung bis jetzt nicht theilen, so wäre es doch meine Pflicht gewesen, Nichts eher zu thun, als bis Du damit ausdrücklich einverstanden warst; ich hätte die Sache brieflich von hier aus abmachen können u. s. w. Ich glaubte aber vollkommen zu Deiner Zufriedenheit zu handeln, wenn ich ihm mein Anliegen eröffnete. Dazu kam nun noch, daß ich mich nach neueren Sachen, die er mir vorlas, nochmals überzeugt hatte, daß er wirklich ein Dichter sei; ferner daß ich mich bei gleicher Wahl immer lieber für den deutschen, als den französischen Text entscheiden würde, und endlich, daß er ein Sujet genommen hat, welches mir lange schon im Sinne war und welches auch (wenn ich nicht irre) Mutter zu einer Oper sich gewünscht: den „Sturm" von Shakespeare. So war ich denn sehr froh darüber, und es sollte mich nun doppelt gereuen, wenn Ihr nicht einverstanden wäret mit Dem, was ich gethan. Auf jeden Fall aber bitte ich Dich, mir deshalb nun nicht böse zu sein; besonders aber, gegen das Werk dadurch nicht mißtrauisch zu werden oder die Freude daran zu verlieren. Nach Allem, wie ich Immermann kenne, habe ich Grund, einen vortrefflichen Text zu erwarten. Was ich von seiner Einsamkeit sagte, bezieht sich nur auf sein inneres Leben und Treiben; sonst weiß er sehr genau, wie es in der Welt jetzt zugeht, was die Leute wollen, wie viel man ihnen geben soll; — vor allen Dingen aber ist er ein Künstler, das ist die Hauptsache. Doch brauche ich nicht zu sagen, daß ich keinen Text componiren kann und werde, den ich nicht für gut halte, und der mich nicht erwärmt. Dazu gehört denn auch sehr wesentlich, daß Ihr damit einverstanden seid. Ich werde mir ihn genau überlegen, ehe ich an die Musik gehe; namentlich das Dramatisch-Interessirende oder (im guten Sinn) das Theatralische daran werde ich Euch natürlich sogleich mittheilen, kurz, die Sache so ernsthaft nehmen, wie sie ist. Aber der erste Schritt ist gethan,

und wie leid es mir thun würde, wenn er Dir nicht recht wäre, kann ich nicht sagen.

Doch tröstet mich zunächst Eins, nämlich, daß ich bis jetzt mir sagen muß, ich würde wieder so handeln, wenn es frei von mir abhinge, obgleich ich nun von den französischen Gedichten Manches und im besten Lichte habe kennen lernen. Verzeihe mir, wenn ich auch darüber geradezu spreche, wie ich es mir denke. Einen französischen Text übersetzt zu componiren, scheint mir aus mehreren Gründen nicht ausführbar. Vor allen Dingen ist mir, als billigtest Du sie mehr nach dem Erfolg, den sie haben, als nach ihrem wirklichen Werthe. Auch weiß ich mich zu erinnern, wie unzufrieden Du mit dem Sujet der „Stummen", einer verführten Stummen, des „Wilhelm Tell", der mit Kunst langweilig gemacht ist, u. s. w., gewesen bist. Der Erfolg aber, den sie über ganz Deutschland haben, hängt gewiß nicht davon ab, daß sie gut oder dramatisch sind; denn Tell ist keins von beiden: sondern davon, daß sie aus Paris kommen und dort gefallen haben. Allerdings ist ein Weg, in Deutschland anerkannt zu werden, der über Paris und London; doch ist er nicht der einzige; das beweist nicht allein der ganze Weber, sondern sogar auch Spohr, dessen „Faust" jetzt hier zur klassischen Musik gerechnet und nächste Saison in der großen Oper in London gegeben wird. Ich könnte ihn auch auf keinen Fall einschlagen, da mir meine große Oper für München bestellt ist, und ich den Auftrag angenommen habe. Versuchen will ich es also in Deutschland und dort leben und wirken, so lange ich da wirken und mich erhalten kann; denn das ist freilich die erste Pflicht. Kann ich Das nicht, so muß ich wieder fort und nach London oder Paris, wo es leichter geht. Kann ich es aber in Deutschland, so sehe ich freilich, wie man anderswo besser bezahlt und mehr geehrt wird, auch freier und lustiger lebt, wie man aber in Deutschland immer fortschreiten, arbeiten und niemals ausruhen muß. Und zum Letzten halte ich mich. Jeder der neuen hiesigen Texte, zum ersten Male in Deutschland auf die Bühne gebracht, würde meiner Überzeugung nach nicht den geringsten Erfolg gehabt haben. Dazu kommt noch, daß der Hauptpunkt bei ihnen Allen gerade einer von denen ist, in denen man, wenn sie auch die Zeit verlangt, und wenn ich auch

vollkommen einsehe, daß man im Ganzen genommen mit der Zeit, nicht gegen sie gehen müsse, sich ihr geradezu entgegenstellen soll: es ist der der Unsittlichkeit. Wenn in Robert le diable die Nonnen eine nach der andern kommen und den Helden zu verführen suchen, bis es der Äbtissin endlich gelingt; wenn der Held durch einen Zauber in's Schlafzimmer seiner Geliebten kommt und sie zu Boden wirft in einer Gruppe, über die das Publikum hier klatscht und in ganz Deutschland vielleicht nachklatschen wird, und wenn sie ihn dann in einer Arie um Gnade bittet; wenn in einer andern Oper das Mädchen sich auskleidet und dabei ein Lied singt, wie sie morgen um diese Zeit verheirathet sein werde: — es hat Effect gemacht, aber ich habe keine Musik dafür. Denn es ist gemein, und wenn Das heut die Zeit verlangte und nothwendig fände, so will ich Kirchenmusik schreiben. Überdies scheint mir noch ein anderer Grund vorhanden zu sein, weshalb es unausführbar ist, nämlich: kein französischer Dichter wird sich dazu hergeben. Es ist schon nicht leicht, von einem von ihnen einen Text für die hiesige Bühne zu haben; denn alle die besseren sind überladen mit Bestellungen. Doch glaube ich, daß ich mir allenfalls einen verschaffen wollte. Aber für ein deutsches Theater einen Text zu schreiben, würde ihnen nie einfallen. Erstlich läge es so viel näher, die Oper hier zu geben, und wäre auch um so viel vernünftiger; zweitens würden sie nicht für andere Bühnen, als französische, schreiben wollen, weil sie sich wohl kaum eine andere denken können. Hauptsächlich aber wäre es unmöglich, ihnen ein Honorar zu verschaffen, wie sie es hier von den Theatern und aus der part d'auteur ziehen. — Verzeihe mir nun aber, daß ich meine Meinung so gerade heraus gesagt habe. Du hast es mir sonst in den Gesprächen immer erlaubt; so hoffe ich, wirst Du es mir auch diesmal nicht übel deuten und meine Ansicht durch Mittheilung der Deinigen berichtigen.

Dein

Felix.

An seine Schwester Rebecka.

Paris, den 20. December 1831.

Liebe Rebecka!

Gestern war ich in der Deputirtenkammer; davon muß ich Dir erzählen. Aber was geht Dich die Deputirtenkammer an? Es ist ein politisches Lied, und Du willst lieber wissen, ob ich keine Liebes-, Braut- oder Hochzeitslieder gemacht habe. Aber das ist eben schlimm; hier werden keine andern Lieder componirt, als politische; ich glaube, ich habe in meinem Leben nicht zwei so unmusikalische Wochen zugebracht, wie diese; mir ist gewesen, als sollte ich nie wieder an's Componiren denken; das kam Alles vom juste milieu; und wenn man mit den Musikern ist, wird es erst gar arg; denn die streiten nicht einmal über Politik, sondern jammern darüber. Dem Einen ist seine Stelle, dem Andern sein Titel, dem Dritten sein Geld genommen, und das kommt Alles, wie sie sagen, vom milieu. Gestern habe ich also das „milieu" gesehen; es trug einen hellgrauen Überrock, sah nobel aus und saß obenan auf der Ministerbank. Es wurde aber sehr hart angegriffen von Herrn Mauguin, der eine lange Nase hat. Im Ernst, Du machst Dir nichts daraus, das kann Dir aber nichts helfen. Ich muß einmal mit Dir plaudern, und wenn ich in Italien faul, in der Schweiz burschikos, in München ein Bier- und Käsevertilger war, so muß ich in Paris politisiren. Ich wollte viel Symphonien machen, Lieder für allerlei Damen in Frankfurt, Düsseldorf und Berlin. Aber bis jetzt ist davon keine Rede. Paris dringt sich auf, und da ich vor allen Dingen jetzt Paris sehen muß, so sehe ich's eben und bin stumm. Übrigens friere ich auch; das schadet wieder. Das Zimmerchen ist nicht zu erheizen, und erst am Neujahrstage bekomme ich ein anderes, warmes. In solch' kleinem, finsterem Parterreloch, auf einen schmalen, feuchten Garten sehend, wo Einem die Füße kalt sind, wer soll da Musik machen? Es ist bitterkalt; für einen Italiener wie ich doppelt fühlbar, und draußen singt Einer zur Guitarre ein politisches Lied. Ich lebe übrigens wie ein Heide; Abends und Mittags

aus; heut bei Baillot, morgen bei einer mit Bigots befreundeten Familie, übermorgen Valentin, Montag Fould, Dienstag Hiller, Mittwoch Gérard und so schon die ganze vorige Woche. Die Vormittage lauf' ich auf's Louvre und sehe mir die Raphaels und meinen Tizian an; man möchte sich ein Dutzend Augen mehr zu einem solchen Bild wünschen. Gestern war ich in der Pairskammer, die über ihre eigene Erblichkeit gutachtete, und sahe Herrn Pasquier's Perrücke; vorgestern machte ich musikalische Visiten beim brummigen Cherubini und dem freundlichen Herz. Es steht ein großes Schild am Hause: Manufacture de pianos par Henri Herz, marchand de modes et de nouveautés. Ich dachte, Das gehöre zusammen, übersah, daß es zwei verschiedene Schilder waren, und ging unten hinein, wo ich in Flor, Kanten und Spitzen gerieth und sehr verdutzt nach den Pianos fragte. Oben warteten eine Menge Schülerinnen mit fleißigen Gesichtern; ich stellte mich an's Kamin und las Eure lieben Berichte von Vaters Geburtstag und so fort; dann kam das Herz'chen und gab seinen Schülerinnen Audienz. Wir liebten uns, gedachten alter Zeiten und bestreuten uns gegenseitig mit großem Lob. Auf seinen Pianos steht: „Médaille d'or, exposition de 1827"; das imponirte mir. Ich ging von da zu Erard, probirte die Instrumente dort und bemerkte, daß mit großen Buchstaben darauf stand: „Médaille d'or, exposition de 1827". Nun hatte ich schon weniger Respect. Zu Hause machte ich gleich mein eigenes Pleyel'sches Instrument auf, und richtig stand auch darin mit großen Buchstaben: „Médaille d'or, exposition de 1827". Das Ding ist wie ein Hofrathstitel; aber es ist bezeichnend. Man sagt, die Kammer werde nächstens folgende Proposition discutiren: „Tous les Français du sexe masculin ont dès leur naissance le droit de porter l'ordre de la légion d'honneur", und nur durch besondere Verdienste könne man die Erlaubniß erhalten, ohne den Orden zu erscheinen. Man sieht wirklich keinen Mann auf der Straße ohne irgend ein buntes Band: da hört die Auszeichnung auf. A propos! Soll ich mich in ganzer Figur lithographiren lassen? Du magst antworten, was Du willst, so thue ich es nicht. Denn an einem Nachmittag unter den Linden, als ich vor Schenk's Laden stand und mir H..'s und

W..'s Lithographien ansah, gelobte ich mir mit furchtbarem Eidschwur, den nur Gott gehört, daß ich mich niemals aufhängen lassen wollte, eh' ich nicht ein großer Mann geworden sei. In München war die Versuchung stark; da wollten sie mich mit einem Carbonari drapiren, ein Facsimile darunter und einen stürmischen Himmel als Hintergrund; aber ich bin glücklich durchgekommen mit meinem Princip. Hier ist's wieder verführerisch, noch dazu machen sie es gar zu ähnlich; aber ich bleibe dabei, und wenn ich am Ende gar kein großer Mann werde, so ist die Nachwelt zwar um ein Portrait, aber auch um eine Lächerlichkeit ärmer. —

Nun ist es der 24ste geworden, und gestern Abend bei Baillot war es hübsch. Der Mann spielte wunderschön, hatte eine sehr musikalische Gesellschaft von aufmerksamen Damen und begeisterten Herren zusammen gebeten, und ich habe mich selten in einer Soirée so gut amüsirt und so viel Ehre gehabt; denn mein Es dur Quartett an B. P. in Paris von Baillot und seinem Quartett zu hören machte mir wirklich die größte Freude; es hat es mit Feuer und Lust angepackt. Den Anfang machte ein Quintett von Bocherini, eine Perrücke, aber mit einem ganz liebenswürdigen alten Herrn darunter; dann forderten die Leute eine Sonate von Bach. Wir nahmen die aus A dur. Mir dämmerten sehr alte Töne dabei auf, wie sie Baillot mit Mme. Bigot* spielte; wir trieben Einer den Andern vorwärts; das Ding wurde lebendig und machte uns Beiden und den Leuten so viel Spaß, daß wir gleich die aus E dur darauf setzten und nächstens die vier andern vornehmen wollen. Nun sollte ich allein spielen; dachte, mir müßte eine Phantasie gelingen, und die gelang mir auch wirklich ganz gut. Beim Ernst waren die Leute nun einmal; so konnte ich drei Themas aus den vorigen Sonaten nehmen und sie nach Herzenslust durchkneten; es machte den Leuten unglaubliches Vergnügen; sie schrieen und klatschten nachher wie toll. Darauf kam nun Baillot und legte mein Quartett auf; die ganze Manier hatte etwas so ungemein Freundliches, daß ich mich doppelt darüber

* Mendelssohn's Clavierlehrerin in Paris, als die Familie im Jahre 1816 daselbst eine Zeitlang lebte.

freute, besonders da er beim Entgegenkommen und sonst im Allgemeinen ziemlich kalt und durch die Verluste seiner Stellen etwas gedrückt schien. Eine Menge alter Gestalten erschienen wieder, fragten nach Euch Allen und wußten mancherlei Geschichten von damals zu erzählen. Als ich vor zwei Jahren im Winter durch Louvain kam mit dem Liederspiel im Kopf und meinem kranken Knie*, hielt ich mich im Hof an einem messingenen Pumpenschwengel, um nicht zu fallen; und als ich dies Jahr auf derselben unbequemen Post mit eben solchen bezopften Postillonen dahin kam, da hatte ich Liederspiel und Knie und ganz Italien hinter mir, und der Pumpenschwengel hing genau so zierlich geputzt und so reinlich da, hatte auch 1830 erlebt und alle Revolutionsstürme im Ort, war aber gar nicht verändert. Das ist sentimental. Vater darf es nicht lesen; denn es ist die alte Geschichte von Vergangenheit und Gegenwart, über die wir eines schönen Abends stritten, und die mir hier bei jedem Schritt und vielen Menschen wieder einfällt; bei der Madeleine, wo es zu Tante J.. ging, — beim Hôtel des Princes, bei der Gallerie, die mir Vater vor 15 Jahren zeigte, bei bunten Schildern, die mir damals Eindruck machten und nun schabig und braun geworden sind, u. s. w. Noch dazu ist heut Abend Heiligabend; der wird gleichgültig werden und Neujahrsabend auch. — Aber so Gott will, soll es das nächste Jahr anders aussehen, und ich will nicht wieder am Heiligabend, wie heut, in die Oper gehen, um Lablache und Rubini zum ersten Male zu hören. Ach Gott, ich mache mir wenig daraus! — Nußknacker und Äpfel wären mir heut lieber, und ob das Orchester eine so schöne Symphonie spielen wird, wie meine Kindersymphonie, frägt sich sehr**. Man muß heut so vorlieb nehmen. Dies modulirt aber in's Moll, ein Vorwurf, den man überhaupt der école Allemande macht, und da ich mich von der lossage, so meinen die Franzosen, ich sei cosmopolite. Davor bewahre mich aber Gott! Und nun lebt wohl!

* Mendelssohn war im Jahre 1829 in London mit einem Cabriolet umgeworfen und ernsthaft am Knie beschädigt worden.

** Eine von Mendelssohn für die Familienweihnachtsfeier im Jahre 1829 componirte sogenannte Kindersymphonie.

Tausend Grüße von Bertin de Vaux, Girod de l'Ain, Dupont de l'Eure, Tracy, Sacy, Passy und anderen guten Bekannten. Eigentlich wollte ich Dir in diesem Briefe erzählen, wie Salverte die Minister anklagte, während auf dem Pont-neuf ein kleines Aufrührchen war, wie ich mit Franck in der Kammer zwischen lauter Saint-Simonianern saß, — wie Dupin Witze machte; aber es geht nicht mehr hin. Ein andermal! — Seid glücklich und froh heut Abend und denkt auch an die Brüder.

Felix.

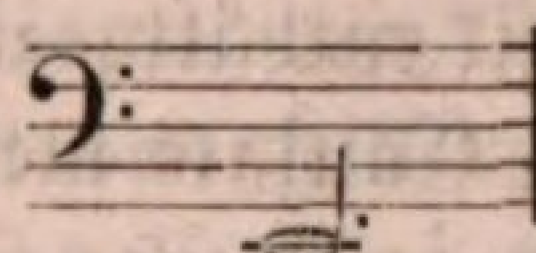
An Fanny Hensel in Berlin.

Paris, den 28. December 1831.

Liebe Frau Fanny!

Seit drei Monaten will ich Dir einen Musikerbrief schreiben, aber das Aufschieben rächt sich; denn jetzt, da ich 14 Tage hier bin, weiß ich gar nicht, ob ich es überhaupt noch kann. Es ist mir hier schon nach allem Möglichen zu Muthe geworden; nach einem neugierigen, verwunderten Reisenden, nach einem Stutzer, nach einem Franzosen, gestern sogar nach einem Pair von Frankreich, — aber nach einem Musiker noch nicht. — Vielleicht bleibt Das überhaupt ganz aus; denn mit der Musik scheint es hier üble Aspecten zu nehmen. Die Concerte des Conservatoriums, um die es mir doch hauptsächlich zu thun war, finden wahrscheinlich gar nicht statt, weil die Commission des Ministeriums der Commission der Gesellschaft die Commission geben wollte, einer Commission von Professoren einen Theil der Einnahme abzutreten, worauf die Commission des Conservatoriums der Commission des Ministeriums geantwortet hat, sie möge sich hängen lassen (suspendiren), und nun wollten sie gar nicht. Die Journale machen hierüber bittere Bemerkungen, die Du nicht nachzulesen brauchst, weil sie bei Euch verboten sind, — verlierst auch Nichts daran; die Opéra comique ist banquerott und hat relâche, seit ich hier bin; in der großen Oper werden lauter kleine gegeben, die mich amüsiren, aber sonst weder stören, noch anregen; — „Armide" war die letzte

große Oper; aber sie geben sie in drei Acten, und es sind zwei Jahre her. — Choron's Institut ist eingegangen; die königliche Capelle ist ausgegangen, wie ein Licht; in ganz Paris ist jetzt Sonntags keine Messe zu hören, ausgenommen mit Serpents begleitet. Die Malibran tritt nächste Woche zum letzten Male auf. — „Gut, sagst Du, so zieh Dich in Dich selbst zurück und schreibe Deine Musik auf „Ach Gott, vom Himmel" oder eine Symphonie oder Dein neues Violinquartett, von dem Du mir in Deinem Briefe vom 28sten sagst, oder sonst was Ernsthaftes"; — aber Das geht noch viel weniger; denn was draußen geschieht, ist Alles gar zu interessant, zieht nach Außen, giebt zu denken und zu erinnern, frißt alle Zeit. So war ich gestern in der Pairskammer und zählte die Stimmen mit, die ein uraltes Vorrecht entzweischlugen; gleich nachher mußte ich aber in's Théâtre-français laufen, wo seit mehr als einem Jahre die Mars zum ersten Male wieder auftrat (sie ist über alle Begriffe lieblich; eine Stimme, die nie so schön wiederkehren kann, bringt Einen zum Weinen, und man freut sich dabei); heut muß ich die Taglioni wieder einmal sehen, die mit der Mars zusammen zwei Grazien ausmacht (finde ich auf meinen Reisen die dritte, so heirathe ich sie!); nachher muß ich in Gérard's classischen Salon. So hörte ich neulich Lablache und Rubini, nachdem Odilon Barrot sich mit dem Ministerium gekabbelt hatte; so war ich bei Baillot, nachdem ich Morgens die Bilder im Louvre gesehen hatte; — wer soll sich da in sich zurückziehen? Draußen ist's viel zu hübsch. Nun kommen aber Momente, wie am heiligen Abend in der Oper, wo Lablache schön sang, oder wie am ersten Feiertag, wo keine Glocken und keine Festtagsluft war; oder wie Paul's Brief aus London kam, der mich auf nächsten Frühling nach England zu sich und zu besagtem Frühling einladet, — da guckt man tief in sich herunter, merkt, daß das Alles eigentlich doch nur äußerlich ist, daß man weder ein Politiker, noch ein Tänzer, noch ein Schauspieler, noch ein Bel-esprit, sondern ein Musiker ist, und kriegt Courage, an sein liebes Schwesterlein einen Handwerksbrief zu schreiben. Das Gewissen schlug mir nämlich, als ich von Deiner neuen Musik las, die Du mit Umsicht zu Vaters Geburtstag dirigirt hast, und als ich mir vorwerfen mußte, Dir noch kein

einziges Wort über Deine vorige gesagt zu haben; denn ohne das kommst Du bei mir nicht durch, College! Wie Teufel kannst Du Dich unterfangen, Deine G-Hörner so hoch zu setzen? Hast Du je ein G-Horn das hohe G nehmen hören, ohne daß es gequackelt hätte? Ich frage nur Dies! Und muß bei dem Einsatz der Blaseinstrumente am Ende der Introduction in selbigen Hörnern nicht offenbar  stehen, und schnarren die tiefen Hoboen ebendaselbst nicht alle Schäferlust und alle Blüthen weg? Weißt Du nicht, daß man einen Gewerbeschein lösen muß, um das tiefe H in den Hoboen zu schreiben, und daß er nur bei besonderen Anlässen ertheilt wird, wie z. B. bei Hexen oder einem großen Schmerz? Hat der Componist nicht augenscheinlich bei der A dur Arie seine Singstimme mit zu vielen anderen Stimmen zugedeckt, so daß die so zarte Intention und die sonst so liebliche Melodie dieses sonst so gelungenen Tonstückes bei vielen sonstigen großen Schönheiten verdunkelt oder doch verkleinert wird? Im Ernst aber: diese Arie ist wunderschön und besonders lieblich. Aber ich habe gegen Deine beiden Chöre Etwas zu sagen, was jedoch mehr gegen den Text, als gegen Dich gerichtet ist. Die beiden Chöre sind mir nicht originell genug. — Dies klingt dumm; ich meine aber, es sei die Schuld des Textes, der eben nichts Originelles ausspricht; ein einziges Wort hätte vielleicht Alles bessern können; aber so wie er da ist, könnte er überall anders stehen: in Kirchenmusik, Cantate, Offertorium rc. Wo er aber anders ist als allgemein, wie z. B. das Seufzen am Ende, da kommt er mir sentimental vor oder nicht natürlich. Die Worte des letzten Chors scheinen mir zu materiell (mit dem kraftlosen Mund und der sich regenden Zunge); nur in der Arie ist der Text im Anfang frisch und lebendig, und daraus ist Dir auch das ganze schöne Musikstück entstanden. Bei den Chören ist es natürlich immer schöne Musik, denn es ist von Dir; — aber mir ist erstlich, als könnte sie auch von einem andern guten Meister sein, und zweitens, als wäre sie nicht gerade nothwendig so, als dürfte sie auch anders componirt sein. Das liegt nun eben daran, daß die Worte keine Musik nothwendig bedingen. Das Letztere ist in

meiner Musik sehr oft auch der Fall, das weiß ich wohl; indessen wenn ich auch den Balken in meinem Auge fühle, so werde ich doch gewiß ganz geschwind den Splitter aus Deinem ziehen wollen, damit er Dich nicht drückt. So ist also mein Résumé, daß ich Dich in der Wahl des Textes bedächtiger haben möchte, weil am Ende nicht Alles, was in der Bibel steht und auf das Thema paßt, Musik enthält; aber wahrscheinlich hast Du nun schon in der neuen Cantate meine Bedenken beseitigt, ohne sie zu kennen, und ich falle weg. Dann ist es desto besser, und dann mach' Du mich herunter wegen Diffamation. Was aber Deine Musik und Composition betrifft, so ist sie sehr gut für meinen Magen; der Frauenzimmerpferdefuß guckt nirgends hervor, und wenn ich einen Capellmeister kennen würde, der die Musik könnte gemacht haben, so stellte ich den Mann an meinem Hofe an. Zum Glück kenne ich aber keinen, und Dich brauche ich nicht erst am Hofe rechter Hand anzustellen, denn da bist Du schon*. Wann schickst Du mir etwas Neues und wärmst mich wieder? O thue es bald! Was mich selbst betrifft, so hatte ich kurz nach meiner Ankunft einen von jenen musikalischen Spleens, in denen man alle Musik, aber die seinige am meisten, anbrummt. Mir war so unmusikalisch, daß ich Nichts that, als essen und schlafen; und das half mir richtig. F., dem ich meine Noth klagte, baute gleich eine Theorie der Musik darauf und meinte, Das müsse so sein; ich meine aber das Gegentheil, und obwohl wir so verschieden sind und so viele Differenzen haben, wie ein Buschmann und ein Kaffer, so haben wir uns doch lieb. Auch mit L.. werde ich prächtig fertig. Er ist ein sehr liebenswürdiger Mann und der dilettantischste Dilettant, der mir vorgekommen. Er weiß Alles auswendig, spielt falsche Bässe dazu, und nur die Eigenschaft der Arroganz fehlt ihm; denn er ist bei seinem wirklichen Talent ganz bescheiden und zurückhaltend. Ich gehe oft zu ihm, weil er ein wohlthuender und wohlwollender Mann ist; wir würden ganz einig über alle Punkte sein, wenn er mich nicht für einen Doctrinair hielte und also gerne Politik spräche (ein Thema,

* Anspielung auf Fanny Hensel's Wohnung auf dem Hofe, Leipzigerstraße Nr. 3.

das ich aus 120 Gründen vermeide; 1stens weil ich Nichts davon verstehe), und wenn er nicht gern auf Deutschland stichelte und London gegen Paris herabsetzte. Beides schadet meiner Constitution, und wer in diese Eingriffe thut, mit dem disputire ich und behaupte sie. Gestern saß ich gerade bei Deiner Musik und freute mich daran; da kam Kalkbrenner und spielte mir neue Compositionen vor. Der Mann ist ganz romantisch geworden, bestiehlt den Hiller um Themas, Ideen und dergl. Kleinigkeiten, schreibt Stücke aus Fis moll, übt alle Tage mehrere Stunden und ist nach wie vor ein geriebenes Kerlchen. Aber er fragt mich jedesmal nach „das liebe Schwesterchen, das er so lieb hat, mit das schöne Talent für Composition und Spielen"; dann antworte ich jedesmal, sie habe es nicht liegen lassen, sei fleißig, und ich sei ihr sonst ganz gut, wie auch die Wahrheit ist. Und nun lebe wohl, meine liebe Frau Schwester; sei gesund, sei fröhlich, und auf Wiedersehen zum neuen Jahr.

Felix.

An Carl Immermann in Düsseldorf.

Paris, den 11. Januar 1832.

Sie haben mir erlaubt, Ihnen von Zeit zu Zeit Nachricht von mir zu geben, und seit ich hier bin, habe ich es täglich gewollt; man lebt aber in solcher Unruhe, daß ich erst heute dazu kommen kann. Wenn ich dies Treiben hier unter allem Gewühl bei tausend Zerstreuungen im fremden Volk mit Ihrem Hause im Garten und der warmen Winterstube vergleiche, so muß ich oft daran denken, wie Sie mit mir tauschen und an meiner Stelle hierher reisen wollten, und ich möchte dann, ich hätte Sie beim Wort genommen. Aber freilich müßten Sie dabei zugleich in der Winterstube geblieben sein; ich müßte im Schneewetter zu Ihnen hinaus kommen, mich in meine Ecke setzen und den Schwanritter hören; da ist wohl mehr Leben darin, als in aller Unruhe hier. Mit einem Wort, ich freue mich auf meine Rückkehr nach Deutschland; da ist zwar Alles klein und kümmerlich, wenn Sie wollen; aber es leben Men-

schen da, Menschen, die wissen, was Kunst ist, die nicht bewundern, nicht preisen, überhaupt nicht beurtheilen, sondern schaffen. Sie wollen davon Nichts wissen; aber das ist nur, weil Sie selbst mitten drunter sind. — Doch glauben Sie nicht, daß ich wie ein deutscher Jüngling mit langen Haaren sehnsüchtig umhergehe, die Franzosen oberflächlich und Paris leichtfertig findend; ich sage das Alles nur, weil ich Paris recht von Grund aus genieße, bewundre und kennen lerne, und sage es eben nur, wenn ich an Sie in Düsseldorf schreiben will. Im Gegentheil habe ich mich recht in den Strudel geworfen, thue den ganzen Tag Nichts, als Neues sehen: Deputirten- und Pairskammer, Bilder und Theater, Dio-, Neo-, Cosmo- und Panoramas, Gesellschaften u. s. f. Dazu giebt es Musiker hier wie Sand am Meere, hassen sich alle unter einander, da muß man jeden einzeln besuchen und ein feiner Diplomat sein; denn kleinstädtisch sind sie alle, und was der Eine zum Andern sagt, weiß morgen das ganze Corps. So sind mir bis jetzt die Tage entflohen, als ob sie nur halb so lang wären, und zum Componiren bin ich gar nicht bisher gekommen; in den nächsten Tagen aber soll dies Fremdenleben aufhören; der Kopf brummt mir von allem Sehen und Staunen, und dann will ich mich ein bischen wieder sammeln und an's Arbeiten gehen, da wird mir wieder wohl und heimisch zu Muthe werden.

Am liebsten gehe ich Abends in die kleinen Theater, weil sich in denen das ganze französische Leben und Volk abspiegelt, namentlich habe ich das Gymnase-dramatique gern, wo man nur kleine Vaudevilles giebt. Es ist merkwürdig, wie jetzt in allen diesen Lustspielen eine so gründliche Bitterkeit, ein so tiefer Überdruß liegt, der mit den hübschesten Wendungen und dem lebendigsten Spiel bemäntelt wird, aber nur desto stärker hervortritt. Die Politik spielt überall die Hauptrolle, und die hätte mir das Theater verleiden können; denn man hat außerdem genug davon; aber es ist eine leichtsinnige, spöttische Politik im Gymnase, die alle Vorfälle des Tags und alle Zeitungen benutzt, um lachen und applaudiren zu machen, und da muß man am Ende mitlachen und mitklatschen. Politik und Lüsternheit sind die beiden Hauptinteressen, um die sich Alles dreht, und so viel Stücke ich noch gesehen habe, so fehlt eine Verführungs-

scene und ein Ausfall auf die Minister nirgends. Schon die ganze Art des Vaudeville, daß gewisse conventionelle Musik zu allen Stücken am Ende der Scene eintritt, zu der die Schauspieler einige Couplets mit einer witzigen Pointe halb singen, halb sprechen, ist so sehr französisch; wir werden Das nie lernen können und wollen; denn diese Art der Verbindung von stehendem Refrain und neuem Witz fehlt in unserer Conversation und unsern Ideen; es ist so effectvoll und schlagend und so sehr prosaisch, wie ich mir nur Etwas denken kann. Sehr viel Aufsehen macht jetzt ein neues Stück im Gymnase: „Le Luthier de Lisbonne“; das ist die Wonne des Publikums. Auf dem Zettel steht ein Unbekannter angekündigt; kaum tritt er aber auf, so klatschen und lachen alle Leute, und man erfährt, daß der Schauspieler in Geberden, Tracht und Mienen den Don Miguel täuschend nachahmt; zum Überfluß giebt er sich noch gleich als König zu erkennen, nun ist das Stück gemacht. Je barbarischer, dümmer und schlechter sich der Unbekannte nun benimmt, desto größer ist die Freude des Publikums, das keine seiner Geberden und Äußerungen unbeachtet vorübergehen läßt. Er ist vor einem Auflauf in das Haus dieses Instrumentenmachers geflohen, der der treueste Royalist von der Welt, aber leider der Mann einer sehr hübschen Frau ist; einer der Günstlinge von Don Miguel hat sich von ihr ein Rendezvous für die nächste Nacht erzwungen und bittet den König, der dazu kommt, ihm doch dazu zu helfen und den Mann etwas köpfen zu lassen. Don Miguel antwortet: „Très-volontiers“, und während der Luthier ihn erkennt, ihm zu Füßen fällt und außer sich über sein Glück ist, unterzeichnet er das Todesurtheil für ihn, aber zugleich auch ein andres für seinen Günstling, an dessen Stelle er nun zur hübschen Frau kommen will. Bei jeder Greuelthat, die er unternimmt, klatschen und lachen wir und freuen uns endlich über den dummen Don Miguel auf der Bühne. So schließt der erste Act. Im zweiten ist es Mitternacht, die hübsche Frau allein, ängstlich, Don Miguel steigt durch's Fenster herein, giebt sich alle mögliche Mühe, ihre Liebe auf dem Theater zu gewinnen, läßt sich vortanzen und vorsingen von ihr; sie kann ihn aber nicht ausstehen, bittet fußfällig um Schonung, drauf packt er sie, schleppt und trägt sie einige Mal auf der Bühne hin und

her, und wenn sie nicht ein Messer erwischte und es zugleich draußen klopfte, könnte es schlimm endigen; zum Schluß rettet noch der gute Luthier den König aus den Händen der französischen Soldaten, die eben angekommen sind, und vor deren Tapferkeit und Freiheitsliebe er sich schrecklich fürchtet; so schließt das Stück befriedigend. Dann kommt ein Lustspiel, wo die Frau dem Manne untreu ist und sich einen Liebhaber hält; dann ein anderes, wo der Mann der Frau untreu ist und sich von einer Liebhaberin erhalten läßt; dann eine Satyre auf die neuen Bauten in den Tuilerien und auf's ganze Ministerium, so geht es fort. Wie es mit der französischen Oper ist, weiß ich nicht; sie hat banquerott gemacht, und seit ich hier bin, wird nicht drin gespielt; bei der Académie royale giebt man aber fortwährend Meyerbeer's „Robert le diable" mit sehr großem Erfolg; das Haus ist immer gefüllt, und die Musik hat allgemein gefallen. Es ist ein Aufwand aller möglichen Vorstellungsmittel, wie ich es nie auf der Bühne gesehen habe; wer in Paris singen, tanzen, spielen kann, singt, spielt und tanzt mit. Das Sujet ist romantisch, d. h. der Teufel kommt darin vor (das genügt den Parisern zu Romantik und Phantasie). Es ist aber doch sehr schlecht, und wenn nicht zwei brillante Verführungsscenen vorkämen, würde nicht einmal Effect darin sein. Der Teufel ist ein armer Teufel, erscheint in Rittertracht, um seinen Sohn Robert, einen normannischen Ritter, der eine sicilianische Prinzeß liebt, zu verführen; bringt ihn auch richtig dazu, all' sein Geld und sein Immobiliarvermögen, d. h. sein Schwert, beim Würfeln zu verspielen, läßt ihn dann einen sacrilège begehen, giebt ihm einen Zauberzweig, der ihn in's Schlafzimmer besagter Prinzeß versetzt und ihn unwiderstehlich macht. Der Sohn thut das auch Alles sehr gern; wie er aber am Ende sich selbst seinem Vater verschreiben soll, der ihm erklärt, er liebe ihn und könne ohne ihn nicht leben, da führt der Teufel oder vielmehr der Dichter Scribe eine Bäuerin herbei, die ein Testament von Robert's seliger Mutter besitzt, es ihm vorliest und ihn dadurch so zweifelhaft macht, daß der Teufel um Mitternacht unverrichteter Sache in die Versenkung fahren muß; darauf heirathet Robert die Prinzeß, und die Bäuerin ist das gute Princip gewesen. Der Teufel heißt Bertram. Auf

solch' eine kalte berechnete Phantasieanstalt kann ich mir nun keine Musik denken, und so befriedigt mich auch die Oper nicht; es ist immer kalt und herzlos, und dabei empfinde ich nun einmal keinen Effect. Die Leute loben die Musik, aber wo mir die Wärme und die Wahrheit fehlt, da fehlt mir der Maßstab. Michael Beer ist heute nach dem Havre abgereist; er scheint dort dichten zu wollen, und dabei fällt mir ein, daß ich den ersten Abend, als ich Sie bei Schadows sah, behauptete, der sei kein Dichter, und daß Sie mir antworteten, es sei Geschmackssache. Heine sehe ich selten, weil er ganz und gar in die liberalen Ideen oder in die Politik versenkt ist; er hat vor einiger Zeit 60 Frühlingslieder herausgegeben; mir scheinen nur wenige davon lebendig und wahr gefühlt zu sein, aber die wenigen sind auch prächtig. Haben Sie sie schon gelesen? Sie stehen in dem zweiten Bande der „Reisebilder". Börne will noch einige Bände Briefe folgen lassen; wir schwärmen zusammen für die Malibran und die Taglioni; alle die Herren schimpfen und toben auf Deutschland und alles Deutsche, können aber nicht ordentlich Französisch sprechen; das will mir gar nicht behagen. — Verzeihen Sie nur, daß ich so in's Plaudern gerathe und jetzt hier auf den unehrerbietigen Rand schreiben muß; wie ich Sie aber eine Zeitlang täglich sehen konnte und jetzt so lange gar nicht, da ist es mir Bedürfniß geworden, und Sie müssen es mir nicht übel nehmen. Sie hatten mir auch einmal versprochen, mir ein paar Zeilen zu antworten; ich weiß nicht, ob ich Sie daran erinnern darf; aber wissen möchte ich gar zu gern, wie Sie leben, und was der Schrank in der Ecke Neues enthält, wie weit der Merlin ist und mein Schwanenritter, dessen Klang mir noch immer wie liebe Musik in die Ohren tönt, und ob Sie auch zuweilen meiner und des nächsten Mai's und an den „Sturm" gedacht haben. Es ist wohl viel erwartet, wenn ich mir auf einen Brief gleich eine Antwort von Ihnen erbitte; aber ich fürchte, daß Sie schon am ersten genug haben und lieber keinen zweiten bekommen wollen, und darum fasse ich mir ein Herz und bitte darum. Eigentlich brauchte ich es gar nicht zu sagen; denn Sie pflegten meine Anliegen zu wissen, ehe ich sie hatte herausbringen können, und wenn Sie mir noch so freundlich sind, wie damals, so werden Sie

es auch schon erfüllen, wie alle die andern. Nun leben Sie mir wohl.

Ihr
Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Familie.

Paris, den 14. Januar 1832.

Jetzt fange ich erst an, mich hier einzuwohnen und Paris zu kennen; freilich ist es das tollste, lustigste Nest, das man sich denken kann; aber für Einen, der kein Politiker ist, hat's nur halbes Interesse. Deshalb habe ich mich zum Doctrinair gemacht, lese meine Zeitung Morgens, habe meine Meinung über Krieg und Frieden und gestehe nur unter Freunden, daß ich Nichts davon weiß. Das geht aber mit F. nicht, der hier ganz in diesen Strudel von Dilettantismus und Absprecherei gerathen ist und sich wirklich zum Minister geeignet glaubt. Es ist sehr Schade um ihn; denn was Rechtes wird wohl nie daraus werden. Er hat genug Verstand, um immer beschäftigt zu sein, und nicht genug, um ein Geschäft zu haben, — dilettirt in Allem und kann auch Alles gut beurtheilen; aber er macht Nichts. So sind wir stets auf demselben Fuß der Vertraulichkeit, sehen uns fast täglich, sind gern mit einander, bleiben uns aber innerlich gänzlich fremd. Er scheint für öffentliche Blätter zu schreiben, ist sehr viel mit Heine und schimpft auf Deutschland wie ein Rohrsperling; alles Das kann ich einmal nicht billigen, und da ich ihn eigentlich sehr lieb habe, macht's mich unbehaglich. Man muß sich schon daran gewöhnen; aber es ist gar zu traurig zu wissen, wo es Einem fehlt, und nicht helfen zu kennen. Dazu wird er sichtlich älter, und da taugt dies regellose, unbeschäftigte Leben immer weniger. — A.. ist aus dem Hause seiner Eltern in die rue Monsigny* gezogen und lebt nun mit Leib und Seele dort. Ich habe einen Aufruf an alle Menschen von P., worin dieser sein Glaubens-

* Damaliger Sitz der Saint-Simonianer.

bekenntniß ablegt und alle auffordert, einen Theil ihres Vermögens, und sei er so klein er wolle, den St. Simonianern zu geben; auch an die Künstler ergeht der Aufruf, ihre Kunst künftig für diese Religion zu verwenden, bessere Musik zu machen, als Rossini und Beethoven; Friedenstempel zu bauen; zu malen wie Raphael und David. Diesen Aufruf habe ich in 20 Exemplaren, die ich Dir, lieber Vater, zuschicken soll, wie P.. mir auftrug. Ich werde es bei einem bewenden lassen, und Du wirst genug daran haben; auch das eine nur bei Gelegenheit, versteht sich. Es ist ein schlimmes Zeichen für den Zustand der Gemüther hier, daß eine solche monströse Idee in ihrer abschreckenden Prosa entstehen und einigermaßen um sich greifen konnte, so daß z. B. von den Schülern der polytechnischen Anstalt sehr viele Theil nahmen. Man versteht nicht, wo es hin soll, wenn sie die Sache so von außen anpacken: dem Einen Ehre, dem Andern Ruhm, mir ein Publikum und Beifall, dem Armen Geld versprechen, — wenn sie alles Streben, alles weiter Wollen vernichten durch ihre kalte Beurtheilung der Fähigkeit. Und dann nun gar ihre Ideen von allgemeiner Menschenliebe, von Unglauben an Hölle, Teufel und Verdammung, von Zerstörung des Egoismus, — lauter Ideen, die man bei uns von Natur hat und im Christenthum überall findet, — ohne die ich mir das Leben nicht wünschte, — die sie aber wie eine neue Erfindung und Entdeckung ansehen, und daher sich jeden Augenblick wiederholen, wie sie die Welt umgestalten und die Menschen glücklich machen wollen. Wenn A.. mir ganz ruhig sagt, an sich selbst brauche er nicht zu bessern, sondern an den Andern; denn er sei gar nicht unvollkommen, sondern vollkommen, — wenn sie sich selbst und Jedem, den sie gewinnen wollen, Nichts als Complimente und Lobpreisungen machen, die Fähigkeit und Macht, die man hat, bewundern und bedauern, daß so große Kräfte nun verloren gehen sollten durch alle die abgebrauchten Begriffe von Pflicht, Beruf und Thätigkeit, wie man sie sonst verstand: — so will es Einen wie eine traurige Mystifikation bedünken. Ich habe vorigen Sonntag einer Versammlung beigewohnt, wo die Väter im Kreise saßen; dann kam der oberste Vater, forderte ihnen Rechenschaft ab, belobte und tadelte sie, redete zum versammel-

ten Volke und gab Befehle; — mir war es fast schauerlich! Auch er hat sich von seinen Eltern losgesagt, lebt bei den Vätern, seinen Untergebenen, und versucht eine Anleihe für sie zu machen. Genug davon! Nächste Woche ist ein Concert eines Polen; in dem muß ich ein sechspersönliches Stück mit Kalkbrenner, Hiller und Comp. spielen; erschreckt also nicht, wenn Ihr irgendwo meinen Namen geradebrecht seht, wie im „Messager" neulich, wo man aus Berlin den Tod des Professor Flegel anzeigte; es haben es alle Journale wiederholt. Ich arbeite jetzt wieder und lebe vergnügt. Von den Theatern habe ich Euch immer noch nicht schreiben können, obwohl sie mich sehr beschäftigen! Wie aber Bitterkeit und Aufregung selbst in den kleinsten Lustspielen unverkennbar ist, wie Alles auf Politik Beziehung hat, wie die sogenannte Romantik alle Pariser angesteckt hat, daß sie an Nichts als Pest, Galgen, Teufel und Wochenbetten auf dem Theater denken, wie Einer den Andern in Greueln oder Liberalismus überbietet, und wie in der Mitte von all' diesen Misèren und Rasereien ein Talent wie Léontine Fay steht, die Grazie und Liebenswürdigkeit selbst, unangefochten von all' dem Unsinn, den sie sprechen und spielen muß, und wie sehr sonderbar alle diese Contraste sind, davon ein andermal!

Felix.

An seine Familie.

Paris, den 21. Januar 1832.

Ich bekomme jetzt in jedem Briefe einen kleinen Hieb, weil ich nicht pünktlich im Antworten sei, und da will ich denn gleich Dein Fragen über meine neu herauszugebenden Sachen erledigen, liebe Fanny. —

Es ist mir nämlich eingefallen, daß das Octett und das Quintett recht gut in meinen Werken figuriren könnten und sogar besser sind, als manches Andere, was schon darin figurirt. Da mir nun das Herausgeben der Stücke Nichts kostet, sondern im Gegentheil Etwas einbringt, und da ich dennoch die chronologische Folge nicht ganz verwirren will, so habe ich vor, fol-

gende Sachen bis zu Ostern an den Mann zu bringen: Quintett und Octett (das letzte auch vierhändig arrangirt), „Sommernachtstraum", sieben „Lieder ohne Worte", sechs Lieder mit Worten; bei meiner Rückkehr nach Deutschland sechs Kirchenmusiken und endlich, wenn ein Verleger sie stechen und honoriren will, die D moll Symphonie. Sobald ich in meinem berliner Concert die „Meeresstille" aufgeführt habe, kommt auch die heraus. Die „Hebriden" aber kann ich hier nicht geben, weil ich sie, wie ich Dir damals schrieb, noch nicht als fertig betrachte; der Mittelsatz im forte D dur ist sehr dumm, und die ganze sogenannte Durchführung schmeckt mehr nach Contrapunkt, als nach Thran und Möven und Laberdan, und es sollte doch umgekehrt sein. Um das Stück aber unvollkommen aufzuführen, dazu hab' ich's zu lieb und hoffe mich also bald daran zu machen, um es für England und die Michaelismesse fertig zu haben. Ferner frägst Du, warum ich die italienische A dur Symphonie nicht componire? Weil ich die sächsische A moll Ouvertüre componire, die vor der „Walpurgisnacht" stehen soll, damit das Stück in besagtem berliner Concert und anderswo mit Ehren gespielt werden kann. Du willst, ich soll in den Marais ziehen und den ganzen Tag schreiben. Mein Kind, das geht nicht; ich habe nur noch drei Monate höchstens vor mir, um Paris zu sehen, und da muß man sich in den Strom werfen: dazu bin ich hergekommen; es ist Alles auch gar zu bunt und anziehend, um es abzuweisen; es rundet mir nun mein liebes Reisebild ganz ab, bildet einen sonderbar colossalen Schlußstein, und da muß ich also Paris jetzt als die Hauptsache zu betrachten suchen. Zugleich stehen von beiden Seiten die Verleger als wahre Satane da, verlangen Claviermusik und wollen sie bezahlen; bei Gott, ich weiß nicht, ob ich widerstehe und nicht ein oder das andere Trio schreibe; denn daß ich über die Potpourri-Verführung erhaben bin, traust Du mir hoffentlich zu; aber ein paar gute Trios componirt' ich gern. Zugleich ist am Donnerstag die erste Probe von meiner Ouvertüre, die im zweiten Concert des Conservatoriums gegeben wird; im dritten soll dann die D moll Symphonie folgen. Habeneck spricht von sieben bis acht Proben; sie sollen mir willkommen sein. Zugleich soll ich bei Erard im Concert etwas aufführen und mein münchener

Clavierconcert spielen; da muß ich sehr üben. Zugleich liegt neben mir ein Billet: Le président du conseil, Ministre de l'intérieur, et Mme. Casimir Périer prient etc. auf Montag Abend zum Ball; heut Abend ist Musik bei Habeneck; morgen bei Schlesinger; Dienstag die erste öffentliche Soirée von Baillot; Mittwoch spielt Hiller sein Concert im Hôtel de Ville, — das dauert Alles immer bis über die Mitternacht, — da lebe ein Anderer einsam; das sind lauter Dinge, die man nicht abweisen kann. Also wann soll ich componiren? Vormittags! Gestern kam Hiller, dann Kalkbrenner, dann Habeneck. Vorgestern kam Baillot, dann Eichthal, dann Rodrigues. Also Morgens früh! Na ja, — da componir' ich auch. — Du bist also widerlegt. —

Gestern war auch P.. bei mir, sprach St. Simonismus und machte mir, indem er mich entweder für dumm oder für klug genug hielt, Eröffnungen, die mich so empörten, daß ich mir vornahm, weder zu ihm, noch zu den andern Complicen wieder hinzugehen. Heut früh nun stürzt Hiller in's Zimmer und erzählt, wie er eben der Arrestation der St. Simonianer beigewohnt habe; er wollte ihre Predigt hören; die Päpste kommen nicht. Plötzlich treten Soldaten ein, und man wird gebeten, sich schleunigst fortzubegeben, da Herr Enfantin und die übrigen in der rue Monsigny arretirt seien. In der rue Monsigny stehen Nationalgarden und andere Soldaten aufmarschirt; Alles wird versiegelt, und nun wird der Proceß anfangen. Mein H moll Quartett ist in der rue Monsigny liegen geblieben und wird nun auch versiegelt; nur das Adagio ist vom juste milieu, alle anderen Stücke vom mouvement; ich werde es am Ende vor der Jury spielen müssen. — Neulich stand ich beim Abbé Bardin in einer großen Gesellschaft und hörte zu, wie sie mein A moll Quartett verarbeiteten. Im letzten Stücke zupfte mich mein Nachbar und sagte: „Il a cela dans une de ses sinfonies". — Qui? sagte ich etwas ängstlich. — „Beethoven, l'auteur de ce quatuor", sagte er mir wichtig. Es war sauersüß! Aber ist es nicht schön, daß meine Quartetten in den Classen des Conservatoire gespielt werden, und daß die Schüler sich die Finger zerbrechen müssen, um „Ist es wahr" zu spielen? — Ich komme eben aus St. Sulpice, wo mir der

Organist die Orgel vorgeritten hat; sie klingt wie ein vollstimmiger Chor von alten Weiberstimmen; aber sie behaupten, es sei die erste Orgel in Europa, wenn man sie reparirte, was 30000 Francs kosten soll. Wie der Canto fermo mit einem Serpent begleitet klingt, das glaubt Niemand, der es nicht gehört hat, und dazu läuten die dicken Glocken! —

Die Post geht, ich muß zu plaudern aufhören, sonst dauert es noch bis übermorgen. Ich habe noch gar nicht einmal erzählt, daß zu Ostern die Bach'sche Passion in der italienischen Oper zu London angekündigt ist.

Euer

Felix.

An seine Familie.

Paris, den 4. Februar 1832.

Ihr werdet es mir wohl verzeihen, wenn ich Euch heute nur ein paar Worte schreibe. Ich weiß erst seit gestern meinen unvergeßlichen Verlust*. Es ist eine schöne, liebe Zeit meines Lebens und viele Hoffnungen damit vorbei und macht mich für immer weniger glücklich. Nun muß ich sehn, mir neue Pläne und neue Luftschlösser zu bauen; die vorigen sind verloren; denn Er war immer mit hinein verflochten, und wie ich mir meine ganze Knabenzeit und die darauf folgende nie werde ohne ihn denken können, so dachte ich mir bis jetzt auch die Zukunft nicht anders. Daran muß ich mich gewöhnen; aber eben, daß ich an Nichts denken kann ohne eine Erinnerung an ihn, — daß ich nie Musik hören konnte ohne Das, und Nichts schreiben, ohne an ihn dabei zu denken: — Das macht mir den Lebensabschnitt doppelt fühlbar. Denn jetzt ist die vorige Zeit wirklich vergangen. Aber Das verliere ich nicht allein, sondern einen Menschen, den ich liebte; hätte ich auch gar keinen Grund gehabt oder alle Gründe verloren, so hätte ich ihn doch geliebt ohne Grund, und er hatte mich auch lieb; und das Bewußtsein, daß solch ein Mensch in der Welt sei, bei dem man ausruhen

* Den Tod seines Freundes, des Violinspielers Eduard Rietz.

konnte, und der Einem zu Liebe lebte und der nichts wollte, als eben blos dasselbe: Das ist nun vorbei. Es ist der härteste Verlust, der mich bis jetzt hat treffen sollen, und ich werde ihn niemals vergessen.

Das war meine gestrige Geburtstagsfeier. Schon wie ich am Dienstag Baillot hörte und zu Hiller sagte, für mich spiele doch nur einmal Einer die Musik, die ich liebte, da schon stand L. neben mir und wußte es und gab mir den Brief nicht. Er wußte freilich nicht, daß gestern mein Geburtstag war; aber gestern früh erfuhr ich es nach und nach durch ihn, und da konnte ich mich nun an die vorigen Jahrestage erinnern und mit der Vergangenheit ein wenig abschließen, wie man es wohl immer am Geburtstage sollte, und mir denken, wie er sonst an dem Tage immer mit irgend etwas Besonderem kam, das er sich lange ausgedacht hatte, und das so nett und erfreulich und liebenswürdig war, wie er selbst. Der Tag war sehr traurig; ich konnte nichts Anderes denken und thun, als Dasselbe.

Heute habe ich mich zum Arbeiten gezwungen, und es ist gegangen. Meine A moll Ouvertüre ist beendigt; ich denke nun einige Sachen zu schreiben, die man hier gut bezahlen will.

Sagt mir, bitte, noch recht viel über ihn und alle möglichen Kleinigkeiten; es thut mir wohl, noch einmal über ihn zu hören. Vor mir liegen seine zierlichen Octett-Stimmen und gucken mich an. Ich werde wohl bald wieder meine gewöhnliche Stimmung haben und Euch munter und ausführlich schreiben können; aber der neue Abschnitt ist angefangen, und Überschriften giebt es nicht.

Euer Felix.

An seine Familie.

Paris, den 13. Februar 1832.

Ich lebe jetzt hier recht angenehm und still. Zu Gesellschaften treibt mich weder meine Stimmung, noch das Vergnügen, das sie darbieten. Sie sind hier, wie überall, trocken und nicht fördernd und wegen der späten Stunden doppelte

Zeit kostend. Dagegen versäume ich nicht, wo es gute Musik giebt; über das erste Concert des Conservatoire schreibe ich an Zelter das Nähere. Die Leute spielen ganz vortrefflich und so gebildet, daß es eine Freude ist; sie haben selbst Lust daran, geben sich Jeder die größte Mühe; der Chef ist ein tüchtiger, gewandter Musiker; da muß es gut zusammen gehen. Morgen wird mein A moll Quartett öffentlich gespielt. Cherubini sagt von Beethoven's neuer Musik: „Ça me fait éternuer", und so glaube ich, das ganze Publikum wird morgen niesen. Die Spieler sind Baillot, Sauzay, Urhan und Norblin, die besten hier. Meine A moll Ouvertüre ist fertig; sie stellt schlechtes Wetter vor. Eine Einleitung, in der es thaut und Frühling wird, ist auch vor ein paar Tagen beendigt, und so habe ich denn die Bogen der „Walpurgisnacht" gezählt, die sieben Nummern noch ein wenig ausgeputzt und dann getrost unten: „Mailand im Juli" — „Paris im Februar" hingeschrieben. Ich denke, es soll Euch gefallen. Vor allen Dingen muß ich jetzt ein Adagio für mein Quintett machen; die Spieler schreien darnach, und ich finde, sie haben Recht. — Ich wollte, Ihr könntet einmal eine Probe meines „Sommernachtstraums" im Conservatoire hören; sie spielen es wunderhübsch. — Es ist noch nicht gewiß, ob es schon nächsten Sonntag losgelassen wird; es sind nur noch zwei Proben bis dahin, und zweimal ist es erst gespielt worden; aber ich denke, es wird gehen, und es wäre mir lieb, wenn es Sonntag und nicht im dritten Concert wäre, weil ich am 26sten für die Armen spielen soll (irgend einen Weber), am 27sten im Concert bei Erard (mein münchener Concert) und sonst noch, und weil ich gern zuerst im Conservatoire aufträte. Ich werde auch im Conservatoire spielen, und zwar wollen die Herren gern eine Claviersonate von Beethoven; es wäre toll, aber ich stimme für sein G dur Concert, das hier kein Mensch kennt. Am meisten freue ich mich aber auf die D moll Symphonie, die sie nächste Woche vornehmen; das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich die in Paris zuerst hören sollte. — Außerdem gehe ich oft in die Theater und sehe die große Gewandtheit, den Verstand und die unglaubliche Sittenlosigkeit, die sie darin verbrauchen; in's Gymnase darf eigentlich keine Dame gehen; — sie gehen aber doch hin. — Wenn

Ihr nun nehmt, daß ich „Notre-Dame“ lese, daß ich Mittags immer bei meinen Bekannten hier und dort esse und nach 3 Uhr das liebe, schöne Frühlingswetter benutze, um spazieren zu gehen, hie und da eine Visite zu machen und in den prachtvollen Tuilerien die bunten Herren und Damen zu sehen, so habt Ihr meinen pariser Tag. Nun lebt wohl.

Felix.

An den Professor Zelter in Berlin.

Paris, den 15. Februar 1832.

Lieber Herr Professor!

Wenn ich Ihnen auch nur von den Hauptpunkten meiner Reise hätte schreiben wollen, so hätte ich es eigentlich von Deutschland aus thun müssen; denn wie ich jetzt nach all' den Schönheiten, die ich in Italien und der Schweiz genossen, nach allem Herrlichen, das ich gesehen und erlebt, wieder nach Deutschland kam, und namentlich bei der Reise über Stuttgart, Heidelberg, Frankfurt, den Rhein herunter bis Düsseldorf: da war eigentlich der Hauptpunkt der Reise; denn da merkte ich, daß ich ein Deutscher sei und in Deutschland wohnen wolle, so lange ich es könne. Es ist wahr, ich kann da nicht so viel Schönheit genießen, nichts Herrliches erleben; aber ich bin da zu Hause. Es ist kein einzelner von den Orten, der mich eben besonders fesselte, wo ich besonders gern leben möchte: — es ist das ganze Land, es sind die Menschen, deren Charakter und Sprache und Gebräuche ich nicht erst zu lernen und mitzumachen oder nachzumachen brauche; unter denen ich mich wohl fühle, ohne mich darüber zu wundern, und so hoffe ich, daß ich auch in Berlin meine Existenz und das zum Leben Nothwendige finden, und daß ich da, wo ich Sie und die Eltern und Geschwister und die Freunde habe, mich nicht weniger heimisch fühlen werde, als an all' den andern deutschen Orten. Wenn die Leute mich einmal in Deutschland nirgend mehr haben wollen, dann bleibt mir die Fremde immer noch, wo es dem Fremden leichter wird; aber ich hoffe, ich werde es nicht brauchen. So

kann ich Ihnen gar nicht sagen, wie herzlich ich mich auf's Wiedersehen freue. —

Es ist mir lebhaft aufgefallen, wie in Deutschland die Musik und der Sinn für die Kunst verbreitet ist und sich immermehr verbreitet, während man ihn anderswo (hier z. B.) concentrirt. Daraus folgt zwar vielleicht, daß es bei uns nicht so schnell in die Höhe, aber auch nicht so schnell auf die Spitze getrieben wird, und ferner, daß wir den andern Ländern Musiker schicken können und doch noch reich genug bleiben. Ich habe mir das Alles ausgedacht, wenn ich hier so oft Politik hören und zuweilen auch sprechen mußte, und wenn die Leute, namentlich aber die Deutschen, auf Deutschland schalten oder es beklagten, daß es keinen Mittelpunkt, kein Oberhaupt, keine Concentrirung habe, und wenn sie meinten, das werde Alles gewiß bald kommen. Es wird wohl nicht kommen, und ich denke, es ist auch ganz gut so. Was aber kommen wird und muß, das ist das Ende uns'rer allzugroßen Bescheidenheit, mit der wir Alles für recht halten, was die Andern uns bringen, unser Eigenthum sogar erst achten, wenn's die Andern geachtet haben. Hoffentlich werden die Deutschen bald aufhören, auf die Deutschen zu schimpfen, daß sie nicht einig seien, und so die ersten Uneinigen zu sein, und hoffentlich werden sie einmal dies Zusammenhalten den Andern nachmachen, was das Beste ist, das Diese haben. Wenn sie Das übrigens nicht bald thun, so gebe ich sie darum doch nicht auf, sondern componire weiter, so lange mir was einfällt. Aber das thut mir immer leid, wenn wir selbst Nichts vom Dem wissen wollen, was wir voraus haben. —

Ich kam nach Stuttgart und freute mich wieder an dem vortrefflichen Orchester, das so vollkommen schön und genau zusammengeht, wie man sich es nur erdenken kann. Der Lindpaintner ist, glaub' ich, jetzt der beste Orchesterdirigent in Deutschland; es ist, als wenn er mit seinem Tactstöckchen die ganze Musik spielte; dazu ist er fleißig, hat fast täglich Proben mit seinem Orchester und wöchentlich sein Quartett. Da spielt der Molique, der solch' eine rasende, kalte Fertigkeit hat, solch' tollkühne Sprünge machen kann, daß er berühmt wäre, wenn er anderswo lebte. Sie wollten gerade ihr erstes Abonnement=

Concert geben, in denen sie die großen Symphonien alle Jahre aufführen; ich sollte darin was spielen und Compositionen geben; allein ich hatte Eile und konnte nicht so lange warten; aber ich habe versprochen, bei meiner Rückkunft ein Weilchen da zu bleiben. Im Sommer haben die Leute wenig zu thun; wenn dann ein paar Tage lang keine Probe ist, so geht der Capellmeister mit seiner Frau zu Fuß über Land, nimmt Wäsche und eine Tabakspfeife mit und kommt nach ein paar Tagen durch die Weinberge wieder nach Haus. Die Hauptsache ist endlich, daß sie sich Alle beklagen und doch um keinen Preis fortgehen wollen; so habe ich recht in der Nähe Bekanntschaft mit dem Musikwesen einer kleinen deutschen Stadt gemacht. In Frankfurt ist das Ding vornehmer, geschäftsmäßiger, großstädtischer, aber viel weniger lustig. Dafür ist aber wieder der Cäcilien-Verein dort, wegen dessen allein man schon in Frankfurt gern sein muß; die Leute singen mit so viel Feuer und so zusammen, daß es eine Freude ist; er versammelt sich einmal wöchentlich und hat gegen 200 Mitglieder; außerdem hat aber Schelble des Freitags Abends bei sich einen kleinen Verein von etwa 30 Stimmen, wo er am Clavier singen läßt und seine Lieblingssachen, die er dem großen Verein nicht gleich zu geben wagt, nach und nach vorbereitet. Da habe ich eine Menge kleiner Sonntagsmusiken von Seb. Bach, sein Magnificat, die große Messe und sonst noch viel Schönes gehört. Die Frauen sind auch da, wie bei Ihrer Akademie, die eifrigsten; an den Männern fehlt es ein bischen: sie haben Geschäfte im Kopf; ich glaube sogar, es ist überall so; am Ende haben bei uns die Frauen mehr Gemeingeist, wie die Männer. Im Cäcilien-Vereine wenigstens gewiß; denn da sind die Soprane ganz herrlich, Alt und Baß sehr gut; aber an Tenören fehlt es etwas, und Schelble klagt, wie Sie, über die Lauigkeit der Männer. Ich habe im großen Verein unter Andern die Motette „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit“, die wir zuweilen bei Ihnen Freitags sangen, gehört; das Stück „Es ist der alte Bund“ machte sich mit dem großen Chor und mit den schönen, weichen Sopranen ganz göttlich. Man kann kaum glauben, wie viel ein einziger Mensch, der was will, auf alle Andern wirken kann; Schelble steht dort ganz allein, Sinn für ernste

Musik ist gewiß nicht vorzugsweise in Frankfurt, und doch ist es merkwürdig, mit welcher Freude und wie gut dort die Dilettantinnen das „wohltemperirte Clavier", die Inventionen, den ganzen Beethoven spielen, wie sie das Alles auswendig wissen, jede falsche Note controliren, wie sie wirklich musikalisch gebildet sind. Er hat sich einen sehr bedeutenden Wirkungskreis geschaffen und die Leute im eigentlichsten Sinne weiter gebracht. Zugleich ist dort der Philipp Veit und malt ruhig seine Bilder, die so einfach schön und fromm sind, wie ich es nur auf den alten Bildern gekannt habe. Da ist keine Ziererei und keine Affection drin, wie bei den Deutschthümlern in Rom, sondern eine aufrichtige Künstlerseele. Und dann kommt man nach Düsseldorf, wo wieder Schadow mit seinen Schülern ist und aus allen Kräften arbeitet und treibt, damit Etwas entsteht; wo Lessing seine Zeichnungen so gelegentlich macht und ausführt, wenn die Leute es bestellen, und da haben sie wieder ihr kleines Orchester und ihre Symphonien von Beethoven, — ich weiß nicht, warum ich Ihnen das Alles schreibe; denn Sie kennen es besser als ich; aber ich bin so hineingekommen, wie ich an alle die Menschen, die da so in jeder Stadt zerstreut sind, dachte, und aus denen das Land besteht. —

Hier aber ist Frankreich, und darum kann man auch keine deutsche Stadt mit Paris vergleichen, weil hier Alles zusammenströmt, was in Frankreich sich auszeichnet, während es sich in Deutschland verbreitet. Deutschland besteht aus so und so viel Städten; aber was Musik, ich glaube auch überhaupt, was Kunst betrifft, ist Paris Frankreich. Daher haben sie denn auch hier ihr Conservatorium, wo erzogen wird, wo sich eine Schule bildet, wohin alle Talente aus den Provinzen geschickt werden müssen, wenn sie sich irgend vervollkommnen wollen; denn außer Paris giebt es in ganz Frankreich kaum ein erträgliches Orchester, keinen ausgezeichneten Musiker; und während hier 1800 Clavierlehrer sind, und es doch noch an Lehrern fehlt, macht man in den andern Städten so gut wie gar keine Musik. Wie tausendfach sich Das nun hier im Mittelpunkt gestaltet, welch ein gewaltiges Treiben das ist, wenn man ein ganzes Land in Einer Stadt vor sich sieht und von allen Leuten die Elite um sich hat, das kann ich gar nicht beschreiben.

Daher kommt es auch, daß sich hier Alles gleich in Fächer abtheilt; denn Jeder sucht und findet seinen Theil. Ich bleibe nun bei Dem, was Sie und die Eltern mich lieben gelehrt haben, bin also gleich in die école Allemande einrangirt. Was die Modemusik betrifft, so schreibe ich Ihnen Nichts davon; die ist, wie ich sie vor sieben Jahren schon gekannt habe; das Wichtigste und Bedeutendste, was ich noch nicht gehört hatte, ist aber das Orchester des Conservatoire. Es ist natürlich, daß es das Vollkommenste ist, was man in Frankreich hören kann; denn es ist ja das pariser Conservatoire, das die Concerte giebt; aber es ist auch die vollkommenste Ausführung, die man irgend sonst hört. Sie haben sich vereinigt, die Besten, die in Paris sind, — haben die jungen Geiger aus den Classen dazu genommen, einem tüchtigen und eifrigen Musiker die Direction übertragen und nun zwei Jahre lang Proben gemacht, ehe sie eine Aufführung wagten, bis sie ganz mit einander eingespielt waren, bis von einem Notenfehler keine Rede mehr sein konnte; eigentlich sollte jedes Orchester so sein, Tact- und Notenfehler sollten ein- für allemal nicht vorkommen; aber da das leider einmal nicht der Fall ist, so ist dies das beste, was ich je gehört. Die Schule von Baillot, Rode und Kreutzer liefert ihnen die Geiger, und da ist es eine Freude, zu sehen, wenn die jungen Leute so in Masse auf's Orchester kommen, und alle nun anfangen mit demselben Bogen, derselben Art, derselben Ruhe und demselben Feuer. Es waren vorigen Sonntag vierzehn auf jeder Seite; Habeneck führt es an und tactirt mit dem Violinbogen. Die Schattenseiten sind: die Contrabässe, die nur drei Saiten haben, nur bis G gehen und ohne Kraft und Ton sind, so daß im Forte überall die eigentliche Stütze fehlt; ferner die erste Clarinette, die schreit und einen steifen, nicht angenehmen Vortrag und Ton hat; ferner sind die Trompeten in den hohen Tönen unsicher und ändern sich ihre schweren Stellen ab, und die Pauken endlich haben einen hohlen, dumpfen Kesselton, halb wie Trommeln; das Letztere und die Bässe schaden dem Eindruck des Ganzen am meisten. — Dagegen ist von einem Wanken, einem Fehler, der leisesten Uneinigkeit nie die Rede; es ist das genauste Ensemble, das man jetzt in der Welt hören kann, und dabei spielen die Leute ganz

bequem und ruhig; man hört, wie Jeder seinen Platz vollkommen ausfüllt, sein Instrument vollkommen bemeistert, wie Jeder seine Stimme und Alles, was sie erfordert, vollkommen auswendig kennt, kurz, wie das ganze Orchester nicht von einzelnen Musikern, sondern von einer Gesellschaft gebildet wird. — Auch die äußern Anstalten sind sehr zweckmäßig und vernünftig getroffen; die Concerte sind nur selten (alle vierzehn Tage), Sonntags um 2 Uhr, so daß es in jedem Sinn ein Feiertag ist, und daß die Leute nachher weiter Nichts thun, als nach Hause gehen zu ihrer Essensstunde und den Eindruck behalten, da Abends fast nie Oper ist; ferner ist der Saal klein, also macht die Musik erstlich eine doppelt starke Wirkung, und man hört alle Einzelheiten doppelt genau, und zweitens ist das Publikum nur klein, sehr gewählt und ebenfalls wie eine zahlreiche Gesellschaft. Die Musiker selbst haben nun wirklich Freude an den großen Beethoven'schen Symphonien; sie haben sich hineingespielt, und es macht ihnen Vergnügen, die Sache bezwungen zu haben; Einzelne, wie z. B. Habeneck selbst, meinen es auch gewiß ernst mit ihrer Liebe zu Beethoven, — den Andern aber, und zwar den größten Schreiern und Enthusiasten glaube ich kein Wort davon; denn sie setzen nun deswegen die andern Meister herab, — sprechen von Haydn wie von einer Perrücke, von Mozart wie von einem guten Mann, und ein solcher engherziger Enthusiasmus kann nicht wahr sein. Wenn sie fühlten, was Beethoven gemeint hat, so müßten sie auch wissen, was Haydn war, und müßten sich klein vorkommen; das thun sie aber nicht, sondern urtheilen frisch drauf zu. Auch das Publikum der Concerte liebt den Beethoven ungemein, weil sie glauben, man müsse ein Kenner sein, um ihn zu lieben; eigentliche Freude haben aber wohl die wenigsten daran, und das Herabwürdigen von Haydn und Mozart kann ich nun einmal nicht vertragen: es macht mich toll. Die Beethoven'schen Symphonien sind ihnen wie exotische Pflanzen, sie riechen wohl daran, aber es ist eine Curiosität; und wenn Einer gar einmal die Staubfäden zählt und findet, es sei doch eigentlich aus einer bekannten Blumenfamilie, so ist er zufrieden und macht sich weiter Nichts daraus. So klagt man sogar schon über Kälte der Leute in diesem und dem vorigen Jahre,

und man wird einige Violinquartetten von Beethoven für volles Saitenorchester, 28 Geigen u. s. w. mit Contrabässen, ohne Blaseinstrumente geben, um was Neues von ihm zu haben. Ich sollte sie sogar instrumentiren und die Sonate pathétique für's Orchester des Conservatoire einrichten, habe ihnen aber eine schöne Rede gehalten, daß es wohl unterbleibt und ohne Blaseinstrumente gegeben wird. Neues wollen sie nun einmal, und das kommt mir zu Statten; denn deshalb spielen sie nächsten Sonntag meine Ouvertüre zum „Sommernachtstraum". Ich muß Ihnen noch das Programm des vorigen Concerts sagen: es fing mit der A dur Symphonie von Beethoven an, dann kam Choeur des chasseurs de Weber, das war ein Vers aus dem Jägerchor der „Euryanthe", und dann auf einmal eine lange traurige Musik mit Hörnern, die ich nie gehört hatte; dann wieder der Jägerchor und dann wieder die traurige Musik, die immer leiser wurde und endlich schloß. Es fand sich, daß diese traurige Musik mit Hörnern von Castil-Blaze war, und daß man Euryanthe in der großen Oper nach seiner Bearbeitung ausgeführt hatte, von der dies ein Probestück ist. Es ärgert mich, daß man dies in dem Concerte gab; denn es wäre ohne Das ein Musterconcert gewesen; aber das war wieder eine von den Sachen, die nicht unter Ehrenmännern vorkommen sollten. Zum Schluß des ersten Theils spielte Kalkbrenner seinen „Traum"; das ist ein neues Clavierconcert, das er componirt hat, und worin er zur Romantik übergegangen ist; er erklärt vorher, daß es mit unbestimmten Träumen anfinge, dann käme eine Verzweiflung, dann eine Liebeserklärung und zum Schluß ein Militairmarsch. Kaum hört das Henri Herz, so macht er geschwind auch ein romantisches Clavierstück und erklärt es auch vorher: erst kommt ein Gespräch zwischen Schäfer und Schäferin, dann ein Gewitter, dann ein Gebet mit der Abendglocke und zum Schluß ein Militairmarsch. Sie werden es nicht glauben; aber es ist wirklich so. Übrigens spielt Kalkbrenner sein Stück ganz wunderbar schön, mit einer Nettigkeit, Eleganz und Vollkommenheit, der Nichts gleich kommt. Das war der erste Theil des Concerts; der zweite bestand aus Le Christ du mont des olives mit den Chören des Conservatoire und den

Sängern der großen Oper, die sämmtlich daraus hervorgegangen sind. Das nächste Concert fängt mit der F dur Symphonie von Beethoven an, dann ein Duett aus Armide (Esprits de haine) und ein Violoncellconcert. Der zweite Theil ist Kyrie und Gloria aus der neuen Beethoven'schen Messe und meine Ouvertüre. Wenn Das nicht bunt ist! —

Außerdem sollte ich Ihnen noch von Baillot's Soiréen, von der großen Oper und der nun wieder eröffneten Opéra-comique erzählen; ich spare es mir aber für einen nächsten Brief auf, sonst verlieren Sie die Geduld für meine langen Briefe. Aber bitte, lieber Herr Professor, schreiben Sie mir ein paar Zeilen Antwort, wenn es auch nur ein paar Worte sind, damit ich wisse, ob Sie eine Fortsetzung von meinem pariser Leben und Treiben haben wollen, und ob Sie mir noch unverändert und freundlich sind. Auch von meinen neuen Sachen muß ich Ihnen noch schreiben; denn ich bin ziemlich fleißig gewesen in der Zeit. Wie freue ich mich darauf, sie Ihnen vorzuspielen und zu erfahren, ob Sie damit zufrieden sind, und was Ihnen nicht recht ist, und was ich besser machen soll; denn Sie werden eine Menge Instrumental- und Kirchenmusiken mit anhören müssen!

Ihr treuer Schüler

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seinen Vater.

Paris, den 21. Februar 1832.

Es bezeichnet jetzt fast jeder Eurer Briefe, der zu mir ankommt, einen bittern Verlust. Gestern erhielt ich den mit der Nachricht von der lieben U., die ich nicht mehr bei Euch finde, — da ist zum Mittheilen und Plaudern keine Zeit; man muß arbeiten und sich weiter zu bringen suchen. Ich habe ein großes Adagio componirt in das Quintett hinein als ein Intermezzo. Es heißt „Nachruf“ und ist mir eingefallen, wie ich eben Etwas für Baillot componiren mußte, der so schön spielt und mir so gut ist, und der es öffentlich spielen will vor den Leuten, und der mir doch so fremd ist. Vorgestern ist im Concert des

Conservatoire zum ersten Male meine Ouvertüre zum „Sommernachtstraum" gegeben worden. Sie hat mir großes Vergnügen gemacht; denn sie ging ganz vortrefflich und schien auch den Leuten zu gefallen. In einem der nächsten Concerte wird sie noch einmal aufgeführt, und meine Symphonie, die deswegen ein wenig verzögert worden ist, soll Freitag oder Sonnabend vorgenommen werden. Auch werde ich im 4ten oder 5ten Concert Beethoven's G dur Concert spielen. Die Musiker kreuzigen und segnen sich über all' die Ehre, die mir das Conservatoire anthut. Das A moll Quartett haben sie am Dienstag wundervoll gespielt, mit einem Feuer und alle so einig, daß es eine Freude war, und da ich Rietz nicht mehr hören kann, so werde ich es wohl so bald nicht besser haben. Es schien den Leuten vielen Eindruck zu machen, und beim Scherzo wurden sie ganz toll.

Es ist nun aber einmal wieder Zeit, daß ich Dir, lieber Vater, über meinen Reiseplan ein paar Worte schreibe, und zwar dieses Mal aus vielen Gründen ernster als gewöhnlich. Da möchte ich denn erst einmal das Allgemeine zusammenfassen und an Das denken, was Du mir vor meiner Abreise als meine Zwecke hingestellt hast und festzuhalten befahlst: ich solle mir nämlich die verschiedenen Länder genau betrachten, um mir das auszusuchen, wo ich wohnen und wirken wolle; — ich solle ferner meinen Namen und Das, was ich kann, bekannt machen, damit die Menschen mich da, wo ich bleiben wolle, gern aufnehmen, und ihnen mein Treiben nicht fremd sei; und endlich, ich solle mein Glück und Deine Güte benutzen, um meinem späteren Wirken vorzuarbeiten. Es ist mir ein freudiges Gefühl, Dir nun sagen zu können, ich glaube, Das sei geschehen. Die Fehler abgerechnet, die man zu spät einsieht, denke ich diese Deine hingestellten Zwecke erfüllt zu haben. Die Leute wissen jetzt, daß ich lebe und daß ich Etwas will; und was ich Gutes leiste, werden sie wohl gut annehmen. Sie sind mir hier entgegen gekommen und haben von meinen Sachen verlangt, was sie sonst nie gethan haben, da sich alle Andern, sogar Onslow, darum haben melden müssen. Von London aus hat mich das Philharmonic zum 10. März einladen lassen, um etwas Neues von mir aufzuführen; meinen

münchener Auftrag habe ich ebenfalls bekommen, ohne den geringsten ersten Schritt zu thun, und zwar erst nach meinem Concert. Nun will ich noch hier (wenn es sich macht) und gewiß in London, falls die Cholera mich nicht an dem Hinreisen im April verhindert, ein Concert für meine Rechnung geben und mir etwas Geld verdienen, damit ich mich auch darin versucht habe, ehe ich zu Euch zurückkomme, so daß ich hoffe, den Theil Deiner Absicht, mich den Leuten bekannt zu machen, erfüllt nennen zu können. Aber auch die andere Absicht, daß ich mir ein Land aussuchen solle, wo ich leben möge, ist mir wenigstens im Allgemeinen gelungen. Das Land ist Deutschland; darüber bin ich jetzt in mir ganz sicher geworden. Die Stadt aber wüßte ich nicht zu sagen; denn die wichtigste, zu der es mich aus so vielen Gründen hinzieht, kenne ich noch nicht in dieser Beziehung: — ich meine Berlin; ich muß also erst bei meiner Rückkunft prüfen, ob ich da werde bleiben und stehen können, wie ich mir es denke und wünsche, nachdem ich alles Andere gesehen und genossen habe. — Das ist auch der Grund, warum ich mich hier um keine Oper bewerbe. Wenn ich eine recht gute Musik mache, wie sie heut sein muß, so wird sie in Deutschland auch schon verstanden und geliebt werden (es ist mit allen ihren guten Opern so gewesen). Wenn ich eine mittelmäßige Musik mache, so wird sie in Deutschland vergessen; hier aber würde sie doch oft gegeben, gelobt, nach Deutschland geschickt und dort auf die pariser Autorität hin gegeben, wie wir es täglich sehen; Das will ich aber nicht, und wenn ich keine gute Musik habe machen können, so will ich auch nicht dafür gelobt sein. Drum will ich es erst in Deutschland anfangen, und geht es da so arg, daß ich nicht mehr dort leben kann, so bleibt mir die Fremde noch immer. Zudem ist die Opéra-comique hier so verfallen und schlecht, wie wenig deutsche Theater, und sie fällt von einem Banquerott in den andern. Wenn man Cherubini fragt, warum er seine Opern nicht dort zu geben erlaubt, so antwortet er: „Je ne fais pas donner des opéras sans choeur, sans orchestre, sans chanteurs et sans décorations“. Die große Oper aber hat schon auf Jahre hinaus bestellt, und man könnte nur auf drei bis vier Jahre hin einen Auftrag erhalten. — So will ich denn
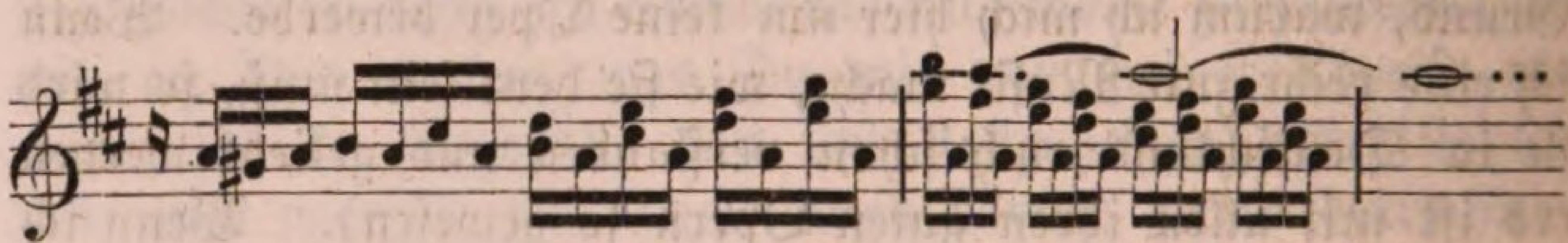
für's erste zu Euch zurückkehren, meinen „Sturm" schreiben und sehen, wie er geräth. Der Plan also, den ich Dir vorlegen wollte, lieber Vater, ist der, hier bis Ende März oder Anfang April zu bleiben (das Philharmonic für den 10. März habe ich natürlich abgeschrieben und mir's vorbehalten), dann nach London auf ein paar Monate zu gehen, dann, wenn das rheinische Musikfest zu Stande kommt, zu dem sie mich haben rufen wollen, über Düsseldorf, wo nicht, auf dem kürzesten Wege zu Euch zurückzukehren und bald nach Pfingsten bei Euch zu sein im Garten.

Lebt wohl. Felix.

An seine Mutter.

Paris, den 15. März 1832.

Liebe Mutter!



Das ist der 15. März 1832. Geh' es Dir heute wohl und fröhlich! Du willst lieber, daß die Briefe am Geburtstage ankommen, als daß sie an dem Tage geschrieben werden; aber nimm es mir nicht übel, ich kann mich nicht daran gewöhnen. Vater sagte, man könne nicht wissen, wie es später aussehe, drum müsse der Brief zum Tage ankommen; aber dies Gefühl habe ich dann doppelt; denn ich weiß nicht, wie Ihr den Tag leben werdet, und weiß es von mir noch dazu auch nicht. Ist aber das Fest herangekommen, dann ist mir, als wäre ich beinahe bei Euch, und Ihr könntet meinen Glückwunsch eben nur nicht hören; dann kann ich ihn ohne andere Sorge bringen, als die Sorge der Entfernung. Die aber wird bald vorüber sein, so Gott will, und er erhalte Dich und Euch Alle mir zu meinem Glück. —

Jetzt habe ich angefangen, mich recht in's Musikleben zu werfen, und da Euch das freut, so will ich auch Etwas davon

schreiben; denn ein Brief, den ich sammt einem Zeichenbuch vor einigen Tagen durch den Adjutanten von Mortier zu Euch schicken wollte, wartet noch immer, so wie ganz Paris auf die Abreise des Marschalls, die aber nicht erfolgt. Sollte aber doch der Brief mit dem Buch durch den Mann in Eure Hände gelangen, so nehmt die ganze Sendung, besonders aber den Mann (einen Grafen Perthuis) freundlich auf; denn er ist einer der freundlichsten, liebenswürdigsten Menschen, die mir begegnet sind. Ich hatte Euch darin schon geschrieben, daß ich übermorgen im Conservatoire das G dur Concert von Beethoven spiele, und daß der ganze Hof zum ersten Male in's Concert kommt. K. möchte mich todt beißen vor Neid; er wollte mich erst durch tausend Intriguen nicht zum Spielen kommen lassen, und als er nun gar erfuhr, daß die Königin komme, so hat er alles Mögliche gethan, um mich aus dem Wege zu schaffen. Zum Glück sind alle Anderen vom Conservatoire, namentlich der allmächtige Habeneck, meine wahren Freunde, und so hat's ihm Nichts geholfen. Er ist der einzige Musiker hier, der sich wirklich mißgünstig und falsch gegen mich nimmt; und obwohl ich ihm nie getraut habe, so ist es doch immer ein beängstigendes Gefühl, Jemand gegenüber zu stehen, der Einen haßt und es nicht zeigen will.

Den 17ten.

Der Brief hat nicht fertig werden können, weil besagtes Musiktreiben diese Tage so toll geworden ist, daß ich nicht mehr weiß, wo mir der Kopf steht. Ein bloßer Catalog von Dem, was ich zu thun habe und hatte, muß also für heute genügen und mich zugleich entschuldigen. Eben komme ich aus der Probe vom Conservatoire. Wir haben ordentlich probirt; gestern zweimal und heut auch beinahe Alles wiederholt; nun geht es aber auch wie geschmiert. Wenn die Leute morgen halb so entzückt sind, wie das Orchester, so ist es gut; das hat gestern das Adagio wüthend da capo gerufen, und heut hat Habeneck eine kleine Rede halten müssen, um anzuzeigen, daß am Ende noch ein Tact Solo wäre, den sie doch gütigst abwarten möchten. Es würde Euch freuen, all' die Freundlichkeiten und kleinen Artigkeiten zu sehen, die Der für mich hat;

nach jedem Symphoniestück frägt er mich, ob mir irgend Etwas nicht recht sei, und so habe ich einige Lieblingsnüancen hier im französischen Orchester zuerst durchsetzen können. Nach der Probe hat Baillot in seiner Classe mein Octett gespielt, und wenn es auf der Welt ein Mensch noch spielen kann, so ist Er es. Er war so außerordentlich, wie ich ihn nie gehört habe, und ebenso auch Urhan, Norblin und die Andern, die alle wüthend und rasend hineinhieben. — Außerdem muß ich nun die Ouvertüre und das Octett fertig arrangiren, muß das Quintett in Ordnung bringen, da Simrock es gekauft hat, muß Lieder aufschreiben und erlebe die Autorfreude, mein H moll Quartett etwas umarbeiten zu können, da es hier bei zwei verschiedenen Verlegern herauskommt, die mich um nachträgliche Änderungen gefragt haben, ehe sie es publicirten, endlich alle Abend Soirées; heut Bohrers; morgen eine Fête mit allen Geigengamins des Conservatoire; übermorgen Rothschild; Dienstag die Société des beaux arts; Mittwoch mein Octett beim Abbé Bardin; Donnerstag mein Octett bei Mme. Kiéné; Freitag Concert bei Erard; Sonntag Concert bei Leo und endlich Montag — lache, wer lachen kann — wird zu Beethoven's Sterbefeier in einer Kirche mein Octett gespielt; dies ist das Dummste, was die Welt gesehen hat; aber es war nicht abzuschlagen, und ich freue mich einigermaßen, es zu erleben, daß während des Scherzo eine stille Messe gelesen werden soll. Man kann es sich nicht toller erdenken, als einen Priester am Altar und mein Scherzo dazu — man reis't eigentlich incognito. Endlich giebt Baillot am 7. April ein großes Concert, und ich habe ihm versprochen, bis dahin noch hier zu bleiben und darin ein Concert von Mozart und noch Etwas zu spielen. Den 8ten sitze ich dann auf der Post und fahre nach London, habe vorher noch meine Symphonie im Conservatoire gehört und einige Stücke verkauft, und freue mich dann über die freundliche Aufnahme, die mir die Musiker hier gemacht haben. —

Lebt wohl!

Felix.

An seine Familie.

Paris, den 31. März 1832.

Verzeiht mein langes Stillschweigen: — ich wußte Euch nichts Erfreuliches mitzutheilen, und verstimmte Briefe schreibe ich ungern. So hätte ich auch jetzt lieber noch schweigen sollen; denn mir ist nicht gar lustig zu Muthe. — Aber seit wir das Gespenst* hier haben, will ich Euch nun regelmäßig schreiben, damit Ihr wisset, ich sei wohlauf und arbeite weiter. Nur Goethe's Verlust ist eine Nachricht, die Einen wieder so arm macht! Wie anders sieht das Land aus! Es ist so eine von den Botschaften, deren ich manche schon hier bekommen habe, die mir nun beim Namen Paris immer einfallen werden, und deren Eindruck mir durch alle Freundlichkeit, alles Sausen und Brausen und das ganze lustige Leben hier nicht verlöschen wird. Möge mich Gott nur vor noch schlimmeren Nachrichten bewahren und mich zu Euch Allen zur fröhlichen Wiederkunft bringen; das ist die Hauptsache! Durch mehrere Umstände bin ich bewogen worden, meinen Aufenthalt hier wenigstens noch um 14 Tage, also bis Mitte April zu verlängern, und die Concertidee hat sogar wieder zu spuken angefangen; ich werde sie auch ausführen, wenn die Cholera nicht die Leute von musikalischen und sonstigen Vereinigungen abhält. Das zeigt sich in acht Tagen, die ich auf jeden Fall noch hier bleibe; ich glaube aber, es wird Alles seinen ruhigen Gang fortgehen, und der „Figaro" Recht behalten, der einen Artikel schreibt, der „Enfoncé le Choléra" heißt, in dem er behauptet, Paris sei das Grab aller Reputationen: man hätte da vor Nichts Achtung; man gähne bei Paganini (er gefällt diesmal sehr wenig), man sehe sich nach einem Kaiser oder Dey auf der Straße nicht um, und so würde die Krankheit ihren sauer erworbenen schlechten Namen hier auch verlieren. — Von meinem Spielen im Conservatoire wird Euch der Graf Perthuis wohl erzählt haben; die Franzosen sagen, es sei ein beau succès

* Die Cholera.

gewesen, und es hat den Leuten Plaisir gemacht. Auch hat mir die Königin alles mögliche Schöne darüber sagen lassen. Am Sonnabend muß ich wieder zweimal öffentlich spielen. Mein Octett am Montag in der Kirche hat aber an Absurdität Alles übertroffen, was die Welt bis jetzt gesehen und gehört hat. — Wie der Priester während des Scherzo am Altar fungirte, da klang es wirklich ganz wie „Fliegenschnauz und Mückennas, verfluchte Dilettanten", die Leute fanden es aber, wer weiß wie kirchlich und sehr schön.

Daß Dir mein H moll Quartett gefallen hat, lieber Vater, erfreut mich gar zu sehr; es ist ein Ding, das mir lieb ist und das ich sehr gern spiele, obwohl das Adagio viel zu süß gerathen ist; das Scherzo thut dann desto besser darauf. Du scheinst Dich aber etwas über mein A moll Quartett zu moquiren, wenn Du von einer andern Instrumentalmusik sagst, sie koste Kopfzerbrechen, um herauszukriegen, was der Verfasser gedacht habe, der aber Nichts gedacht habe. — Das Stück müßte ich denn vertheidigen; denn es ist mir auch lieb; aber es kommt nur gar zu viel auf die Ausführung an, und ein Einziger dabei, der mit Eifer und Liebe spielt, wie es Taubert gethan haben soll, macht da einen großen Unterschied.

Euer

Felix.

Aus Briefen aus London vom Jahre 1832.

London, den 27. April 1832.

Ich wollte, ich könnte beschreiben, wie froh ich bin, hier zu sein; wie mir Alles so lieb hier ist; wie ich über die Freundlichkeit der alten Freunde vergnügt bin. Aber eben, weil das Alles noch im Gange ist, fasse ich mich heute kurz.

Ich muß eine Menge Leute aufsuchen, die ich noch gar nicht gesehen habe, während ich mich mit Klingemann, Rosen und Moscheles schon wieder so zusammen eingelebt habe, als seien wir nie auseinander gewesen. Die bilden den Kern

meines hiesigen Aufenthaltes. — Wir sehen uns alle Tage; es ist mir wieder gar zu wohl, unter guten, ernsthaften Menschen und unter wahren Freunden zu sein, vor denen ich mich weder in Acht zu nehmen, noch sie zu beobachten brauche. Moscheles und seine Frau sind wirklich von einer rührenden Freundlichkeit gegen mich, die mir um so werther ist, je lieber ich sie Beide habe und gewinne; und dann das Gefühl der ganz zurückgekehrten Gesundheit, als ob ich wieder aufgelebt, von Neuem auf die Welt gekommen wäre, — das Alles vereinigt sich! *

Den 11. Mai.

Wie glücklich diese ersten Wochen hier waren, kann ich Euch nicht beschreiben. Wenn von Zeit zu Zeit sich alles Schlimme häuft, wie den Winter in Paris, wo ich die liebsten Menschen verlieren mußte, mich nie heimisch fühlte, endlich sehr krank wurde, so kommt denn auch wieder einmal das Gegentheil, und so ist es hier im lieben Lande, wo ich meine Freunde wiederfinde, mich wohl und unter wohlwollenden Menschen weiß, und wo ich das Gefühl der zurückgekehrten Gesundheit im vollsten Maße genieße. Dazu ist es warm, der Flieder blüht, und es giebt Musik zu machen; denkt Euch mein Glück! Einen lustigen Morgen der letzten Woche muß ich Euch doch beschreiben. Es war von allen äußerlichen Anerkennungen, die ich bis jetzt gehabt habe, die, welche mich am meisten gefreut und gerührt hat, und vielleicht die einzige, an die ich immer neu erfreut denken werde. Sonnabend Morgen war Probe des Philharmonic, in dem aber Nichts von mir gegeben werden konnte, weil meine Ouvertüre noch nicht ausgeschrieben war. Nach der Pastoralsymphonie von Beethoven, während welcher ich in einer Loge war, wollte ich in den Saal, um einige alte Freunde wieder zu begrüßen. Kaum komme ich aber unten hinein, so ruft Einer aus dem Orchester: „There is Mendelssohn“, und darauf fangen sie Alle dermaßen an zu schreien und zu klatschen, daß ich eine Weile nicht wußte, was

* Felix Mendelssohn hatte in den letzten Wochen seines pariser Aufenthaltes einen Anfall von Cholera gehabt.

ich anfangen sollte; und als es vorbei war, ruft ein Anderer: „Welcome to him“, und darauf fangen sie wieder denselben Lärm an, und ich mußte durch den Saal und auf's Orchester klettern und mich bedanken. Seht, Das werde ich nicht vergessen; denn es war mir lieber, als jede Auszeichnung; es zeigte, daß die Musiker mich lieb hatten und sich freuten, daß ich kam, und es war mir ein froheres Gefühl, als ich sagen kann.

Den 18. Mai.

Lieber Vater!

Deinen Brief vom 9ten habe ich in Händen; Gott gebe, daß Zelter in diesem Augenblicke gerettet und außer aller Gefahr sein möge! Du sagst, er sei es; — aber ich erwarte sehnlichst Euren nächsten Brief, um die Besserung bestätigt zu sehen. Ich habe es längst gefürchtet seit Goethe's Tode; aber das Eintreffen ist doch noch immer anders. Der Himmel mag es abwenden! —

Sage mir auch, ich bitte Dich darum, was Du damit meinst, wenn Du schreibst: „Der nicht zu bezweifelnde Wunsch und das Bedürfniß Zelter's, Dich jetzt in seiner Nähe zu haben, wo es ihm gewiß für's Erste, wenn nicht überhaupt, unmöglich sein wird, sich der Akademie anzunehmen, woraus folgt, daß, wenn Du nicht eintrittst, es ein Anderer thun muß u. s. w." — Hat Zelter diesen Wunsch gegen Dich ausgesprochen, oder glaubst Du nur, daß er ihn haben müsse? Wäre das Erste der Fall, so würde ich sogleich nach Deiner Antwort an Zelter schreiben, und in welcher Art es auch sei, ihm jeden Dienst anbieten und ihm jede Arbeit abzunehmen suchen, so lange er es wollte; denn das wäre dann natürlich meine Pflicht. Ich hatte mir vorgenommen, vor meiner Rückkunft auch an Lichtenstein zu schreiben wegen des mir damals gemachten Antrags*; aber daran ist jetzt natürlich nicht zu denken; denn ich möchte auf keine Weise annehmen, daß Zelter nicht wieder eintreten könnte, und selbst in diesem Falle würde ich mich nun nicht

* In Betreff einer Stellung bei der Singakademie.

mehr mit irgend jemand Anders darüber besprechen, als mit ihm selbst. Alles Andere käme mir wie ein Unrecht gegen ihn vor. Wenn er aber meine Dienste braucht, so bin ich bereit und will mich freuen, wenn ich ihm irgend behülflich sein kann, und noch mehr, wenn er es nicht braucht und ganz wieder hergestellt ist. Hierüber bitte ich Dich um ein paar Worte. — Nun will ich Dir noch meine Pläne und Arbeiten bis zur Abreise mittheilen. Gestern früh ist das Rondo brillant fertig geworden; das spiele ich heute über acht Tage öffentlich in Morris' Evening concert; den Tag darauf probire ich im Philharmonic mein münchener Concertstück und spiele es dann Montag, den 28sten, in ihrem Concert; am 1. Juni ist Moscheles' Concert; da spiele ich mit ihm ein Concert für zwei Claviere von Mozart und dirigire meine beiden Ouvertüren, die „Hebriden" und den „Sommernachtstraum"; endlich den 11ten ist das letzte Philharmonic, in dem ich irgend Etwas dirigiren soll. Für Cramers muß ich das Arrangement fertig machen und einige Lieder für's Clavier; dann auch einige mit englischen Worten und endlich für mich mehrere deutsche; denn es ist doch am Ende einmal Frühling, und der Flieder blüht. Vorigen Montag wurden die „Hebriden" im Philharmonic zum ersten Male gegeben; es ging prächtig und machte sich ganz seltsam zwischen mancherlei Rossini; die Leute haben aber mich und das Stück ungemein freundlich aufgenommen; heut Abend ist Mr. Vaughans' Concert; — jetzt wird Dir aber übel vor lauter Concerten: — ich schließe auch! —

Norwood, Surrey, den 25. Mai.

Es ist eine harte Zeit und verlöscht Vieles!* — Gott erhalte Euch mir und gebe uns ein frohes Wiedersehen und lasse keinen von den Unsrigen dabei fehlen. Ihr empfangt diesen Brief wieder von dem Landhause her, von wo Ihr vor drei Jahren im November meinen letzten vor der Rückkunft bekamt. Ich bin auf ein paar Tage hergezogen, um mich ein wenig zu sammeln und zu erholen, so wie ich es damals körper-

* Er hatte Nachricht von Zelter's Tode erhalten.

lich thun mußte. Da ist nun Alles ziemlich ebenso: mein Zimmer ganz dasselbe; alle Noten im Spinde stehen auf dem alten Flecke; die Leute ganz so schonend und ruhig aufmerksam wie damals, und an ihnen, wie an ihrem Hause sind die drei Jahre so gelind vorübergezogen, als hätten sie nicht die halbe Welt aufgewühlt. Das thut wohl zu sehen; nur ist es jetzt lustiger Frühling mit Apfelblüthen und Flieder und allen Blumen, und damals war es Herbst mit Nebel und Kaminfeuer; aber dafür fehlt jetzt Vieles, was damals noch da war; es giebt sehr zu denken. So wie ich Euch aber damals schrieb, ohne etwas Anderes zu sagen als: „Auf Wiedersehen!", so ist es mir auch jetzt; es wird zwar viel ernsthafter sein, und ich bringe kein Liederspiel mit, das ich hier in der Stube componiren könnte, wie das erste; aber der Himmel lasse mich nur Euch Alle gesund wiederfinden. —

Du schreibst, liebe Fanny, ich möchte nun doppelt eilen zurückzukommen, um wo möglich die Anstellung bei der Akademie zu erhalten. Das werde ich aber nicht thun. Ich komme zurück, sobald ich kann, weil Vater mir schrieb, er wünsche es. In vierzehn Tagen denke ich abzureisen. Aber nur aus dem Grunde; der andere könnte mich eher zurückhalten, wenn es in diesem Falle irgend einer könnte; denn ich will mich auf keine Weise darum bewerben. Die Gründe, die mir Vater damals dagegen angab, als ich ihn an den Antrag der Vorsteher erinnerte, und worin er mir sagte, daß er diese Stelle mehr wie eine Sinecur für spätere Jahre ansähe, „wo mir die Akademie als ein Hafen übrig bliebe", sind gewiß vollkommen richtig, und ich möchte diese Stelle ebenso wenig wie irgend eine andere für die nächsten Jahre ambiren; denn da will ich von Dem leben, was ich schreibe, wie ich es jetzt hier thue, und will ungebunden sein. Dazu kommt noch, daß bei der besonderen Stellung der Akademie, — bei dem kleinen Gehalt, das sie geben, und der großen Wirksamkeit, die sie besitzen könnte, mir die Directorstelle wie eine Art Ehrenstelle vorkommt, um die ich mich nicht bewerben möchte. Wenn sie sie mir anböten, würde ich sie annehmen, weil ich es ihnen damals versprach; aber nur auf bestimmte Zeit und Bedingungen; und wenn sie es nicht thun, so ist meine Gegenwart zu Nichts nutz; denn

meine Fähigkeit dazu brauche ich ihnen nicht erst zu beweisen, und intriguiren kann und mag ich nicht. Zudem darf ich aus den Gründen, die ich im vorigen Briefe angab, England nicht eher als nach dem 11ten verlassen, und bis dahin wird die Sache wohl entschieden sein. Ich wünsche also, daß für mich kein Schritt in irgend einer Art geschehe, ausgenommen den, von dem mir Vater schon geschrieben hat, meine baldige Rückkunft betreffend; aber Nichts, was einer Bewerbung ähnlich sähe; und wenn sie ihre Wahl treffen, so wünsche ich ihnen einen Mann, der es mit solcher Liebe weiter führt, wie es der alte Zelter gethan hat. Die Nachricht empfing ich Morgens, als ich eben an ihn schreiben wollte; dann kam eine Probe meines neuen Clavierstückes mit seiner tollen Lustigkeit, und wie die Musiker nun klatschten und Complimente machten, da war mir es wieder recht, als ob ich in der Fremde sei. Dann ging ich hier hinaus und fand die unveränderten Stellen und Menschen; dann kam plötzlich Hauser an, und wir fielen uns in die Arme und dachten der lustigen Zeit des vorigen Herbstes in Süddeutschland, und was alles verschwunden sei in diesem halben Jahre; und Eure Nachricht blieb immer da und wahr, und kam immer wieder vor die Sinne; so habe ich die letzten Tage hier gelebt. Verzeiht, daß ich nicht gut schreiben kann. Heut Abend muß ich wieder in die Stadt, um zu spielen, und ebenso morgen, Sonntag und Montag. —

Noch habe ich eine Bitte an Dich, lieber Vater. Sie betrifft die Seb. Bach'schen Cantaten, die Zelter besaß. Wenn Du es irgend verhindern kannst, daß über sie disponirt wird, bis ich zurückkomme, so thue es; denn ich wünsche sie um jeden Preis wenigstens noch zusammen zu sehen, ehe sie sich zerstreuen sollten.

Ich hatte Euch wohl sonst manches Erfreuliches aus den vorigen Wochen schreiben wollen; denn es bringt mir jeder Tag neue Beweise, daß mich die Leute lieb haben und gern mit mir leben, und Das freut mich wieder und macht mir das Leben leicht und lieb; aber heute kann ich's nicht. Vielleicht bin ich das nächste Mal wieder zerstreut genug, um historisch zu sein. Von Moscheles viele Grüße; es sind vortreffliche Menschen, und für mich ist es Erquickung, seit Langem wieder

einmal einem Künstler zu begegnen, der nicht von Eifersucht, Neid und elender Selbstsucht zerrissen ist. Er macht fortwährend Fortschritte in seiner Kunst. —

Draußen scheint aber warme Sonne, und nun will ich hinaus in den Garten, etwas turnen und an den Fliederbüschen riechen; Ihr seht daraus, daß ich gesund bin.

London, den 1. Juni.

An dem Tage, an welchem ich die Nachricht von Zelter's Tode empfing, glaubte ich, ich würde sehr krank davon werden, — habe mich auch die ganze vorige Woche nicht erholen können. Die vielfachen Beschäftigungen haben mich nun aber herausgerissen und mich wieder zu mir selbst oder von mir selbst fortgebracht. Da geht es mir wieder gut, und ich bin fleißig.

Vor Allem muß ich nun Dir, lieber Vater, für Deinen freundlichen Brief danken. Er ist wohl schon großentheils durch meinen vorigen beantwortet, doch will ich wiederholen, warum ich das Schreiben an die Vorsteherschaft nicht schicken werde. Erstlich bin ich damals Deiner ersten Meinung beigetreten, daß die Stellung bei der Akademie mir für den Anfang meiner Laufbahn nicht eine wünschenswerthe sei, so daß ich sie also nur auf gewisse Zeit und unter gewissen Bedingungen annehmen möchte und nur, um mein damaliges Versprechen zu halten. Bewerbe ich mich aber darum, so müßte ich sie nehmen, wie sie sie geben, und mich ihren Bedingungen hinsichtlich Gehalt, Verpflichtungen u. s. w. unterziehen, obgleich ich sie nicht einmal kenne. Zweitens scheint mir der Grund, den sie Dir angegeben, warum ich schreiben solle, nicht ein gerader, wahrer zu sein. Sie sagen, sie wollten gewiß sein, daß ich's annehme, und darum möcht' ich mich unter die Competenten stellen; aber als sie es mir vor drei Jahren anboten, sagte mir Lichtenstein schon, es geschehe nur, um zu wissen, ob ich es annehmen würde, und ich möchte mich bestimmt darüber erklären. Damals sagte ich Ja; ich wollte es mit Rungenhagen zusammen fortführen. Ich weiß nicht, ob ich jetzt noch so denken würde; aber ich habe es damals zugesagt, kann Nichts mehr daran ändern und muß es darum halten. Mein Ja noch einmal zu wiederholen, ist nicht nöthig; denn wenn ich es einmal gegeben

habe, so bleibt es dabei. Ich kann es aber um so weniger, da ich mich jetzt zu Dem anbieten müßte, was damals mir angeboten wurde. — Wenn sie gesonnen wären, ihr Wort zu halten, so würden sie nicht von mir einen Schritt verlangen, den sie vor drei Jahren selbst gethan haben, sondern würden sich meiner Zustimmung entsinnen und müßten wissen, daß ich ein solches Wort nicht brechen kann. —

Einer Bestätigung meines Versprechens bedarf es also nicht; mein Brief könnte in dieser Hinsicht Nichts ändern, und wenn sie die Stelle einem Anderen zuerkennen wollen, so wird sie mein Brief davon nicht abhalten. — Ferner muß ich mich auf einen Brief aus Paris berufen, in dem ich Dir sagte, ich wolle im Frühjahr nach Berlin zurück, weil das die einzige Stadt von Deutschland sei, die ich noch nicht kenne. Das ist meine ernstliche Meinung; ich weiß nicht, wie ich mich in Berlin stellen werde, und ob ich dort werde bleiben können, d. h. ob ich dort ebenso leicht Aussicht zum Wirken und Schaffen haben werde, wie sie mir an anderen Orten eröffnet ist. Das einzige Haus, das ich in Berlin kenne, ist das unsrige, und daß ich mich dort wieder glücklich fühlen werde, weiß ich. Aber ich muß auch thätig sein können, und das wird sich erst bei der Rückkunft zeigen. Ich hoffe, es geht wie ich wünsche; denn natürlich wird mir immer der Ort der liebste sein, wo Ihr lebt; aber ehe ich es ganz sicher weiß, möchte ich mich nicht durch diese Stellung binden.

Ich muß schließen, weil ich unendlich viel zu thun habe, um nach dem nächsten Philharmonic abzureisen. Ich muß verschiedene Sachen herausgeben, ehe ich reise; bekomme aber von so vielen Seiten Aufträge und zum Theil so angenehme, daß es mir wirklich schwer fällt, sie nicht noch anzufangen. Unter Andern erhielt ich heut früh von einem Verleger ein Billet, der zwei große Kirchenstücke in Partitur, eins für den Morgen, das andere für den Abend, herausgeben will. Ihr könnt Euch denken, wie mir der Auftrag gefällt, und wie ich ihn in der Leipzigerstraße sogleich ausführen werde. Die „Hebriden" will ich aber noch ein Weilchen für mich behalten, ehe ich sie vierhändig zustutze; aber das neue Rondo kommt, und die ewigen Clavierlieder muß ich fertig machen und

mehrere Arrangements und wahrscheinlich das Concert. Das habe ich vorigen Montag im Philharmonic gespielt und habe wohl noch niemals in meinem Leben so vielen Erfolg gehabt. Die Leute waren wie toll und meinten, es sei mein bestes Stück. — Jetzt gehe ich in's Concert von Moscheles, um zu dirigiren und das Mozart'sche Concert zu spielen, in das ich zwei lange Cadenzen für uns Beide gemacht habe.

Felix.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Zweiter Theil.

Briefe

aus den Jahren 1833—1847.

Herausgegeben von

Paul Mendelssohn Bartholdy

in Berlin

und

Professor Dr. Carl Mendelssohn Bartholdy

in Freiburg in Br.

Vorwort.

Die Reisebriefe von Felix Mendelssohn Bartholdy haben den Zweck, welcher ihrer Herausgabe zu Grunde lag, in reichem Maaße erfüllt, und Mendelssohn auch persönlich der Welt, und zwar vor Allem den Deutschen, nahe gerückt.

Sie umfassen jedoch nur einen Abschnitt aus Mendelssohn's Jugendzeit, und es ist jetzt zulässig geworden, das damit begonnene Lebens- und Charakterbild durch Mendelssohn's eigene Worte und Schilderungen zum Abschluß zu bringen.

Dies war der bestimmende Gesichtspunkt bei der Auswahl und Sichtung der nachfolgenden Briefe. Sie schließen sich der Zeit nach unmittelbar an die Reisebriefe an und gehen bis zu Mendelssohn's Tode. Indem sie ihn somit durch die verschiedenartigsten Lebens- und Berufsverhältnisse begleiten, beanspruchen sie, wenigstens theilweise, eine andere Art von Interesse, als die einer Periode heiteren, und dabei doch bedeutungsvollen Genusses angehörenden Reisebriefe. So nehmen z. B. die Verhandlungen über Mendelssohn's Berliner Stellung einen verhältnißmäßig großen Platz ein, welcher ihnen aber angewiesen werden mußte, weil sie für Mendelssohn's Auffassung und Behandlungsweise solcher Dinge sehr bezeichnend sind, außerdem aber Manches kennen lehren, was über das

Persönliche hinausreicht, und daher noch einen andern als biographischen Werth hat.

Dagegen waren die ausführlichen Schilderungen des hohen und reinen Glückes, welches Mendelssohn in seiner engsten Häuslichkeit genossen, als ein hauptsächlich für die Familie werthvolles Gut füglich zurückzubehalten, und es sind nur einzelne, jedoch hinlänglich klar und bestimmt sich darüber aussprechende Stellen zur Veröffentlichung gewählt worden.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die Herausgabe aller Briefe an lebende Personen mit deren ausdrücklicher, bereitwillig ertheilter Genehmigung erfolgt.

Berlin und Heidelberg im Juni 1863.

An den Prediger Bauer in Belzig.

Berlin, den 4. März 1833.

Seit ich im Arbeiten bin, ist mir wieder so sehr wohl zu Muthe, daß ich gern so viel als möglich drin bleibe, und alle Zeit dazu brauche, die ich nicht bei den Meinigen bin. Man empfindet es doppelt dankbar, wenn solche Zeiten wie mein letztes halbes Jahr vorüber sind; es schmeckt so wie das Ausgehn nach einer Krankheit, und am Ende ist's ja wirklich eine Krankheit, und zwar die schlimmste: diese Ungewißheit, diese Zweifel und Unstätigkeit*. Nun bin ich aber davon curirt, und wenn Du an mich denkst, so denke Dir wieder einen lustigen Musikanten, der mancherlei macht, noch viel mehr machen will, und Alles machen möchte.

Ich will sterben, wenn ich so recht deutlich verstehe, was Du mit Deiner letzten Frage und Erörterung meinst, und was ich darauf antworten soll. Die Allgemeinheit und Alles, was an's Ästhetische streift, machen mich gleich ganz betrübt und stumm. Wie Du empfinden sollst, soll ich sagen? Du willst das Zuviel des Empfindens vom wahren Geschmack unterscheiden, und eine Pflanze könne sich auch todt blühen.

Aber es giebt kein Zuviel des Empfindens, und was man so nennt, ist immer eher ein Zuwenig. All' das Schweben und Schaukeln der Empfindung, was die Leute so gern bei Musik haben, ist kein Zuviel, denn wer empfindet, der soll so

* Mendelssohn hatte sich in der Zeit, von welcher er hier spricht, durch Freundes Rath bewogen, um die Director-Stelle der Singakademie beworben, wurde aber bekanntlich nicht gewählt.

viel empfinden, als er nur immer kann, und dann womöglich noch mehr. Wenn er dran stirbt, so ist's nicht in Sünden, denn es giebt eben nichts Gewisses, als Empfundenes oder Geglaubtes, oder was Du für ein Wort dafür brauchen willst. Auch blüht sich eine Pflanze nicht krank, außer wenn man sie treibt, und übertreibt, und die Krankheit ist keine rechte Blüthe mehr, wie Empfindelei keine Empfindung.

Herrn v. W. kenne ich nicht, und habe sein Buch nicht gelesen; aber es ist immer ein schlimmes Ding mit Nicht-Künstlern, die den Geschmack läutern oder zurückführen wollen. Worte können da nur verderben, und Werke allein helfen. Denn wenn nun wirklich die Leute am Heutigen Widerwillen empfinden, so haben sie noch nichts Anderes dafür, und da sollten sie's lieber gut sein lassen. Palestrina hat reformirt, als er lebte; — heute wird er es nicht mehr, ebensowenig wie S. Bach oder Luther. Die Menschen müssen kommen, die den Weg *weiter* gehn; — die werden die Anderen weiter führen, oder zum Alten oder Rechten zurück (was man eigentlich vorwärts nennen sollte), aber keine Bücher drüber schreiben.

An den Prediger Bauer in Belzig.

Berlin, den 6. April 1833.

Meine Arbeit, an der ich in der vorigen Zeit manche Zweifel hatte, ist beendigt und hat mich wider Erwarten, jetzt wo ich sie übersehe, selbst gefreut. Ich glaube, es ist ein gutes Stück geworden, und es sei wie es wolle, so fühle ich, daß ein Fortschritt darin ist, und nur *darauf* kommt es an. So lange ich dies Gefühl habe, weiß ich, daß ich lebe und glücklich bin, und die Zeit des vorigen Herbstes, wo ich daran irre war, ist die bitterste, die ich mir denken kann und je erlebt habe. Ließe sich nur dies frohe Bewußtsein einpökeln und aufbewahren; — aber das ist eben so schlimm: ich weiß genau, daß ich's vergessen haben werde, wenn wieder so böse Tage kommen, und dagegen kenne ich kein Mittel, und Du wirst mir auch keins sagen können. Da ich aber jetzt eine ganze Masse Musik im

Kopf brummen habe, so geht es auch wohl nicht so bald vorüber, so Gott will.

Und sonderbar fällt dies in eine sonst so tief bewegte, ernsthafte Zeit. Denn ich gehe einsamer von hier fort, als ich kam. Nur meine Nächsten, die Eltern und Geschwister, habe ich unverändert gefunden, und das ist ein Glück, für das ich Gott gewiß nicht genug danken kann. Meine Eltern habe ich sogar noch immer ehren und lieben lernen, da ich jetzt unabhängig (wie man es nennt) geworden bin und es besser einsehen kann. Aber sonst gehen eine Menge rechts und links ab, von denen ich hoffte, sie würden immer mit mir zusammengehen, und ich kann ihnen doch darum nicht folgen, wenn ich's auch versuchen wollte.

Daß Rietz todt ist, werde ich immer tiefer beklagen, je länger ich in Berlin sein werde und je mehr ich hier vermissen muß. — X** meinte, es läge viel an mir, der ich die Menschen genau so haben wollte, wie ich sie mir dächte, und der ich zu parteiisch gegen und für sie wäre. Aber eben diese Parteilichkeit ist es, die ich so oft hier entbehre. Urtheile höre ich genug; aber wo die Wärme fehlt, da fehlt auch das rechte Urtheil, und wo sie ist, da mag sie zwar oft zum Irrthum führen, aber auch der fördert zuweilen, und man wird sich dann schwerlich in die Vorzeit flüchten, oder überhaupt flüchten, sondern sich an der Gegenwart freuen, wenn sie auch nur einen Frühling oder ein Osterfest bringen mag.

An den Prediger Julius Schubring in Dessau.

Coblenz, den 6. September 1833.

Lieber Schubring!

Als ich die Bogen zu meinem Oratorium* zu ordnen anfing und viel an die Musik dazu dachte, die ich in diesem Winter aufschreiben will, da gerieth mir der Brief, in dem Du mir Beiträge schicktest, auch in die Hände, und mir schien das

* Dem Paulus.

Alles so gut, daß ich Dir den ganzen Text, so weit er nun ist, abschrieb und Dir hierbei übersende, mit der Bitte, ebenso wie zum Anfange damals, mir jetzt zum Ganzen Deine Bemerkungen und Zugaben zu schenken. Du wirst am Rande schon Mehreres bemerkt finden, was mir noch fehlt, und wo ich Stellen aus der Bibel oder dem Gesangbuche haben möchte. Dann aber wünschte ich hauptsächlich Deine Meinung: 1) über die Form des Ganzen, namentlich über die erzählenden Theile; ob Du glaubst, daß es im Allgemeinen so bleiben könnte, indem dramatische und erzählende Vorstellung unter einander gemischt sind. Die Bach'sche Form mit dem personificirten Erzählen darf ich hierbei nicht nehmen, und so scheint mir diese Mischung das Natürlichste, und nur an einigen Stellen, z. B. dem Ananias, sehr schwierig, wegen der lang zusammenhängenden Berichte. —

2) Ob Du meinst, daß kein Hauptzug der Geschichte und der Thatsachen, so wie im Charakter und den Lehren des Paulus ausgelassen oder falsch angegeben sei;

3) wo Du die Abtheilungen (1r und 2r Theil) machen würdest;

4) ob Du meinst, ich könne den Choral drin haben? Mir ist von Mehreren sehr entschieden abgeredet worden, und doch kann ich mich nicht entschließen, ihn ganz aufzugeben, denn ich denke, in jedem Oratorium aus dem Neuen Testamente müsse er von Natur sein. Bist Du nun der Meinung, so solltest Du mir alle Stellen und Lieder angeben. Du siehst, ich verlange gar viel, aber ich möchte mich erst dann recht hineinarbeiten, wenn die Musik kommen soll, und ich weiß, Du nimmst Antheil am Werke. — Willst Du mir nun alles das noch machen, so schreibe mir gleich ein paar Worte nach Berlin; ich muß nämlich übermorgen von hier auf drei oder vier Tage dorthin reisen, um meinen Vater, der mit mir in England war und dort gefährlich krank wurde, zu begleiten. Er ist Gott sei Dank ganz wieder hergestellt, aber ich habe so viel Angst in der ganzen Zeit ausgestanden, daß ich alles thun will, was ich kann, um ihn sicher wieder zu Haus zu wissen. Dann muß ich sogleich wieder umkehren, und nach Düsseldorf. Du weißt wohl schon, daß ich dort das Musikfest dirigirt und mich bei der Gelegen-

heit für zwei oder drei Jahre fixirt habe, um die Kirchenmusik und Singvereine, und auch wahrscheinlich ein neues Theater, was da gegründet wird, zu dirigiren, eigentlich aber, um recht ruhig und für mich componiren zu können. Mir gefällt das Land und die Leute so prächtig, und nun soll im Winter der Paulus kommen. Auch meine neue Symphonie habe ich in England aufgeführt, und die Menschen haben sich dran gefreut, und nun werden die Hebriden gedruckt, und dann die Symphonie. Das ist alles lustig, aber ich denke, die rechten Sachen müssen erst kommen, und hoffentlich wird's so. — Das ist nun unrecht, daß ich Dir so einen halb trockenen und ganz ernsthaften Brief schreibe; aber die letztverflossene Zeit war so, und da bin ich's auch mehr geworden.

Dein

Felix M. B.

An J. Moscheles in London.

Berlin, 1833.

— — — — — — — — Glaubst Du, ich hätte die B. nicht gehört, weil sie nicht schön sei, oder weil sie so breite Ärmel trägt? Es ist nicht der Grund, obwohl es allerdings auch gewisse Gesichter giebt, die nun und nimmermehr Künstler sein können, und die mir gleich so viel Kälte und Eis entgegenströmen, daß ich beim bloßen Anblick erfrieren möchte. Aber warum soll ich denn diese oder jene Variationen von Herz zum 30sten Male mit anhören? Es macht mir weniger Vergnügen wie Seiltänzer und Springer; bei denen hat man doch den barbarischen Reiz, immer zu fürchten, daß sie den Hals brechen können, und zu sehen, daß sie es doch nicht thun, aber die Clavierspringer wagen nicht einmal ihr Leben, sondern nur unsere Ohren, — da will ich keinen Theil daran haben. Hätte ich nur nicht immer das Unglück, hören zu müssen, das Publikum verlange es so; ich gehöre ja auch zum Publikum und verlange gerade das Gegentheil. Und dann spielte sie im Theater zwischen zwei Stücken, — das kann ich wieder nicht vertragen; erst geht der Vorhang auf, und ich sehe ganz Indien, und den Paria, und Palmen und Stechpflanzen, und Mord und Todtschlag,

und muß sehr weinen; dann geht der Vorhang auf, und ich sehe die B. — mit einem Pianoforte, und einem Concert aus irgend einem Moll, und muß sehr klatschen, und endlich kommt „ein Stündchen vor dem Potsdamer Thor", da soll ich lachen. Nein, das geht nicht, und das sind meine Gründe, weshalb ich Deine Schelte nicht verdiene. Ich bin zu Hause geblieben, weil ich mich auf meinem Zimmer, oder mit den Meinigen, oder im Garten, der dies Jahr wunderschön ist, am besten befinde. Willst Du mir das nicht glauben, so komm' her und sieh es Dir an; darauf muß ich immer wieder hinauskommen.

— — — — — — —

An Rebecka Dirichlet in Berlin.

Düsseldorf, den 26. October 1833.

Mein liebes Schwesterlein!

Meine Lebensgeschichte der letzten Wochen ist lang und lustig. Sonntag, am Tage Maximilian, war meine erste Messe; der Chor war vollgepfropft mit Sängern und Sängerinnen, die ganze Kirche mit grünen Zweigen und Teppichen aufgeputzt; der Organist quintulirte fürchterlich auf und ab; die Messe von Haydn war skandalös lustig, indeß das Ganze doch leidlich. — Darauf kam die Procession mit meinem feierlichen Marsch in Es, wo die Musiker im Baß den ersten Theil wiederholten, während die im Discant weiter spielten; das thut aber alles in der freien Luft nichts, und als ich der Procession später begegnete, hatten sie den Marsch schon so oft gespielt, daß er recht gut ging, und ich rechne mir's zur Ehre, daß die Kirmeßmusikanten für die nächste Kirmeß sich einen neuen Marsch bei mir ausgebeten haben.

Vor jenem Sonntag gab es aber noch eine rührende Scene. Es soll nämlich für die Musik, welche bisher dabei aufgeführt wurde, gar kein passendes Beiwort existiren. Ein Kaplan kam und klagte mir seine Noth; der Bürgermeister sagte, sein Vorgänger sei evangelisch gewesen, der habe sich's gefallen lassen, aber er wolle selbst in der Procession mitgehen,

nun müsse auch die Musik besser sein. Ein ganz alter, verdrießlicher Musikant mit einem schabigen Rock, welcher bisher den Tact dazu geschlagen hatte, wurde vorgeladen, erschien, und als sie ihm auf den Pelz fuhren, sagte er, er werde und wolle keine bessere Musik machen; wollten wir es besser haben, so möchten wir es einem Andern geben. Er wisse wohl, daß man jetzt viel Ansprüche mache; es solle jetzt Alles schön klingen, – das sei zu seiner Zeit nicht gewesen, und er mache es noch ebenso gut wie damals. Da wurde es mir wahrhaftig schwer, ihm die Sache abzunehmen, wiewohl es die Andern gewiß besser machen werden; aber ich dachte mir so, wenn ich in 50 Jahren einmal auf ein Rathhaus gerufen würde, und möchte so sprechen und ein Gelbschnabel schnauzte mich an, und mein Rock wäre so schabig, und ich wüßte eben auch gar nicht, warum Alles besser klingen sollte, — und da wurde mir schlecht zu Muthe! —

Fatal war mir's, daß ich unter allen hiesigen Musikalien keine einzige erträglich ernsthafte Messe fand; nichts von ältern Italienern, lauter moderner Spectakel. Ich bekam Lust, meine Domainen zu bereisen und gute Musik zu suchen; so saß ich denn Mittwoch nach dem Verein im Wagen, fuhr nach Elberfeld, und trieb die Improperien von Palestrina, die Miserere's von Allegri und Bai, und auch die Partitur und Stimmen vom Alexanderfest auf, nahm sie gleich mit, und fuhr nach Bonn. Dort kramte ich die Bibliothek allein durch, weil der arme Breidenstein so krank ist, daß er schwerlich aufkommen wird, — doch gab er mir die Schlüssel und lieh mir alles. Ich fand prächtige Sachen, und nahm von dort wieder sechs Messen von Palestrina, eine von Lotti, eine von Pergolese, und Psalmen von Leo, Lotti u. s. w. mit. Endlich in Cöln trieb ich die besten altitalienischen Stücke auf, die ich bis jetzt kenne, namentlich zwei Motetten von Orl. Lasso, die ganz wunderherrlich sind, noch ernster und breiter, als die beiden Crucifixus von Lotti. Eines davon, „Populus meus", singen wir nächsten Freitag öffentlich in der Kirche. – Folgenden Tags, nämlich Sonntag, blieb das Dampfboot aus, und weil ich wußte, daß ich in Düsseldorf nöthig war, nahm ich Post und fuhr her; von allen Seiten strömten Leute auf den Chausseen herbei; Ehrenpforten

waren viel gebaut, und die Häuser wurden mit Lampen besteckt. Ich kam hier mit meinem großen Paquet an, aber kein Mensch wollte davon hören; nichts als der Kronprinz, und wieder der Kronprinz. Der kam nun glücklich am Sonntag Abend durch die Ehrenpforten während der Illumination, unter Glockenläuten, bei Kanonenschüssen, mit einer Escorte der Bürgergarde, zwischen Soldatenreihen und Militairmusik, im Jägerhof an. Tags darauf gab er ein diner und lud mich auch ein, und ich amüsirte mich ganz prächtig, weil ich an einem kleinen Tischchen mit Lessing, Hübner und ein paar Andern sehr lustig war. Übrigens war der Kronprinz so freundlich, wie man nur wünschen kann, schüttelte mir die Hand, sagte, er sei eigentlich recht böse, daß ich ihn und Berlin für so lange Zeit verlassen hätte, ließ sich erzählen, rief mich aus der Ecke per „lieber Mendelssohn“ — kurz, ich nehme mich in einiger Entfernung noch einmal so lieblich aus. —

Das Fest, welches ihm gegeben wurde und zu dem ich, neben Benutzung einiger alten, durch Verse zu verbindenden Transparente, den Israel in Egypten mit lebenden Bildern vorgeschlagen hatte, will ich Dir beschreiben! — Es war im großen Saale der Akademie, wo eine Bühne aufgeschlagen war. Davor stand in zwei Halbkreisen der Doppelchor um meinen englischen Flügel (etwa 90 Singende im Ganzen) und dann kamen die Sitze für 400 Zuschauer. R*** machte im mittelalterlichen Costüm den Erklärer des Ganzen, und hatte auf recht geschickte Weise in Jamben die disparaten Gegenstände zu vereinigen gewußt. Er zeigte drei Transparente: erstens die Melancholie nach Dürer; dazu wurde in sehr weiter Entfernung von Männerstimmen eine Motette von Lotti gesungen. Dann den Raphael, dem im Traum die Maria erscheint; dazu das „O sanctissima“ — (ein gewöhnliches Lied, das die Leute aber immer weinen macht). Drittens der heilige Hieronymus in seinem Zelte, mit einem Liede von Weber „Hör 'uns, Wahrheit“. Das war der erste Theil. Nun kam der eigentliche Kern. — Wir fingen Israel in Egypten unten an; Du kennst wohl das erste Recitativ, und wie der Chor sich so nach und nach erhebt; erst die Alte allein, dann immer mehr Stimmen dazu, bis zu der stärksten Stelle mit den einzelnen Accorden „sie

schrien, schrien in ihrer harten Knechtschaft" (in G moll); da ging der Vorhang auf, und war das erste Bild, „die Kinder Israel in der Knechtschaft", von Bendemann gezeichnet und gestellt; voran der Moses, ganz versunken und apathisch vor sich hin sehend, neben ihm ein Alter, der unter der Last seines Balkens eben zusammensinkt, während sein Sohn sich bemüht, ihn ihm abzunehmen; einige schöne aufgehobene Arme im Hintergrunde, voran noch ein paar weinende Kinder, das Ganze recht zusammengedrängt wie ein Haufen Flüchtlinge; — das blieb nun stehen bis zum Schluß des ersten Chors, wo dann in demselben Moment der Chor in C moll endigte, und der Vorhang vor dem hellen Bilde sich schloß. Einen schönern Effect, als den, habe ich selten gesehen. — Nun sang der Chor die Plagen, Hagel, Finsterniß, Erstgeburt, ohne Bild, aber beim Chor „Aber mit seinem Volke zog er hindurch gleich wie ein Hirt" ging der Vorhang wieder auf; da schritt Moses mit aufgehobenem Stabe voran, und hinter ihm in lustiger Verwirrung alle dieselben Figuren, die im ersten Bilde getrauert hatten; alle vorschreitend, alle mit Gold und silbernen Geräthen beladen; namentlich war ein junges Mädchen hübsch, die mit ihrem Wanderstabe eben aus der Couliße kam und über die Bühne schreiten wollte (auch von Bendemann). Dann kamen wieder, ohne Bild, die Chöre „Aber die Fluthen", „Er gebot es, die Tiefe deckte sie", „Deine Rechte, o Herr" und dann das Recitativ „Und Mirjam die Prophetin", an dessen Schluß der Solo-Sopran eintritt. Vor dem Eintritt ging das letzte Bild auf. Mirjam mit der Handpauke lobsingend, andere Mädchen mit Harfen und Zithern, hinten vier Männer mit Posaunen nach allen Richtungen hingestellt; dazu wurde hinter der Scene das Sopransolo gesungen, als ginge es vom Bilde aus, und wo der Chor forte eintritt, waren auf der Bühne wirkliche Posaunen und Trompeten und Pauken aufgestellt; die fuhren hinein wie ein Donnerwetter. Händel hat es offenbar darauf eingerichtet, denn er läßt sie nach dem Eintreten durchpausiren, bis sie am Ende zum C dur, wo die Instrumente wieder kommen, wieder aufgehen, und so beschlossen wir den Theil. Dies letzte Bild war von Hübner und gefiel mir sehr. — Die Wirkung des Ganzen war unbeschreiblich schön. Wäre Prätension drin

gewesen, so möchte wohl viel dagegen zu sagen sein, aber es hatte etwas Gesellschaftliches, nicht Öffentliches an sich, und so glaube ich kaum, daß sich ein gleich schönes Fest wieder erfinden läßt. Die Sachen, die nun folgten, waren ein lebendes Bild von Schadow gezeichnet und gestellt, „Lorenz von Medicis, von den Genien der Poesie, Sculptur und Malerei umgeben, die ihm Dante, Raphael, Michel Angelo und Bramante zuführen", mit einer Nutzanwendung auf den Kronprinzen und einem Schlußchor; und dann als zweite Abtheilung die komischen Scenen aus dem Sommernachtstraum, von den Malern aufgeführt, — aber es wollte mir auf unsern zweiten Theil nichts mehr recht schmecken, weil der zu schlagend gewesen war. —

Wie übersetzt man in demselben Versmaße: „so love was crown'd, but music won the cause"*. Ramler sagt mit rechter Übersetzervornehmheit: „Heil Liebe dir, der Tonkunst Ehr' und Dank", was durchaus keinen Sinn hat und nichts weniger als eine Übersetzung ist; es soll den ersten Theil der Ode beschließen und macht die ganze Sache confus, denn auf das won kommt's gerade an. Schreib aber bald einen guten Einfall, denn am 22. November rücken wir wirklich vor, Alexanderfest, Ouvertüre zu Egmont und Concert in C moll von Beethoven, — in Becker's Saale wird, nach meinem Wissen, ein Orchester für 200 Menschen gebaut, und was streichen und singen und bezahlen kann, wird heran müssen. —

Sage mir auch, ob ich das Griechische hier wieder vornehmen soll?** Ich habe nicht übel Lust dazu, aber ich fürchte, es wird nicht recht flott gehen. Kann ich Aeschylus wohl verstehen? Sei aufrichtig. Ferner, beherzigest Du auch meine Räthe wegen Clavierspielens und Singens? Fehlt es an Liedern, so ist Weihnachten nahe, da kannst Du auf Bestellung wieder neue Liederchen kriegen. Schafft Euch die vierhändigen Hebriden an, sie müssen jetzt schon heraus sein. Ich denke aber, die Ouvertüre zu Melusina wird die beste, die ich gemacht habe. Wenn sie fertig ist, schicke ich sie Euch. Adies

Felix.

* Aus dem Alexanderfest.

** Mendelssohn's Schwester hatte mit ihm zusammen Griechisch gelernt.

An seinen Vater.

Bonn, den 28. December 1833.

Lieber Vater, ich will Dir vor allen Dingen für Deinen lieben gütigen Brief danken, und mich freuen, daß ich schon vor Empfang desselben das gethan hatte, was Du mir darin anbefiehlst*. Mein officieller Annahmebrief ist nämlich schon vorige Woche an Schadow abgegangen, die Biographie lag darin, — toll genug, — das Patent erwarte ich also nächste Woche; aber ich muß Dir danken für die so sehr gütige Art, wie Du mir über die Sache schreibst, und bin stolz, daß Du mich eines so freundschaftlichen Tones für würdig hältst.

Es ist doch ein lebendiges Volk in Düsseldorf! Die Don Juan-Geschichte hat mich bei alle dem amüsirt, obwohl sie wild genug war und Jedermann ein heftiges Fieber vor Ärger bekommen hat**. Da Du, liebe Mutter, Zeitungen lesen magst, so sollst Du im nächsten Briefe alle gedruckten Acten über die Geschichte, die die ganze Stadt drei Tage lang beschäftigt hat, erhalten. — Nachdem der grand scandale angefangen hatte, der Vorhang dreimal gefallen und wieder aufgezogen worden war, — nachdem sie das erste Duett des zweiten Actes durchgesungen hatten, ohne vor Pfeifen, Trommeln und Brüllen gehört worden zu sein, nachdem sie dem Regisseur die Zeitung auf's Theater geworfen hatten, damit er sie vorlesen solle, und der darauf sehr piquirt weggegangen war, und der Vorhang zum vierten Male fiel, wollte ich meinen Stock hinlegen, oder ihn wahrhaftig lieber den Kerls an den Kopf werfen, als es wieder ruhig wurde, — die Schreier waren heiser geworden, die ordent-

* Es handelte sich um die erfolgte Ernennung Mendelssohn's zum Mitglied der musikalischen Classe der Akademie der Künste in Berlin, über deren Annahme er zweifelhaft gewesen war.

** Immermann und Mendelssohn hatten sich zu einer Anzahl von Theater-Aufführungen vereinigt, welche sie Mustervorstellungen nannten. Dies legte ihnen ein Theil des Publikums als Arroganz aus, und da auch die Preise erhöht wurden, entstand bei der ersten dieser Aufführungen der Lärmen, von welchem Mendelssohn hier schreibt.

lichen Leute lebhafter, kurz, wir spielten den zweiten Act unter tiefer Stille und vielem Applaus weiter, und durch. Nachher wurden Alle herausgerufen, Keiner kam, und Immermann und ich conferirten im Pulverdampf des Feuerregens, zwischen den schwarzen Teufeln, was zu thun sei. Ich erklärte, bis das Personal und ich keine Satisfaction hätten, dirigirte ich die Oper nicht wieder; — zugleich kam eine Deputation von Mehreren aus dem Orchester, die wieder erklärten, wenn ich die Oper nicht dirigirte, würden sie nicht spielen; — nun jammerte der Schauspieldirector, der zur nächsten Vorstellung schon alle Billets verkauft hatte, — Immermann fuhr alles um sich her an; — mit solcher Grazie verließen wir beide das Schlachtfeld. — Den folgenden Tag stand an den Ecken: wegen eingetretener Hindernisse u. s. w., und wo man auf der Straße ging, war von nichts die Rede als vom Scandal. Die halbe Zeitung voll Anzeigen darüber; der Urheber verantwortete sich, — behauptete, er habe trotz alles dessen einen großen Genuß gehabt, für den er mir und dem Personal dankbar sei, — nannte sich, und da er Regierungssecretär ist, so ließ ihn der Präsident kommen, rüffelte ihn schrecklich, schickte ihn dann zum Director, der ihn wieder schrecklich rüffelte, — den Soldaten, die Theil genommen hatten, ging es von ihren Chefs ebenso, der ganze Verein zur Beförderung der Tonkunst erließ ein Manifest, worin er um Wiederholung der Oper bat und auf die Störungen schalt, — das Theater-Comité zeigte an, wenn die geringste Unterbrechung in seinen Vorstellungen wieder stattfände, würde sich's sogleich auflösen, — ich ließ mir eine Ermächtigung vom Ausschuß geben, die Vorstellung zu beendigen für den Fall, daß gelärmt würde; vorigen Montag sollte es eigentlich wiederholt werden, — den Morgen hieß es allgemein, der Regisseur solle ausgetrommelt werden wegen seiner neulichen Piquirtheit; nun kriegte Immermann das Fieber, und ich versichere, daß ich mit sehr unangenehmen Gefühlen in's Orchester zum Anfang hinunterging, weil ich beim kleinsten Scandal die Vorstellung endigen wollte. Aber gleich wie ich an's Pult trat, empfingen sie mich mit vielem Applaus, riefen dann nach einem Tusch, der mußte mir dreimal gebracht werden, unter einem Teufelsspectakel, dann wurde es mäuschenstille, alle einzelnen Nummern

erhielten ihren Applaus, kurz, das Publikum war nun ebenso artig, wie vorher ungeberdig. Ich wollte, Ihr hättet die Vorstellung gesehen; einzelne Sachen, bin ich überzeugt, können nicht schöner gehen als an dem Abend; das Quartett z. B. und der Geist im letzten Finale, fast der ganze Leporello, waren wirklich prächtig, und ich hatte große Freude daran. — Besonders ist mir's lieb, daß die Sänger, die, wie ich höre, Anfangs gegen diese Mustervorstellungen und mich persönlich gestimmt waren, sich jetzt für mich todtschlagen lassen und die Zeit gar nicht erwarten wollen, bis ich wieder eine Oper gebe. Jetzt bin ich zum Weihnachten hierher gefahren, mitten durch den eistreibenden Rhein bei Cöln durch, und habe hier ein paar angenehme stille Tage verlebt. —

Um noch einmal auf die vielbesprochene Correspondenz von Goethe und Zelter zurückzukommen, so ist mir eins aufgefallen. Wenn über Beethoven oder sonst Einen schlecht, über meine Familie unziemlich, und über vieles langweilig gesprochen wird, so läßt mich's sehr kalt und ruhig, aber wenn von Reichardt die Rede ist und sie beide über ihn so vornehm thun und urtheilen, so weiß ich mich vor Ärger nicht zu fassen, obwohl ich mir es selbst nicht erklären kann. Sein Morgengesang muß leider für diesen Winter noch ruhen; der Musikverein ist noch nicht flügge genug; aber beim nächsten Musikfeste, wo ich bin, soll er gewiß auch sein. Man sagt, die Aachener würden es nicht zu Stande bringen, und jetzt heißt es, die Cölner würden es geben, und mehrere Bekannte liegen mir stark an, ich möchte eine oder die andere Cour machen, so würd' ich gewählt. Selbiges geschieht aber nicht. Thun sie es ohnedies, soll mir's lieb sein; aber thun sie es nicht, so rett' ich einen Monat Zeit (denn so viel nimmt es wenigstens) und bleibe, was ich bin. Da ich diesen Winter noch drei Concerte und den Messias und Figaro's Hochzeit geben muß, so habe ich genug Musik ausgeführt für's Erste und kann mich verschnaufen. Aber wie, o Mutter, Du frägst, ob ich alle Opern dirigiren müßte, oder nicht? Gott bewahre vor dem Müssen, denn sie geben fast jede Woche zwei Opern, die sie mit einer Probe absolviren. Ich bin nur ein Mitglied des Theatervereins, — der hat mich in den Ausschuß gewählt, — der Ausschuß giebt jährlich sechs oder acht Muster-

vorstellungen, wählt zu ihrer Leitung ein Comité und dies Comité sind Immermann und ich. Wir stehen also den Leuten ganz frei gegenüber, und darum haben sie doppelten Respect vor uns.

Wenn der große Theaterverein zu Stande kommt und das Theater ein stehendes und städtisches Institut wird, so ist Immermann entschlossen, seine ganze Landgerichtsstelle aufzugeben und sich auf fünf Jahre als Schauspielintendant zu engagiren. Nun sind aber, wie ich höre, die meisten Actien gezeichnet, unter der Bedingung, daß er dem Schauspiel und ich der Oper vorstände; wie dies nun werden soll, liegt noch im Schooße der Zeiten sehr verborgen; ganz entziehen werde ich mich aber der Sache auf keinen Fall. Ich habe ein Lied zu Immermann's „Hofer" componirt, oder eigentlich nur eine Tyroler Volksmelodie dazu arrangirt, mit einem Franzosenmarsch zusammen, aber mir gefällt das Ding und ich will's Fanny schicken. Wir denken den Hofer auch diesen Winter zu geben; außerdem wahrscheinlich das laute Geheimniß, und den Nathan, oder die Braut von Messina, oder beides. Noch frägst Du mich, liebe Mutter, ob ich mir nicht das Dictiren angewöhnen wolle, — aber einstweilen komme ich noch eigenhändig durch, und will mir eine so vornehme Mode nur im alleräußersten Nothfalle annehmen*. Habe aber noch sehr vielen Dank für den Brief von Lindblad**, den Du mir so gut warst mitzutheilen. Er hat mich sehr erfreut und mir mein Concert viel lieber gemacht, als es mir vorher war, denn ich weiß nur sehr wenig Menschen, deren Urtheil mir mehr werth ist, als das seine; ich kann das ebenso wenig beweisen oder motiviren, als irgend ein anderes Gefühl, aber es ist so, und wenn ich ein Stück beendigt habe, recht gelungen oder mißlungen, so ist er nächst Euch unter den Ersten, deren Eindruck davon ich mir denken möchte. Wenn nun namentlich ein so schnell hingeworfenes Ding wie das Clavier-Concert einem ächten Musiker Freude machen kann, so ist mir das eine doppelte, und so danke ich Dir sehr vielmal für die Mit-

* Ist nie geschehen. Mendelssohn hat stets Alles, ohne Ausnahme, selbst geschrieben.
** Musikdirector in Stockholm.

theilung. Aber es ist Zeit zu schließen, den Brief und das Jahr, dem ich viel Gutes und Fröhliches danke, und das mir wieder eins von den hellen war.

So sei auch Du, lieber Vater, nochmals bedankt wie immer, daß Du damals mir zu Liebe mit nach England gingst und mich es dort niemals entgelten ließest, wenn mein Rath, dem Du zum ersten Male folgen wolltest, so verdrießlich und sorgenvoll für uns ausschlug. Doch glaube ich, daß die Reise auch dazu beigetragen hat, wenn Du mir schreibst, daß Du Dich jetzt wohl und vergnügst fühlst, und diese Folgen mögen sich noch mehr vermehren im neuen Jahre, das Euch Allen alles Gute bringe!

Lebt wohl.

Felix.

An seine Familie.

Düsseldorf, den 16. Januar 1834.

Hier geht es jetzt lustig her, und neben jedem Mummelack am Himmel hängt eine Geige, d. h. er hängt ganz voll; eben komme ich aus der Egmontprobe, wo ich zum ersten Male in meinem Leben eine Partitur entzwei geschlagen habe, vor Ärger über die dummen Musici, die ich mit dem 6/8 Tact förmlich füttere, und die doch immer noch mehr Lutschbeutel brauchen; — dazu prügeln sie sich gern im Orchester; — das dürfen sie nun aber bei mir nicht, und so muß zuweilen eine furiose Scene aufgeführt werden. — Beim „glücklich allein ist die Seele, die liebt“ habe ich also zum ersten Male eine Partitur entzwei geschlagen, und darauf spielten sie gleich mit mehr Ausdruck. Die Musik hat mir zwar insofern viel Freude gemacht, als ich einmal wieder etwas von Beethoven zum ersten Male hörte; aber eigentlich gefallen hat sie mir nicht, und nur zwei Stellen: der C dur Marsch, und der 6/8 Tact, wo Klärchen ihn sucht, sind mir so recht zu Herzen geschrieben. Morgen ist wieder Probe, — Abends Ball beim Prinzen, der bis 4 dauern wird, und

wo ich mich wohl drücken könnte, wenn mir nur das Tanzen nicht gar zu viel Spaß machte.

Nun muß ich Euch von meiner Elberfelder Fahrt erzählen. — Sonntag war das Concert. Am Morgen fuhr ich also im tollsten Sturm und Wetter hinüber; im Gasthof war die ganze musikalische Welt versammelt und trank um 12 Uhr Morgens Champagner (an dessen Statt ich mir aber Chocolade ausbat). — Es war ein Clavier-Solo von mir angekündigt, nach welchem ich gleich fortreisen wollte, aber nun hörte ich, daß nachher ein Ball sei, und da beschloß ich, erst in der Nacht zu reisen, bekam Lust zum Phantasiren, und da sie Sachen aus Oberon im zweiten Theile machten, so fing ich gleich mit ihrem letzten Ritornell an, und spielte so weiter fort. Es wurde zwar nicht sehr besonders, indessen gefiel es den Leuten ausnehmend, und es war am Ende derjenige lärmende Beifall, der einem Jeden doch Vergnügen machen muß. Da nun auch der Saal dick voll war, so habe ich versprochen, in diesem Winter noch einmal hinüber zu kommen und für die Armen zu spielen. Jetzt schickten die Barmer drei Barmerinnen, um mich für den Montag Nachmittag dahin zu persuadiren, und da mein Reisegefährte auch Zeit und Lust hatte, so phantasirte ich richtig am Montag Nachmittag im Barmer Musikverein, hatte darauf in Elberfeld noch ein Quartett und kam somit erst in der Nacht von Montag auf Dienstag um 4 hier wieder an, da ich zwischen 8 und 9 meine sprechbare Stunde habe. Die Barmer Phantasie war sehr gut angelegt; ich muß es für Fanny beschreiben. Sie hatten mir ein Gedicht anonym zugeschickt, worin mir am Ende empfohlen wurde, mich zu verheirathen (natürlich auf gut poetisch gesagt, mit Lorbeerkränzen und Lebensblüthen hineingeflochten), und so wollte ich die Artigkeit erwiedern und fing mit meinem Junggesellenliede an (das nur leider Niemand kennen konnte, aber das war einerlei) und spann das sehr lustig und lang aus; und dann brachte ich die Violoncello's aus „Mir ist so wunderbar" und wurde ernsthafter, und so weit gelang es auch sehr gut. Darauf wollte ich zum Schluß auch gern einiges eheliche Glück anbringen, wobei ich jedoch total scheiterte und den Schluß verdarb; ich wollte aber, Du wärest beim Anfang gewesen, weil ich glaube, er hätte Dir gefallen. — Daß

meine Fis moll Fantasie Op. 28* erscheint, habe ich Dir schon geschrieben, glaub' ich; — in mein neues Es dur Rondo ist eine hübsche, massive Octavenstelle hineingekommen; nun gehe ich an mein Gesangstück für's Philharmonic, edire die drei Ouvertüren, mache noch ein Trio oder eine Symphonie, und dann kommt Paulus.

Addio

Felix.

An J. Moscheles in London.

Düsseldorf, den 7. Februar 1834.

— — — — Meine eigene Armuth an neuen Wendungen für's Clavier ist mir wieder recht bei dem Rondo brillant, welches ich Dir zueignen möchte, aufgefallen; die sind es, wo ich immer stocke und mich quäle, und ich fürchte, Du wirst es bemerken. Sonst ist auch wohl Manches darin, was ich gerne mag, und einige Stellen gefallen mir ganz gut; aber wie ich's anfangen soll, 'mal ein ordentliches, ruhiges Stück zu machen (und ich erinnere mich wohl, daß Du mir gerade das im letzten Frühjahr empfahlst), das weiß ich gar nicht. Alles was ich für Clavier wieder im Kopfe habe, ist so ruhig wie Cheapside, und wenn ich mich zwinge und ganz still zu phantasiren anfange, so kommt's nach und nach doch wieder. Dagegen die Gesangsscene, die ich jetzt für's Philharmonic schreibe, die wird allzu zahm, fürcht' ich, — indessen mag ich mich selbst nicht so viel bekritteln, und arbeite fleißig; damit habe ich schon gesagt, daß ich wohl bin und vergnügt.

Wenn Sie, liebe Madame Moscheles, mir aber empfehlen, ich solle mir aus Publikum und Kritikern nichts machen, so frage ich: bin ich nicht meines Handwerks ein antipublikümmerlicher Musiker und ein antikritischer obendrein? Was ist mir Hecuba und die Kritik dazu? (ich meine die gedruckte oder vielmehr gedrückte). Und wenn mir jetzt gleich eine Ouvertüre

* Diese Fantasie und das Es dur Rondo (mit Orchester) Op. 29 sind beide an Moscheles dedicirt.

zum Lord Eldon einfällt, in Form eines Canons in der Umkehrung, oder einer Doppelfuge mit einem cantus firmus, so schreibe ich sie doch, obgleich die gewiß nicht populär werden kann. Um so mehr eine schöne Melusine, die doch ein anderer Gegenstand ist. Nur wär's fatal, wenn man etwa gar nicht mehr dazu käme, seine Sachen aufgeführt zu hören; da Sie mir aber schreiben, das sei nicht deswegen zu befürchten, so sollen Publikum und Kritik leben; ich will aber auch leben, und womöglich nächstes Jahr nach England kommen!

Deine Bemerkungen über Neukomm's Musik sind mir aus der Seele gesprochen; was mich nur wundert, ist, wie ein sonst so geschmackvoller und gebildeter Mann nicht auch in der Musik in Folge dieser beiden Eigenschaften mehr gewählt und elegant schreibt; denn ohne von den Ideen und von dem Grunde seiner Compositionen zu sprechen, scheinen sie mir oft gar zu sorglos, fast ordinair gemacht zu sein. Auch das viele Blech gehört hierher; schon aus Berechnung müßte man's aufsparen, von aller Kunst ganz zu schweigen. Darin gefällt mir unter anderen Händel's Art prächtig, mit seinen Pauken und Trompeten so ganz gegen das Ende recht dick drein zu fahren, als ob er darauf los prügelte. Da ist kein Mensch, den es nicht ergreifen müßte, und dergleichen nachzuahmen schiene mir immer noch weit besser, als eine Überreizung und Anspannung der Zuhörer, die denn am Ende den Cayennepfeffer gewohnt werden. So habe ich jetzt Cherubini's neue Oper* durchgesehen, und wenn ich auch an vielen Stellen ganz entzückt war, so hat mich's doch gejammert, wie er oft in den verdorbenen neuen Pariser Ton mit einstimmt, als seien die Instrumente gar nichts und nur der Effect was, — mit drei und vier Posaunen um sich wirft, als hätten die Menschen statt der Trommelfelle — wirkliche Trommelfelle, und dann in den Finale's am Ende einen Scandal und ein Wüthen mit häßlichen Accorden macht, daß es weh thut. Daneben stehen dann Stücke aus seiner früheren Zeit, aus Lodoiska, Medea u. s. w., so geistreich und hell wie Menschen neben Vogelscheuchen, und so wundert mich's nicht, daß die Oper nicht gefallen konnte. Wer den alten Cherubini liebt, der muß

* Ali Baba.

sich ärgern, wie er dem sogenannten Zeitgeschmack und dem Publikum nachgiebt, und wer den alten Cherubini nicht liebt, dem ist doch noch immer viel zu viel von ihm drin, und dem wird er's auch nicht recht machen, und gäbe er sich noch so viel Mühe, — er guckt aus den ersten drei Noten doch immer wieder heraus. Das nennen sie dann roccoco, perruque u. s. w.

— — — —

An seinen Vater.

Düsseldorf, den 28. März 1834.

Lieber Vater!

Tausend Dank für Deinen lieben lieben Brief von Mutters Geburtstag. Er traf mich mitten in Generalproben vom „Wasserträger", sonst hätte ich ihn gleich beantwortet und Dir dafür gedankt; bitte, schreib mir nur recht oft. — Vor allem aber danke ich Dir für Deine Ermahnung wegen des Fleißes und der eigenen Arbeiten! Glaube mir, daß ich sie befolgen werde, aber ich kann Dich auch versichern, daß ich durchaus nicht eine Philosophie habe, die mir Bequemlichkeit anräth, oder doch wenigstens entschuldigt. Es ist freilich wahr, daß ich in den letzten Wochen fortwährend äußerlich beschäftigt war, aber es waren lauter Dinge, bei denen ich bedeutend zugelernt habe, und zwar für mein Fach zugelernt, und ich habe dabei meine Arbeiten gewiß nicht aus den Augen verloren. — Auch hat der Paulus schon ziemlich Fortschritte gemacht, und ich denke, vor Pfingsten mit dem Schreiben anfangen zu können.

Daß ich aber die bestellten Sachen für's Philharmonic und die englischen Verleger vorher gemacht habe, war mir nicht allein der Bestellung wegen, sondern auch innerlich nothwendig, weil ich wirklich sehr lange nicht anhaltend componirt und gearbeitet habe und auch dazu ein gewisser Zug nöthig ist. Doch zielt das Alles schon darauf hin, und so denke ich gewiß nicht, daß mich jene Zerstreuungen schlaff oder nachlässiger machen sollen. Und wie gesagt, es sind nicht blos Zerstreuungen, sondern wirkliche Arbeiten, und zum Theil erfreuliche. Eine gute

Aufführung im Düsseldorfer Theater geht freilich nicht durch die Welt, und wohl kaum über die Düssel, aber wenn ich selbst und alle Menschen im Hause sich recht durch und durch an der guten Musik erfreuen und erwärmen, so ist das auch was Hübsches. —

Die acht Tage vor dem „Wasserträger" sind wirklich mühsam gewesen; täglich zwei große Proben, oft neun bis zehn Stunden im Ganzen, dann noch die Vorbereitungen für die Kirchenmusik in dieser Woche, dazu kommt, daß man auch im Agiren, Anordnung der Scenen, im Dialog für Alles sorgen muß, sonst geht es verkehrt; so kam ich etwas müde am Freitag Abend an's Pult; wir hatten noch den Vormittag eine vollständige Generalprobe halten müssen, so daß mir mein rechter Arm ganz steif war. Auch hatten die Leute, die den „Wasserträger" nur vor 15 bis 20 Jahren gesehen oder davon gehört hatten, die Meinung, es sei eine alte vergessene Oper, die das Comité aufwärmen wolle, und auf der Bühne waren sie alle bange, — das gab aber gerade die rechte Stimmung für den ersten Act; das Ganze ging so nervös, gespannt, zitternd durcheinander, daß schon bei dem zweiten Musikstück die ganze Düsseldorfer Opposition in's Feuer gerieth, und klatschte und rief und weinte durcheinander. Einen bessern „Wasserträger" als meinen Günther habe ich nie gesehen, — das war alles so liebenswürdig und natürlich, und ein bischen ordinair dabei, damit die noblesse nicht gar zu fabelhaft würde. — Er wurde ungeheuer fetirt und zweimal herausgerufen; das verdarb ihn für's zweite Mal, wo er dann gleich zu viel auftrug und zu sicher schien; aber das erste Mal hättet Ihr ihn sehen sollen! Das war mein vergnügtester Theaterabend seit langer Zeit, denn ich nahm an der Vorstellung Theil wie ein Zuschauer, lachte und klatschte mit und schrie Bravos hinauf, dirigirte dabei munter fort; die Chöre im zweiten Act klangen wie aus der Pistole geschossen. Im Zwischenact war die ganze Bühne voll Menschen, die sich freuten und den Sängern gratulirten, und sogar das Orchester klappte, bis auf einige Placker, wo ich sie, trotz alles Ermahnens und Drohens, während der Vorstellung nicht dazu bringen konnte, die Augen von der Bühne weg und auf die Noten zu richten. Sonntag mußte es wiederholt werden, und ging nicht halb so schön; aber ich habe mein Vergnügen das erste Mal weggehabt,

obwohl das Haus beim zweiten Male viel gepfropfter voll war, und der Effect wieder ebenso. — Ich schreibe Dir, lieber Vater, alle diese Details, weil ich weiß, daß Dich diese Oper interessirt, und auch unser kleinstädtisches Treiben hier. Denn wirklich, wir machen so viele und gute Musik, als man für einen ersten Winter hier nur erwarten konnte. Morgen (Charfreitag) Abend singen wir die sieben Worte von Palestrina, die ich in Cöln gefunden habe, und ein Stück von Lasso in der Kirche, und Sonntag geben wir die Cherubini'sche C dur Messe. —

Ein schlimmes Ding ist die Cabinetsordre, welche die Feier der Musikfeste um Pfingsten verbietet; gestern ist die Nachricht hergekommen, und dadurch erleiden die Feste einen solchen Stoß, daß wir hier noch gar nicht wissen, wie es sich wird einrichten lassen, da an keinen andern Tagen auf halb so viel Theilnahme der Auswärtigen zu rechnen ist. — Neulich ist die erste Theaterconferenz gewesen; das Ding wird sehr vernünftig angefangen und kann gut werden; doch halte ich mich ein wenig außer dem Schusse, weil ich trotz des Vergnügens, das mir die Oper neulich z. B. gemacht hat, mich mit dem eigentlichen Theaterwesen, den Schauspielergeschichten, dem fortwährenden Effectsuchen und -machen nicht befreunden kann, und weil mich's auch von meinem eigentlichen Zweck, den ich in D. habe, für mich zu arbeiten, zu weit entfernt. — Ich bekomme nur die obere Aufsicht über die musikalischen Geschäfte, Zusammensetzung des Orchesters, Engagements der Sänger, habe monatlich etwa eine Oper zu dirigiren (und auch das soll ganz von mir abhängen), mein dreimonatlicher Urlaub bleibt mir natürlich, und mit einem Wort, ich will beim hiesigen Theater ganz unabhängig und nur als Freund der Sache stehen, nicht dabei angestellt sein. — Eben deshalb habe ich auch auf das Gehalt verzichtet, für welches sie nun einen zweiten Dirigenten anstellen müssen, der die Hauptsache zu thun hat. — Eine Geschichte, die mir gestern begegnet, wird Dich amüsiren. Hier war im Carneval ein hübsches Mädchen, Tochter eines Fabrikanten bei Aachen, die Clavier spielte und deren Verwandte mich unbekannterweise bitten ließen, mir doch zuweilen von ihr vorspielen zu lassen, ihr was darüber zu sagen, kurz, ihr ein paar Stunden zu geben; — ich that dies auch, hielt ihr

einige Strafpredigten über all ihren Herz und so weiter und entließ sie bei ihrer Abreise mit vielem neugekauften Mozart und Beethoven; — da bekomme ich gestern ein gewaltiges Paquet mit einem sehr höflichen Dankbrief des Vaters, und aus Erkenntlichkeit müßte er mir ein Stück Tuch aus seiner Fabrik schicken; ich konnte es erst nicht glauben, aber es ist wirklich feines schwarzes Tuch zu einem ganzen Anzuge im Paquete. Dies schmeckt nach dem Mittelalter — die Maler beneiden mich aber schrecklich darum. —

Letzte Woche hatte ich eine große Freude, indem Seydelmann aus Stuttgart hier war und uns alle entzückt hat. Seit ich Wolff gesehen habe, war ich nicht so seelenvergnügt im Theater — so recht künstlerisch gehoben; — da sieht man erst recht, was es für ein prächtiges Ding um's Schauspiel ist. Zuerst sah ich ihn im Essighändler, und Koch Vatel. — Die Leute vergleichen ihn mit Iffland; ich habe aber einen so herzlichen Ton der Stimme und solch' reines wohlklingendes Deutsch in meinem Leben nicht gehört. — Dann spielte er Cromwell in den Royalisten von Raupach. Es war das Erste, was ich von Raupach sah, und ich mag nichts Zweites, denn ich fand es höchst abscheulich, mit Ungeschicklichkeit, Langeweile und Theaterphrasen verknüpft, und das konnte Seydelmann auch nicht heben, trotz seines bitterbösen Gesichts und Costüms. Aber dann kam Nathan, ging prächtig, und Seydelmann als Nathan war ganz unübertrefflich. Ich dachte wohl hundertmal an Dich und wünschte Dich her. Die Erzählung von den Ringen sprach er wirklich, als sähe man einen breiten ruhigen Strom fließen, — so bewegt und rasch, und doch glatt und besonnen, und gar die Worte des bescheidenen Richters waren hinreißend. Übrigens ist es ein wahres Prachtstück! Es thut Einem wohl, so viel Klarheit in der Welt zu wissen. Das verdrießt freilich Manchen, und als wir Tags darauf auf dem Grafenberg waren, gab's geistigen Mord und Todtschlag, weil Schadow gar zu ärgerlich darüber war, und ein Berliner Herr meinte auch „vom dramatischen Standpunkte betrachtet — —". Ich stritt aber gar nicht, denn wenn man über etwas so total uneinig ist, und zwar über Principe, so ist's doch zu nichts.

Nun habe ich Dich um eine Entscheidung über eine Sache

zu bitten. Ich hatte nämlich längst den Wunsch, hier zu reiten, und als neulich Lessing sich ein Pferd anschaffte, redete er mir sehr zu, das auch zu thun. Dafür spricht, daß ich glaube, die regelmäßige Bewegung werde mir gut thun; dagegen, daß es mir vielleicht unbequem und tyrannisirend werden möchte, da man das Pferd doch wo möglich alle Tage reiten müßte, und dann wollte ich fragen, ob Du es für mich und meine Jahre nicht ein bischen gar zu genteel findest, mir schon ein Pferd zu halten? Kurz, ich bin unschlüssig und bitte Dich, wie ich wohl oft gethan, um Deine Entscheidung, nach der ich mich dann richten werde.

Lebe wohl, lieber Vater.

Dein

Felix.

An Fanny Hensel in Berlin.

Düsseldorf, den 7. April 1834.

Liebe Fanny!

Du bist wohl sehr böse auf mich schreibfaulen Menschen? Aber bedenke nur, ich bin ein städtischer Musikdirector und so ein Thier hat schrecklich viel zu arbeiten. Neulich kam ich nach Hause; da standen auf dem Schreibtisch zwei Stühle, der Ofenschirm lag unter dem Clavier, im Bette lagen ein Paar Stiefeln und Kamm und Bürste ꝛc. (Bendemann und Jordan hatten mir das als Visitenkarte hinterlassen). So sah es oder sieht es aber genau im Düsseldorfer Musikwesen aus, und ehe da Ordnung wieder hinein kommt, kostet's Hitze. Drum mußt Du meine Brieffaulheit jetzt mehr als je entschuldigen und selbst desto mehr schreiben, und mich aufräumen und feurige Kohlen auf mein Haupt sammeln. Dein Brief, den ich jetzt eben beantworte, war prächtig; mehr solche! Du sagst zwar, Du sprächst von der Melusine wie X . . . ., aber ich wollte nur, es wäre wahr, dann wäre aus einem magern Hofrath auf einmal ein tüchtiger Kerl geworden. Dennoch paß auf; ich will wüthen. O Du! frägst mich, welches Mährchen Du lesen sollst? Wie viele giebt es denn? Und wie viele

kenne ich denn? Und weißt Du die Geschichte von der schönen Melusine nicht? Und soll man sich nicht lieber einmummen und verkriechen, in alle mögliche Instrumentalmusik ohne Titel, wenn die eigene Schwester (Du Rabenschwester!) nicht einmal so einen Titel goutirt? Oder hast Du wirklich vom schönen Fisch nie gehört? Wenn ich aber bedenke, wie Du mich anbrummen könntest, daß ich im April Dich über einen Februarsbrief anbrumme, so gebe ich klein bei und thue Gutes. — Ich habe diese Ouvertüre zu einer Oper von Conradin Kreutzer geschrieben, welche ich voriges Jahr um diese Zeit im Königstädter Theater hörte. — Die Ouvertüre (nämlich die von Kreutzer) wurde da capo verlangt und mißfiel mir ganz apart; nachher auch die ganze Oper, aber die Hähnel nicht, sondern die war sehr liebenswürdig, und namentlich in einer Scene, wo sie sich als Hecht präsentirt und sich die Haare macht, da bekam ich Lust, auch eine Ouvertüre zu machen, die die Leute nicht da capo riefen, aber die es mehr inwendig hätte, und was mir am sujet gefiel, nahm ich (und das trifft auch gerade mit dem Mährchen zusammen) und kurz, die Ouvertüre kam auf die Welt, und das ist ihre Familiengeschichte. —

Du willst mich auch noch coramiren wegen der Vierstimmigkeit meiner Volkslieder, aber da bin ich beschlagen. Mir scheint das nämlich die einzige Art, wie man Volkslieder schreiben kann, weil jede Clavierbegleitung gleich nach dem Zimmer und nach dem Notenschrank schmeckt und weil also vier Singstimmen am einfachsten so ein Lied ohne Instrument vortragen können; und wenn der Grund zu ästhetisch ist, so nimm den, daß ich für Woringens, die dergleichen reizend singen, gern etwas der Art schreiben wollte. Im Ernst aber finde ich, daß das Vierstimmige „sowohl zum Text (als Volkslied) als auch zu meiner Auffassung" paßt, und somit divergiren wir entsetzlich. —

Das hatte ich aber ganz vergessen, daß ich zur Passion einen Waldteufel setzen wollte; die Idee ist gut; sage sie nicht laut weiter, sonst versuchen Die es nächstes Jahr wirklich, und Pölchau findet, den hätten die Römer schon gekannt unter dem Namen diabolis nemoris. Denk' Dir, sie haben mir mein

Akademie-Patent in einem ganz fürchterlichen rothen Pennal portopflichtig zugeschickt, und dadrin steckt ein uraltes Statut der Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften, nebst einem schmeichelhaften Schreiben, ich möchte doch wieder nach Berlin kommen, weil meine „Leistungen" da ebenso anerkannt würden, als im Auslande. Ein guter Grund; hätten sie noch gesagt, weil Euer Wohlgeboren doch eigentlich in der Leipziger Straße Nro. 3 sich am wohlsten fühlen müssen, oder was von Eltern und Geschwistern mit einfließen lassen, — aber nein!

Jetzt fängt eben eine meiner Düsseldorfer Qualen an; das ist meine Nachbarin, die im Nebenhause wohnt und ihr Clavier an die Wand neben der meinigen gestellt hat und alle Tage zwei Stunden zu meinem Unglück Clavier übt, täglich dieselben Fehler macht und alle Rossini'schen Arien in einem so verzweifelt langsamen, phlegmatischen Tone spielt, daß ich ihr gewiß einigen Schabernack anthäte, wenn ich nicht bedächte, daß ich sie mit meinem Clavier zu allen Zeiten gewiß noch mehr quäle, als sie mich. Dann hört man zuweilen den Lehrer oder die Mutter (ich weiß es nicht) mit ihrem Finger die richtige Note 17mal nach einander anschlagen, und wenn sie gar was vom Blatt spielt und sich aus dem Dunkel nach und nach irgend ein alter Gassenhauer entwickelt, den man an einer Note erkennen muß, das ist sehr hart. Ich weiß nun die Stücke schon auswendig, wenn sie den ersten Accord greift.

Lebe wohl, liebe Schwester! Immer

Dein

Felix.

An seine Mutter.

Düsseldorf, den 23. Mai 1834.

— — — — — Heut vor acht Tagen fuhr ich mit den beiden Woringens nach Aachen, da eine Cabinetsordre fünf Tage vor dem Feste die Feier auf Pfingsten erlaubte, und zwar in solchen Worten, daß die Erlaubniß für die nächsten Jahre nun sehr wahrscheinlich wird. Die Schnellpost fuhr 11 Stunden

und ich langweilte mich sträflich, kam verdrießlich an, wir gingen gleich in die Probe, und ich hörte, im Parquet sitzend, noch ein paar Nummern aus Deborah; sage darauf zu Woringen, nun will ich auch von hier aus dem Hiller zum ersten Mal seit zwei Jahren schreiben, weil er seine Sache so nett gemacht hat. Denn wirklich war seine Arbeit so bescheiden und wohlklingend, und dem Händel untergeordnet, dem er nichts weggestrichen hat, daß ich mich freute, zu sehen, wie noch andere Leute meines Sinnes sind und danach thun. Oben im ersten Range saß ein Mann mit Schnurrbart, las in der Partitur nach, und als der nach der Probe in's Theater hinunter geht und ich herauf, so begegnen wir uns in der Coulisse und mir stolperte richtig Ferdinand Hiller in die Arme und will mich vor Freude zerdrücken. Er war von Paris gekommen, um das Oratorium zu hören, und Chopin hat seine Stunden in Stich gelassen, war mitgefahren, und so trafen wir uns wieder. Jetzt hatte ich mein Vergnügen am Musikfeste weg, denn wir Drei blieben nun zusammen, bekamen für uns allein eine Loge im Theater (wo die Aufführungen sind), und natürlich ging es dann am folgenden Morgen an ein Clavier, wo ich großen Genuß hatte. Sie haben beide ihre Fertigkeit immer mehr ausgebildet, und als Clavierspieler ist Chopin jetzt einer der allerersten, — macht so neue Sachen wie Paganini auf seiner Geige, und bringt Wunderdinge herbei, die man sich nie möglich gedacht hätte. — Auch Hiller ist ein vortrefflicher Spieler, kräftig und coquett genug. Beide laboriren nur etwas an der Pariser Verzweiflungssucht und Leidenschaftssucherei, und haben Tact und Ruhe und das recht Musikalische oft gar zu sehr aus den Augen gelassen; ich nun wieder vielleicht zu wenig, und so ergänzten wir uns und lernten, glaub' ich, alle Drei von einander, indem ich mir ein bischen wie ein Schulmeister, und sie sich ein bischen wie mirliflors oder incroyables vorkamen. Nach dem Feste reisten wir zusammen nach Düsseldorf, brachten einen sehr angenehmen Tag unter Musiciren und Discutiren darüber zu; dann begleitete ich sie gestern nach Cöln, und heut früh reisten sie nach Coblenz per Dampf hinauf, — ich hinunter, und die hübsche Episode war vorbei.

An den Prediger Julius Schubring in Dessau.

Düsseldorf, den 15. Juli 1834.

Lieber Schubring!

Jetzt ist es beinahe ein Jahr her, daß ich schuldig bin, Dir zu schreiben. Ich will gar nicht erst anfangen, um Verzeihung zu bitten; denn ich habe gar zu unrecht und würde nicht fertig. Wie es gekommen ist, weiß ich selbst nicht zu begreifen. Den vorigen Herbst, als ich mich eben hier einrichtete, erhielt ich Deinen Brief mit den Notizen zu Paulus; es waren die besten Beiträge, die ich bekommen hatte, und gleich denselben Vormittag fing ich ernstlich an, die Sache zu überdenken, nahm die Bibel vor, mitten in der Unordnung in meiner Stube, und kam bald so hinein, daß ich mich zu den andern Arbeiten, die ich durchaus erst beendigen mußte, kaum zwingen konnte. Damals wollte ich Dir gleich schreiben und Dir für alles das sehr herzlich danken; darauf dachte ich, es wäre hübscher, wenn ich Dir gleich sagen könnte, es sei schon angefangen, und als ich nun im Frühling wirklich anfing, kamen so manche Compositionssorgen, die mich viel störten. Heut aber kann ich's nicht beim bloßen Denken lassen, sondern muß Dir schreiben und Dich fragen, wie es Dir und den Deinigen geht? denn ich weiß, daß Du seitdem Familienzuwachs bekommen hast; — das war nicht ganz recht von Dir, mir das mit keinem Worte zu melden, oder mit keinem Stück Kartenpapier, sondern mich es durch die dritte Hand zufällig erfahren zu lassen; denn obwohl ich's zugebe, daß ich's sehr verdient habe, so darf sich doch ein Prediger, wie Du bist, gerade am wenigsten rächen, oder nachhalten. Nun thue es nur jetzt nicht, und laß mich wieder etwas von Dir wissen.

Deine Notizen zum Paulus waren prächtig; ich habe sie alle ohne Ausnahme gebraucht; sonderbar (und gut) ist es, daß ich beim Componiren alle die Stellen, wo ich früher aus einem oder dem andern Grunde ein Stück umstellen oder ändern wollte, nach und nach wieder so hinstelle, wie ich sie in der Bibel finde; das bleibt doch das beste. Ich habe über die

Hälfte des ersten Theils fertig, denke ihn bis zum Herbst zu beendigen, und etwa im Februar das Ganze. Wie aber lebst Du nun in Dessau? Am liebsten hätte ich, wenn Du darauf antworten könntest: ganz wie früher. Hoffentlich hast Du Dir Deine Heiterkeit und Lebenslust erhalten und spielst Clavier, und liebst Sebastian Bach und bist der Alte. Mir sollte solche Sorge gar nicht einfallen; aber man ist hier von fatalen Exemplaren umgeben, Predigern, die jede Freude sich und andern versalzen, trockenen prosaischen Hofmeistern, die ein Concert für Sünde, einen Spaziergang für zerstreuend und verderblich, ein Theater aber für den Schwefelpfuhl, und den ganzen Frühling mit Baumblüthen und schönem Wetter für ein Moderloch ausgeben. Du wirst ja von der Elberfelder Art gehört haben. Aber es nimmt sich in der Nähe noch schlimmer aus, und kann Einem ordentlich peinlich machen. Das Böseste ist der Hochmuth, mit dem solche Leute die andern ansehen, und der schon nichts anderes Gutes aufkommen läßt. —

Unser Musikwesen hier geht langsam, aber es geht doch. — Wir haben in diesem Sommer in der Kirche eine Messe von Bach, ein Ave Maria aus „Verleih uns Frieden“ aufgeführt, und geben nächsten Monat Händel's Te Deum (Dettinger). Natürlich bleibt viel zu wünschen übrig, aber man hört die Sachen doch, und es macht auch nach und nach die Ausführung und die Ausführenden besser. — Hauser in Leipzig hat aus Manuscript-Stimmen eine Cantate in E moll von Sebastian Bach in Partitur gesetzt, die eine der stärksten Sachen von ihm ist, die ich kenne. Wenn ich mal eine Gelegenheit finde, schicke ich Dir eine Abschrift davon. — Aber nun ist das Papier und der Brief aus. Lebe wohl, Lieber, und schreibe mir bald.

Dein

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An J. Fürst in Berlin.

Düsseldorf, den 20. Juli 1834.

Lieber Fürst!

Ich weiß nur zu gut, daß ich Ihnen seit dem Empfange Ihrer Paulinischen Bemerkungen* noch gar nicht geschrieben und noch gar nicht gedankt habe; daß ich Ihnen aber jeden Tag, wenn ich wieder an die Arbeit gehe, dafür recht herzlich danke, können Sie mir wohl glauben. Aber ich hätte doch schreiben müssen, denn wenn aus dem Stücke, das jetzt nun seit dem Frühjahr mich ganz erfüllt und in Anspruch nimmt, etwas Gutes wird, so danke ich es Ihrem freundlichen Antheil zunächst, indem ich sonst die Grundlage des Textes nicht zusammen bekommen hätte. Beim Componiren selbst suche ich mir gewöhnlich die Bibelstellen auf, und so kommt es, daß vieles einfacher, kürzer und gedrängter wird, als es in Ihrem Text steht, während ich damals nicht genug Worte bekommen konnte und immer noch nach mehr verlangte. Seit ich aber dabei bin, ist es mir ganz anders, und ich habe nun die Auswahl. Der erste Theil wird im nächsten Monat wahrscheinlich fertig werden, das Ganze, denke ich, im Januar. Ich habe seit vorigem Herbst, wo ich herkam, manche andere Sachen machen müssen, die mich sehr in Zug brachten, und so weiß ich mich nicht in eine angenehmere Lage zu wünschen, als die meinige hier ist, wo ich Zeit und Stimmung vollauf habe und wo es mir denn auch besser gelingt, als sonst.

Freilich ist es ein nettes concentrirtes Leben hier, — doch aber nicht so sehr, wie Sie sich es vielleicht denken mögen. Denn leider gehen gerade seit meinem Aufenthalte Immermann und Schadow, durch deren Zusammenhalten erst recht viel Leben hierher kam, unaufhaltsam auseinander, — durch religiöse, politische, wortwechselerische, mißverständliche, übelnehmerische Verhältnisse immer mehr gereizt. Da ich nun bei Schadow im Hause wohne und mit Immermann das neue städtische Theater zu ordnen habe, so gebe ich mir alle Mühe

---

* Zum Text des Paulus.

zu leimen; es geht aber nicht, und so ist ein großer Übelstand da. Wenn der aber mal gehoben ist (woran ich trotz allem nicht zweifle), dann ist's auch prächtig, denn wie wir jungen Leute hier zusammenhalten, das ist wirklich ergötzlich. Die Maler unter einander ohne den geringsten Hochmuth und Neid, in wahrer Freundschaft, voran einige der liebenswürdigsten Persönlichkeiten als Muster, wie Hildebrand und Bendemann, — dazwischen wieder der δαιμονιος, der lange stille Lessing, — das macht sich gut, und wenn Sie dann in einer Kirchenmusik einmal den Baß des Chors ansehen, so lacht Ihnen das Herz im Leibe, weil da ein guter Maler neben dem andern steht, und brüllen alle wie nichts Gutes. Heut früh noch haben wir so recht hübsche Musik in der Kirche gemacht, wo alles Theil nahm, und giebt dann mal Immermann ein Stück, so malen die ihm Decorationen umsonst, und geben sie ein Fest, so dichtet er ihnen ein Stück, und ich mache Musik, und das ist alles hübsch und lustig.

Aber heut ist Kirmeß, das heißt, ganz Düsseldorf trinkt Wein. Nicht als ob's das nicht jeden andern Tag auch thäte, aber es geht spazieren dabei. Nicht als ob's das nicht jeden andern Tag thäte, aber es wird getanzt (in der gräßlichen Hitze) und gejubelt und sich betrunken, und wilde Thiere gezeigt und Puppenspiel, und Waffeln auf offener Straße gebacken. Sie wissen ja, was Kirmeß heißt. Als neugieriger Zuschauer muß ich auch noch spät Abends hin, jetzt aber erst mich etwas in den Rhein stürzen, mit vielen Malern. Leben Sie wohl, und auf Wiedersehen im September in Berlin.

Stets Ihr

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Eltern.

Düsseldorf, den 4. August 1834.

Liebe Eltern!

Seit etwa acht Tagen, wo wir sehr starke Gewitter mit schwüler Luft haben, geht es mir so faul, daß ich den ganzen Tag nichts thun kann, namentlich nicht componiren, was mich

verdrießlich macht. Zum Schlafen und Essen habe ich ganz allein Lust, außerdem allenfalls noch zum Baden, und mein Pferd zu reiten, welches ein Liebling aller meiner Bekannten ist und durch seinen guten Charakter wahren Respect verdient. Nur ist es sehr furchtsam, und als ich es neulich im Gewitter ritt, fuhr es bei jedem Blitz so zusammen, daß mich's ordentlich dauerte. Neulich machte ich eine Reitpartie nach Saarn zum Namenstage der Madame T**, der durch Kränze, Feuerwerk, Schießen, große Gesellschaft, Ball u. s. w. gefeiert wurde; der Weg war wieder reizend, obwohl anders als im Frühjahr; der Apfelbaum an der Kegelbahn, der damals blühte, hatte nun dicke unreife grüne Äpfel, und ich konnte zuweilen über's Stoppelfeld reiten und durch einen Nebenweg in den dicken schattigen Wald. Dabei begegneten mir mehrere Schnellposten, wieder ganz an denselben Orten, auch sogar dieselben Schaafheerden, und in der Schmiede ging's ebenso lustig und laut zu, und ein Bürger in Rathingen barbirte sich wieder, worauf ich in meine alten Philosophien verfiel, von denen Du, lieber Vater, nichts wissen willst. — Tags darauf ritt ich von da weiter nach Werden, einem allerliebst gelegenen Orte, wo ich eine Orgel zu untersuchen hatte; die ganze Gesellschaft fuhr mit; es wurde Kirschkuchen aus dem Wagen auf's Pferd gereicht, in Werden im Freien gegessen, auf der Orgel erging ich mich nach Herzenslust in Phantasien und Sebastian Bächen, dann wurde in der Ruhr gebadet, so kühl und abendlich, daß es eine Wonne war; dann ritt ich sehr behaglich wieder nach Saarn. — Beim Baden in der Ruhr war es ganz apart schön, — erstlich ein Platz dicht am Wasser mit hohem Grase, in dem große behauene Steine lagen, wie einem Sultan expreß hingelegt, für's Abkühlen und für die Kleider; dann kam man gleich am Ufer bis an den Hals in's Wasser, dann waren die bewachsenen Berge gegenüber hell von der Abendsonne beschienen, und der kleine Fluß, der nur sehr langsam fließt, ganz kühl und schattig. Und recht in Deutschland fühlte ich mich, als ich hinüberschwamm und ein Mann, der am andern Ufer ging, sogleich still stand und eine ordentliche Conversation mit mir anfing, der ich im Wasser lag und pustete, ob ich da wohl Grund hätte und ob Schwimmen wohl recht schwer sei? Und dann fühlte

ich mich auch leider sehr in Deutschland, als die Frau des Organisten, den ich besuchen wollte, mir einen Schnaps vorsetzte und so sehr beklagte, daß ihr Mann gerade verreist sei, weil er so viele Feinde hätte, die alle behaupteten, er könne gar nicht Orgel spielen, und weil er mir nun etwas hätte vorspielen müssen, damit ich dann alle das Gerede durch mein Urtheil (Salomonis) zu Schanden gemacht hätte. Zank und Streit giebt's aller Orten, und zu der hübschen neuen Orgel, die sie mit vielen Kosten erbaut haben, auf einem großen geräumigen Chor, führt eine dunkle enge Hühnersteige hinauf, ohne Fenster, mit einem Strick an der Seite zum Anhalten, wo man sich an 17 Stellen den Hals brechen kann; und auf mein Befragen sagte der Pfarrer, das hätten sie absichtlich so gelassen, damit nicht ein jeder aus der Kirche auf die Orgel laufen könne. Schlösser und Schlüssel vergessen sie bei dieser großen Pfiffigkeit; dergleichen ist immer sehr betrübt für mich. — Den Abend vor dieser Saarner Reise (heut vor acht Tagen) hatte ich ein großes Vergnügen. Ich hatte die Correcturbogen meines Es dur Rondo's von Leipzig bekommen; und weil ich's nicht gern hätte drucken lassen, ohne es wenigstens einmal mit dem Orchester versucht zu haben, so lud ich mir sämmtliche hiesige Musikanten in den Musiksaal zusammen und probirte es mit ihnen. Da ich sie nun nicht bezahlen konnte, denn das hätten sie übel genommen, so gab ich ihnen ein souper mit Kalbsbraten und Butterbrod, und machte sie so betrunken, wie sie nur wünschen konnten. Das war aber das Vergnügen nicht, sondern meine Ouvertüre zur Melusine, die ich da zum ersten Male spielen ließ, und die mir sehr gut gefiel. Ich weiß so bei manchen Stücken vom ersten Tacte an, daß sie gut klingen werden und Zug haben, und so war's auch damit, sobald sich die Clarinette im ersten Tacte hinaufwälzte. Es ging schlecht, und doch hatte ich mehr Freude daran, als von mancher vollkommenen Aufführung, und kam Abends mit einem so frohen Gefühl nach Hause, wie seit langer Zeit nicht. Wir spielten sie dreimal, und nach dem letzten Male fielen die Trompeten unmittelbar nach dem letzten leisen Accorde mit einem Tusch ein, was sich sehr lächerlich machte. Auch war es schön, als wir bei Tische saßen und Einer eine lange Rede mit Ein-

leitung und allem Möglichen anfing, und sich verhädderte, und endlich mich leben ließ, worauf die Trompeter und Pauker wie besessen aufsprangen und nach den Instrumenten liefen, um wieder Tusch zu blasen; dann hielt ich eine männliche Rede, Robert Peel's würdig, worin ich Einigkeit und christliche Liebe und Tacthalten anempfahl, und mit einem Toast auf die Fortschritte der Düsseldorfer Musik schloß. Dann sangen sie vierstimmige Lieder, unter andern eins, das ich voriges Jahr zum Musikfeste an Woringen geschenkt hatte, Musikantenprügelei genannt, welches der Abschreiber (einer der gegenwärtigen Spieler und Sänger) damals aber auch für sich abgeschrieben hatte und bei dieser Gelegenheit nun gelassen producirte, und welches mich selbst sehr lachen machte. — Dann schwuren sie, dies sei der vergnügteste Abend ihres ganzen Lebens gewesen; — dann zankten sie sich noch ein bischen, zum Zeichen, wie sehr meine Peel'sche Rede gewirkt hatte, dann legten die Nüchternen, d. h. der dicke Schirmer und ich, es wieder bei, dann gingen wir gegen Mitternacht auseinander, sie vergnügt über den Wein, und ich noch mehr über die Melusine, und am andern Morgen um 6 Uhr saß ich zu Pferde nach Saarn. Das waren ein paar lustige Tage. —

Liebe Mutter, die Königin von Bayern habe ich gesehen, aber nicht in Galla, sondern ich saß im Kahn und wollte nebst zwei anderen eben in den Rhein springen; da kam sie auf ihrem Dampfboot an; — da wir nun alle keine Schwimmhosen hatten, welches sich bei Hofe nicht schicken soll, so sprangen wir a tempo in's Wasser, als sie näher kam, und besahen von da aus alle Ceremonien, mit denen Graf S** die Geistlichkeit und die Generale vorstellte, und wie senatus populusque Düsseldorfiensis am Ufer stand und Musik machte. Weiter habe ich dann nichts von ihr zu sehen bekommen. Aber nun bin ich ganz fertig, und habe geplaudert wie nichts Gutes. — Lebt wohl, liebe Eltern!

Felix M. B.

An den Prediger Schubring in Dessau.

Düsseldorf, den 6. August 1834.

Wie kannst Du Dir nur denken, daß ich nicht gern sähe, Du habest Schneider den Text gezeigt? Und was könnte mir daran verdrießlich gewesen sein? Du hältst mich doch nicht für so einen Kerl, der, wenn er einmal eine Idee hat, die so ängstlich hütet, wie ein Geiziger sein Geld, und keinen heranläßt, bis er selbst alles producirt? Es hat das zwar eigentlich nichts Schlimmes, und doch ist mir's fatal, diese Art Ängstlichkeit, und selbst wenn mir's mal geschähe, daß Einer dasselbe machte, was ich vorhabe, wäre mir es nicht anders. Denn eins von beiden muß das bessere werden, und dann ist es gut, oder sie werden beide nicht gut, und dann ist's wieder nicht Schade. Übrigens bin ich heute melancholisch, wie seit mehreren Tagen, wo ich complett brach liege und gar nicht schreibe, ob aus Hitze oder Schwüle, oder sonst, das weiß ich nicht. Nun ist der erste Theil des Paulus beinahe beendigt, und ich stehe davor wie die Kuh und kann nicht in das neue Thor, und mache ihn eben doch nicht fertig, — nämlich die Ouvertüre fehlt noch, und ist ein schweres Stück. Unmittelbar nach den Worten des Herrn bei der Bekehrung habe ich einen großen Chor, „mache Dich auf, werde Licht u. s. w." Jes. 60, 1. 2, eintreten lassen, den ich bis jetzt für den besten Moment im ersten Theil halte. —

Ich weiß nicht, was ich zu Deinem Urtheile über X . . . sagen soll; es ist wohl ein wenig zu hart, und dann ist auch wieder etwas darin, was nur leider allzu wahr ist, und was ich mit seinen Compositionen im Zusammenhange finde. Aber doch thust Du nach meiner Überzeugung ihm ganz Unrecht, wenn Du ihn für einen Schmeichler hältst, da er niemals schmeicheln *will*, sondern immer für wahr und richtig hält, was er sagt, — aber wenn eben solche Erregbarkeit der Phantasie nicht auch wieder in sich ihr Bestimmtes, Festes, Schaffendes hat, wenn sie nichts hervorbringen kann, als ein augenblickliches Versetzen in etwas Fremdes, dann ist es freilich schlimm, und ich muß anfangen zu fürchten, so sei es hier, da

seine Sachen mir allzu sehr mißfallen. Dies schließt aber eine lange Zeit in sich, die mir schwer geworden ist, und wo mich's viel kostete, mir selbst zu sagen, was ich Dir jetzt.

Was Du mir von der ***schen Familie schreibst, ist mir auch leid, denn ich kenne kein beengenderes Gefühl, wie das, Feinde zu haben, und doch scheint es unmöglich, dem auszuweichen; wenigstens kann ich aber zu meiner Freude sagen, daß auch jetzt, wo ich mit vielen Menschen in Berührung und oft in unangenehme gekommen bin, keinen weiß, mit dem ich nicht Freund sein würde, wenn er mir es im geringsten frei stellte, und so wird es ja wohl da auch mit Dir sein.

Mit Deinen Bemerkungen über das Theater geht es Dir ganz so schlimm, wie mit Bretschneider's Recension, denn ich bin ja selbst zwar nicht Redacteur, aber noch was Schlimmeres, eine Art Ehrenintendant, oder wie Du es nennen willst, des neuen hiesigen Theaters in spe, und nehme mich also schon aus Amtseifer der Bühnensache an. Aber im Ernst, ich bin nicht Deiner Meinung, daß das Theater für 3/4 der Menschen schädlich sei, und glaube, daß die, denen es schadet, denselben Nachtheil und vielleicht einen schlimmeren finden würden ohne das Theater. Denn hier ist immer noch nicht die platte Realität, die auch in der Welt existirt, — und im Allgemeinen halte ich etwas nicht für schädlich, wenn es schlimme Folgen haben kann, sondern nur, wenn's die haben muß, und Du wirst Dir bei Deinem Theaterpublikum, wie Du es ausmalst, nur verdorbene Leute, keine gesunden denken können, die hingehen, um ein Stück und ein Kunstwerk zu sehen. Ich weiß, daß es mir immer entweder nur langweilig oder erhebend gewesen ist (freilich öfter das erste), aber verderblich hat mir's nie scheinen wollen, und es nun gar deswegen zu verbieten, — aber das spielt in ein weites Gebiet und in ein ernstes Thema hinüber, und die Politik, die leidige, spricht auch mit, und es läßt sich auf einem so kleinen Rande, wie der hier, nicht durchsprechen. Vielleicht mal mündlich, und kaum. Ich würde Dir was von meinen Sachen geschickt haben, will es aber lieber von Berlin aus thun; die Meeresstille habe ich ganz umgearbeitet diesen Winter, und glaube, sie ist etwa 30mal besser nun. Auch Lieder und Claviersachen habe ich neu. Du sagst, die Zeitungen

erhöben mich; das macht mir immer Vergnügen, obwohl ich sie selten lese, sowohl musikalische, als auch andere, nur zuweilen englische, in denen gute Reden stehen. Nun wird das Papier immer enger und kürzer, also ist der Brief aus. Lebe wohl!

Dein

Felix M. B.

An seine Mutter.

Düsseldorf, den 4. November 1834.

Liebe Mutter!

Endlich komme ich mal dazu, Dir für Deine lieben Briefe zu danken; Du weißt, wie Du mich durch Deine Zeilen gar so sehr erfreust, und hoffentlich greift Dich Dein Schreiben nicht an, denn Du schreibst so klein und deutlich und klassisch am Ende des Briefes, wie in der ersten Zeile und wie immer; — drum bitte ich Dich nur, laß mich diese Freude recht oft haben; daß ich dankbar dafür bin, kannst Du mir glauben. Du führst mich immer so recht wieder nach Hause, und ich bin da, so lange ich Deinen Brief lese, freue mich des Sommers im Garten, besuche die Ausstellung und streite mit Dir über Bendemann's kleines Bild; necke Gans über seine Satisfaction, daß ihn Metternich eingeladen, und mache fast den hübschen Russinnen wieder den Hof. — Solch' Hinversetzen nach Hause that mir doppelt wohl in den letzten Wochen, wo ich über Düsseldorf und Kunsttreiben, und Aufschwung am Rhein, und neues Streben dermaßen wetterte und schimpfte, wie selten. Ich war hier in eine entsetzliche Verwirrung und Hetze hineingerathen, und mir ging es schlimmer, als in der geschäftigsten Zeit in London. Wenn ich mich Morgens zur Arbeit setzte, so klingelte es während jedem Tact; — da kamen unzufriedene Choristen, die man anfahren, ungeschickte Sänger, die man einstudiren, schabige Musikanten, die man engagiren mußte, und wenn es so den ganzen Tag fortgegangen war und ich mir dann sagen mußte, das sei nun Alles für das Düsseldorfer Theater und dessen Heil, so wurde ich schwer ärgerlich; endlich vorgestern

entschloß ich mich, machte einen salto mortale, sprang aus der ganzen Geschichte heraus, und bin nun wieder ein Mensch. Freilich war es eine fatale Aufgabe, dies unserm Theaterselbstherrscher, alias Bühnenmufti, beizubringen, und der kneift die Lippen über mich zusammen, als wollte er mich kauen, aber ich hielt dem Verwaltungsrath eine kurze, sehr schöne Rede, sprach von meinen eigenen Arbeiten, an denen mir mehr läge, als am Düsseldorfer Stadttheater, so viel mir auch ꝛc.; kurz, sie ließen mich heraus mit der Bedingung, daß ich von Zeit zu Zeit dirigiren solle, und das versprach ich und das werde ich auch halten. Ich habe längst einen Brief an Rebecka angefangen, mit den schönsten Details über drei Wochen aus dem Leben eines Düsseldorfer Intendanten, aber noch immer kann ich ihn nicht endigen, und doch verweise ich darauf.

Mit dem Paulus bin ich jetzt auf dem Punkte, wo ich ihn gar zu gern Jemand vorspielen möchte, aber nun ist Niemand so recht da. Meine hiesigen Freunde sind wohl sehr außer sich darüber, aber es will nicht viel beweisen. Der Cantor* fehlt, mit den dicken Augenbrauen und der Kritik. Den zweiten Theil habe ich nun auch beinahe ganz im Kopfe, bis auf die Stelle, wo sie den Paulus für Jupiter halten und ihm opfern wollen, wohin einige sehr gute Chöre gehören, von denen ich bis jetzt aber keine Ahnung habe, — es ist schwer! Du frägst mich, ob ich in Leipzig keine musikalischen Verlagsgeschäfte gemacht habe, liebe Mutter; aber Breitkopf und Härtel haben mir jetzt kürzlich erklärt, sie wollten Alles von mir kaufen, was ich herausgeben wollte, und zwar wegen einer künftigen Ausgabe sämmtlicher Werke (klingt das nicht höchst vornehm?), und sind durch eine Ankündigung eines andern Verlegers, wie sie mir schreiben, sehr gekränkt worden. Den Leuten kann also geholfen werden. Außerdem habe ich aber noch von sechs andern Musikalienhändlern an verschiedenen Orten Briefe bekommen, in denen sie Sachen verlangen. Dies schmeckt zwar etwas nach renommage, aber ich weiß, Du liesest dergleichen gern und lässest mir es hingehn!

---

* So pflegte Mendelssohn seine Schwester Fanny oft zu nennen.

An Fanny Hensel in Berlin.

Düsseldorf, den 14. November 1834.

Liebe Fanny, sei glücklich am heutigen Tage und im Jahre, das Dir anfängt, und bleibe mir gut. Ich wollte Dir gern dies Jahr wieder irgend ein Stück schicken, unter das ich den 14. November schreiben könnte, aber die „Wochen aus dem Leben eines Intendanten" haben alles verschlungen, und ich komme erst langsam wieder zu mir. Dieser Tage habe ich die Ouvertüre zum Paulus entworfen und dachte die wenigstens fertig zu machen, aber sie ist noch weit zurück. Wenn wir nur wenigstens den Abend jetzt zusammen sein könnten, denn wenn Licht kommt, wünsche ich mich immer mehr nach Hause hin, als des Morgens; und jetzt kommt eben Licht, und dann ist die Zeit vom 30. October durch den 11. November und 11. December bis zu Weihnachten und Neujahr* gewiß nicht die beste für die Fremde, auch wenn die Abende nicht lang wären. Da kann man aber fleißig sein und nächsten Sommer wieder reisen und einander besuchen. Heut möchte ich nur, daß es schon so weit wäre.

Was treibst Du nun heut Abend? Musik und Gesellschaft? Oder wird die Staatszeitung vorgelesen? (in der, wie man mir sagt, Hensel's Schule sehr gelobt und in vielen Stücken der hiesigen vorgezogen sein soll).

Aber, Du Geburtstagskind, — im Urtheil über die Bilder treffen wir diesmal nicht zusammen; denn eins der widrigsten ist mir von jeher das von S. gewesen. Wenn ein Kunstwerk künstliche Trostlosigkeit vorstellen will, wie das Verhungern in der Wüste, so habe ich keinen Antheil daran, es sei noch so gut gemacht, und das ist es nicht einmal. Das Ganze scheint mir nichts als wieder eine Variation auf Lessing's Königspaar, — diesmal mit todten Pferden. — Die Stimmung im Kunstwerk ist alltäglich, und da mag man's 20mal mit bunten Farben aufputzen, es hilft nicht. So ist mir's nicht einmal recht, daß Du bei der Gelegenheit von Lafont vom Umschwung der Geige

* In diese Zeit fiel eine Anzahl von Geburtstagen in der Familie.

seit Paganini sprichst, denn solche Umschwünge kenne ich nicht in der Kunst, nur allenfalls in den Leuten, und ich denke, Dir würde an Lafont dasselbe mißfallen haben, wenn Du ihn vor Paganini's Auftreten gehört hättest, und Du müßtest andererseits seine guten Seiten nicht weniger loben, nachdem Du den andern gehört hast. Man hat mir soeben ein paar neue französische musikalische Zeitungen gezeigt, wo sie immer von einer révolution du goût und einer musikalischen Umwälzung sprechen, die seit einigen Jahren stattgefunden habe, und wobei ich auch eine schöne Rolle spielen soll, — mir wird sehr übel bei so etwas. Ich denke dann immer, daß man fleißig sein soll und arbeiten, „vornehmlich keinen Menschen hassen und die Zukunft Gott überlassen", — das Oratorium bis zum März fertig machen, eine neue A moll Symphonie und ein Clavierconcert componiren und dann wieder auf die Reise gehn, und die Leipziger Straße Nr. 3 besuchen, aber womöglich am dritten Ort. — Gestern war das zweite Concert, — nachher gräfliche soirée mit allen Excellenzen und socialen Redensarten, übermorgen muß ich wieder Oberon dirigiren und das Düsseldorfer Orchester hetzen, wie nichts Gutes. — Da bin ich denn in einen ganz griesgrämlichen Ton verfallen, der zum Geburtstagston nicht paßt. Den stimme ich nun noch einmal an und wünsche Dir viel Glück und ein gutes Jahr 1835. Lebe wohl und sei mit den Eltern und Geschwistern und allen heut recht froh.

Dein

Felix.

An Rebecka Dirichlet in Berlin.

Düsseldorf, den 23. November 1834.

Meine liebe, liebe Rebecka!

Willst Du denn überhaupt noch was von mir lesen? Ich bin ein Strick und zwar ein grober, eigentlich ein Tau gegen Dich gewesen, und wollte gewiß, es wäre nicht so! Aber wer kann's ändern! Wenn nur zum Bessermachen Gelegenheit da wäre; die ist aber auch nicht und ich kann also blos sagen, daß

ich doch hoffe, Du bleibst mir gut, und daß ich sehr dumm war. Freilich hätte ich Dir dies schon längst sagen sollen, — aber nicht können, — denn ich hatte mir vorgenommen, Dir den ersten freien Tag wieder einmal einen ordentlichen Privatbrief zu schreiben, und der erste freie Tag ist heute. — Wie es nun so dunkel wird und die Fensterladen zugehen und Licht kommt um Fünf, da muß ich schreiben und gleichsam an der messingenen Klingel ziehen, um zu fragen, ob Du zu Hause bist. Mach' mir nur ein freundlich Gesicht.

Wie mir es zeither gegangen ist, das kann ich gar nicht sagen, so abscheulich, aber Du mußt doch eine kleine Klage darüber hören, schon damit Du niemals auf den Einfall kommst, Theaterdirector zu werden, oder einen der Deinigen Intendant werden zu lassen. — Gleich als ich wieder herkam*, wehte mich die Intendantenluft an. Im Statut steht: Die Intendanz besteht aus einem Intendanten und einem Musikdirector. Der Intendant wollte nun, ich sollte Musikintendant sein, er Schauspielintendant, und nun sollten wir sehen, wer dem andern den Rang abliefe, — darüber gab es gleich Scandal. Ich wollte nichts als dirigiren und einstudiren, und das war Immermann nicht genug. Wir wechselten verzweifelt grobe Briefe, in denen ich meinen Styl sehr zusammennehmen mußte, um keine Spitze unerwiedert zu lassen und meinen unabhängigen Grund und Boden zu behaupten, — aber ich glaube, ich habe Herrn Heyse** Ehre gemacht. Wir verständigten uns darauf und zankten uns gleich wieder, weil ich nach Aachen reisen sollte, um eine Sängerin dort zu prüfen und zu engagiren, und weil ich das nicht wollte. Darauf mußte ich das Orchester engagiren, d. h. für jedes Mitglied zwei Contracte ausfertigen, mich über einen Thaler Monatsgage vorher bis auf's Blut streiten; — dann gingen sie weg, — dann kamen sie wieder und unterschrieben doch; — dann wollten sie wieder nicht am zweiten Pult sitzen, dann kam die Tante eines ganz erbärmlichen Mu-

* Mendelssohn hatte im Interesse des Theaters eine Reise durch einen Theil von Deutschland gemacht, um Sänger und Sängerinnen zu engagiren.

** Professor Heyse, Lehrer Mendelssohn's.

sikers, den ich nicht engagiren konnte, und die Frau mit zwei unmündigen Kindern eines andern Erbärmlichen, um ein gutes Wort beim Herrn Director einzulegen, — dann ließ ich drei Kerls Probe spielen, die geigten so unter aller Würde, daß ich keinen von ihnen annehmen konnte; dann waren sie demüthig und gingen still betrübt fort und hatten ihr Brod verloren; — dann kam die Frau noch einmal wieder und weinte; — unter 30 Leuten war ein einziger, der kurz sagte: „ich bin zufrieden" und seine Contracte unterschrieb; alle andern handelten und mäkelten erst eine Stunde, bis sie mir glaubten, daß ich prix fixe hätte; mir fiel Vaters Spruch „Fordern und Bieten machen den Kauf" den ganzen Tag ein, — aber es waren vier Tage, die jämmerlichsten, die ich erlebt habe. Am vierten kam Klingemann des Morgens an und sah das Wesen, und entsetzte sich. Inzwischen studirte Rietz Morgen und Abend den „Templer" ein; — der Chor betrank sich und ich mußte mit Autorität reden; — dann rebellirten sie gegen den Regisseur, und ich mußte sie anschreien wie ein Hausknecht; dann wurde die Beutler heiser und ich bekam Angst für sie (eine mir neue Art von Angst, eine der ekligsten); dann führte ich Cherubini's Requiem in der Kirche auf; zugleich kam das erste Concert, — kurz, ich faßte meinen Entschluß: drei Wochen nach Wieder-Eröffnung des Theaters meinen Intendantenthron zu verlassen, den ich denn auch Gott sei Dank ausgeführt habe. Die übrigen Details schenke ich Dir, Du wirst genug Theater haben. — Die Sache geht so gut wie in Düsseldorf nur möglich. Rietz macht sich ausgezeichnet gut, fleißig, bestimmt und sehr geschickt, so daß alle Leute mit ihm zufrieden sind und ihn loben; wir haben an Opern bis jetzt gegeben: den Templer zweimal, den Oberon zweimal, den ich dirigirte; dann Fra Diavolo, gestern den Freischützen, — nun kommt die Entführung, Zauberflöte, Ochsenmenuett, Dorfbarbier und Wasserträger, — die Opern sind alle ganz voll, die Schauspiele aber nicht, so daß den Actionären zuweilen ein bischen bang wird. Erst fünf Mitglieder sind bis jetzt durchgegangen, zwei davon aus dem Orchester.

Sämmtlichen Mitgliedern wurde von dem Verwaltungsrathe ein souper gegeben, welches sehr ledern war und jeden

Rath des Verwaltungsraths, also auch mich, 11 Thaler kostet, worüber ich mir alle Beileidsbezeugungen verbitte, um meine Thränen nicht aufzufrischen. Seit ich aber aus der Geschichte bin, ist mir, als wäre ich ein Hecht, der wieder in's Wasser kommt; die Vormittage gehören wieder mir; Abends kann ich zu Hause sitzen und lesen; das Oratorium wird mir immer mehr zu Dank; ein paar neue Lieder habe ich auch gemacht; im Singverein geht es hübsch, wir führen bald die Jahreszeiten mit ganzem Orchester auf; nächstens will ich sechs Präludien und Fugen herausgeben, wovon Du erst zwei kennst; — das ist so ein Leben wie ich es führen kann, aber das Intendantenleben nicht. Daß wir aber nicht am Ende von solch' einem guten Tage alle zusammenkommen können und uns so recht mit einander freuen, das ist doch schlimm!*

---

* Die Art und Weise, wie Mendelssohn die Theater-Angelegenheit behandelt hatte, wurde aber von seinem Vater nicht gebilligt. Dieser schrieb ihm vielmehr einige Zeit nachher unter Anderem Folgendes:

„Sodann will ich auch auf den Punkt der dramatischen Carriere „noch einmal zurückkommen, weil sie mir allerdings für Dich „sehr am Herzen liegt. Du hast, meiner Einsicht nach, weder in „productiver, noch in administrativer Hinsicht eine ausreichende „Schule durchgemacht, um gewiß wissen zu können, daß Deine „Abneigung dagegen eine innere, in Deinem Talent und Cha„rakter gegründet sei. Mir ist, außer Beethoven, kein dramatischer „Componist bekannt, der nicht eine ganze Menge total vergessener „Opern gemacht hätte, ehe er den rechten Punkt zur rechten Zeit gefaßt „und sich Platz gemacht hätte. Du hast erst einen einzigen öffent„lichen Versuch gemacht, der zum Theil am Texte gescheitert und „eigentlich weder gelungen noch mißlungen ist. Später hast Du „an den Texten zu viel gemäkelt, — den rechten Mann nicht „gefunden, vielleicht aber auch nicht recht gesucht; ich kann mich „des Glaubens nicht erwehren, daß thätigere Nachforschungen „und billigere Anforderungen Dich zum Ziel führen müssen. Was „aber die administrative Carriere betrifft, so veranlaßt mich diese „zu einer anderen Reihe von Betrachtungen, die ich Dir an's „Herz legen will. Jeder, der Gelegenheit und Lust hat, Dich „näher und innerlicher kennen zu lernen, so wie alle die, denen Du „Lust und Gelegenheit hast Dich deutlicher zu machen, werden „Dich lieb gewinnen und achten. Das allein reicht aber wirklich „nicht aus, um thätig und wirksam in's Leben einzugreifen; es „wird vielmehr bei vorrückendem Alter, wenn Anderen und Dir

Hier lege ich Dir meine Übersetzung des Alexanderfestes bei; Du mußt sie Abends in der Familie vortragen, und wenn Du mir an allen Stellen, wo Reime fehlen und wo es holprig

---

„jene Lust und Gelegenheit ausgehen, zu Isolirung und Mißmuth „führen. Selbst das, was wir für Fehler halten, will, wenn es „sich einmal durchgehends in der Welt festgesetzt hat, respectirt, „oder doch wenigstens geschont sein, und das Individuum ver„schwindet in der Welt. Das Ideal der Tugend hat der am „wenigsten erreicht, der es am unerbittlichsten von Anderen fordert. „Das strengste Moralprincip ist eine Citadelle mit Außenwerken, „an deren Vertheidigung man nicht gern seine Kräfte verschwendet, „um desto sicherer in dem Kernwerke halten zu können, welches „man freilich nur mit dem Leben aufgeben soll. Nun hast Du „Dich unleugbar bis jetzt noch nicht von einer gewissen Schroff„heit und Heftigkeit, — von einem raschen Ergreifen und ebenso „raschen Loslassen trennen können, und Dir dadurch selbst in „praktischer Hinsicht vielfache Hindernisse geschaffen. So muß ich „Dir zum Beispiel bekennen, daß ich Dein Ausscheiden von der „activen Theilnahme an der Detail-Verwaltung des Düsseldorfer „Theaters an und für sich gebilligt habe, die Art und Weise dessel„ben aber um so weniger, als Du sie freiwillig und, wenn ich „sagen soll, etwas unbedacht übernommen hast. Du hattest von „Anfang an, sehr richtig, Dich nicht fest binden, sondern nur das „Einstudiren und Leiten einzelner Opern übernehmen wollen, „diesem Entschluß gemäß auch ganz consequent einen Theater„Musikdirector engagiren lassen. Wie Du nun vor einiger Zeit „hierher kamst, mit dem Auftrag Krethi und Plethi zu engagiren, „gefiel mir das Ding schon gar nicht; ich meinte aber: Du habest, „da Du ohnedies hierher gekommen warst, diese Besorgung als „eine Gefälligkeit nicht verweigern können. Nun aber, bei Deiner „Rückkehr nach Düsseldorf, und nachdem Du, sehr vernünftig, „eine weitere Reise zu Engagements gleich abschlugst, statt in „diesem Sinne fortzufahren und alle odiosa abzuweisen, lässest Du „Dich damit überschütten, und da sie Dir, wie natürlich, ekelhaft „werden, lenkest Du nicht etwa ruhig ein und schaffst sie Dir nach „und nach wieder vom Halse, sondern Du springst mit einem Male „ab und zurück, giebst Dir dadurch unleugbar den Anschein von „Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit, machst Dir einen Mann, „den Du auf jeden Fall politisch schonen mußtest, zum entschie„denen Gegner, und höchst wahrscheinlich mehrere Mitglieder des „Comité, unter denen gewiß ganz respectable Leute sind, verdrieß„lich und nicht zu besseren Freunden. Betrachte ich diese Sache „falsch, so belehre mich eines Bessern.“ —

Man wird aus diesem Briefe erkennen, einen wie unparteiischen und unbestechlichen Richter Mendelssohn in seinem Vater hatte.

ist, Verbesserungen schickst, so wär' mir's lieb. Doch mache ich mir zur Bedingung, daß Ramler, oder noch besser das Englische daneben gehalten wird; à propos, ich bin seitdem noch einmal auf dem Pegasus gesessen und habe Lord Byron's Gedicht übersetzt, dessen erste Strophe bei Theremin unverständlich und die zweite nicht treu ist. — Meins holpert aber, find' ich, vielleicht könnte von Euch Abends auch was Besseres aufgefunden werden:

„Schlafloser Augen Sonne, heller Stern!
Der Du mit thränenvollem Schein, unendlich fern,
Das Dunkel nicht erhellst, nur besser zeigst,
O wie du ganz des Glücks Erinn'rung gleichst!
So funkelt längst vergangener Freuden Licht,
Es scheint, doch wärmt sein matter Schimmer nicht,
Der wache Gram erspäht die Nachtgestalt,
Hell, aber fern, klar — aber ach wie kalt!"

Das Gedicht ist sehr sentimental, und ich glaube, ich hätte es schon mehrere Male in Gis moll oder H dur componirt (kurz mit vielen Kreuzen auf jeden Fall), aber da fällt mir denn jedesmal ein, daß Dir und Fanny die Musik von Löwe gefällt, und das bringt mich heraus und es wird nichts draus.

Adies; bleibe mir gut.

Dein

Felix.

An Carl Klingemann in London.

Düsseldorf, den 16. December 1834.

— — — — — Nun kannst Du eigentlich schon mein ganzes zeitheriges Leben und Treiben aus diesen Zeilen gelesen haben. Denn daß es mir wohl und vergnügt geht und daß ich Dein gedenke, steht drin, und daß ich also fleißig bin und mancherlei arbeite, folgt daraus, und ich glaube sogar, der Jean Paul spukt mit hinein, den ich jetzt mit übergroßer Freude lese und der mich immer auf ein halbes Jahr mit seinen curiösen Einschachtelungen ansteckt. Firlein las ich wieder; aber da hatte

ich eigentlich das meiste Vergnügen durch die Erinnerung an die Zeit, wie ich's zuerst kennen lernte, wie Du mir's am Krankenbette vorlasest und wie mir's damals so wohl that. Aber dann habe ich seit mehreren Jahren zum ersten Male Siebenkäs wieder angefangen und eben den ersten Theil, sammt dem Schluß der Vorrede, zu Ende gelesen, und bin wirklich entzückt über das herrliche Werk. Die Vorrede allein ist schon ein Meisterstück, wie es kein anderer machen könnte, und nun alles im Buch, die Freunde, und der Schulrath, und Lenette. — Da wird Einem wohl, ein Deutscher zu sein, und man kriegt das Land wieder lieb, obgleich es jetzt dumme Gesichter, eins über das andere schneidet. Aber es tauchen doch solche Leute 'mal auf, und so einen herzlichen Kerl, wie den, hat wohl kein anderes Land!

— — — — — — — —

An Rebecka Dirichlet in Berlin.

Düsseldorf, den 23. December 1834.

Meine liebe Rebecka!

Warum sollen wir nicht einmal wie wirkliche Correspondenten über ein Thema ein paarmal hin und wieder schreiben, wenn wir uns nicht wohl verstanden haben? Ich meines Theils will einen ordentlichen Correspondenten vorstellen und muß durchaus noch einmal vom „Umschwung" schreiben; eigentlich ist es mehr an Fanny, aber seid Ihr nicht zusammengehörig? Und könnt es Euch also nicht einander mittheilen und mit einander antworten, wenn Ihr wollt? Und habe ich nicht gerade über dies Thema mancherlei gedacht und ausgeheckt seit Deinem Briefe, was mich nun zum Schreiben zwingt? Ihr müßt aber auch ordentlich antworten, bis nicht ein Körnchen mehr über den Umschwung zu sagen ist. — Sieh, ich meine, zwischen Reform, Reformiren und Revolution u. s. w. sei ein großer Unterschied. Reformen sind das, was ich in allen Dingen, in Leben und in Kunst und in Politik, und in Straßenpflaster und Gott weiß wo nicht, wünsche und liebe; denn eine

Reform ist lediglich gegen Mißbräuche negativ und schafft nur das weg, was im Wege steht; ein Umschwung aber, durch welchen das, was früher gut war (wirklich gut war), nun nicht mehr so ist oder sein soll, ist mir das Allerunausstehlichste und ist eigentlich nur die Mode. Daher wollte ich nichts davon wissen, daß Fanny sagte, Lafont's Spiel könne nicht mehr interessiren seit dem Umschwunge durch Paganini, denn wenn mich sein Spiel irgend einmal interessiren konnte, so thut es das immer, und wenn inzwischen der Engel Gabriel sich auf der Violine hören ließe. — Das ist es aber, was jene Franzosen, von denen ich sprach, durchaus nicht ahnen, daß alles Alte, Gute neu bleibt, wenn auch das Hinzukommende anders werden muß als das Alte, weil es eben von neuen oder andern Menschen ausgeht. Sie sind inwendig dieselben Alltagskinder wie die andern, und haben nur auswendig gelernt, daß was Neues kommen müßte, und nun suchen sie es zu machen, und wenn Einer 'mal kümmerlich applaudirt oder gestochen wird, so denkt er gleich, die révolution du goût sei da. Deshalb geberde ich mich so schlecht, wenn sie mir, wie Du sagst, die Ehre erzeigen, mich unter die Leiter dieser Bewegung zu stellen, weil ich wohl weiß, daß das ganze Menschenleben dazu gehört, sich selbst ordentlich auszubilden (oft reicht's nicht zu), weil kein Franzose und kein Journal weiß und wissen soll, was die Zukunft bringt und giebt, — weil man, um Anderer Bewegung zu leiten, vor allem selbst in Bewegung sein muß, und weil man durch dergleichen Betrachtungen zurück schaut, nicht vorwärts, und nur durch Arbeiten weiter kommt, nicht durch Gerede, was jene nicht glauben. —

Daß ich aber, um Gotteswillen, nicht Bewegung und Reform verleugne, und daß ich hoffe, auch selbst einmal in der Musik reformirend zu wirken, das siehst Du, weil ich eben ein Musiker bin, denn weiter heißt das nichts für mich. Nun antworte Du schön und predige wieder!

Heute habe ich einen ganzen Chor aus dem Paulus fertig aufgeschrieben und gemacht. Da muß ich gleich einiges aus dem heute früh erhaltenen Briefe beantworten, den Vater an Fanny dictirt und an dem Mutter die Nachschrift gemacht hat. Zuvörderst danke ich dafür. Dann, lieber Vater, bitte ich Dich

ja, mir nicht Deine Bedenken zu verschweigen, wie Du es sagst, denn es ist immer lauter Vortheil für mich, und kann ich die alten Fehler nicht ändern, so könnte ich doch neue vermeiden. Daß Paulus bei der Steinigung des Stephanus nicht schon auftritt, ist allerdings ein Nachtheil, und ich könnte die Stelle an und für sich leicht ändern; — aber ich habe durchaus noch keine Art gefunden, ihn dabei auftreten zu lassen, — keine Worte, die er der biblischen Erzählung gemäß hätte sagen können, und mir schien es deshalb leichter, der biblischen Erzählung zu folgen und den Stephanus nur für sich hinzustellen. — Der andere Tadel aber, glaube ich, wird durch die Musik gehoben, indem das Recitativ des Stephanus, obwohl in den Worten lang, höchstens ein paar Minuten dauern wird, — mit allen Chören dabei bis zu seinem Tode etwa eine Viertelstunde, während es sich nachher, bei und nach der Bekehrung, ausbreitet, obgleich es weniger Worte sind.

An den Prediger Bauer in Belzig.

Düsseldorf, den 12. Januar 1835.

(Über einen Vorschlag zu einer geistlichen Musik.)

Was ich nicht verstehe, ist der Inhalt, — der musikalisch- oder dramatisch-oratorische, oder wie Du es nennen willst, den Du Dir dabei denkst. Was Du davon anführst, die Zeit vor Johannes, dann Johannes selbst bis zu Christi Erscheinung, — darin sehe ich nur das, was ich mir bei dem Worte Advent oder Christi Geburt überhaupt denken muß. Nun weißt Du aber, daß die Musik einen Moment oder Fortgang von Momenten darstellen soll, und wie Du das nun meinst, hast Du nicht geschrieben. Eine wirkliche Kirchenmusik, d. h. für den evangelischen Gottesdienst, die während der kirchlichen Feier ihren Platz fände, scheint mir unmöglich, und zwar nicht blos, weil ich durchaus nicht sehe, an welcher Stelle des Gottesdienstes die Musik eingreifen sollte, sondern weil ich mir überhaupt diese Stelle gar nicht denken kann. Vielleicht hast Du mir etwas zu sagen, das mich darüber klarer macht, aber bis

jetzt weiß ich nicht, — auch wenn ich von der Preußischen Liturgie absehe, die alles Derartige abschneidet, und wohl nicht bleibend oder gar weitergehend sein wird, — wie es zu machen sein sollte, daß bei uns die Musik ein integrirender Theil des Gottesdienstes, und nicht blos ein Concert werde, das mehr oder weniger zur Andacht anrege. So ist auch die Bach'sche Passion gewesen; — sie ist als ein selbstständiges Musikstück zur Erbauung in der Kirche gesungen worden; — von eigentlich kirchlicher oder, wenn Du willst, gottesdienstlicher Musik kenne ich nur die altitalienischen Sachen für die päpstliche Capelle, wo aber wieder die Musik nur begleitend ist und sich der Function unterordnet und mitwirkt wie die Kerzen, der Weihrauch u. s. w. Meinst Du nun diese Art kirchlicher Musik, so fehlt mir, wie gesagt, der Anknüpfungspunkt, von dem aus ich sie mir möglich denken könnte. Für ein Oratorium aber müßte ein Hauptstoff, ein Fortschritt an bestimmten Personen gegeben sein, sonst wäre der Gegenstand zu unbestimmt; denn wenn alles nur betrachtend, mit der Hinweisung auf die Erscheinung Christi sein sollte, so wäre die Aufgabe im Händel'schen Messias bereits schön und größer gelöst, indem er vom Jesaias anfängt und, die Geburt als Mittelpunkt betrachtend, mit der Auferstehung schließt.

Wenn Du aber sagst: „unsre arme Kirche", so muß ich Dir wunderhalber erzählen, daß ich zu meinem Erstaunen gefunden habe, daß die Katholiken, die doch nun seit mehreren Jahrhunderten Musik machen und in ihren Hauptkirchen wo möglich alle Sonntage eine musikalische Messe singen, bis heute noch nicht eine einzige besitzen, von der man sagen könnte, daß sie nur erträglich passend, nur nicht geradezu störend und opernhaft sei. Das geht von Pergolese und Durante, die die lächerlichsten Trillerchen in ihrem Gloria bringen, bis auf die heutigen Opern-Finale's durch. Wäre ich Katholik, ich setzte mich gleich heute Abend hin und finge an, und es möchte werden wie es wolle, so würde es die einzige Messe, welche wenigstens mit fortdauernder Erinnerung an den kirchlichen Zweck geschrieben wäre. Aber ich will es vorläufig nicht thun; — vielleicht einmal später, wenn ich älter bin.

Herrn Conrad Schleinitz in Leipzig.

Düsseldorf, den 26. Januar 1835.

Hochgeehrter Herr!

Nehmen Sie meinen besten Dank für Ihre gütigen Zeilen und die freundliche Gesinnung für mich, die daraus spricht. Daß es mir eine Freude sein würde, in Ihrer Stadt einen so umfassenden Wirkungskreis zu finden, wie Sie ihn mir schildern, können Sie wohl denken, da es mein einziger Wunsch ist, die Musik auf dem Wege weiter zu führen, den ich für den rechten halte; und somit würde ich gern einem Rufe folgen, der mir dazu die Mittel an die Hand gäbe. Doch wäre es mir nicht lieb, durch eine solche Erklärung irgend Jemand zu nahe zu treten, und ich würde nicht wünschen, eine Stelle zu bekleiden, von der ich einen Vorgänger verdrängen müßte; erstlich halte ich's für unrecht, und dann geschieht auch wohl der Musik durch solchen Streit immer nur Schaden. — Ehe ich also auf Ihre Frage bestimmt antworten kann, müßte ich Sie bitten, mir einige Zweifel zu lösen, nämlich: von wem würde eine solche Anstellung, wie Sie sie beschreiben, ausgehen? mit wem würde ich zu thun haben, mit einer Gesellschaft, oder Einzelnen, oder einer Behörde? und würde ich durch meine Zusage einem andern Musiker zu nahe treten? Dies letztere bitte ich Sie, mir ganz aufrichtig zu beantworten, und sich dabei an meine Stelle zu versetzen, indem ich, wie gesagt, niemals direct oder indirect Jemand von seinem Platze zu drängen wünsche. —

Ferner ist es mir nicht deutlich nach Ihrem Briefe, wie sich die Direction einer Sing-Akademie mit einem freien Sommerhalbjahre für mich verbinden ließe, denn Sie wissen wohl, wie unumgänglich nöthig gerade die fortgesetzte Übung für ein solches Institut ist, und wie sich also in einem halben Jahre nichts leisten ließe, das im nächsten dann nicht wieder verwischt wäre. Oder ist noch ein anderer Director dafür da, der im Sommer statt meiner die Leitung übernähme? Endlich gestehe ich Ihnen noch, daß ich im Pecuniären meine Stellung gegen die hiesige wenigstens nicht zu vermindern wünschen

würde, doch würde sich dies, da Sie von einem Benefiz-Concert schreiben, wohl auch arrangiren lassen, und wir würden schon darüber übereinkommen können. —

Ich bin ganz aufrichtig zu Ihnen und hoffe, Sie deuten es mir nicht übel; auf jeden Fall bitte ich Sie, mich recht bald mit einer Antwort zu erfreuen, und mir zu glauben, daß ich Ihnen für Ihren ganzen lieben Brief, so wie für alles Ehrenvolle, was er für mich enthält, immer dankbar sein und bleiben will.

An den Capellmeister Spohr in Cassel.

Düsseldorf, den 8. März 1835.

Hochgeehrter Herr Capellmeister!

Nehmen Sie meinen Dank für Ihr freundliches Schreiben. Die Ankündigung aus Wien war mir interessant; ich hatte noch nichts davon gehört. Sie machte mir wieder das Gefühl recht lebhaft, wie unmöglich es mir sein würde, irgend etwas mit dem Gedanken an eine Preisbewerbung zu componiren, — ich käme nicht bis zum Anfange, und wenn man zum Musiker sich müßte examiniren lassen, so bin ich überzeugt, ich wäre von vornherein abgewiesen worden, denn ich hätte nichts halb so gut gemacht, als ich könnte. Der Gedanke an einen Preis oder eine Entscheidung macht mich zerstreut, und dennoch kann ich mich nicht so darüber hinwegsetzen, daß ich ihn ganz vergäße. Aber wenn Sie irgend die Stimmung dazu finden, sollten Sie es doch ja nicht unterlassen, eine Symphonie bis dahin zu componiren und einzuschicken, denn ich wüßte nicht, wer Ihnen den Preis unter den Lebenden streitig machen könnte (zweiter Grund), und wir bekämen dann wieder eine neue Symphonie von Ihnen (erster Grund). Über die Zusammensetzung des richtenden Ausschusses in Wien habe ich meine Gedanken, die aber nicht recht legitim sind, sondern ein wenig rebellisch. Wäre ich die Richter, so bekäme das ganze Comité keinen Preis, wenn sich's darum bewürbe. — Sie wollen, daß ich Ihnen über meine Arbeiten schreiben soll, und ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mich darnach fragen. Ich habe seit ungefähr einem Jahre ein

Oratorium angefangen, das ich im nächsten Monat zu beendigen denke und dessen Gegenstand der heilige Paulus ist. Die Worte dazu haben mir einige Freunde aus der Bibel zusammengestellt, und ich glaube, daß der Gegenstand so wie diese Zusammenstellung sehr musikalisch und ernsthaft ist. Wenn nur die Musik auch recht so wird, wie ich's möchte. Wenigstens habe ich während des Schreibens die größte Freude daran gehabt. Auch eine neue Ouvertüre „zur schönen Melusine" habe ich vor einiger Zeit componirt, und habe eine andere wieder im Kopf. Nun möchte ich gar zu gern eine Oper machen, aber ich sehe weit und breit keinen Text und keinen Dichter. Diejenigen, welche dichten können, mögen Musik nicht ausstehen oder sie kennen das Theater nicht; und die andern kennen wieder keine Poesie und keine Menschen, sondern nur Bretter und Lampen, und Coulissen und Leinewand. So komme ich nicht dazu, eine Oper zu finden, nach der ich so viel und vergeblich schon mich bemüht habe; es thut mir aber mit jedem Tage mehr leid, drum hoffe ich endlich doch noch einen Mann zu finden, wie ich ihn mir dazu wünsche. — Mehrere Instrumentalmusik habe ich seither noch componirt, meist für Clavier, doch auch einige andere; hoffentlich erlauben Sie mir, Ihnen einmal etwas davon zuzusenden, wenn ich Gelegenheit dazu habe. — Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und Ehrfurcht

Ihr ergebenster

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Felix Mendelssohn Bartholdy in Düsseldorf von seinem Vater*.

Berlin, den 10. März 1835.

Dies ist der dritte Brief, welchen ich Dir in dieser Woche schreibe, und wenn das so fortfährt, so wird das Lesen meiner

* Man wird den nachfolgenden Brief von Mendelssohn's Vater gewiß nicht ohne Interesse lesen, weil er auf die geistigen Beziehungen zwischen Vater und Sohn ein helles Licht wirft; es durfte ihm passender Weise hier ein Platz eingeräumt werden. Derselbe ist unter einer großen Anzahl ähnlichen Inhalts ausgewählt worden.

Briefe ein stehender Artikel in Deinem Zeit-Ausgabebudget werden; — dann hast Du die Schuld Dir selbst beizumessen, da Du mich durch Lob verdirbst. Ich gehe gleich zum musikalischen Theil Deines letzten Briefes über.

Dein Wort, daß Sebastian Bach jedes Zimmer, wo er gesungen wird, zur Kirche umwandele, finde ich ganz besonders treffend, und so hat auch beim einmaligen Hören der Schluß des erwähnten Stücks denselben Eindruck auf mich gemacht; sonst gestehe ich, von meiner Abneigung gegen figurirte Choräle im Allgemeinen nicht zurückkommen zu können, weil ich die eigentlich zu Grunde liegende Idee nicht verstehe, besonders da nicht, wo die beiden certirenden Massen im Gleichgewicht der Kraft gehalten sind. Wo, wie z. B. im ersten Chor der Passion, der Choral nur einen wichtigeren und consistenteren Theil des Grundes ausmacht, oder wo, wie in dem oben erwähnten Stück der Cantate, wenn ich mich nach dem einmaligen Hören recht erinnere, der Choral das Hauptgebäude ist und die einzelne Stimme nur eine Verzierung, kann ich mir eher den Begriff und Zweck denken, — gar nicht aber da, wo die Figur gewissermaßen Variationen auf's Thema ausführt. Überhaupt ist mit dem Choral nicht zu spaßen. Das höchste Ziel dabei ist, daß das Volk ihn unter Begleitung der Orgel rein singe, — alles andere erscheint mir eitel und unkirchlich.

Am letzten Musikmorgen bei Fanny wurde die Motette von Bach: „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit" und Dein Ave Maria von gewählten Stimmen gesungen. Eine große Stelle des letztern, in der Mitte, so wie auch das Ende, schienen mir zu künstlich und schwierig für den einfach frommen und allerdings ächt katholischen Styl, welcher übrigens darin vorherrscht. Wenn nun Rebecka bemerkt, daß einige Confusion in der Ausführung dieser Stelle stattgefunden habe, welche ich für zu schwierig gehalten habe, so beweist das nur, daß ich ein Ignorant bin, nicht aber, daß nicht das Ende doch zu spitzfindig modulirt sei. Was nun Bach betrifft, so scheint mir das genannte Stück ein ganz bewunderungswürdiges. Schon die Einleitung, welche Fanny besonders schön spielte, hat mich überrascht und ergriffen, wie lange Nichts, und ich mußte wieder an Bach's Einsamkeit denken, an seinen ganz isolirten

Stand in Umgebung und Mitwelt, an die reine, milde, ungeheure Kraft und die Klarheit der Tiefe. Von den einzelnen Stücken hat sich mir „Bestelle dein Haus" und „Es ist der alte Bund" — augenblicklich und dauernd eingeprägt; weniger die Baß-Arie mit den Alt-Soli. Was mir zuerst bei der Passion klar wurde, daß Bach der musikalische Repräsentant des Protestantismus sei, wird mir bei jedem neuen Stück, das ich von ihm höre, positiv oder negativ evident, — so neulich durch die Messe, die ich in der Akademie hörte und die mir auf's Entschiedenste antikatholisch vorkömmt, daher denn auch alle ihre großen Schönheiten mir den innern Widerspruch ebenso wenig lösen zu können schienen, als dies möglich wäre, wenn ein protestantischer Geistlicher in einer protestantischen Kirche Messe läse. Nebenbei wurde mir aber auf's Neue klar, welch' großes Verdienst es von Zelter war und bleibt, Bach den Deutschen wiedergegeben zu haben, denn zwischen Forkel und ihm war von Bach wenig die Rede, und dann auch fast nur vom wohltemperirten Clavier. Ihm ist zuerst das wahre Licht über Bach aufgegangen, durch den Besitz anderer seiner Werke, die er als Sammler kennen lernte und als wahrer Künstler Andere kennen lehrte. Seine musikalischen Aufführungen am Freitag sind abermals ein Beleg, daß nichts, was mit Ernst angefangen und in der Stille ununterbrochen fortgesetzt wird, ohne Erfolg bleiben kann. Ausgemacht ist es wenigstens, daß Deine musikalische Richtung ohne Zelter eine ganz andere geworden wäre. —

Dein Vorsatz, Händel in seiner ursprünglichen Gestalt zu restauriren, hat mich zu einigen Gedanken über die spätere Instrumentirung seiner Werke veranlaßt. Es entsteht dabei gewöhnlich die Frage, ob Händel, wenn er heut schriebe, sich nicht aller jetzt vorhandenen musikalischen Mittel bedienen würde, um seine Oratorien zu componiren, was am Ende doch nichts weiter heißt als: ob die künstlerisch sittliche Gestaltung, welcher wir den Namen Händel geben, heute dieselbe äußere Form annehmen würde, welche sie vor 100 Jahren gehabt hat, oder im weitern Sinne, ob die Welt heute aussieht, wie sie vor 100 Jahren ausgesehen hat, worauf dann die Antwort sich von selbst ergiebt. Man muß aber die Frage anders stellen, und

zwar nicht, ob Händel heute seine Oratorien componiren würde, wie vor 100 Jahren, sondern ob er überhaupt Oratorien componiren würde. Wohl schwerlich, wenn sie jetzt nur so zu schreiben wären, wie in der neuesten Zeit geschehen ist. Daraus, daß ich Dir das sage, kannst Du entnehmen, wie erwartungsvoll und zutrauend ich dem Deinigen entgegen sehe, welches hoffentlich die Aufgabe der Verbindung alten Sinns mit neuen Mitteln lösen wird, sonst würde die Wirkung ebenso gewiß ausbleiben, als die Maler des 19. Jahrhunderts sich nur lächerlich machen würden, die die Religiosität des 15. Jahrhunderts mit langen Armen und Beinen und einer auf den Kopf gestellten Perspective wiederherstellen wollten. — Mir scheinen die neuen Mittel, so wie eigentlich Alles in der Welt zu rechter Zeit gekommen zu sein, um den schwächer werdenden inneren Motiven belebend zur Seite zu stehen, denn auf der Stufe religiösen Sinnes, auf welcher sich Bach, Händel und ihre Zeitgenossen befanden, brauchten sie keines großen Orchesters zu ihren Oratorien, und ich selbst erinnere mich noch sehr wohl aus meinen jüngsten Jahren, daß der Messias, Judas und das Alexanderfest ganz wie sie Händel geschrieben und sogar ohne Orgel, zu Aller Freude und Erbauung gegeben worden sind. —

Wie bringt man aber jetzt, wo Leerheit der Gedanken und Lärm in der Musik sich allmählig in umgekehrtem Verhältniß zu einander entwickelt haben, die Sache zum Stehen? Das Orchester ist einmal da und wird seine jetzige Gestalt wohl eine lange Zeit ohne wesentliche Veränderung beibehalten. Reichthum ist aber auch nur dann ein Fehler, wenn man ihn nicht zu verwenden weiß. Wie also soll das Reiche des Orchesters verwendet werden? Welche Anleitung kann der Dichter dazu geben, und in welchen Regionen, oder soll die Musik sich ganz von der Poesie trennen und rein selbstständig wirken? Ich glaube nicht, daß sie letzteres können wird, wenigstens nur in beschränktem Maße und nicht allgemein gültig; zu ersterem müßte aber ein Gegenstand sowohl für die Musik wie für die Malerei gefunden werden, welcher durch seine Innerlichkeit, allgemeine Gültigkeit und Verständlichkeit die früheren religiösen zu ersetzen im Stande wäre. Nun will es mich be-

dünken, als ob die beiden Haydn'schen Oratorien auch in dieser Beziehung eine sehr merkwürdige Erscheinung wären. Beide Gedichte sind schwach, als solche betrachtet; aber sie haben auf eine sehr glückliche Weise statt des alten positiven und fast übersinnlichen Religionsmotivs dasjenige ergriffen, welches die Natur, als sichtbare Emanation der Gottheit, in ihrer Allgemeinheit und ihren tausendfältigen Einzelnheiten jedem offenen Gemüth einflößt. — Daher die unendlich tiefe, aber auch heitere, allgemein gültige und gewiß ächt religiöse Wirkung dieser beiden Werke, die bis jetzt ganz allein stehen; — daher das Zusammenwirken aller hin und wieder kleinlichen, spielenden Einzelnheiten derselben mit dem großartigsten und treuesten Gefühl des Dankes, welches aus dem Ganzen hervorquillt; und daher kömmt es auch, daß ich wenigstens das Krähen des Hahnes, das Singen der Lerche, das Gebrüll des Rindviehs und die Fröhlichkeit des Landvolkes, sowohl in der Schöpfung als auch in den Jahreszeiten, ebenso wenig gern vermissen würde, als in der Natur selbst. — Mit anderem Worte: Schöpfung und Jahreszeiten sind auf Natur und sichtbaren Gottesdienst gegründet, und sollten da nicht noch neue Stoffe für die Musik zu finden sein? —

Die Veröffentlichung des Goethe'schen Briefwechsels mit einem Kinde halte ich für einen wahrhaft ärgerlichen und verderblichen Mißbrauch der Presse, durch welchen schnell und immer schneller alle Illusion zerstört wird, ohne die das Leben ein Tod ist. Lebe Du mit Illusionen wohl und erhalte Dir die kindliche Anhänglichkeit an

Deinen

Vater.

An seinen Vater.

Düsseldorf, den 23. März 1835.

Lieber Vater!

Ich habe Dir noch zu danken für den letzten Brief und mein Ave; ich kann es oft gar nicht begreifen, wie es möglich ist, über Musik ein so genaues Urtheil zu haben, ohne technisch

musikalisch zu sein, und wenn ich das, was ich allerdings dabei empfinde, so klar und anschaulich sagen könnte, wie Du, sobald Du darüber sprichst, so wollte ich keine einzige confuse Rede mehr in meinem Leben halten. Habe tausend Dank dafür, und für Deine Worte über Bach. Du hast nun freilich nach einigem unvollkommenen Hören meines Stückes das herausgefunden, was ich nach langer Bekanntschaft erst jetzt, und darüber sollt' ich mich wohl ein wenig ärgern; aber dann ist mir's doch wieder lieb, daß eine solche Deutlichkeit des Gefühls bei Musik da ist, und daß Du die gerade hast, denn was am Ende und in der Mittelstelle verfehlt ist, liegt in so kleinen Fehlern, die sich mit so wenig Noten (namentlich weggestrichenen) hätten verbessern lassen, daß weder ich noch irgend ein Musiker ohne öfteres Hören darauf gekommen wäre, weil wir es in der Regel viel tiefer suchen. Es schadet der Einfachheit des Klanges, die mir gerade im Anfang gut gefällt, und wenn ich auch meine, daß es bei vollkommener Ausführung, namentlich mit großem Chor, weniger auffallen würde, so wird doch immer etwas davon bleiben. Indessen will ich's ein ander Mal schon besser machen. Ich möchte aber, Du hörtest den Bach noch einmal, weil ein Stück, das Du weniger hervorhebst, mir darin am meisten gefällt: — es ist die Alt- und Baßarie; nur muß der Choral von vielen Altstimmen und der Baß sehr schön gesungen werden. So herrlich die Stücke „bestelle dein Haus" und „es ist der alte Bund" sind, so liegt allein in dem Plane von dem folgenden Stücke, wie der Alt anfängt, der Baß darauf ganz frisch und neu unterbricht und bei seinen Worten bleibt, während der Choral als Drittes eintritt, und wie dann der Baß freudig schließt, und der Choral noch lange nicht, sondern immer stiller und ernsthafter fort singt, etwas sehr Erhabenes und Tiefsinniges. — Übrigens ist es eigen mit dieser Musik; — sie muß sehr früh oder sehr spät fallen, denn sie weicht ganz von seiner mittleren gewöhnlichen Schreibart ab, und die ersten Chorsätze und der Schlußchor sind so, daß ich sie gar nicht für Sebastian Bach, sondern für irgend einen andern aus der Zeit gehalten hätte, während doch kein anderer Mensch einen Tact aus den mittleren Stücken gemacht haben kann.

Mutter denkt sich Hiller doch nicht richtig; denn trotz seiner Freuden und Ehren in Paris und seiner Zurücksetzungen in Frankfurt schreibt er, daß er mich um meinen Platz hier am Rhein mit allen seinen Fatalitäten beneide, und da sich wohl noch einer in Deutschland finden wird, so gebe ich die Hoffnung nicht auf, ihn aus der Pariser Ehren- und Plaisir-Atmosphäre in die Arbeitsstube zurück zu persuadiren. —

Nun leb' wohl, lieber Vater. Bitte, laß mich bald von Dir viel hören.

Dein

Felix.

An seinen Vater.

Düsseldorf, den 3. April 1835.

Lieber Vater!

Es freut mich sehr, daß Dir das Programm des Cölner Musikfestes gefällt. Die Orgel zum Salomon werde ich nicht selbst spielen können, da sie im Hintergrunde des Orchesters stehen muß und fast alle Stücke begleitet, während die hiesigen Chöre und Spieler an ein fast immerwährendes Tactschlagen gewöhnt sind. Ich werde daher die ganze Orgelstimme in der Art, wie ich sie mir gespielt denke, schreiben müssen, und der dortige Domorganist Weber wird sie spielen; er soll ein fester Musikus und tüchtiger Spieler sein, — also geht das recht gut und macht mir nur die große Arbeit des Schreibens, da ich die Sache so gut wie möglich zu haben wünschte. — Auch mit dem Morgengesang* habe ich Arbeit gehabt, da Vieles darin geändert werden mußte, was bei den hiesigen Mitteln unmöglich ausgeführt werden kann; er hat mir aber dabei von neuem ungemein gefallen, namentlich der Stern, der Mond, die Elemente und der ganze vortreffliche Schluß. Bei den Worten „und schlich in dieser Nacht" u. s. w. wird es so romantisch und poetisch, daß mich's jedesmal von neuem erfreut und ergreift; drum

* Von Reichardt. Vergleiche die auf Reichardt bezügliche Stelle im Brief vom 28. December 1833, Seite 283.

macht mir es Vergnügen, solch' einem nobeln Mann einen Dienst erweisen zu können. Die vom Comité wunderten sich sehr, als ich behauptete, es sei schön, und wollten kaum daran, allein sie waren denn doch zu Allem zu bereden. — Sogar eine Ouvertüre von Bach hätten sie geben müssen, wenn ich nicht eine allzu starke Contrarevolution gescheut hätte. — Von mir kommt gar nichts; dafür (wahrscheinlich aus Dankbarkeit) wollen sie durchaus mein „wohlgetroffenes Bildniß" an den Pfingsttagen erscheinen lassen und ausgeben, wogegen ich mich tapfer wehre, und weder sitzen noch still halten will, weil ich all' dergleichen Großthuerei nicht mag.

Daß Eure Gegenwart mich nicht nur nicht hemmen, sondern im Gegentheil mir erst die rechte Lust und Freude am Gelingen geben wird, weißt Du wohl. Laß mich Dir bei dieser Gelegenheit auch sagen, daß mir der Beifall und die Freude des Publikums, für die ich gewiß empfänglich bin, erst das rechte Vergnügen machen, wenn ich Euch davon schreiben kann, weil ich weiß, daß sie Euch freuen, und daß mir an einem Worte des Lobes von Euch wahrhaftig mehr liegt, oder daß es mich glücklicher macht, als alle Publikums in der Welt, die zusammen klatschen, und daß es mir darum die liebste Belohnung für meine Arbeit ist, wenn ich Euch unter den Zuhörern sehen kann.

Mein Oratorium* wird erst im November in Frankfurt aufgeführt werden, wie mir Schelble schreibt, und so lieb es mir wäre, wenn Du es bald hörtest, so möchte ich doch noch lieber, Du hörtest es bei dem Musikfeste im nächsten Jahre zuerst. Um dies bestimmt anzunehmen, habe ich mir vorbehalten, die Aufführung in Frankfurt abzuwarten, damit ich selbst es erst höre und wisse, ob es für das Musikfest paßt; aber wenn das der Fall ist, wie ich hoffe und wünsche, so wird sich's da viel schöner ausnehmen, und dann ist es das Musikfest, das Du lieb hast, und Pfingsten statt November, und besonders werde ich dann schon wissen, ob es Dir gefallen wird oder nicht, worüber ich jetzt noch nicht sicher bin.

Ich kann den Brief nicht schließen, ohne von dem göttlich

* Der Paulus.

schönen Wetter zu sprechen, das uns hier erfreut. Heitere, warme Luft und Sonnenschein, und Grün und Lerchen vollauf! Heute ritt ich durch einen Wald und hielt wohl eine Viertelstunde still, um den Vögeln zuzuhören, die in der großen Einsamkeit in einem fort sprangen und Lärm machten.

Dein

Felix.

Herrn Conrad Schleinitz in Leipzig.

Düsseldorf, den 16. April 1835.

Hochgeehrter Herr!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren letzten Brief und für das freundliche Interesse, das Sie an mir sowie an meinem Kommen nach Leipzig nehmen. Da ich durch den Brief des Herrn Stadtrath Porsche sowie durch den der Vorsteher des Concertes sehe, daß ich in Leipzig keinem andern Musiker zu nahe treten würde, so ist die eine Hauptschwierigkeit allerdings gehoben. Doch ist nun eine andere da, indem der Brief der Vorsteherschaft die Stelle auf andere Weise zu beabsichtigen scheint, als Sie es in dem Ihrigen thun. — Es ist nämlich die Direction von 20 Concerten nebst den Extraconcerten darin unter den Verpflichtungen aufgeführt, aber ein Benefiz-Concert (von dem Sie mir schreiben) ist nicht erwähnt. Ich habe darauf in meiner Antwort gesagt, was ich Ihnen schon früher schrieb, daß ich, um mich zum Umzuge zu bestimmen, mir dieselben pecuniären Vortheile gesichert wünschte, die ich hier habe. Wenn ein Benefiz-Concert, wie Sie sagen, 2—300 Thaler eintragen kann, so wäre diese Summe freilich zu entsprechender Erhöhung des Gehalts sogleich aufgebracht; doch gestehe ich Ihnen, daß ich darauf nicht angetragen habe und es sogar nicht angenommen hätte, wenn man es mir angeboten hätte. Ein anderes wäre es, wenn die Gesellschaft ein Concert mehr geben und davon etwa den mir ausgesetzten Gehalt gewinnen wollte; ich selbst habe mir bei meiner musi-

kalischen Carriere vorgenommen, keine Concerte für mich (zu meinem Vortheil) zu veranstalten. Sie wissen vielleicht, daß es mir persönlich auf den pecuniären Punkt weniger ankommen würde, wenn meine Eltern nicht (und ich glaube ganz mit Recht) verlangten, daß ich meine Kunst als Beruf treiben, daß ich davon leben können soll. Ich habe mir nun zwar gewisse Dinge vorbehalten, die ich wegen meiner, in dieser Hinsicht begünstigten Stellung nicht thun will, z. B. eben Concerte oder Stunden geben; doch sehe ich die Richtigkeit dessen, was meine Eltern verlangen, so sehr ein, daß ich mich in den andern Verhältnissen gern ganz wie ein Musiker, der von seiner Kunst lebt, betrachte und daß ich mir somit, um meine bisherige Stellung zu verlassen, eine gleiche gesichert wünschen muß. — Ich glaube nicht, daß das, was ich verlange, unbescheiden ist, da man es mir hier angeboten hat, und eben deshalb hoffe ich auch, werde es nicht unmöglich sein, daß es sich ähnlich in Leipzig gestalte. Es trat hier damals ein Verein zusammen, der mir zur Pflicht machte, den Singverein, die Concerte u. s. w. zu dirigiren, und der theils in Gemeinschaft mit dem Singverein, theils durch den Ertrag der Concerte meinen Gehalt aufbrachte. Ob nun etwas der Art bei Ihnen möglich sei, ob es durch ein Concert mehr ausgeglichen werden könne, ob man mir die Verpflichtung bestimmter Leistungen dafür auflegen wolle, das Alles weiß ich freilich nicht zu entscheiden, nur wünschte ich mir auf eine oder die andere Weise eine bestimmte Stellung wie die hiesige gesichert, und wenn Ihre Idee mit dem Benefiz-Concert sich in dieser Art verändern und ausführen ließe, so wäre allerdings immer viel Hoffnung noch für mich, daß sich die Sache so stellte, wie ich's mir wünsche. —

Können Sie nun zur Erfüllung meiner, den Vorstehern geäußerten Wünsche beitragen, so verpflichten Sie mich dadurch, denn Sie wissen, wie lieb mir ein Aufenthalt und Wirkungskreis in Ihrer Stadt wäre. Auf jeden Fall erhalten Sie mir Ihre freundliche Gesinnung und erhalten Sie Dank dafür.

An Herrn Regierungs-Secretair Hirte in Cöln.

Düsseldorf, den 18. Mai 1835.

Hochgeehrter Herr!

Nehmen Sie meinen Dank für die freundlichen Zeilen, durch die Sie mich erfreut haben. Die Idee, die Sie mir darin mittheilen, ist für mich sehr ehrenvoll, und dennoch gestehe ich Ihnen, daß ich eine gewisse Scheu davor habe und sie schon seit längerer Zeit nicht ablegen kann. Es ist jetzt so gang und gäbe, daß die unbekannten oder mittelmäßigen Leute ihr Bildniß herausgeben, um dadurch etwa bekannter zu werden, oder daß die Anfänger es gleich von vorn herein thun, — daß ich von jeher Furcht hatte, dies auch zu früh zu thun. Ich wünschte, daß es nicht eher geschähe, als bis ich irgend etwas hingestellt hätte, was diese Ehre nach meiner Überzeugung verdient. Das ist aber bis jetzt noch nicht der Fall, und so möchte ich gern eine solche Anerkennung aufschieben, bis ich derselben nach meiner eigenen Überzeugung würdiger bin. Haben Sie aber vielen Dank für die Freundlichkeit und Güte, mit der Sie mir diese Anerbietung gemacht haben*.

Ich bin 2c. 2c.

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Familie.

Leipzig, den 6. October 1835.

Seit einer Woche suche ich nach einer freien Stunde, um die lieben Briefe, die ich von Euch empfangen habe, zu beantworten und mich dafür zu bedanken, aber die Londoner Tage mit ihren Zerstreuungen waren nicht schlimmer, als die Zeit bis zu Fanny's Abreise, bis nun endlich jetzt nach glücklichem Ablaufen des ersten Concerts sich die Ruhe wiederfinden läßt. — Nämlich den Tag, nachdem ich Hensels nach Delitzsch begleitet hatte, war Chopin da; er wollte nur einen Tag bleiben,

---

* Vergleiche die betreffende Stelle im Brief vom 3. April 1835, Seite 328.

und so waren wir diesen auch ganz zusammen und machten Musik. Ich kann Dir nicht leugnen, liebe Fanny, daß ich neuerdings gefunden habe, daß Du ihm in Deinem Urtheile nicht genug Gerechtigkeit widerfahren lässest; vielleicht war er auch nicht recht bei Spiellaune, als Du ihn hörtest, was ihm wohl oft begegnen mag; aber mich hat sein Spiel wieder von Neuem entzückt, und ich bin überzeugt, wenn Du, und auch Vater, einige seiner besseren Sachen so gehört hättest, wie er sie mir vorspielte, Ihr würdet dasselbe sagen. Es ist etwas Grundeigenthümliches in seinem Clavierspiel, und zugleich so sehr Meisterliches, daß man ihn einen recht vollkommenen Virtuosen nennen kann; und da mir alle Art von Vollkommenheit lieb und erfreulich ist, so war mir dieser Tag ein höchst angenehmer, obwohl so ganz verschieden von den vorigen mit Euch, Hensels. — Es war mir lieb, 'mal wieder mit einem ordentlichen Musiker zu sein, nicht mit solchen halben Virtuosen und halben Classikern, die gern les honneurs de la vertu et les plaisirs du vice in der Musik vereinigen möchten, sondern mit einem, der seine vollkommen ausgeprägte Richtung hat. Und wenn sie auch noch so himmelweit von der meinigen verschieden sein mag, so kann ich mich prächtig damit vertragen; — nur mit jenen halben Leuten nicht. — Der Abend des Sonntags war wirklich curios, wo ich ihm mein Oratorium vorspielen mußte, während neugierige Leipziger sich verstohlen hereindrückten, um Chopin gesehen zu haben, und wie er zwischen dem ersten und zweiten Theile seine neuen Etüden und ein neues Concert den erstaunten Leipzigern vorras'te, und ich dann wieder in meinem Paulus fortfuhr, als ob ein Irokese und ein Kaffer zusammenkämen und conversirten. — Auch ein gar zu niedliches neues Notturno hat er, von dem ich manches auswendig behalten habe, um es Paul zu seinem Vergnügen vorzuspielen. So lebten wir lustig mit einander, und er versprach in allem Ernste, im Laufe des Winters wiederzukommen, wenn ich eine neue Symphonie componiren und ihm zu Ehren aufführen wollte; wir beschworen es beide vor drei Zeugen, und wollen nun einmal sehen, ob wir beide Wort halten werden. — Noch vor seiner Abreise kamen meine Händel'schen Werke an, über die Chopin eine

wahre kindische Freude hatte; aber sie sind auch wirklich so schön, daß ich mich nicht genug darüber freuen kann; 32 große Folianten, auf die bekannte englisch elegante Manier in dickes grünes Leder gebunden, auf jedem Rücken mit gewaltigen goldenen Buchstaben der Titel des Ganzen und der Inhalt des Bandes, auf dem ersten Bande außerdem folgende Worte: „Dem Director F. M. B. Das Musikfest-Comité 1835 in Cöln", dabei ein sehr freundlicher Brief des gesammten Comité mit all' ihren Unterschriften; und nun, wie ich auf's Gerathewohl Samson herausziehe und gleich zu Anfang eine große Arie des Samson finde, die kein Mensch kennt, weil sie Herr v. Mosel gestrichen hat, und die an Schönheit keiner Händel'schen weicht, und so das Vergnügen, das mir an allen 32 Bänden bevorsteht, — da könnt Ihr Euch meine Freude denken. Ehe er abreis'te, kam Moscheles, und gleich in der ersten halben Stunde spielte er mir ein zweites Heft Lieder ohne Worte zu meinem größten Vergnügen vor; er ist unverändert derselbe, nur in seinem Äußeren etwas älter, sonst frisch und lustig wie sonst, und spielt ganz prächtig; wieder eine andere Art von vollkommenem Virtuosen und Meister dazu. Nun kamen aber die Proben zum ersten Abonnement-Concerte nach und nach, und vorgestern Abend fing also meine Leipziger Musikdirectorschaft an. Ich kann Euch gar nicht sagen, wie zufrieden ich mit diesem Anfang bin, und mit der ganzen Art, wie sich meine Stellung hier anläßt. Es ist eine ruhig ordentliche Geschäftsstellung; man merkt, daß das Institut seit 56 Jahren besteht, und dabei scheinen die Leute mir und meiner Musik recht zugethan und freundlich. Das Orchester ist sehr gut, tüchtig musikalisch, und ich denke, in einem halben Jahre soll es noch besser werden, denn mit welcher Liebe und Aufmerksamkeit diese Leute meine Bemerkungen aufnehmen und augenblicklich befolgen, das war mir in den beiden Proben, die wir bis jetzt hatten, ordentlich rührend; es war immer ein Unterschied, als ob ein anderes Orchester spielte. Einige Mängel sind noch im Personal, aber sie werden wohl nach und nach abgestellt werden, und ich glaube, einer Reihe sehr angenehmer Abende und guter Aufführungen entgegensehen zu können. Ich wollte, Ihr hättet die Einleitung meiner „Meeresstille" gehört

(denn damit fing das Concert an); es war im Saal und auf dem Orchester eine Ruhe, daß man das feinste Tönchen hören konnte, und sie spielten das ganze Adagio geradezu meisterhaft; weniger das Allegro, wo sie, an ein langsames Tempo gewöhnt, immer schleppen wollten; das Ende dagegen wieder, wo der langsame 4/4 Tact ff anfängt, war prächtig gelungen, die Geigen fuhren mit einer Wuth zu, daß ich mich ordentlich erschreckte, und Publicus freute sich. — Die folgenden Stücke, Arie aus E dur von Weber, Violinconcert von Spohr und Introduction aus Ali Baba, gingen weniger gut; die eine Probe war nicht zureichend, und es wackelte manchmal; dagegen klappte die B dur Symphonie von Beethoven, die den zweiten Theil ausmachte, ganz herrlich, und die Leipziger jubelten nach jedem Satz. — Es war aber auch eine Aufmerksamkeit und Spannung im ganzen Orchester, wie ich sie nie größer gesehen; sie paßten auf wie — Schießvögel, hätte Zelter gesagt. —

Nach dem Concert empfing und machte ich auf dem Orchester eine Masse Gratulationen; — erst das Orchester, dann die Thomaner (welche Prachtjungen sind, und so pünktlich eintreten und loslegen, daß ich ihnen einen Orden versprochen habe), dann kam Moscheles mit einem Hofstaat von Dilettanten, dann die beiden musikalischen Zeitungen, und so weiter. Freitag ist Moscheles' Concert, ich muß darin mit ihm sein zweiclavieriges Stück spielen, ferner spielt er mein neues Clavierconcert; meine „Hebriden" kommen auch darin angeschwommen. Heute Nachmittag spielt Moscheles, Clara Wieck und ich Seb. Bach's Tripel-Concert aus D moll. Wie liebenswürdig Moscheles wieder gegen mich ist, wie herzlichen Antheil er an meiner Stellung hier nimmt, wie sehr mich's freut, daß er so ganz damit zufrieden ist, wie er mein Es dur Rondo zu meiner Bewunderung spielt, besser als ich's mir gedacht habe, wie wir Mittags in seinem Hôtel essen und Abends im meinigen Thee mit Musik trinken, — davon könnt Ihr Euch die Beschreibung denken, denn Ihr kennt ihn, namentlich Du, lieber Vater. Das sind vergnügte Tage, und wenn ich auch wenig zum Arbeiten dabei komme, so bring' ich's schon wieder ein, wenn ich so viel Genuß davon habe, wie jetzt. —

Agitationen hat mir das erste Concert nicht gemacht,

liebste Mutter, aber zu meiner Schande gestehe ich, daß ich noch niemals so befangen beim Herauskommen war, als diesmal; ich glaube, es machte, weil so lange darüber correspondirt und verhandelt war, und ich noch kein Concert derart gesehen hatte. Die Localität und die Lichter machten mich irre.

Und nun lebt alle wohl und glücklich, und bitte, schreibt mir sehr oft.

Euer

Felix.

An den Prediger Julius Schubring in Dessau.

Leipzig, den 6. December 1835.

Lieber Schubring!

Du wirst es schon wissen, welch' schwerer Schlag mein und aller der Meinigen glückliches Leben getroffen hat!* Es ist das größte Unglück, was mir widerfahren konnte, und eine Prüfung, die ich nun entweder bestehen oder daran erliegen muß. Ich sage mir dies jetzt nach drei Wochen, ohne jenen scharfen Schmerz der ersten Tage, aber ich fühle es desto sicherer: es muß für mich ein neues Leben anfangen oder alles aufhören, — das alte ist nun abgeschnitten. Zu unserm Trost und Vorbild erträgt Mutter den Verlust so ruhig und standhaft, daß es zu bewundern ist; sie freut sich an den Kindern und Enkeln, und sucht sich so die unersetzliche Lücke zu verbergen; meine Geschwister thun, was sie können, um ihre Schuldigkeit desto vollkommener zu erfüllen, je schwerer sie ihnen wird; ich war auf 10 Tage in Berlin, um durch meine Gegenwart die Mutter wenigstens mit dem Rest der Familie vollzählig zu umgeben, — aber welche Tage das waren, das brauche ich Dir nicht zu sagen; Du weißt es wohl und hast gewiß meiner gedacht in dieser dunkeln Zeit. Gott hat meinem Vater die Bitte, die er lange wiederholt hatte, gewährt; sein Ende war so ruhig und sanft, und so unerwartet schnell, wie er es sich gewünscht hatte; Mittwoch den 18ten war er noch von

* Der Tod des Vaters.

allen den Seinigen umgeben, ging Abends spät zu Bette, klagte Donnerstag früh ein wenig, und um ½11 Uhr war sein Leben geendet. — Die Ärzte wissen der Krankheit keinen Namen zu geben. — Gerade so soll mein Großvater Moses gestorben sein, wie der Onkel uns sagte; in demselben Alter, ohne Krankheit, heiteren und ruhigen Sinnes. Ich weiß nicht, ob Du wußtest, wie besonders seit einigen Jahren mein Vater gegen mich so gütig, so wie ein Freund war, daß meine ganze Seele an ihm hing und ich während meiner langen Abwesenheit fast keine Stunde lebte, ohne seiner zu gedenken; aber da Du ihn in seinem Hause mit uns Allen und in seiner ganzen Liebenswürdigkeit gekannt hast, so wirst Du Dir denken können, wie mir jetzt zu Muthe ist. — Das einzige bleibt da, die Pflicht zu thun, und dahin suche ich mich zu bringen, mit allen meinen Kräften; denn er würde es so verlangen, wenn er noch gegenwärtig wäre, und ich will nicht aufhören, wie sonst nach seiner Zufriedenheit zu streben, wenn ich sie auch nicht mehr genießen kann. — Das hätte ich nicht gedacht, als ich die Beantwortung Deines Briefes verschob, daß ich ihn so würde beantworten müssen; — habe auch jetzt noch Dank dafür und für alle Deine Freundlichkeit. — Die eine Stelle zum Paulus war vortrefflich: „der Du der rechte Vater bist". Ich habe gleich einen Chor dazu im Kopfe gehabt, den ich nächstens schreiben will. Überhaupt mache ich mich nun mit doppeltem Eifer an die Vollendung des Paulus, da der letzte Brief des Vaters mich dazu trieb, und er sehr ungeduldig die Beendigung dieser Arbeit erwartete; mir ist's, als müßte ich nun alles anwenden, um den Paulus so gut als möglich zu vollenden, und mir dann denken, er nähme Theil daran. Fallen Dir noch gute Stellen auf, so schicke sie mir immer noch, Du kennst ja den Gang des Ganzen; ich habe heute zum ersten Male wieder daran geschrieben und will es nun täglich thun. — Wenn es fertig ist, wie dann weiter, das wird Gott geben. Lebe nun wohl, lieber Schubring, und denke meiner.

Dein
Felix Mendelssohn Bartholdy.

An den Prediger Bauer in Belzig.

Leipzig, den 9. December 1835.

Deinen guten Brief erhielt ich hier an dem Tage, wo bei Dir die Taufe sein sollte, als ich eben von Berlin zurückgekommen war, wo ich meiner Mutter die ersten Tage nach dem Verlust meines Vaters zu erleichtern gesucht hatte. So bekam ich die Nachricht Deines Glücks, als ich hier wieder in meine leere Stube trat und zum ersten Male recht im Innersten fühlte, was es heißt, das bitterste, schmerzlichste Unglück zu erleben. Denn der Wunsch, den ich mir vor allen jeden Abend wieder gewünscht hatte, war der, diesen Verlust nicht zu erleben, weil ich an meinem Vater so ganz und gar gehangen hatte, oder vielmehr hänge, daß ich nicht weiß, wie ich mein Leben nun fortsetzen werde, und weil ich nicht blos den Vater entbehren muß (ein Gefühl, das ich mir schon seit meiner Kindheit als das herbste dachte), sondern auch meinen einzigen ganzen Freund während der letzten Jahre und meinen Lehrer in der Kunst und im Leben.

Da war mir's eigen, als ich Deinen Brief las, der ganz Freude und Behaglichkeit athmet, und der mich auffordert, mich am neu Werdenden zu erfreuen, im Augenblicke, wo ich meine ganze Vergangenheit als wirklich vergangen und vorbei fühlte. Doch danke ich Dir dafür, daß Du mich als entfernten Gast bei der Taufe haben wolltest, und wenn Dir auch nun mein Name dabei einen ernsteren Eindruck machen wird, als Du vielleicht dachtest, so möge der Eindruck eben nur ein ernsthafter, nicht ein schmerzlicher für Dich und Deine Frau sein, und wenn Du in späteren Jahren Deinem Kinde von Denen erzählst, die Du zu seiner Taufe gebeten hattest, so laß mich nicht weg, sondern sage ihm, wie Einer davon an diesem Tage sein Leben auch von Neuem, aber in einer andern Bedeutung angefangen habe, — mit neuen Vorsätzen und Wünschen, und mit neuen Bitten zu Gott!

Meine Mutter ist gesund und erträgt ihren Schmerz so gefaßt und würdig, daß wir Alle es nur bewundern und ihrer Liebe zu ihren Kindern und deren Glück zuschreiben können.

Wenn ich Dir von mir noch sage, daß ich meine Schuldigkeit zu thun suche, um nach wie vor nach der Zufriedenheit meines Vaters zu streben, — daß ich den Paulus, auf dessen Beendigung er sich sehr gefreut hatte, nun mit allen Kräften vollenden will, so gut, als es mir nur möglich ist, — daß ich mich zu meinen hiesigen Verpflichtungen zwinge, um mich über die erste Zeit, in der man am liebsten ganz unthätig wäre, nicht nutzlos hinweg zu bringen, — daß endlich die Leute hier freundlich und theilnehmend sind und mir das Leben so leicht zu machen suchen, wie sie können, so weißt Du, wie es in mir und um mich aussieht. —

Lebe wohl!

An Ferdinand Hiller.

Leipzig, den 24. Januar 1836.

Mein lieber Ferdinand!

Ich habe Dir über die Aufführung Deiner D moll Ouvertüre, die am vergangenen Donnerstag Abend stattfand, meinen versprochenen Bericht zu senden. Sie ging im Orchester gut; wir hatten sie vorher sehr fleißig und wiederholt studirt, und sehr viele Stellen klangen über meine Erwartung gut; am allerschönsten die erste A moll Stelle piano in den Blaseinstrumenten, und die Melodie darauf, — das macht sich ganz vortrefflich; dann auch am Anfang der sogenannten Durchführung das forte in G moll und das piano darauf (Deine Lieblingsstelle), dann auch die piano Pauken und Blaseinstrumente ganz am Ende in D dur. Auch der Schluß klingt im Orchester über meine Erwartung. Dagegen konnte ich nicht umhin, mich auf unser gutes Vernehmen zu stützen und nach der ersten Probe die staccato Contrabässe bei der Melodie in A dur und jedesmal, wenn sie wiederkommt, in F und D dur, wegzunehmen und gehaltene Noten dafür hinzusetzen; Du glaubst nicht, wie unruhig es sich machte, und hoffe deshalb, Du nimmst mir die Freiheit nicht übel; ich bin überzeugt, Du hättest dasselbe gethan; es klang gar nicht, wie Du wolltest.

Nun habe ich aber noch etwas auf dem Herzen, das ich Dir sagen muß. — Die Ouvertüre hat die Musiker und mich dazu bei der Aufführung nicht so recht ergriffen, wie ich wohl gewollt hätte; es ließ uns alle etwas darin kalt. Das wäre sehr gleichgültig, aber es war auffallend, daß alle Musiker, die ich sprach, dasselbe sagten, — daß allen das erste Thema und der ganze Anfang, die Melodie in A moll und die in A dur, ausnehmend gut gefallen hatte, daß alle bis dahin auch ganz warm dabei waren, aber von da an in ihrer Theilnahme immer nachließen, bis sie am Ende den guten und frappanten Eindruck des Themas vergessen hatten und sich nicht mehr für die Musik interessirten. Das scheint mir wichtig; — denn wieder scheint mir das auf die Differenz zu gehen, über die wir so unzählige Male gestritten haben, und der Mangel des Interesses, mit dem Du Deine Kunst jemals ansehen kannst, macht sich am Ende doch wieder für andere fühlbar. Ich möchte Dir das nicht sagen, wenn ich nicht so ganz überzeugt wäre, daß dies eben ein Punkt ist, der jedem Menschen selbst überlassen ist, über den ihn weder Natur noch Talent, auch das größte nicht, weg bringen kann, sondern nur der eigene Wille. Mir ist nichts widerwärtiger, als ein Tadel der Natur oder des Talents eines Menschen; — das macht nur verstimmt und irre, und hilft nichts; man setzt eben seiner Länge keine Elle zu, — da ist doch alles Streben und Arbeiten umsonst, drum muß man drüber schweigen, — das hat auch Gott zu verantworten. Aber ist es der Fall wie hier in Deinem Stück, daß gerade alle Themas, alles was Talent oder Eingebung ist (nenn's wie Du willst), gut ist, und schön und ergreifend, und die Entwickelung desselben ist nicht gut, da meine ich, man dürfe es nicht verschweigen; — da meine ich, kann der Tadel niemals unrecht sein, — da ist der Punkt, wo man an sich und seinen Sachen bessern kann, — und wie ich glaube, daß ein Mensch mit herrlichen Anlagen die Verpflichtung hat, was Gutes zu werden, daß man es seine Schuld nennen kann, wenn es sich nicht ganz so entwickelt, wie ihm die Mittel dazu gegeben sind, — so glaube ich es auch bei einem Musikstücke. Sag' mir nicht, es sei so, drum müsse es sein; ich weiß recht gut, daß kein Musiker seine Gedanken, sein Talent anders

machen kann, als der Himmel sie ihm giebt; daß er aber, wenn der Himmel sie ihm gut giebt, sie auch gut ausführen können muß, das weiß ich ebenfalls. Sage mir ferner nicht etwa, wir irrten uns alle, und die Ausführung sei ebenso wie die Composition bei Dir; ich glaube es nicht. — Ich glaube, daß Du, Deinem Talent nach, keinem Musiker jetzt nachstehst, aber ich kenne fast kein Stück von Dir, das ordentlich durchgeführt wäre. Die beiden Ouvertüren sind gewiß Deine besten Stücke, aber eben je deutlicher Du Dich aussprichst, desto fühlbarer wird der Mangel, und ich meine, Du müßtest ihm abhelfen. —

Frage mich nicht, wie; denn das weißt Du selbst am besten; es ist am Ende nur die Sache eines Spazierganges oder eines Augenblicks, — kurz eines Gedankens. — Wenn Du mich über diese lange Geschichte auslachst, so thust Du vielleicht sehr recht; aber in keinem Falle, wenn Du mir darüber böse bist oder mir's nachträgst, und das ist auch dumm, daß ich daran nur denke; aber wie viele Musiker giebt's, die das einem andern erlauben würden? Und wenn Du aus jedem Wort sehen mußt, wie ich Dein Talent liebe und verehre, so sage ich doch auch, daß Du nicht vollkommen seist, und das nehmen die Musiker sonst übel. Aber Du nicht, Du weißt, wie viel mir daran liegt. —

An Fanny Hensel in Berlin.

Leipzig, den 30. Januar 1836.

Liebe Fanny!

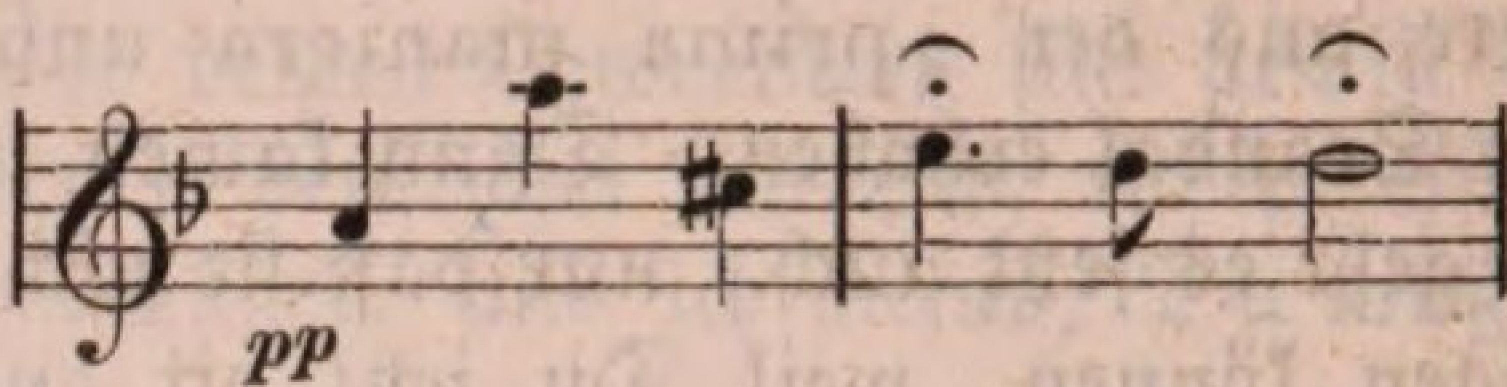
Heut endlich komme ich dazu, Deine lieben Briefe zu beantworten und Dich schrecklich anzufahren, daß Du im ersten schreibst, Du hättest mir so lange nichts zu Dank machen können, und mich frägst, woran das läge. Ich leugne ja das ganze Factum und versichere Dich, daß Du mir alles zu Dank machst, was Du machst. Wenn mir zwei oder drei Sachen nach einander nicht in eben solchem Maße zusagten, wie andere von Dir, so liegt, scheint mir, der Grund gar nicht

tiefer, als darin, daß Du jetzt weniger geschrieben hast, als in früheren Zeiten, wo ein oder zwei Lieder, die mir nicht recht gefielen, so schnell gemacht, und wieder andere so schnell nachgeschrieben wurden, daß wir beide wenig darüber nachdachten, warum sie uns weniger gefielen, sondern eben nur darüber lachten, und damit gut. —

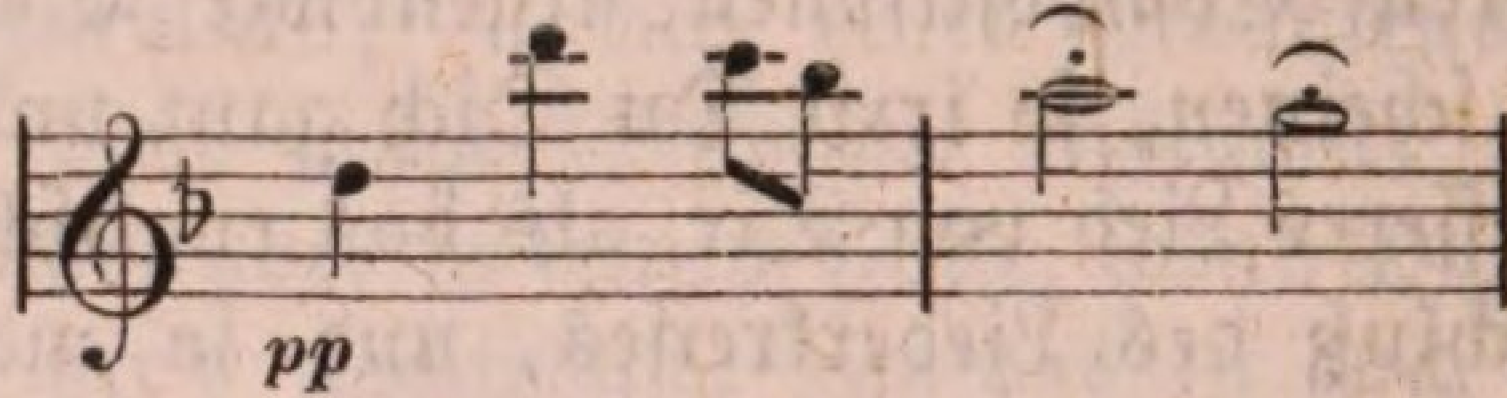
Hier citire ich nur „die Schönheit nicht, o Mädchen" und manch' andere aus der „prima maniera unsers Meisters", worüber wir Scandal erhoben. Dann kamen wieder die schönen, und so geht es jetzt auch, nur daß sie nicht so schnell auf einander folgen können, weil Du jetzt oft andere Gedanken haben mußt, als den, schöne Lieder zu machen. — Und das ist wohl ein rechtes Glück. — Wenn Du aber glaubst, daß mir Deine neueren Compositionen irgendwie Deinen früheren nachzustehen scheinen, so irrst Du Dich ganz und gar, und ich kenne kein besseres Lied von Dir, als das englische aus G moll, oder den Schluß des Liederkreises, und so manche aus der neueren Zeit, und Du weißt auch, daß es früher ganze Bücher von Dir gab, die mir weniger lieb waren, als andere von Dir, weil ich eben mal meines Zeichens ein Schuhu bin und zur wilden Nation der Brüder gehöre. Wie ich aber alle Deine Sachen lieb habe, und nun gar die, die mir so recht an's Herz gewachsen sind, das weißt Du, und sollst mir umgehend schreiben, daß Du mir Unrecht thust, wenn Du mich für einen geschmacklosen Menschen hältst, und daß Du das nicht wieder thun willst.

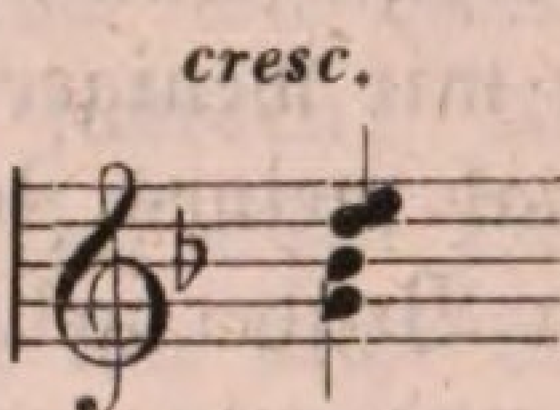
Und dann schreibst Du mir weder in diesem noch im letzten Brief ein Wort über den Paulus und die Melusine, so wie es ein College an den andern schreibt, d. h. Bemerkungen über Quinten, Rhythmus und Stimmenführung, über Auffassung, Contrapunkt et caetera animalia. Das hättest Du aber thun sollen, und solltest es noch thun, denn wie viel mir gerade daran liegt, weißt Du, und beim Paulus, der nun bald zum Druck fortgehen soll, würden mir jetzt noch Deine etwaigen Rüffel zur rechten Zeit kommen. Ich schreibe Dir auch deswegen heut, nur damit ich bald Antwort erhalten kann, denn ich bin sehr ermüdet und abgespannt vom gestrigen Concert, wo ich außer dreimal dirigiren noch das Mozart'-

ſche D moll Concert ſpielen mußte. In den erſten Satz machte ich eine Cadenz, die mir ſehr gut gelang, und nach der die Leipziger einen Mordlärm machten. Ich muß Dir das Ende herſchreiben: Du erinnerſt Dich doch des Themas? Gegen das Ende der Cadenz kommen pianissimo Arpeggien in D moll herauf; dann
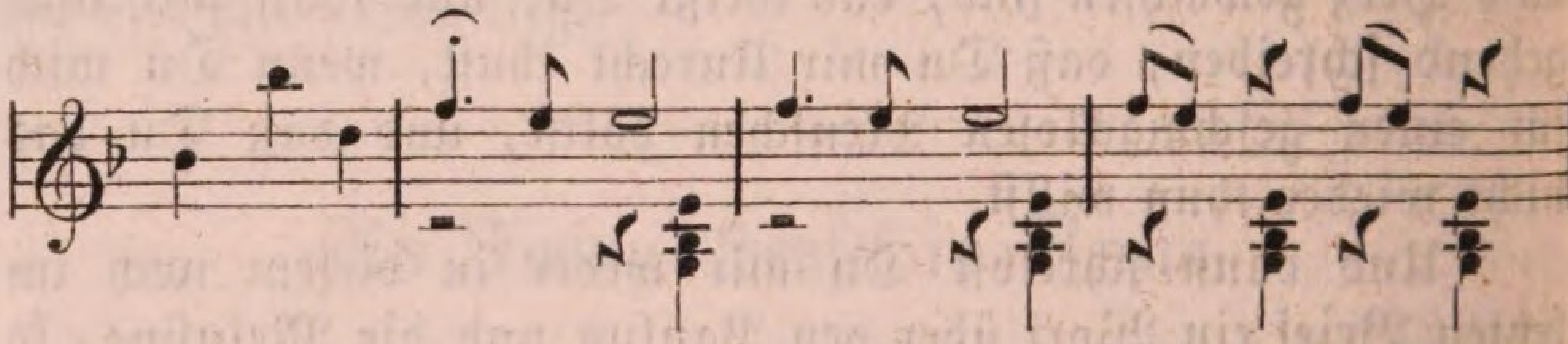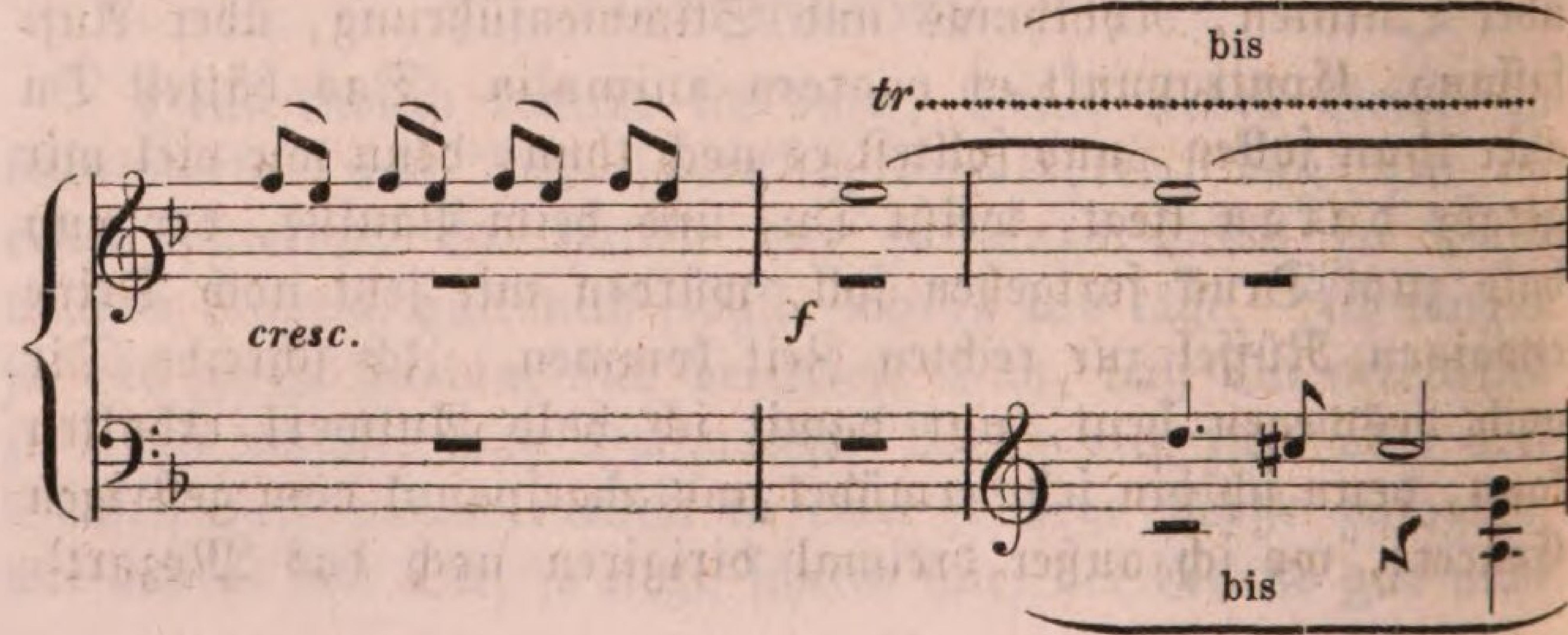


dann wieder G moll Arpeggien; dann
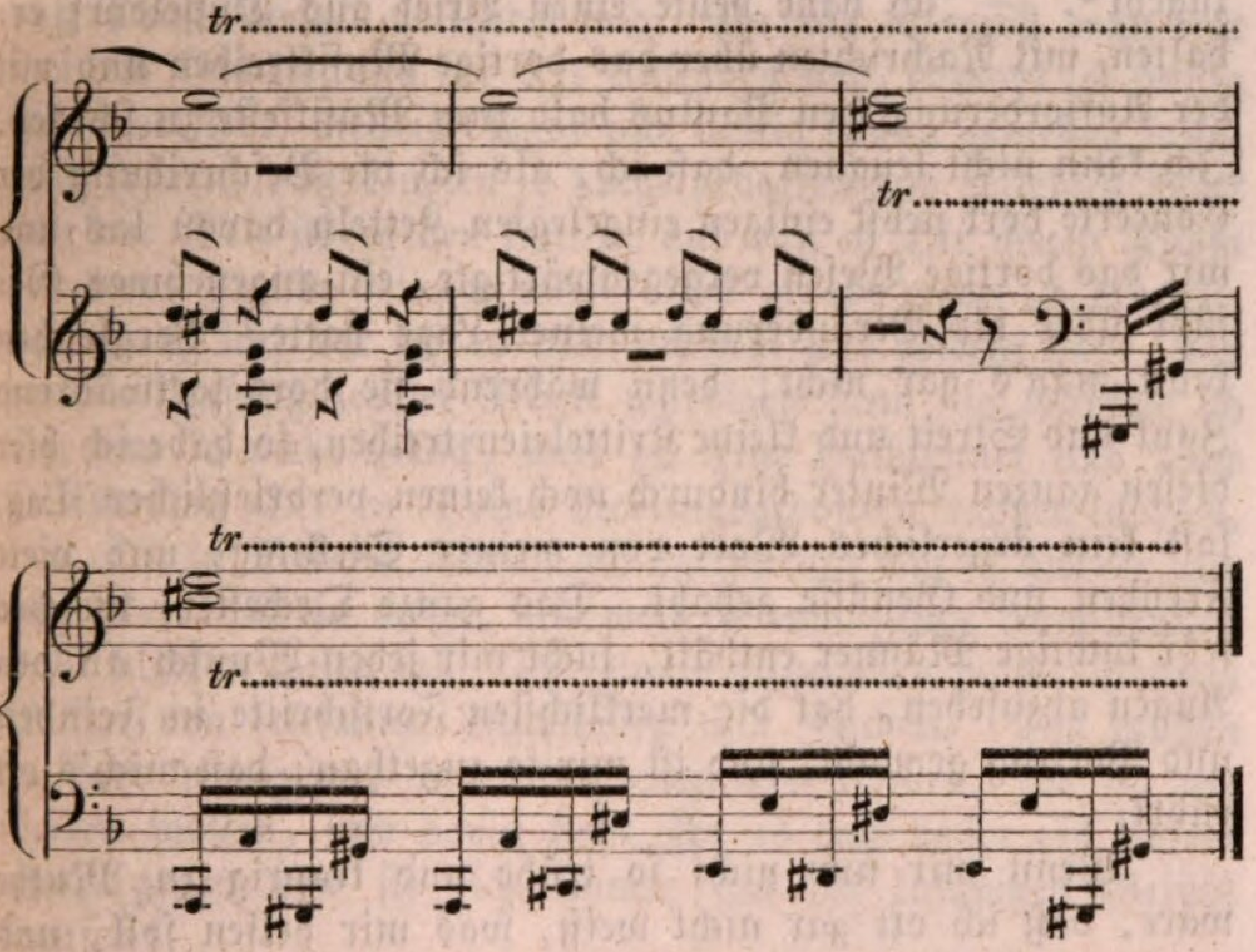


dann 

Arpeggien und







2c. bis zum Schluß in D moll. — Ein alter Musiker von der zweiten Geige sagte mir nachher auf dem Gange, er habe es in demselben Saale von Mozart gehört, aber seit ihm habe kein Mensch so gute Cadenzen hineingemacht, wie ich gestern, worüber ich mich sehr freute.

Kennst Du das Coronation Anthem von Händel? Es ist sonderbar; — der Anfang desselben ist von dem Schönsten, was nicht blos Händel, sondern irgend ein Mensch je gemacht hat, und alles Übrige nach dem ersten kurzen Satze so entsetzlich dürr und gewöhnlich. — Die Herren haben es auch nicht commandiren können, waren aber gewiß viel zu fleißig, um sich sehr zu grämen.

Von der Melusine meinen manche Leute hier, sie sei meine beste Ouvertüre; jedenfalls ist sie die innerlichste; was aber die musikalische Zeitung darüber fabelt, von rothen Corallen und grünen Seethieren, und Zauberschlössern und tiefen Meeren, das geht in's Aschgraue und setzt mich in besonderes Staunen. — Indessen nehme ich allerdings für's erste vom Wasser Abschied, und muß sehen, wie es anderswo

zugeht*. — Ich habe heute einen Brief aus Düsseldorf erhalten, mit Nachrichten über das dortige Musiktreiben und mit der Aufforderung, den Paulus bald zum Musikfeste zu schicken. Ich kann nicht leugnen, daß ich, als ich die Beschreibung der Concerte dort nebst einigen eingelegten Zetteln davon las und mir das dortige Wesen vergegenwärtigte, ein angenehmes Gefühl über die Veränderung meiner Lage hatte. Vergleichen kann man's gar nicht; denn während sie dort fortwährend Zank und Streit und kleine Kritteleien treiben, so habe ich hier diesen ganzen Winter hindurch noch keinen verdrießlichen Tag, fast kein ärgerliches Wort von meiner Stellung, und viele Freuden und Genüsse gehabt. Das ganze Orchester, welches sehr tüchtige Männer enthält, sucht mir jeden Wunsch an den Augen abzusehen, hat die merklichsten Fortschritte in Feinheit und Vortrag gemacht, und ist mir so zugethan, daß mich's oft rührt. —

Wenn mir nur nicht so trübe und traurig zu Muthe wäre, daß ich oft gar nicht weiß, was mir helfen soll, und dann nur hoffe, daß es der kommende Frühling und die warmen Tage thun mögen.

Halte Dich und die Deinigen gesund und bleibe mir gut!

Dein

Felix.

An Doctor Friedrich Rosen in London
(Professor der orientalischen Sprachen).

Leipzig, den 6. Februar 1836.

Lieber Freund!

Wie lange hatte ich mir schon vorgenommen, Dir zu schreiben, und erst jetzt thue ich's, und bin noch dazu von außen her veranlaßt, nämlich durch Klingemann's Nachricht,

* Dies bezieht sich darauf, daß Mendelssohn's Vater ihm gerathen hatte, das Elfen- und Geisterwesen, mit welchem Mendelssohn sich eine Zeit lang in seinen Compositionen vorzugsweise gern beschäftigt hatte, „an den Nagel zu hängen" und an ernstere Werke zu gehen.

daß Deine Veda's vollendet sind. Da will ich mich denn mit meinem Glückwunsch bei Dir einfinden und, obwohl ich wenig davon verstehe, vielleicht sogar nur wenig davon genießen kann, mich freuen, daß Du ein so lange gehegtes und geliebtes Werk nun der Welt übergeben kannst, und daß es Dir neuen Ruhm und neue Freude bringen wird. Und gerade wenn ich bedenke, wie wenig ich, der ich es nicht verstehe und gelernt habe, den ganzen Umfang solcher Arbeit würdigen kann, so wünsche ich Dir um so mehr Glück, weil da keine Halbkenner und keine Dilettanten Dir in Deine Lieblingsgedanken tappen dürfen, weil Du in Deinem Fache Dich darum nur um so sicherer und ungestörter fühlen mußt, und weil es anmaßende Unwissenheit wohl bleiben lassen soll, Dir etwas anzuhaben hinter Deinem Wissen von seltsamen Buchstaben und Zeichen. Die müssen sie doch wenigstens ordentlich entziffern können, ehe sie urtheilen wollen, und darin habt Ihr es doch besser als Unsereins, gegen den sie sich immer auf ihr lumpiges Gefühl berufen!

Mir geht es so wie Einem, der schläfrig aufwacht. Ich kann mich noch nicht so recht in die Gegenwart finden, und es geht zwischen meiner lange gewohnten Lustigkeit und der innersten tiefen Betrübniß hin und her und will zu keiner Ruhe und Stimmung werden. Indessen bin ich so fleißig, wie ich nur kann, und das ist das Einzige, was mir wohl thut. Meine Stellung hier ist von der allerangenehmsten Art. Willige Leute, ein gutes Orchester, — das empfänglichste, dankbarste musikalische Publikum, — dabei gerade so viel zu thun, als mir lieb ist, Gelegenheit, meine neuen Sachen sogleich zu hören, — das ist wohl sehr wünschenswerth. Auch hübschen Umgang habe ich vollauf, und das wäre wohl Alles, was man zum Glück brauchte, wenn das nicht tiefer säße!

Lebe wohl und bleibe meiner eingedenk, lieber Freund!

Dein

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Mutter.

Leipzig, den 18. Februar 1836.

Liebe Mutter!

Ich kann nun einmal nicht nach Hause schreiben, ohne ein paar Zeilen an Dich dazuzulegen und Dir für Deine lieben schönen Briefe viel tausendmal zu danken, und Dich um neue zu bitten, so oft Du kannst und mir eine Freude machen willst. Kaum habe ich Dir und Fanny und Rebecka für die schönen Geschenke gedankt, die Ihr mir am dritten schicktet, und durch die Ihr mir den Tag so froh machtet. — Hübsch war es auch, daß mir das Orchester, als ich den Morgen in die Probe kam, von dem Senior eine freundliche Rede halten ließ, und als wir Mittags bei S** aßen, so lag ein silberner Becher unter meiner Serviette, den mir vier meiner hiesigen Bekannten hatten machen lassen, mit einer Inschrift und ihren Namen darauf. Alles das war nett und lustig, und als ich Abends Deine Wäsche ordentlich wegpackte, Rebecka's Reiseetui zu meiner Karte von Deutschland und meinen Kofferschlüsseln legte, und die Verschwörung des Fiesko in Fanny's Buche las, die mir sonst so sehr gefallen hatte und jetzt nur wenig gefiel, so war ich wieder ein ganz Theil älter geworden, und dachte an Tante Jette, die mir zu meinem zwanzigsten Geburtstage ein Billet schrieb, welches anfing: Du armer Felix, schon in zehn Jahren kein Jüngling mehr! —

Ich bin neugierig, ob Euch Gusikow auch so gefallen hat, wie mir. — Er ist ein wahres Phänomen; — ein Mordkerl, der an Vortrag und Fertigkeit keinem Virtuosen der Welt nachzustehen braucht, und mich deshalb auf seinem Holz- und Strohinstrument mehr ergötzt, als Viele auf ihren Pianofortes, eben weil's undankbarer ist. — Eine herrliche Scene gab es hier in seinem Concert. Ich ging hinaus, um ihn in dem Zimmer, worin er sich aufhielt, zu sprechen und ihm mein Compliment zu machen; — Schleinitz und David wollten mit hinein; eine ganze Schaar polnischer Juden zog hinterher und wollten die Complimente mit anhören; als wir aber an das Cabinet

kamen, drängten sie sich so geschwind hinein, daß David und Schleinitz zuletzt blieben, und dann machten sie die Thüre vor der Nase zu, waren ganz still und warteten, was Gusikow für Complimente bekommen sollte. Ich konnte aber erst vor Lachen kaum etwas vorbringen, wie das ganze Cabinet mit den bärtigen Kerls vollgepfropft war, und die beiden ausgesperrt waren. — Übrigens habe ich mich seit langer Zeit in einem Concert nicht so unterhalten, wie in diesem, weil er eben ein wahres Genie ist. —

Auf confidentiellem Wege ist mir die Direction des Cäcilien-Vereins in Frankfurt am Main angeboten worden. Ich kann sagen, daß mich's mehr geschmerzt als gefreut hat, weil ich daran am besten sehe, daß Schelble's Aufkommen für unmöglich gehalten wird. — Ist es wirklich so (wie ich mich bald selbst überzeugen werde), so nehme ich es auf keinen Fall an. Wäre aber noch Möglichkeit zur Besserung, und könnte ich Schelble vielleicht einen Dienst leisten, wenn ich sein Institut den Sommer über wieder in Bewegung brächte (es soll den Winter fast ganz still gewesen sein), und könnte er es gegen den nächsten Winter hin wieder selbst übernehmen, so hätte ich große Lust, das zu thun, auch wenn alle Reisepläne deshalb flöten gingen. Es wäre einmal ein wirklicher Dienst, den man einem Freunde, und der Sache dazu, erweisen könnte. Und nun muß ich den Frack anziehen und in's Concert gehen und dirigiren. Merk ist hier; er giebt am Sonntag früh ein Concert, wo ich wieder mit ihm spielen muß; es ist das siebente Mal in diesem Winter, aber abschlagen konnte ich's unmöglich. Denn mir steht der ganze Herbst 1830 vor Augen, wenn ich den alten Kumpan ansehe, wie wir bei Eskeles Musik machten, am Kärnthner Thor Billard spielten, mit dem Fiaker nach Baden fuhren, et caetera. Übrigens ist er ohne Zweifel der allererste lebende Violoncellist.

Leb' wohl, liebe Mutter, und bleibe mir gut.

Dein

Felix.

An seine Mutter.

Düsseldorf, den 1. Juni 1836.

Liebe Mutter!

Mein langes Stillschweigen hast Du mir hoffentlich vergeben; es drängte sich in der Zeit vor meiner Reise hierher und während derselben so vieles, daß ich kaum im Stande war, für jeden Augenblick mich genug zusammenzufassen, und wie es mir seit meiner Ankunft hier geht*, weißt Du besser, als hätte ich's selbst geschrieben, denn hoffentlich sind Fanny und Paul schon glücklich und gesund bei Dir und haben Alles mündlich beschrieben.

Am Sonnabend, den 4., werde ich nach Frankfurt gehen und heut über acht Tage dort den Cäcilien-Verein zum ersten Male dirigiren. — Freilich ist mein schöner Schweizerplan und das Seebad in Genua dadurch zu Wasser geworden; aber daß ich dem prächtigen Schelble und seinem Unternehmen einen Dienst leisten kann, ist mir auch sehr viel werth. Es war darauf und daran, daß der Cäcilien-Verein auseinandergehen sollte, und namentlich schien Schelble die Lauigkeit zu fürchten, die unter den Mitgliedern bei seiner Abwesenheit herrschen würde. Da sie nun alle glaubten und hofften, daß ich durch meine Gegenwart das ändern könnte, so bedachte ich mich nicht, obwohl die Frankfurter Musiker sich verzweifelt wundern werden, und will nun sehen, wie viel in acht Wochen zu thun ist. Daß Hiller, auf den ich viel halte, diese ganze Zeit zufällig auch dort zubringen wird, ist mir ein großer Gewinn.

Es macht mir überhaupt Freude, Dir schreiben zu können, daß ich jetzt in Deutschland wohl festen Fuß gefaßt habe und nicht meiner Existenz halber nach dem Auslande zu wandern brauchen werde. Das hat sich eigentlich erst seit einem Jahre, und namentlich seit meiner Stellung in Leipzig deutlich gezeigt, aber ich glaube gewiß, daß es so ist, und denke auch, es sei nicht unbescheiden, wenn ich mich darüber freue und es Dir sage.

---

* Es handelt sich um das Musikfest, wo der Paulus zum ersten Mal aufgeführt wurde.

Die Art, wie man mich auf meiner Reise in Frankfurt, endlich auch hier aufgenommen hat, ist so wie sich's ein Musiker nur irgend wünschen kann, und wenn das Alles auch wenig oder gar nichts bedeuten mag, so ist es ein Zeichen von Freundlichkeit, die immer wohl thut, und alle solche Zeichen sind mir lieb, weil ich mir bewußt bin, nichts gethan zu haben, um sie hervorzurufen. Drum freue ich mich fast, wenn Du mich einen umgekehrten Charlatan nennst, und wenn mir manches von selbst zu Theil wird, um das sich Andere sehr bemühen; ich darf dann glauben, daß ich's verdiene. Wenn ich nur diese Worte auch dem Vater einmal hätte schreiben können, denn er hätte sie gern gelesen, — aber sein Hauptwunsch war das Fortschreiten; — er wies mich nur immer auf das zu Erreichende hin, und so denke ich, daß ich seinen Willen thue, wenn ich in diesem Sinne weiter arbeite und fortzuschreiten versuche, ohne alle andere Rücksicht, als meine eigene Ausbildung! —

Lebe wohl, liebe Mutter!

Dein

Felix.

Herrn Advocat Conrad Schleinitz in Leipzig.

Cöln, den 5. Juli 1836.

Lieber Schleinitz!

Seit das Musikfest vorüber ist, suchte ich vergeblich nach einem Moment der Muße, um Ihnen meinen ersten Gruß und Brief von dieser Reise zu schicken; in Düsseldorf war aber des Treibens so viel, und alle mögliche Musik, Feste und Vergnügungen wollten nicht aufhören und mich nicht zur Ruhe kommen lassen. So bin ich einen Tag lang hier geblieben, wo ich bei meinem alten Präsidenten* mich erholen und ausruhen kann, und wie es jetzt gegen Abend kommt, um die Zeit, wo Sie wohl einmal in mein Zimmer guckten, da drängt es mich, Ihnen, wenn auch nur auf einen Augenblick, die Hand zu geben und guten Abend zu sagen.

---

* Verkenius.

Gewiß, Sie hätten sich beim Musikfest amüsirt und erfreut für lange Zeit. Schon weil Sie an mir und meinem Paulus immer freundlichen guten Antheil nehmen, so dachte ich mir während der Proben und Aufführung wohl hundertmal, wie es schade wäre, daß Sie nicht dabei waren. Sie hätten sich an der Lust und Liebe, mit der die ganze Sache ging, an dem unglaublichen Feuer, mit dem die Chöre und das Orchester losfuhren, gewiß von Herzen erfreut, wenn Sie auch manche Einzelheiten, namentlich in den Solo's, verdrossen hätten. Bei den Paulus-Arien weiß ich Ihr ganzes Gesicht auswendig, wie sie etwas ledern und gleichgültig abgesungen worden, und höre Sie auf den Heidenapostel im Schlafrock schimpfen, aber ebenso weiß ich auch, wie Sie sich über „Mache dich auf", was wirklich herrlich ging, gefreut hätten. — Mir war es sonderbar: bei der ganzen Probenzeit und Aufführung dachte ich nur blutwenig an's Dirigiren, sondern lauschte darauf, wie sich das Ganze machte, und ob es mir recht wäre, ohne an irgend etwas anderes zu denken. — Wenn die Leute mir Tusch brachten oder klatschten, so war mir's wohl einen Augenblick lieb, aber dann kam mir der Vater wieder in den Sinn, und dann suchte ich wieder den Gedanken an meine Arbeit zu gewinnen. So habe ich bei der ganzen Aufführung fast nur wie ein Zuhörer gesucht. Vieles hat mir auch gar viele Freude gemacht, anderes nicht, aber an allem habe ich sehr gelernt, und hoffe es besser zu machen, wenn ich 'mal ein zweites Oratorium schreibe. — — — — — — —

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Frankfurt, den 14. Juli 1836.

Liebe Mutter und liebe Rebecka!

Eben erhalte ich Eure liebenswürdigen Briefe und muß sie gleich auf der Stelle beantworten. Denn eigentlich warte ich schon seit mehreren Tagen darauf und thue nichts, als auf dem Sopha liegen und Eckermann's Gespräche mit Goethe lesen, und auf Briefe von Hause warten, die ich beantworten könnte. An dem Eckermann habe ich auch solche Freude wie Ihr, Ihr

Lieben! Mir ist es ganz, als hörte ich den alten Herrn wieder sprechen, wie ich denn auch Vieles, was darin vorkommt, mit denselben Worten von ihm gehört habe, und noch den Ton und die Bewegung dabei auswendig weiß. Freilich kommt mir der Eckermann gar zu unselbstständig vor. Er freut sich immerfort „dieses bedeutenden Ausspruchs, und merket ihn sich wohl“, indessen ist es eine schwere Stellung dem Alten gegenüber, und man muß ihm für die treuen Notizen danken, — auch für die Delicatesse, im Gegensatz zu Riemer. —

Hier sitz' ich nun in der wohlbekannten Eckstube, auf der schönen Aussicht in Schelble's Wohnung; er selbst mit seiner Frau ist auf seinem Gute in Schwaben und kommt nicht wieder, so lange ich in Frankfurt bin; doch sind die Nachrichten, die die Frau hierher sendet, sehr tröstlich und geben uns Allen viel Hoffnung. Es wohnt hier Niemand als Schelble's Schwiegermutter mit einem Hausmädchen, auf der einen Seite, und ich mit zwei Reisesäcken und einer Hutschachtel auf der andern. Erst wollte ich nicht hierher wegen mancher Erinnerungen; doch freue ich mich, es gethan zu haben. Sehr freundliche Aufnahme, ein guter Flügel, Musikalien vollauf, große Ruhe und Ungestörtheit sind doch lauter Dinge, die im Wirthshaus nirgends zu finden sind; die Aussicht aus diesem Eckfenster ist wirklich beneidenswerth; — jetzt im herrlichsten Sommerwetter den Main hinunter zu sehen, mit den vielen Kähnen, Flößen und Schiffen, drüben die bunten Ufer, und besonders mein alter Liebling der Wartthurm, der nach Süden zeigt, auf der andern Seite die blauen Berge; — ich kam mit Plänen zu großem Fleiße hierher, aber nun sind es schon fast acht Tage, daß ich alle Vormittage wenig mehr thue, als die Aussicht bewundern und mich sonnen. Ich treib' es auch noch ein paar Tage so fort; die Faulheit schmeckt und bekommt mir gar so gut. — Die letzten Tage in Düsseldorf und die ersten hier waren auch zu vollgepfropft; da muß ich erst nach und nach wieder Gleichgewicht gewinnen. Gleich den ersten Tag, wo ich hier war, hatte ich den Cäcilien-Verein zu dirigiren; dazu die vielen alten und neuen Bekannten, — die Einrichtung auf die nächsten Wochen; — von alledem muß ich mich ausruhen, oder sage es mir, um meine Faulheitsliebe zu motiviren und zu beschönigen. Der

Cäcilien-Verein ging gut und zeigte sich sehr freundlich; ich hielt aber auch eine Rede, die aufgeschrieben gewesen zu sein verdient haben könnte; wir sangen einiges aus Samson und einiges aus der H moll Messe von Bach. Beim ersteren war vielerlei zu erinnern; der Bach ging aber fast tadellos, obwohl er gut doppelt so schwer ist, und so hatte ich von Neuem Gelegenheit, Schelble's Werk zu bewundern, der mit seiner herrlichen Hartnäckigkeit seinen Willen durchgesetzt hat. Für die Sache selbst werde ich nicht viel thun können, sechs Wochen sind zu kurz dazu, und selbst im allerbesten Falle wünscht Schelble's Arzt, daß er noch den Winter über feiern möge. — Wie es dann damit gehen wird, wissen wir nicht. Alle andern hiesigen Musiker denken gar zu viel an sich und zu wenig an die Sache, indeß wird sich das zeigen, und man muß doch zuerst für die nächste Zukunft sorgen; da freue ich mich, dem Schelble gefällig sein zu können. — Zugleich gestaltet sich mein Leben hier auf's Angenehmste. Was ich bei den musikalischen Leuten durch meine Ouvertüren und Lieder für ein gewaltiges Thier geworden bin, hätte ich mein Lebtage nicht gedacht; die Melusine und Hebriden sind ihnen so geläufig, wie bei uns zu Haus (d. h. in der Leipziger Straße Nr. 3), und die Dilettanten disputiren stark über meine Intentionen. —

Dann ist Hiller hier, der mir zu allen Zeiten eine liebe Erscheinung war, und wir haben von jeher viel und Interessantes mit einander zu verhandeln gehabt. Er ist mir nur — wie soll ich's nennen — nicht einseitig genug. Von Natur liebt er Bach und Beethoven vor Allen, und schlüge sich daher am liebsten ganz auf die ernste Seite. Aber nun gefallen ihm Rossini, Auber, Bellini 2c. auch, und mit der Vielseitigkeit kommt kein Mensch recht weiter. Das macht nun den Stoff aller unserer Unterhaltungen, sobald wir uns sehen, und so ist mir's doppelt lieb, gerade jetzt einige Zeit mit ihm zusammenzutreffen und wo möglich in meinem Sinn auf ihn einzuwirken.

Gestern früh kam ich zu ihm. Wer sitzt da? Rossini, groß und breit, in liebenswürdigster Sonntagslaune. Ich kenne wahrlich wenig Menschen, die so amüsant und geistreich sein können, wie der, wenn er will; wir kamen die ganze Zeit aus dem Lachen nicht heraus. Ich habe ihm versprochen, ihm im

Cäcilien-Verein die H moll Messe und einige andere Sachen von Sebastian Bach vorsingen zu lassen; das wird gar zu schön sein, wenn der Rossini den Sebastian Bach bewundern muß. Er denkt aber, ländlich — sittlich, und will mit den Wölfen heulen. Von Deutschland ist er entzückt, sagt er, und wenn er sich Abends am Rhein die Weinkarte einmal geben läßt, so muß ihm der Kellner sein Zimmer zeigen, sonst findet er's nicht mehr. — Von Paris und allen Musikern dort, von sich selbst und seinen Compositionen erzählt er die lächerlichsten, lustigsten Dinge, und hat vor allen gegenwärtigen Menschen so ungeheuern Respect, daß man ihm wirklich glauben könnte, wenn man keine Augen hätte, um sein kluges Gesicht dabei zu sehen. Aber Geist und Lebendigkeit und Witz in allen Mienen und in jedem Wort, und wer ihn nicht für ein Genie hält, der muß ihn nur einmal so predigen hören und wird dann seine Meinung schon ändern. —

Auch bei S*** war ich neulich; aber wie der auf Alles schimpfte und jammerte, das war ein Elend; endlich schwur er, alle Menschen wären doch eigentlich langweiliges Pack; da antwortete ich ihm, ich fände das sehr bescheiden von ihm, denn er hielte sich gewiß für keinen Engel oder keinen Gott. Wider alle Erwartung wurden wir darauf die besten Freunde, und er meinte endlich, die Welt gefiele ihm doch gut. Das ist um so begreiflicher, als er auf dem Lande in hübscher Gegend, schöner Aussicht, im Garten saß, und in einem Lande wie dies hier, bei solchem Wetter und solchem Himmel, an der Welt wirklich nicht viel getadelt werden kann. — Mir gefällt diesmal die Umgebung von Frankfurt ganz ausnehmend, — diese Fruchtbarkeit, der Reichthum an Grün, Gärten und Feldern, und das schöne blaue Gebirge als Hintergrund! Und dann ist da drüben ein Wald; — wenn man in dem des Abends spazieren geht, unter den prachtvollen Buchen, in den unzähligen Kräutern und Blumen und Brombeeren und Erdbeeren, — da geht Einem das Herz auf!

Gestern Nachmittag besuchte ich André in Offenbach, er läßt Euch Alle vielmal grüßen, und ist immer noch derselbe Feurige, Lebhafte. Sein Empfang war mir doch wohlthuender und herzlicher, als der von allen den andern Musikern; er sieht

wirklich Vater etwas ähnlich. Ist es nicht sonderbar, daß mir hier mehrere Leute schon gesagt haben, ich gliche dem André, wie er in jüngeren Jahren ausgesehen habe, und daß er früher mehrere Male mit dem Vater verwechselt worden, werdet Ihr Euch auch wohl noch erinnern. Mich beguckte er ganz in der Nähe von allen Seiten und sagte, ich hätte jetzt das dritte Gesicht, seit er mich kenne; mit dem zweiten habe er sich gar nicht befreunden können, jetzt gefiele ich ihm aber wieder gut. Dann kam das Gespräch bald auf Contrapunkt und Vogler, und auf den fuhr er trotz Zelter her und brachte gleich ein paar Folianten als Beleg angeschleppt. — Zu Rothschilds zu gehen, — dazu habe ich mich, trotz schmeichelhafter Aufforderungen, nicht bringen können. Zu Bällen und sonstigen Festen fehlt mir jetzt alle Lust und Stimmung, und „was nicht zusammen geht, das soll sich meiden". Das Sonderbare ist dabei, daß mir die Leute wirkliches plaisir machen, und daß mir ihr Glanz und Wohlleben und die allgemeine Ehrfurcht, die sie allen den Philistern abzwingen (denn gern möchten diese sie prügeln, wenn sie dürften), eine wahre Freude ist, weil sie das Alles doch ganz allein ihrem Fleiße, Glücke und ihrer Geschicklichkeit verdanken. Nun ist schon der 15te geworden, — das ist ein rechter Plauder- und Klatschbrief!

Euer

Felix.

An Rebecka Dirichlet in Berlin.

Frankfurt, den 2. August 1836.

— — — — Das ist meine Stimmung jetzt den ganzen Tag; ich kann weder componiren, noch Briefe schreiben, noch Clavier spielen; nur allenfalls ein bischen zeichnen*. Aber danken muß ich Dir für die guten Worte, die Du mir über den Paulus sagst, — so was ist das Beste und Liebste, was ich darüber hören kann, und was etwa Du oder Fanny mir über

* Dieser Brief ist kurze Zeit vor Mendelssohn's Verlobung geschrieben.

solch ein Stück sagt, das sagt das Publikum, — ein anderes giebt es gar nicht. Aber ich wollte nur, Du schriebest mir noch ein paarmal darüber, und über meine andere Musik recht ausführlich. Die ganze Zeit, daß ich hier bin, habe ich noch an dem Paulus gearbeitet, weil ich ihn nun einmal so vollkommen, als mir möglich ist, herausgeben will; auch weiß ich bestimmt, daß der Anfang des ersten und das Ende des zweiten Theils ungefähr dreimal so gut geworden sind, — also war's meine Pflicht. Denn es gelingt mir in manchen, namentlich in Nebensachen bei so einer größeren Arbeit erst nach und nach, meinem eigentlichen Gedanken nahe zu kommen und ihn recht klar hinzustellen; bei den Hauptsachen und -stücken kann ich freilich nachher nichts mehr ändern, weil sie mir gleich so einfallen; aber um das auch von Allem sagen zu können, dazu bin ich noch nicht weit genug. Nun arbeite ich aber schon etwas mehr als zwei Jahre an dem einen Oratorium; — das ist allerdings sehr lange, und ich freue mich auf den Moment, wo ich auch mit den Druckcorrecturen fertig sein werde und was anderes anfangen kann.

Noch muß ich Dir erzählen, daß ich jetzt mit wahrem Jubel die ersten Bücher von Goethe's Wahrheit und Dichtung hier gelesen habe. Seit den Knabenjahren hatte ich's nicht wieder vorgenommen, weil mir's da nicht gefallen hatte; wie mir's jetzt aber gefällt und wie mich alle die Localitäten, die ich nun kenne, noch obendrein ergötzen, das kann ich gar nicht sagen. Es bringt mich eine Seite davon ganz über alle die jetzigen Miseren in Litteratur und Kunst weg.

An Rebecka Dirichlet in Berlin.

Leipzig, den 8. Januar 1837.

— — — — Vorige Mittwoch war eine Fete bei Keils, wo es Weihnachtsgeschenke und Gedichte regnete, und wo ich unter andern eins bekam, das meine Verlobungsgeschichte im Romanzenton besang zu „Frankfurt auf der Zeil", und das sehr bewundert wurde. Als sie nun bei Tisch anfingen, Lieder zu

singen, und ich einige betrübte Gesichter schnitt, fiel es Schleinitz ein, mir herüberzurufen, ich möchte doch gleich meine Romanze componiren, damit sie etwas Neues singen könnten, und die jungen Damen brachten mir Notenpapier und Bleistift, und mich ergötzte die Anforderung, und ich componirte das Lied unter der Serviette, während die Anderen Kuchen aßen, schrieb die vier Stimmen aus, und ehe die Ananas aufgegessen war, suchten die Sänger A dur und sangen es so untadelig und con amore, daß es allgemeinen Jubel erregte und die ganze Gesellschaft animirte.

An Ferdinand Hiller.

Leipzig, den 10. Januar 1837.

— — — — — Du hast einmal an meiner hiesigen Stelle gelobt, daß ich mir alle deutschen Componisten zu Freunden machte. Umgekehrt. Mit allen verschütte ich's diesen Winter. Sechs neue Symphonien liegen da, — wie sie sind, mag Gott wissen (ich wüßt' es lieber nicht), — keine davon wird mir gefallen, — und daran trägt kein Mensch die Schuld als ich, der ich keine andern Componisten aufkommen lasse, als mich, — namentlich im Symphonienfach. Schock Blitz! Sollten sich die Capellmeister nicht schämen und in ihren Busen greifen? Aber das verwünschte künstlerische Bewußtsein, das sie allesammt haben, und der infame göttliche Funken, von dem sie so oft lesen, — die verderben Alles! — Ich habe heute meine sechs Präludien und Fugen in die Druckerei geschickt, sie werden wenig gespielt werden, fürchte ich; dennoch möchte ich gern, Du sähest sie Dir seiner Zeit mal durch, und es gefiele Dir was darin, und Du sagtest es mir, sammt dem vorkommenden Gegentheil. Auch drei Orgelfugen sollen nächsten Monat gedruckt werden, — me voilà perruque! Gott lasse mir bald eine recht lustige Clavier-Passage einfallen, damit ich den übeln Eindruck verwischen kann!

— — — — —

An Fanny Hensel in Berlin.

Frankfurt a. M., den 29. Mai 1837.

— — — — Eine lumpige Musikerzeit ist jetzt; — da ist der Cäcilien-Verein, geübte Sänger, ordentliche angenehme Leute, gefällige Chefs, nichts erforderlich als ein bischen Clavierspielen und ein bischen guter Wille für die gute Musik, und ein bischen Kenntniß, weder Genie, noch Energie, noch Politik, noch irgend etwas Absonderliches, — ich hätte gedacht, 50 sollten sich melden und Einem die Wahl lassen, und kaum zwei sind da, die es möglicherweise im Stande sind, und nicht Einer, der es im Geiste des Rechten, Wahren, Edlen fortführen kann, in dem es angefangen ist, das heißt auf gut Deutsch: nicht Einer, der es einsieht, daß Händel und Bach und solche Leute über dem stehen, was sie selbst machen und sagen können. Neukomm, dem ich darin noch am meisten getraut hätte, stand in Unterhandlungen, hatte die Stelle bestimmt angenommen, und hat sie nun plötzlich ebenso bestimmt abgelehnt. So wird kein Anderer da sein, um die Sache zu übernehmen, als Ries, der es auch wahrscheinlich thun wird, dem es aber leider an dem nöthigen Respect vor den großen Kunstwerken fehlt, der mir eine Hauptsache ist und bleibt. Da ist es schade um alle die Mühe und unsägliche Arbeit, die sich's der Schelble hat kosten lassen, um etwas zu gründen, das doch nun am Ende wieder auseinandergehen wird. Mit Hiller's Direction ist alles hier höchst zufrieden, so schwer sie es ihm im Anfang mögen gemacht haben; aber er geht in zwei Monaten nach Italien und will sich nicht halten lassen, und wer weiß, ob das nicht wieder ein Grund ist, warum sie ihn jetzt alle so regrettiren, — das ist einmal fatal in der Welt.

Da fällt mir ein, wenn Du im Laufe der nächsten Monate wieder was singen lassen willst, so laß Dir doch Theodora von Händel geben und sieh Dir es an; in jedem Fall wird es Dir Freude machen, da ganz herrliche Chöre und Arien drin sind, und vielleicht könntest Du Dir eine deutsche Übersetzung davon machen lassen (die freilich sehr verbessert werden müßte, denn der Text ist ganz lächerlich toll) und es

bei Dir mit Deinem kleinen Chor einmal aufführen. Zu einer größeren Aufführung eignet es sich leider nicht, aber einiges darin, z. B. den Schlußchor, kann man nicht schöner von Händel hören. — —

An seine Mutter.

Frankfurt, den 2. Juni 1837.

— — — — Du schreibst mir über Fanny's neue Stücke und sagst mir, ich solle ihr zureden, sie herauszugeben. Du lobst mir ihre neuen Compositionen, und das ist wahrhaftig nicht nöthig, damit ich mich von Herzen darauf freue und sie für schön und trefflich halte, denn ich weiß ja, von wem sie sind. Auch darüber, hoffe ich, brauche ich nicht ein Wort zu sagen, daß ich, so wie sie sich entschließt, etwas herauszugeben, ihr die Gelegenheit dazu, so viel ich kann, verschaffen und ihr alle Mühe dabei, die sich ihr ersparen läßt, abnehmen werde. Aber ihr zureden, etwas zu publiciren, kann ich nicht, weil es gegen meine Ansicht und Überzeugung ist. Wir haben darüber früher viel gesprochen, und ich bin immer noch derselben Meinung, — ich halte das Publiciren für etwas Ernsthaftes (es sollte das wenigstens sein) und glaube, man soll es nur thun, wenn man als Autor sein Leben lang auftreten und dastehen will. Dazu gehört aber eine Reihe von Werken, eins nach dem andern, — von einem oder zweien allein ist nur Verdruß von der Öffentlichkeit zu erwarten, oder es wird ein sogenanntes Manuscript für Freunde, was ich auch nicht liebe. Und zu einer Autorschaft hat Fanny, wie ich sie kenne, weder Lust noch Beruf, — dazu ist sie zu sehr eine Frau wie es recht ist, sorgt für ihr Haus und denkt weder an's Publikum, noch an die musikalische Welt, noch sogar an die Musik, außer wenn jener erste Beruf erfüllt ist. Darin würde sie das Druckenlassen nur stören, und ich kann mich eben einmal nicht damit befreunden. Darum werde ich ihr nicht zureden, — verzeih' es mir. Wenn sie sich aus eigenem Antrieb, oder Hensel zu Gefallen dazu entschließt, bin ich, wie gesagt, bereit, ihr behülflich zu sein, so viel ich nur vermag, aber ermuntern zu etwas, das ich nicht für richtig halte, das kann ich nicht.

An seine Mutter.

Bingen, den 13. Juli 1837.

Liebe Mutter!

Hier sind wir seit acht Tagen, plötzlich von Frankfurt abgereist, und da es nun ziemlich entschieden ist, daß wir für die nächsten Wochen hier residiren, so will ich Dir schreiben, um Dir für Deine lieben Briefe zu danken. —
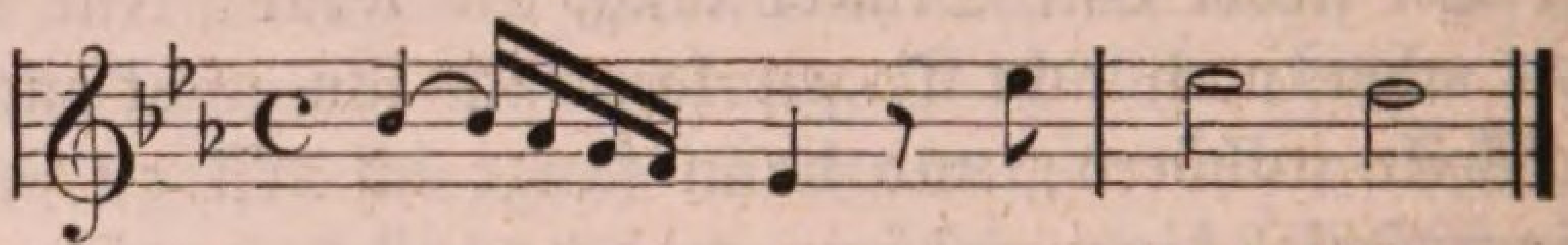
Das ennuyirt mich aber, daß Fanny sagt, die neue Clavierschule wachse ihr über den Kopf. Das ist ja gar nicht an dem. Sie spielt wohl alle die kleinen Kerls in den Sack. — Die können ein paar Variationen und Kunstgriffe gut machen; aber all' die Fertigkeit und Coquetterie mit Fertigkeit verblendet selbst das Publikum nicht mehr leicht. Es muß Geist sein, wenn es sie Alle fortziehen soll, und darum höre ich vielleicht D* lieber eine Stunde lang, als Fanny eine Stunde lang, — aber nach acht Tagen kann ich ihn nicht mehr vor langer Weile anhören, und dann fange ich erst an, mich in das andere Spiel hineinzuhören, und das ist das rechte. Alles das macht eben nicht mehr, wie Kalkbrenner zu seiner Zeit, und geht noch während ihres Lebens vorüber, wenn nicht etwas Besseres als Finger dabei ist. Das hat aber Fanny und darum braucht sie sich vor keinem von allen denen zu fürchten. —

Die Aussicht aus den Fenstern hier ist allein eine Reise werth, denn unser Wirthshaus liegt am Rhein, dem Niederwald gegenüber, — links der Mäusethurm, rechts der Johannisberg, — heut habe ich endlich sogar ein Clavier und eine Bibel geliehen bekommen; beides war schwer aufzutreiben, erstlich weil sie unmusikalisch, dann weil sie katholisch in Bingen sind, und von Clavier und Luther'scher Übersetzung nichts wissen wollen; indeß, ich hab's doch endlich aufgetrieben, und nun fängt mir's hier an sehr behaglich zu werden. Ich muß fleißig sein, denn vom Concert ist noch keine Note aufgeschrieben, und gestern habe ich aus Birmingham Nachricht, daß das Musikfest bestimmt ist, daß sie sogar Hoffnung haben, Königin Victoria dabei zu sehen, — das wäre lustig genug. —

Neulich war der alte Schadow und W. Schadow, beide mit Familie, hier und wir stießen auf dem Flur ganz unvermuthet auf einander; ich wollte, Du hättest die Schilderung gehört, die der Alte von Fanny machte, wenn sie am Flügel accompagnirt; er wurde ganz voll von „enthousiasme" und ordentlich warm dabei. Und eine Beschreibung der Sitzungen bei der musikalischen Section der Akademie, wo er präsidiren muß, war als Gegenstück auch nicht bitter. Außer Spontini spricht keiner und lebt keiner darin, — und das auch von Rechtswegen. —

Aber eigentlich ist es ganz ernsthaft, wie der Alles in Berlin gegen sich aufbringt, Alles verdirbt und zu Grunde richtet, und doch selbst nur Ärger und Kummer und Noth davon hat, — wie bei einer schlechten Ehe, wo sie alle Beide Unrecht haben, wenn sie sich prügeln.

Frag' doch Fanny, liebe Mutter, was sie dazu sagt, daß ich in Birmingham das Bach'sche Orgelpräludium aus Es dur



und die Fuge, die am Ende desselben Heftes steht, spielen will; ich glaube, sie wird mir brummen; und ich glaube doch, ich habe Recht. Es muß den Engländern gerade das Präludium sehr eingänglich sein, sollte ich denken, und man kann im Präludium und der Fuge piano und pianissimo und den ganzen Orgelstaat recht produciren, — und ein dummes Stück ist es doch auch meiner Treu' nicht. —

In diesen Tagen habe ich beschlossen, für das nächste Düsseldorfer Musikfest ein neues Oratorium fertig zu haben, — es sind zwar noch zwei Jahre, aber doch muß ich mich daranhalten. Vom Text schreibe ich, sobald ich ihn fest habe. — Holtei läßt nichts von sich und dem Operntexte hören; und so muß ich das zweite Oratorium anfangen, so gern ich eine Oper gerade jetzt gehabt hätte. Mir fehlt ein ganzer Mensch zu vielem schönen Unternehmen; ob er noch kommen wird, ob ich mich irre, das weiß ich nicht, aber bis jetzt will er sich nicht finden lassen, und so muß ich stille halten und warten.

Ich übe mich hier fortwährend im Figurenzeichnen, aber es will mir nicht recht gelingen. Durch den Mangel an Übung im Winter habe ich vergessen, was ich im vorigen Sommer schon besser konnte, wo mir Schadow in Scheveningen täglich eine kleine Zeichenstunde gab, und mich Kerls, Soldaten, Höckerweiber und Straßenjungen zeichnen lehrte. — Indessen habe ich gestern Bischof Hatto gezeichnet, wie er eben von den Mäusen gefressen wird, — ein herrliches sujet für alle Neueren. In diesem Briefe gehen Musik, Rheingau, Klätscherei Hand in Hand. Verzeih' es, liebe Mutter! Geht es doch in der Wirklichkeit ebenso.

Felix.

An den Prediger Julius Schubring in Dessau.

Bingen a. R., den 14. Juli 1837.

Lieber Schubring!

Ich möchte Dich in einer Angelegenheit um Rath fragen, die mir wichtig ist und Dir, wie ich gewiß weiß, auch nicht gleichgültig, weil ich schon viele Beweise des Gegentheils von Dir erhalten habe. Es betrifft die Wahl eines Stoffes zu einem Oratorium, welches ich in dem nächsten Winter anfangen will, und worüber ich vor allem gern Deine Meinung hätte, da mir in meinem Paulus die besten Fingerzeige und Angaben für den Text von Dir gekommen sind. —

Mehrere äußerliche Gründe sprechen dafür, zum Stoff den Petrus zu wählen, — namentlich die Bestimmung für das Düsseldorfer Musikfest zu Pfingsten, und die bedeutende Stelle, die das Pfingstfest in diesem Stoffe einnehmen würde. Zu diesen äußerlichen Gründen rechne ich auch, daß ich gern (in Verbindung mit einem größern Plan für ein späteres Oratorium) die beiden Hauptbekenner und -Stützen der christlichen Kirche in Oratorien einander gegenüberstehen, also zu meinem Paulus noch den Petrus hätte. Daß es an innerlichen Grün-

den nicht fehlt, die mir den Stoff werth machen, brauche ich Dir nicht zu sagen, und auch bei diesen innerlichen steht die Ausgießung des heiligen Geistes, die den Mittelpunkt oder Hauptpunkt bilden müßte, sehr obenan. Die Frage aber ist (und die kannst Du besser entscheiden, als ich, weil Dich alle Kenntnisse, die mir fehlen, dabei unterstützen), ob die Stelle, die Petrus in der Bibel einnimmt, abgesehen von der Würde, die er in der katholischen oder protestantischen Kirche, als Märtyrer, oder erster Papst u. s. w. hat, ob also das, was von ihm in der Bibel steht, — allein und an und für sich bedeutend genug ist, um ein symbolisches Oratorium darauf zu gründen. Denn historisch dürfte der Stoff nach meinem Gefühl durchaus nicht behandelt werden, so nothwendig dies im Paulus war. Bei einer historischen Behandlung müßte Christus in der ersten Zeit von Petri Wirken erscheinen, und wo Er erscheint, kann Petrus nicht das Hauptinteresse in Anspruch nehmen. Ich meine also, es müßte symbolisch sein, — es möchten darin auch vielleicht alle historischen Punkte vorkommen, der Verrath und die Reue, die Schlüssel des Himmels, die ihm Christus übergiebt, seine Predigt beim Pfingstfest, — aber alles das nicht historisch, sondern prophetisch — wenn ich mich so ausdrücken darf — im größeren Zusammenhang.

Meine Frage ist also, ob Du glaubst, daß dies möglich ist, d. h. so möglich, daß es für jedes Mitglied der Gemeinde ein gleich wichtiger und nahe liegender Gegenstand werde. — Dann, ob Du glaubst, daß es sich, wenn überhaupt ausführbar, mit bloßen Bibelstellen ausführen läßt, und welche Theile der Bibel Du dazu besonders herausheben würdest. Endlich, ob Du in diesem Falle mir wieder wie damals mit der Zeit Einzelheiten aus der Bibel anführen und mittheilen wolltest.

Die Hauptsache ist aber der erste Punkt, denn über den bin ich noch im Unklaren, — also allerdings über die Möglichkeit der ganzen Aufgabe. Schreibe mir darüber recht bald, wenn Du kannst. Ich habe mir so im ersten Gedanken gedacht, daß der Stoff in zwei Theile zerfallen müßte: der erste, von dem Verlassen der Fischernetze an, ginge bis zu dem Tu es Petrus, womit er schließen müßte; — und der zweite Theil enthielte wesentlich nur das Pfingstfest, von der Einöde nach

Christi Tode und der Rede des Petrus an, bis zur Ausgießung des heiligen Geistes*.

Mit alledem falle ich Dich plötzlich an — verzeih' es mir. — Es hat sich, seit wir uns nicht gesehen haben, in den wenigen Monaten so viel und so herrlich mit mir verändert, daß ich Dir's gar nicht zu sagen weiß**. — Du wirst, wie ich hoffe, im nächsten Winter einmal bei mir wohnen und einige Tage ganz mit uns zubringen, — dann siehst Du in kurzer Zeit, was ich Dir in der längsten doch nicht beschreiben könnte. Ende September denke ich wieder in Leipzig zu sein, — bis dahin hauptsächlich hier am Rhein und in Frankfurt zu bleiben.

Bitte, antworte mir bald, wenn auch nur wenige Zeilen.

Dein

Felix M. B.

An seine Mutter.

Leipzig, den 4. October 1837.

Liebste Mutter!

Es sollte mein erstes Geschäft sein, Dir zu schreiben, sobald ich aus der beschäftigten Zeit der letzten Wochen wieder einigermaßen in Ruhe wäre, und ich hatte Dir für so viele liebe Briefe an mich zu danken, wollte Dir auch unsere glückliche Ankunft hier gleich melden, und dennoch sind zwei Tage vergangen, ohne daß es mir möglich gewesen wäre. Ich nehme heut den frühen Morgen dazu, sonst kommen wieder die Leute, lösen einander ab, und die Poststunde geht vorüber wie gestern und vorgestern. Ich darf mich auch jetzt nicht auf das Beschreiben des Birminghamer Musikfestes legen; es gehörten viele Bogen dazu, und ganze Abende, wenn wir einmal wieder zusammen sind, um die vielen merkwürdigen Dinge nur obenhin zu erwähnen, die sich

* Die Ausführung dieses Gedankens ist unterblieben, der Brief aber dennoch hier mitgetheilt worden, weil er beweist, wie tief-ernst Mendelssohn dergleichen Gegenstände behandelte.

** Mendelssohn's Verheirathung.

in den Tagen auf einander drängten*. — Das muß ich Dir aber sagen, weil ich weiß, daß es Dich freut, daß ich einen so glänzenden Erfolg noch niemals gehabt habe, und ihn wohl nie entschiedener haben kann, als bei dem Musikfest. Der Applaus und das Zurufen, wenn ich mich nur sehen ließ, wollte gar nicht aufhören und machte mich zuweilen wirklich lachen, weil ich z. B. bei einem Clavier-Concert gar nicht dazu kommen konnte, mich vor's Instrument zu setzen; und was besser ist als der Beifall, und was mir meinen Erfolg verbürgte, sind die Anerbietungen, die mir von allen Seiten gemacht werden und die diesmal noch ganz anders lauten als jemals sonst.

Ich kann wohl sagen, daß ich gerade jetzt gesehen habe, wie mir alles das eben nur zu Theil wird, weil ich mich bei meiner Arbeit nicht darum kümmere, was die Leute wollen und loben und bezahlen, sondern um das, was ich für gut halte, und ich will mich nun um so weniger von dem Wege abbringen lassen. Darum ist allerdings auch mir dieser Erfolg lieb, und ich weiß um so sicherer, daß ich niemals das Geringste dafür thun will, sowie ich es bis jetzt niemals gethan habe. Zugleich hatte ich auch einen recht deutlichen Beweis, was von all' dergleichen zu halten ist, an der Art, wie sie in Birmingham diesmal Neukomm aufnahmen. Du weißt, wie sie ihn sonst verehrt und wirklich überschätzt hatten, wie alle seine Sachen dort gesucht und gepriesen wurden, so daß ihn die Musiker immer king of Brummagem** nannten; und diesmal haben sie ihn auf so unziemliche Art zurückgesetzt, nur ein kurzes Stück von ihm am ersten (dem allerschlechtesten) Morgen gegeben, und ihn selbst ohne die geringste Aufmerksamkeit im Publikum aufgenommen, daß es wirklich eine Schande für die Menschen war, die vor drei Jahren nichts Höheres und Besseres kannten, als Neukomm's Musik. Das einzige, was ihm vorzuwerfen ist, ist eben, daß er vor drei Jahren ein Oratorium für's Musikfest schrieb, was recht auf Effect berechnet war. Die große Orgel, die Chöre, die Soloinstrumente, alles kam darin vor, damit es

* Auf diesem Musikfeste wurde der Paulus zum ersten Male in England aufgeführt.

** Verdorbener Ausdruck für Birmingham.

den Leuten gefiele, und sowas merken die Leute, und es thut nicht gut. Daß sie ihn aber zum Dank diesmal so behandelten, ist eben wieder ein Zeichen, was von all' ihrem Gefallen zu halten ist, und was man davon hat, wenn man's sucht. —

Ich habe ihn diesmal wieder sehr liebenswürdig und unverändert gut gefunden, und kann mir freilich in hundert Dingen ein Beispiel an ihm nehmen; solch' eine Ruhe und Feinheit, mit der größten Aufrichtigkeit zugleich, habe ich noch bei Keinem gefunden, und dann ist er wirklich ein recht beständiger Freund!

Vom Musikfeste selbst schicke ich Dir hier ein vollständiges Schema. Denk' Dir diese Unmasse Musik! Und neben all' dem Musikungeheuer die vielen Bekannten, die in den Tagen dort zusammenströmten! Man brauchte einiges Fischblut, um nicht zu bersten. — Darauf denn, als ich eben den letzten Accord auf der herrlichen Orgel gespielt hatte, mußte ich in die Liverpool mail, und fuhr sechs Tage und fünf Nächte nach einander, bis ich in Frankfurt bei den Meinigen war. Die mail geht nach London in 10½ Stunden, es ist gerade so weit wie von hier nach Berlin; das berechnete ich mir unterwegs, und beneidete die Engländer darum. In London kam ich gegen Mitternacht an; dort empfing mich Klingemann und führte mich in's Comité der Sacred Harmonic Society, die mir feierlich eine große, dicke, silberne Dose mit einer Inschrift überreichten, — um ½1 saß ich wieder in der mail, und war des andern Morgens um neun in Dover, wo nicht so viel Zeit um zu frühstücken war, sondern ich mußte unmittelbar in's Boot, das uns auf's Dampfschiff fuhr, da die Ebbe eingetreten war und das Dampfschiff nicht im Hafen bleiben konnte. So kam ich schon seekrank auf dem Dampfschiff an, hatte eine jämmerliche Überfahrt, und statt in drei Stunden in Calais war ich in fünf Stunden in Boulogne, um so viel weiter von Frankfurt. Da suchte ich's Hôtel Meurice auf, stellte mich her so gut es ging, und fuhr Abends um neun Uhr auf der Diligence nach Lille. Hier ist der Ort, einzuschalten (was auch Dirichlet dagegen wüthen mag), daß französische und belgische Diligencen, mit den Glasfenstern, auf dem gepflasterten Wege, mit den drei dicken Pferden davor, deren Schwänze aufgebunden sind, und die gar nicht laufen, sondern sich wälzen, die allerabscheulichsten Beför-

derungsmittel der ganzen Welt sind, und daß eine deutsche Schnellpost hundertmal schneller, angenehmer und besser ist, als diese allerscheußlichsten ꝛc. vide supra. — In ganz Belgien wurden die Septembertage gefeiert, und steckten Freiheitsbäume auf den Plätzen vor den Rathhäusern. Um zehn Uhr Morgens kam ich in Cöln an; um elf ging ein Dampfboot, das die Nacht durch fuhr; da setzte ich mich darauf und freute mich, die fünfte Nacht liegen zu können, ausgestreckt, und ohne Steinpflastergerassel. — Um neun fing ich schon an zu schlafen und wachte nicht eher auf, als um zwei Nachts; da fühlte ich, daß das Dampfboot stille stand, und wie ich fragte, so war solch ein dicker Nebel (wie auch schon den Tag vorher), daß sie bis um sechs Uhr Morgens in keinem Falle fort und vor sechs Uhr Abends nicht in Mainz sein konnten. Es war ganz nahe bei Horchheim, wo das Schiff fest lag; da nahm ich mir also zwei Matrosen, die trugen meine Sachen, ich zeigte ihnen den wohlbekannten Fußweg längs des Rheins, kam um drei Uhr Nachts nach Coblenz, nahm Post und war Mittwoch um ½3 Nachmittags in Frankfurt. Da war alles gut, und so haben wir denn auch die Reise hierher von Donnerstag Nachmittag bis zum Sonntag um zwei Uhr, wo wir hier ankamen, glücklich zurückgelegt. —

Um sechs fing das erste Abonnement-Concert an; ich hatte die Jubel-Ouvertüre und die C moll Symphonie zu dirigiren, und die Posaunen und Pauken strengten sich so an, daß mir allerdings am Schluß des Concerts etwas caput zu Muthe war. — Es waren vierzehn so voll gepfropfte Tage, wie sich ein Mensch nur erdenken kann; aber da ich den ganzen vergangenen Sommer blos zum Genießen und Vergnügtsein gelebt hatte, so ist mir's lieb, daß gerade vor der Rückkehr hierher auch noch so beschäftigte und für meinen Beruf wichtige Zeit gewesen ist. Hier ist es nun gar zu schön; der ganze Tag und jede Stunde ist mir in meiner neuen Häuslichkeit wie ein Fest, und während ich in England, trotz aller Ehren und Freuden, keinen recht vergnügten Augenblick gehabt habe, so ist mir jeder Tag jetzt eine Reihe von Freude und Glück, und ich habe mein Leben eigentlich nun erst wieder lieb. —

Bin ich in diesem Briefe über mich selbst nicht so ausführlich gewesen, als ob ich ein unpäßlicher Potentat wäre, liebe Mutter? —

Dein

Felix.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 29. October 1837.

Lieber Bruder!

Meinen herzlichsten Glückwunsch vorauf zu dem Tage, an dem dieser Brief bei Dir ankommt; verbring' ihn froh, und sei er Dir ein guter Vorbote des kommenden Jahres. — Du erwähnst in Deinem gestrigen Briefe, daß Dich Deine gesicherte, ruhige, harmonische Lage zuweilen fast verstimme und unruhig mache, — aber ich kann Dir darin nicht Recht geben, ebenso wenig als wenn Du über das Gegentheil klagen müßtest. — Und warum soll es denn nicht genug sein, wenn ein Mann sein Glück zu verdienen oder zu genießen weiß? Ich kann mir nicht denken, daß es geradezu nothwendig sei, es durch Unglück oder Sorge zu verdienen; ich meine, eine herzliche, dankbare Anerkennung sei der beste Polykrates-Ring, und wahrlich, es ist heut zu Tage schon eine schwere Aufgabe, sein Glück oder seine Vortheile in einer solchen Weise anzuerkennen und zu genießen, daß man auch Anderen davon mittheilt und sie dadurch mit froh und heiter macht, oder auch zu zeigen, daß es von da bis zum unthätigen Übermuth gleich weit entfernt sei. — Sonderbar, daß ich in meiner Lage gerade über das Gegentheil von dem mich beschweren möchte, worüber Du klagst; je mehr ich in meinem Beruf alles das finde, was man Anerkennung oder Aufmunterung nennt, je unruhiger und unstäter wird er mir unter den Händen, und ich kann nicht leugnen, ich sehne mich oft nach einer Ruhe, über die Du klagst. — Es bleibt gar so wenig übrig von den Aufführungen, Musikfesten, all' dem Persönlichen; — die Leute klatschen und rufen wohl, aber das ist gleich wieder so spurlos verschwunden, und nimmt das Leben und die Kraft ebenso sehr in Anspruch als das Bessere,

oder noch mehr. — Und das Böse dabei ist, daß man eben nicht halb hinaus kann, wenn man einmal drin ist, sondern entweder ganz mit muß oder gar nicht. Ich darf mich nicht einmal zurückziehen, sonst leidet die Sache, für die ich dastehe, und doch möchte ich auch gerne sehen, daß sie nicht blos meine Sache wäre, sondern die gute oder die allgemeine. Aber eben da fehlt es an Leuten, die denselben Weg gehen, — nicht billigendes Publikum (das gleichgültig ist), sondern mitstrebende Künstler (die unentbehrlich bleiben). Und in dem Sinne sehne ich mich nach Geschäftslosigkeit, gerade um mehr das thun zu können, was mein eigentlicher Beruf ist, zu schreiben, und das Aufführen Andern zu überlassen. Es scheint indeß, es soll nicht so sein, und ich wäre undankbar, wenn ich unzufrieden damit wäre, wie es einmal ist. —

Fanny wird Dir morgen hoffentlich die Stimmen des neuen Quartetts von mir geben. Ob es Dir gefallen wird oder nicht, das steht dahin; aber denke meiner dabei, wenn Du es spielst und an eine Stelle kommst, die gerade recht in meiner Art ist. Wie gerne hätte ich Dir was Besseres, Hübscheres zum Geburtstage geschickt, aber ich wußte nicht was.

Gestern Abend wurde mein E moll Quartett von David öffentlich gespielt, und machte großes Glück. Das Scherzo mußten sie da capo spielen, und das Adagio gefiel den Leuten am besten. Dies setzte mich in langes Erstaunen. In den nächsten Tagen will ich ein neues Quartett anfangen, das mir besser gefällt. Auch will ich Dir bald eine Sonate für Violoncello und Clavier machen, — bei meinem Bart!

Und nun leb' wohl; auf frohes, frohes Wiedersehen im Februar. Dein

Felix.

An Ferdinand Hiller in Mailand.

Leipzig, den 10. December 1837.

Mein lieber Ferdinand!

Du hast mir trotz meiner letztmonatlichen Unpünktlichkeit geschrieben, dafür bin ich Dir von Herzen dankbar, und wirk-

lich hätte ich's kaum geglaubt. — Die Einrichtung eines neuen Logis, der Umzug hinein, viele Concerte und Geschäfte, kurz wie nur alle die Abhaltungen heißen mögen, die ein rechter Philister, wie ich, einem so lustigen firen Italiener, wie Du, gegenüber aufzählen kann, — meine Installirung als Hausherr, Miethsmann, Musikdirector der Abonnement-Concerte, — das hielt mich alles im vorigen Monat von der pünktlichen Correspondenz ab. — Aber eben darum wollte ich Dich bitten, und bitte nun heut recht herzlich, laß uns bei dieser unglaublichen Verschiedenheit unserer Lage und Umgebung an dem Versprechen der monatlichen Briefe festhalten; — ich meine, es könnte uns beiden doppelt interessant und wohlthätig sein, jetzt von einander zu hören, wo wir uns gegenseitig verzweifelt ausländisch vorkommen müssen, — aber eben deswegen näher als sonst. — Mir wenigstens, wenn ich an Mailand und Liszt und Rossini denke, kommt ein sonderbares Gefühl, Dich mitten drin zu wissen, und Dir geht's vielleicht so, wenn Du in der Lombardischen Ebene an Leipzig und mich denkst. Aber Du mußt mir das nächste Mal einen recht ausführlichen langen Brief schreiben, mit allen Details; Du glaubst nicht, wie sie mich interessiren. Du mußt mir erzählen, wo Du wohnst, was Du schreibst, von Liszt und Piris und Rossini alles Mögliche, vom weißen Dom, vom Corso, — ich liebe das lustige Land gar zu sehr, und wenn ich von Dir daraus hören kann, so verdoppelt sich's, — Du darfst da die Bogen nicht halbiren. Vor allem sag' mir, amüsirst Du Dich denn auch so himmlisch und von Herzen darin wie ich? Ich bitte Dich um alles, thu's und schnappe die Luft mit so viel Wonne, und schlage die Tage so systematisch in die Luft wie ich, — was sage ich das, Du wirst es ohnehin thun. Aber bitte, schreib mir auch viel davon. Ob mir's hier wieder gefällt, willst Du wissen? Denk' Dir es nur, wenn ich als Ehemann in einer netten, neuen, bequemen Wohnung, mit freier Aussicht über Gärten und Felder und die Stadtthürme wohne, mich so behaglich glücklich, so ruhig froh fühle, wie niemals wieder seit dem elterlichen Hause, — wenn ich dabei gute Mittel und guten Willen von allen Seiten zu Gebote stehen habe, ob mir es nicht hier gefallen muß? Ich bin fast der Meinung: entweder diese Stelle, oder gar keine.

Aber freilich habe ich dann wieder viele Tage, wo ich denke, keine Stelle wäre doch das allerbeste. — Mich nimmt das viele Dirigiren während zwei solcher Monate mehr mit, als zwei Jahre, wo ich den ganzen Tag lang componirte — ich komme hier im Winter fast gar nicht dazu —, und wenn ich nach der größten Hetze frage, was eigentlich geschehen ist, so ist's am Ende kaum der Rede werth; wenigstens interessirt mich's nicht sehr, ob all' die anerkannt guten Sachen einmal mehr oder einmal besser gegeben werden, oder nicht, — das einzige, was mir jetzt interessant ist, sind die neuen, und daran fehlt es allzu sehr. So möchte ich mich oft ganz heraus ziehen, nicht mehr dirigiren, nur schreiben, — und dann hat es doch wieder einen gewissen Reiz — solch' ein geordnetes Musikwesen und die Anführung davon. Was kümmert Dich das in Mailand? Dennoch muß ich es Dir sagen, wenn Du wissen willst, wie mir's hier gefällt. Ähnlich ging es mir in Birmingham; — ich habe niemals noch mit meiner Musik solch' entschiedenen Effect gemacht, wie da, habe das Publikum noch nie so sehr mit mir allein beschäftigt gesehen, und dennoch ist eben darin etwas — wie soll ich sagen — Flüchtiges, Verschwindendes, was mich eher verstimmt und drückt, als erhebt. Freilich hätte gerade nicht gleich das Gegentheil gegen alle die Lobpreisungen am Orte sein müssen, Neukomm nämlich, den sie diesmal so wegwerfend beurtheilten, so stumm und kalt empfingen, so in der Anordnung zurücksetzten, wie sie vor drei Jahren ihn in den Himmel erhoben, über alle Componisten gestellt und bei allen Schritten und Tritten applaudirt hatten. Was ist da Gutes an ihrer Zuneigung? Du wirst mir sagen, seine Musik sei auch nichts werth, — da stimmen wir wohl überein, — aber das wissen doch jene nicht, die damals entzückt waren und jetzt vornehm thun. Empört hat mich die ganze Geschichte, und Neukomm's ruhiges, ganz gleichmäßiges Benehmen ist mir doppelt vornehm und würdig gegen die andern erschienen, und ich habe ihn viel lieber gewonnen durch diese entschiedene Haltung. —

— — — — — — — —

An Eduard Franck in Breslau
(jetzt Director des Conservatoriums in Bern).

Leipzig, den 8. Januar 1838.

Erst vorgestern erhielt ich Ihre Zeilen vom 25. October, aber freilich zugleich auch mit einem herrlichen Prachtexemplar Ihrer Etüden. Ich fürchtete schon, die Vollendung des Werks sei unterblieben, weil ich so lange nichts davon gehört hatte, und war doppelt angenehm dadurch überrascht. — Sie wollen, daß ich Ihnen über die Stücke selbst ein Urtheil sagen soll. Sie wissen aber, wie unnöthig mir alles Urtheilen, eigenes und fremdes scheint; — nur Weiterarbeiten, das halte ich für das Einzige und Beste, und wenn das die Freunde nach jedem neuen Stück von neuem wünschen, so liegt darin am Ende auch schon ein Stück Urtheil. Ich glaube, daß es keinem Menschen je gelungen ist, durch ein Werk die Gemüther zu beherrschen und zu fesseln; durch eine Reihe von Werken, die alle auf denselben Punkt zielen, kann's nur geschehen, und das ist denn nun freilich Ihre Aufgabe und die Pflicht, die Ihnen Gott durch Ihr Talent auferlegt hat. Erfüllen Sie sie ja; ich glaube, das Lebensglück liegt ganz darin und kommt nicht ohne das, und die Unterlassung davon scheint mir eine Hauptsünde.

Also der Wunsch, daß Sie auf diesem Wege weiter und vorwärts arbeiten mögen, das ist das ganze Urtheil, was ich Ihnen über Ihr Werk wesentlich zu sagen habe.

Über die meisten Einzelnheiten haben wir ja auch schon gesprochen. Fehler sind nicht darin, und Sie sind Ihres Handwerkszeugs mächtig; aber gebrauchen Sie es nun mehr und mehr, wie gesagt.

Es muß Ihnen wohl vorkommen, als hörten Sie mich das alles sprechen, und ich erscheine Ihnen am Ende selbst wie ein Basso ostinato, der immer wieder von vorn brummt und am Ende auch wirklich langweilig wird. Denn statt Ihnen nun meinen Dank zu sagen, sing' ich wieder mein altes Lied. Am Dank aber soll es dabei gewiß nicht fehlen, und recht vielmal und schönstens möchte ich ihn Ihnen ausdrücken. Und wenn ich bald und viel von Ihnen höre (freilich am liebsten

Musik, die alles andere auch sagt), so wissen Sie, daß es mir jederzeit eine herzliche Freude sein wird. Leben Sie wohl und haben Sie nochmals Dank für die Freude, die Sie mir und gewiß auch noch vielen andern durch Ihr erstes Werk gemacht haben.

Stets Ihr hochachtungsvoll ergebener
Felix Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 18. Januar 1838.

Einem hochgeehrten Comité für das diesjährige Niederrheinische Musikfest

bin ich für die Einladung, welche Ihr Schreiben vom 8. Januar enthielt, von Herzen dankbar. Ihr freundliches Andenken ist mir nicht minder lieb, als die Aussicht, einem so frohen Feste wieder beizuwohnen und ähnlichen Genuß daran zu haben, als der, welchen ich den Rheinischen Musikfesten schon zu verdanken habe. Mit wahrer Freude werde ich daher Ihre Einladung annehmen, wenn Gott mir und den Meinigen Gesundheit schenkt, und wenn wir uns über die Wahl der Musikstücke zu beiderseitiger vollkommener Zufriedenheit vereinigen können. Gerade je gelungener das vorige Cölnische Fest hinsichtlich der Anordnung der aufzuführenden Stücke, namentlich durch das Händel'sche Werk mit der Orgel war, desto wichtiger scheint es mir, auch diesmal wenigstens ein Stück auf dem Programm zu haben, wodurch sich das diesjährige Fest von andern unterscheidet und wodurch man möglicherweise einen Fortschritt nachweisen könnte. Hierzu halte ich es nun wirklich für nothwendig, den Namen Sebastian Bach auf dem Programm zu haben, wenn auch nur mit einem kurzen Stück; aber es ist gewiß Zeit, daß bei diesen Festen, denen Händel so viel Glanz verliehen hat, auch der andere unsterbliche Meister, der in keinem Stück untereinem andern Meister, in vielen über allen steht, nicht länger vergessen werde. Dieselben Bedenklichkeiten, die jetzt dagegen obwalten mögen, müssen auch in früheren Jahren gegen die Händel'schen Werke obgewaltet haben, und Sie alle danken denen, welche sich darüber hinweggesetzt und

Ihnen solchen Schatz von Erbauung und Erhebung geöffnet haben. Verdienen Sie sich darum von den Rheinischen Musikfreunden einen ähnlichen Dank, indem Sie einen Anfang machen, der zwar (ich leugne es nicht) schwer ist und mit vielem Bedacht geschehen muß, dann aber auch gewiß die besten Folgen und allseitige Nachahmung bewirken wird. Denn wenn einmal erst etwas von ihm wird aufgeführt sein, so ist's nicht schwer, es schön zu finden und wieder aufzuführen. Aber nur der Anfang! Der Vorschlag, den ich Ihnen also in dieser Hinsicht zu machen hätte, wäre, auf dem diesmaligen Fest einen kurzen Psalm von Bach (etwa 20 Minuten oder 1/2 Stunde lang) aufzuführen, und wenn Sie fürchten, dies am zweiten Tage zu thun, um das Publikum, welches dann durch den gelehrten Namen erschreckt werden könnte, nicht zu verscheuchen, so thun Sie es am ersten Tage, und geben Sie dann ein etwas kürzeres Oratorium von Händel dazu. Daß dann nicht weniger Leute kommen werden, um den Händel zu hören, ist wohl sicher, denn wer sich vor dem einen nicht fürchtet, hat auch zum andern Lust, und es giebt noch 3—4 ganz unbekannte, höchst vortreffliche Oratorien von Händel, die etwa anderthalb oder zwei sehr kleine Stunden dauern würden und allen Musikfreunden eine neue Erscheinung wären. Durch das prachtvolle Geschenk des vorigen Comité* bin ich mit diesen Werken erst bekannt geworden, und es wäre mir sehr lieb, wenn Sie für das diesjährige Fest wieder Nutzen daraus ziehen könnten. — In Hinsicht des zweiten Tages möchte ich vorläufig fragen, ob Sie bei Cherubini anpochen wollten wegen seines neuen großen Requiem; es müßte freilich übersetzt werden und ist nur für Männerstimmen, allein da es nur eine Stunde dauern soll, oder noch weniger, so thäte das vielleicht nichts, und nach allen Urtheilen soll es ein herrliches Werk sein. Indeß die Hauptsache scheint mir diesmal der erste Punkt dieses Briefes, und ich habe Sie daher nur noch zu bitten, sich wegen desselben sobald als möglich zu besprechen.

---

* Siehe den Brief vom 6. October 1835, Seite 333.

An Rebecka Dirichlet.

Leipzig, Februar 1838.

— — — — — — — In unsern Concerten machen wir jetzt vier sogenannte historische, so daß wir im vorletzten die ganze D dur Suite von Bach, einigen Händel, Gluck u. s. w., und ein Violin=Concert von Viotti, — im letzten Haydn, Righini, Naumann u. s. w. hatten, und zum Schluß die Haydn'sche Abschieds=Symphonie, in welcher zum großen Jubel des Publikums die Musiker wirklich ihre Lichter ausbliesen und abgingen, bis die Violinisten am ersten Pulte allein übrig blieben und in Fis dur abschlossen. Es ist ein curios melancholisches Stückchen. Vorher spielten wir das Haydn'sche C dur Trio, wo sich die Menschen des Todes verwunderten, daß so was Schönes existire, und ist doch sehr lange bei Breitkopf und Härtel gedruckt! — Das nächste Mal kommt Mozart, dessen C moll Concert ich spiele, und von dem wir ein Quartett aus seiner unvollendeten Oper „Zaide" zum ersten Male bringen, — dann Beethoven, und dann bleiben noch zwei Concerte für alle möglichen Modernitäten übrig, um die Zahl 20 wieder voll zu haben.

Gestern Abend wurde Deiner wieder einmal recht lebhaft gedacht. Als ich spät mit Schreiben fertig war, las ich der Cécile die Nausikaa aus der Voß'schen Übersetzung vor und theilte ihr bei jeden 10 Versen die tiefsinnigen philologischen Bemerkungen mit, welche Du damals machtest, als wir sie zusammen in der griechischen Stunde lasen, und die mir jetzt wieder zu Hunderten einfielen. Übrigens ist das Gedicht wirklich unwiderstehlich, wenn's sentimental wird. Ich hatte es immer schon so gern in Musik setzen wollen, natürlich nicht für's Theater, nur so episch, und habe heute den ganzen Tag wieder neue Lust an der Idee; aber ist denn jetzt mit einem deutschen Dichter was anzufangen? — Vier Opern=Sujets habe ich in der vorigen Woche zugeschickt bekommen, eins war immer lächerlicher als das andere, — das giebt nun lauter Feinde.

So schreibe ich Instrumentalmusik, und sehne mich nach dem unbekannten Dichter, der vielleicht hier nebenan wohnt oder in Timbuctu, was weiß ich? — — — — — — — —

An seine Familie.

Leipzig, den 2. April 1838.

— — — — — — — Heute Abend ist das Concert der Botgorscheck, einer vortrefflichen Contre-Altistin, die mich so zum Spielen quälte, daß ich's zusagte, und mich erst nachher besann, daß ich durchaus nichts Kurzes, Passendes hätte. So entschloß ich mich denn, ein Rondo zu componiren, von dem vorgestern früh noch keine Note geschrieben war, und das ich heute Abend mit ganzem Orchester spiele, und heute früh probirt habe*. Es klingt lustig genug; wie ich's aber spielen werde, wissen die Götter, und auch die kaum, denn an einer Stelle habe ich 15 Tacte Pausen in die Begleitung geschrieben und habe noch keine Ahnung, was ich da hineinspielen soll. Aber Einem, der en gros spielt wie ich, dem geht Vieles durch! — — — — — — — — —

An N. Simrock in Bonn.

Berlin, den 10. Juli 1838.

Indem ich hiermit wieder unsere Correspondenz anfange, muß ich Ihnen vor allem noch einmal danken für die große Freundlichkeit, die Sie mir in Cöln erwiesen haben. Es ist das erste Mal, daß mir ein Verleger seine Zufriedenheit mit dem Erfolge meiner Compositionen bezeugt, und diese Sache an sich würde mich schon auf's Lebhafteste erfreut haben, um so viel mehr aber die freundliche und ausgezeichnete Art, mit der Sie

* Ist später unter dem Titel Serenade & Allegro giojoso Opus 43 erschienen.

mir diese Zufriedenheit aussprechen, und für die ich Ihnen immer verbunden bleiben werde. Von Ihrem ersten Briefe über meinen Paulus an, wo Sie ihn für Ihr Haus verlangten und ich noch nicht an irgend eine Öffentlichkeit, geschweige denn einen Erfolg gedacht hatte, während der Zeit des Druckes, mit den mannigfachen Veränderungen und Einschaltungen, bis jetzt sind Sie mir so wohlwollend und gefällig entgegengekommen, wie mir es, wie gesagt, noch niemals geschehen ist, und dafür werde ich Ihnen immer von Herzen dankbar sein. —

Sollte es nicht für einen Verleger jetzt wohl der Mühe werth sein, von einigen Haupt-Oratorien von Händel die Original-Partituren in Deutschland zu stechen? Es müßte auf Subscription geschehen, aber ich dächte, die würde nicht unbeträchtlich werden, da bei uns noch keine einzige dieser Partituren existirt. — Ich hatte mir gedacht, ich würde dann zu dem Zwecke die Orgelstimmen machen; die müßten aber mit kleinen Noten oder mit Noten von einer andern Farbe in der Partitur stehen, so daß man 1) den ganzen puren Händel hätte, wenn man wollte, 2) meine Orgelstimmen dabei, wenn man sie wollte und eine Orgel hätte, und 3) in einem Anhang etwa die Orgelstimmen für Clarinetten, Fagotten und andere Blaseinstrumente des jetzigen Orchesters arrangirt, in Ermangelung der Orgel; dann wäre eine solche Partitur bei allen Instituten für Oratorienmusik zu brauchen, und man hätte doch endlich den wahren Händel in Deutschland, nicht einen, der erst in Moselwasser getaucht ist und über und über begossen. — Man hat mich in England versichert, auch dort werde eine bedeutende Anzahl Subscribenten zu einer solchen Partitur zu schaffen sein; was denken Sie darüber? Sie haben ja von mehreren dieser Oratorien die Clavierauszüge verlegt, vielleicht könnte man gerade von diesen welche wählen. Es versteht sich, daß ich Sie um Ihre sehr unverhohlene, aufrichtige Meinung über diesen Vorschlag bitte, davon ich Ihnen nur schreibe, weil er mir oft eingefallen ist und jetzt gerade wieder einfällt.

Mit vollkommener Hochachtung

ergebenst

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Ferdinand Hiller.

Berlin, den 18. Juli 1838.

— — — — — — — —

Der ganze hiesige musikalische Zustand hängt mit dem Sand, mit der Lage, mit dem Beamtenwesen zusammen, so daß man sich wohl an einzelnen Erscheinungen freuen, aber mit keiner näher befreunden kann. Die Gluck'schen Opern sind solche erfreuliche Erscheinungen. Ist's nicht merkwürdig, daß sie immer ein volles Haus machen, und daß das Publikum klatscht und sich amüsirt und herausruft? Und daß dies ziemlich der einzige Ort in der Welt ist, wo so etwas möglich ist! Und daß am nächsten Abend der Postillon ein ebenso volles Haus zieht? Und daß in Baiern verboten ist, in irgend einer katholischen oder protestantischen Kirche Musik zu machen, weil es die Kirchen entheilige? Und daß die Choräle auf dem Theater obligat werden? Donnerwetter! Die Hauptsache ist aber doch bei alledem das Neue, und daß es recht viel gutes, schönes Zeug in der Welt gäbe; darum bin ich auf Deine Ouvertüre und Deine Oper so gespannt. Daß ich in Cöln zum Musikfest war, wirst Du gehört haben. Es ging Alles gut. Die Orgel machte zum Händel und noch mehr zum Sebastian Bach (es war eine neu aufgefundene Musik von ihm, die Du noch nicht kennst, mit einem pompösen Doppelchor) einen schönen Effect. Aber auch da fehlte — meinem Gefühl nach wenigstens — das Interesse an irgend etwas Neuem, Unversuchtem; ich mag so gern einiges Ungewisse, das mir selbst und dem Publikum Raum zu einer Meinung giebt. Bei Beethoven, Bach und Händel weiß man es schon vorher, was man davon zu halten hat; das muß dabei bleiben, aber viel anderes dazu. Du hast ganz Recht, daß es in Italien besser ist, wo die Leute alle Jahre eine neue Musik, und alle Jahre ein neues Urtheil haben müssen, wenn nur die Musik und die Urtheile selbst ein bischen besser wären. Hier schnaubst Du und sagst: was ist besser? Mehr nach meinem Schnabel also, wenn Du willst. Am Ende ist mein Schnabel verquer. Die

Möglichkeit davon leuchtet mir selbst zuweilen ein; aber ich muß ihn doch einmal so verbrauchen wie er ist, und da kriege ich freilich das meiste ebenso wenig hinunter, wie der Storch den Brei aus der flachen Schüssel. — — — — — — —

An den Concertmeister Ferdinand David in Leipzig.

Berlin, den 30. Juli 1838.

Lieber David!

Habe vielen Dank für Deinen Brief, durch den Du mich sehr erfreut hast. Ich habe mir's die Zeit über hier ausgedacht, daß es doch eigentlich gar zu schön ist, daß wir beide zusammengekommen sind, und nicht der eine hier, der andere dort sein Wesen treiben muß, ohne von einander viel zu erfahren, wie es gewiß manchen guten Kerls in unserm lieben und etwas abscheulichen Vaterlande geht; als ich aber weiter dachte, fand ich heraus, daß es doch nicht viel Musiker giebt, wie Du bist, die solch' einen breiten geraden Weg in der Kunst so unaufhaltsam fortschreiten, an deren Thun und Treiben ich solch' innige Freude haben könnte, wie an dem Deinigen. Mündlich wird so etwas nie gesagt, drum laß mich's heut schreiben, wie mich in den letzten Jahren Deine schnelle und wohlthuende Entwickelung überrascht und erfreut hat; man möchte zuweilen mißmuthig werden, wenn man die vielen schlechten Talente mit dem sehr edlen Streben, und die vielen guten mit dem so gemeinen sieht; und da ist denn ein rechtes Talent mit dem rechten Willen doppelt erquicklich. Von der ersten Art scheint es hier zu wimmeln; fast alle junge Musiker, die mich hier besucht haben, mußte ich mit wenig Ausnahmen dazu rechnen; sie loben und lieben Gluck und Händel und alles Gute, und sprechen immer davon, und was sie machen, ist so gründlich verfehlt und so sehr langweilig; von der zweiten Art sind die Beispiele überall. Wie gesagt, dabei ist mir der bloße Gedanke an Dein Wesen erfreuend, und der Himmel lasse es uns gelingen, immer mehr unsere Wünsche und unser Inneres

auszusprechen und das, was uns heilig und lieb in der Kunst ist, festzuhalten und nicht untergehen zu lassen. Du hast gewiß wieder viel Neues für nächsten Winter, das Du vorbereitest, ich freue mich herzlich darauf, es zu hören. — Ich habe mein drittes Quartett in D dur fertig und habe es sehr lieb, — wenn es Dir nur auch so gut gefällt! Doch glaube ich das fast, denn es ist feuriger und auch für die Spieler dankbarer, als die anderen, wie mir scheint. Jetzt denke ich in den nächsten Tagen das Aufschreiben meiner Symphonie anzufangen, und in kurzer Zeit, wahrscheinlich hier noch, zu beendigen. Ich möchte Dir wohl auch ein Violin-Concert machen für nächsten Winter; eins in E moll steckt mir im Kopfe, dessen Anfang mir keine Ruhe läßt. Meine Symphonie soll gewiß so gut werden, wie ich kann; ob aber populär, ob für die Drehorgel, das weiß ich freilich nicht; — ich fühle, daß ich mit jedem Stück mehr dahin komme, ganz so schreiben zu lernen, wie mir's um's Herz ist, und das ist am Ende die einzige Richtschnur, die ich kenne. Bin ich nicht zur Popularität gemacht, so mag ich sie nicht erlernen oder erstreben, oder wenn Du das unrecht findest, so sag' ich lieber: ich kann sie nicht erlernen. Denn wirklich, ich kann es nicht, und möchte es nicht können. Was so von Innen herauskommt, das macht mich froh, auch in seinem äußerlichen Wirken, und darum wäre mir's freilich viel werth, wenn ich Dir und meinen Freunden den Wunsch erfüllen könnte, den Du mir aussprichst, — aber ich weiß eben nichts dazu und nichts davon zu thun. Es ist mir auf meinem Wege ja schon Manches zu Theil geworden, ohne daß ich daran gedacht hätte, und ohne Abschweifung, und so wird es vielleicht auch das, — wo nicht, so will ich nicht darüber murren und mich trösten, nach besten Kräften und bester Einsicht gethan zu haben, was ich kann. Hab' ich doch eben Deine Theilnahme und Deine Freude an meinen Sachen, und die von einigen lieben Freunden; mehr sollte man sich kaum wünschen. Habe denn tausend Dank für Deine lieben guten Worte und für alles Freundliche, das sie mir sagen!

Dein

Felix M. B.

Herrn Advocat Conrad Schleinitz in Leipzig.

Berlin, den 1. August 1838.

Lieber Schleinitz!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Was Du mir von Deiner vermehrten Beschäftigung schreibst, hat mich sehr gefreut; Du weißt ja, wie oft wir darüber geplaudert haben, und Deine Meinung, daß ein Beruf dem andern vorzuziehen sei, kann ich nun einmal nicht theilen. Ich denke immer, worin ein ordentlicher Mensch sein Herz hineinlegt und was er ordentlich umfaßt, das sei ein edler Beruf, — und nur solche lieb' ich persönlich nicht, in denen eben nichts Persönliches ist, in denen der einzelne verschwindet, wie z. B. die Militärcarriere im Frieden, wovon hier die Beispiele sind. — Aber sonst ist's doch mehr oder weniger unwahr. Wenn man das eine Fach gegen das andere vergleicht, da nimmt man gewöhnlich das eine in der nackten Realität und das andere im schönsten Ideal, und da ist freilich bald entschieden. Und wie leicht kann nicht ein Künstler solche Realität in seinem Fach fühlen und dann etwa die practischen Menschen glücklich preisen, die alle Verhältnisse und alle Menschen gegen einander beobachtet und erkannt haben, und die den Anderen leben helfen mit dem eigenen Leben und Fortschreiten, und gleich das Greifbare, Nützliche, Wohlthätige sehen, das sie stiften. — Und gar eben, daß der ehrliche Mann auch da den schwersten Stand hat, daß das Publikum es mehr mit dem Schein hält, als mit dem Wahren, daß man auch da sich nicht die einzelnen Fälle und den Streit in's Herz wachsen lassen darf, sondern etwas im Herzen haben muß, das es ausfüllt und erhebt über alle diese einzelnen Äußerlichkeiten, — das spricht gerade für meine Meinung, denn es ist das beste an jedem Beruf und ist allen gemeinschaftlich, dem Deinigen wie dem meinigen, wie allen andern. Was ist denn das Schöne, das Du findest, wenn ich an einem Quartett oder an einer Symphonie arbeite? Doch blos das Stück meiner selbst, das ich hineinlegen oder aussprechen kann. Und das kannst Du mit Deiner Defension eines Spitzbuben, mit Deiner Injurienklage, mit allem was

Dich ganz in Anspruch nimmt, ja in eben dem Maße, wie irgend ein Mensch, und das ist die Hauptsache. Wenn nur das Innere ausgesprochen ist, und wenn nur das Innere werther und werther wird, ausgesprochen zu werden, — alles Andere ist gleich. Hab' darum Dank für die Nachricht über Dein Thun und Treiben, und gieb mir wieder und oft so gute.

Dein
Felix Mendelssohn Bartholdy.

An J. Moscheles in London.

Leipzig, den 28. October 1838.

Lieber Freund!

Habe tausend Dank dafür, daß Du mir immer so freundlich bleibst und mir es auch zuweilen sagst; ein Brief von Dir thut mir für lange hinaus wohl, und was Du mir über Dich und über Andere schreibst, ist alles immer so prägnant und so ganz Du, als hörte ich Dich sprechen, und gäbe Dir Recht und freute mich daran. Wäre ich ein bischen milder, und ein bischen gerechter, und ein bischen gescheuter, und noch viele andere Dinge ein bischen mehr, so könnte ich auch solch' ein Urtheil haben; aber ich ärgere mich immer gleich so sehr und werde unbillig, während Dir das Gute lieb und das Schlechte doch noch der Besserung werth scheint.

Bei Gelegenheit von Clara Novello's Concert hat sich eine Menge Rivalität und sonstiges böses Künstlerblut an den Tag gelegt, das ich lieber weder am Tage, noch in der Nacht, noch in der Welt wünschte. Überhaupt, wenn die guten Musiker anfangen sich herunterzumachen, anzufeinden, heimlich zu beißen, — am liebsten möchte ich da die Musik abschwören, oder vielmehr die Musiker; ich komme mir gleich so schuhflickermäßig vor. Und doch scheint es so Mode zu sein! Sonst dachte ich, nur bei den Stümpern, aber jetzt sehe ich bei allen, und nur ein ordentlicher Charakter schützt vor dem Beispiel, und ein ordentlicher Kerl, der's verachtet. Doch wird Einem aber auch

das Gute wieder mehr lieb, und man freut sich doppelt über das Gegentheil, über gute Kunst und gute Künstler und über Briefe von Dir, und es ist doch gar nicht so übel in der Welt.

— — — — — — — —

An den Prediger Julius Schubring in Dessau.

Leipzig, den 2. November 1838.

Lieber Schubring!

Vielen, vielen Dank für Deinen vorgestern erhaltenen Brief und die Sendung, die heut dazu kam. Du leistest mir wieder einen wahren wesentlichen Dienst, für den ich Dir herzlich dankbar bin; kannst Du auch noch fragen, ob es mir recht ist, daß Du so fortfährst? Ich habe fast nichts mehr zu thun, wenn alles so zusammen ist, als Musik dazu zu machen, und hätte Dir nur gleich vorhersagen müssen, daß die Bogen, welche ich Dir mitgab, durchaus nicht als der fertige Plan, sondern nur als eine Zusammenstellung des Materials, wie es vorlag, zu einem Plan aufgeschrieben worden sind. — Also scheint es mir durchaus richtig, daß die Stelle mit der Wittwe wegfällt, ebenso von den Raben, und daß alles mehr zusammengedrängt wird im Anfang, um sich bei den Hauptpunkten ausbreiten zu können nach Herzenslust. Ich bitte Dich recht dringend, wenn Deine Zeit und Muße es irgend erlaubt, so fortzufahren und mir recht bald den weitern Verlauf des ersten Theils, der nun sehr groß werden muß, an der Stelle, wo Du hältst, mitzuschicken. Sei, wie gesagt, gewiß, daß Du mich zu wahrer Dankbarkeit verpflichtest.

Du sagst, Du hättest Dir früher nichts daraus nehmen können, aber plötzlich sei Dir ein Licht aufgegangen. Ich hatte mir eigentlich beim Elias einen rechten durch und durch Propheten gedacht, wie wir ihn etwa heut zu Tage wieder brauchen könnten, stark, eifrig, auch wohl bös und zornig und finster, im Gegensatz zum Hofgesindel und Volksgesindel, und fast zur ganzen Welt im Gegensatz, und doch getragen wie von Engelsflügeln. Ist's das auch, was Dir daraus hervorgegangen ist,

und in welchem Sinne Du es lieb gewonnen hast? — Es ist mir darum recht um's Dramatische zu thun, und wie Du sagst, epische Erzählung darf nicht darin vorkommen. — Auch daß Du die allgemeine an's Herz gehende Bedeutung der Bibelworte aufsuchst, erfreut mich; nur wenn ich eins zu bemerken hätte, wär's, daß ich das dramatische Element noch prägnanter, bestimmter hier und da hervortreten sehen möchte. Rede und Widerrede, Frage und Antwort, Einfallen in die Rede u. s. w., u. s. w. — Nicht als ob mich's störte, daß z. B. Elias erst von Versammlung des Volkes, dann gleich zum versammelten Volke spricht, — all' dergleichen Freiheiten sind natürlich Privilegien einer solchen Darstellung im Oratorium; aber in der Darstellung selbst hätte ich's gern so lebendig als möglich, und stört es mich z. B., daß Elias erst Nr. 18 auf Ahab's Worte Nr. 16 antwortet, wo mehrere andere Reden und ein Chor dazwischen liegen; da hätte ich gern recht lebhafte Wechselworte gehabt u. s. w., u. s. w.

Aber darüber vereinigen wir uns schon; ich wollte Dich nur bitten, wenn Du weiter daran arbeitest, an diesen meinen Wunsch zu denken. Und vor Allem habe Dank für Deine Freundlichkeit, und schreib mir bald wieder darüber!

Immer Dein

Felix M. B.

An seine Familie.

Leipzig, den 5. November 1838.

Mit meinen musikalischen Arbeiten habe ich seit den Masern noch nicht wieder in Zug kommen können. Ihr glaubt nicht, wie sich bei mir der Wust häuft, wenn ich einmal drei Wochen lang nicht schreiben und ausgehen darf. Ich sitze jetzt da und corrigire die Stimmen meiner drei Violin-Quartette, die diesen Winter herauskommen sollen, und kann immer noch nicht durch vor Briefen und Besorgungen und sonstigen odiosis. Da sind Shaws, die wissen kein Wort Deutsch und nicht viele Worte Französisch, und wohnen bei Stock-Leipzigern, die wissen nur Leipzigisch, — und Bennett mit zwei jungen englischen

Musikern, und sechs neue Symphonien mit Briefen, und durchreisende Fremde, und Chorproben, und Gott weiß wie die Dinge alle heißen, die den Tag so spurlos hinunterschlucken, als wäre er nie dagewesen. Und das ist doch eigentlich das Allerschönste, sich von vergangenen Tagen frohe, bleibende Zeichen aufbewahren zu können, die es sagen, daß die Tage da waren, und das ist das Allerverhaßteste, wenn die Zeit so läuft, und man auch läuft und nichts zu fassen bekömmt.

Sehr oft, und mit wahrem Genuß und mit Dankbarkeit lese ich jetzt Lessing. Der Prachtkerl kann Einen wieder ganz frisch machen nach dem dümmsten Tage; aber Deutschland fährt schlecht dabei, wenn man seine Briefe an Großvater, oder Nicolai, Gleim und Ebert liest. Und doch hat Lessing Deutsch geschrieben, und läßt sich auch nicht übersetzen!

— — — — —

An Professor Schirmer in Düsseldorf

(jetzt Director der Akademie in Carlsruhe).

Berlin, den 21. November 1838.

— — — — — — — — Ich soll ein Frommer geworden sein! Wenn man darunter meint, was ich mir unter dem Worte fromm denke und was auch Du wohl nach Deiner Äußerung darunter verstehen wirst, so kann ich nur sagen, ich bin es leider nicht geworden, aber ich arbeite jeden Tag meines Lebens nach Kräften daran, mehr und mehr es zu werden. Freilich weiß ich, daß ich es niemals so ganz und gar werden kann, aber wenn ich mich auch nur nähere, ist's gut. Wenn aber die Leute unter einem Frommen einen Pietisten verstehen, einen solchen, der die Hände in den Schooß legt und von Gott erwartet, daß er für ihn arbeiten möge, oder einen solchen, der, statt in seinem Berufe nach Vollkommenheit zu streben, von dem himmlischen Berufe spricht, der mit dem irdischen unverträglich sei, oder einen, der keinen Menschen und kein Ding auf dieser Erde von ganzem Herzen lieben kann, — ein solcher bin ich nicht geworden, Gott sei Dank, und hoff's auch nicht zu werden mein

Leben lang. Und gerade weil ich so gerne recht fromm leben und sein möchte, darum hat's, hoff' ich, mit dem Andern keine Noth. Sonderbar ist's wieder, daß sich die Leute diese Zeit aussuchen, so etwas zu sagen, da ich durch mein inneres und äußeres Leben, durch meine neue Häuslichkeit, sowie durch fleißiges Arbeiten so glücklich bin, daß ich immer nicht weiß, wie ich's anstellen soll, dankbar genug zu sein. Und wenn Du mich auf den Weg zu Ruh' und Frieden wünschest, so hab' ich nie so ruhig und friedlich zu leben gedacht, als mir's jetzt zu Theil geworden ist. Hab' tausend Dank für Deine guten Wünsche, und sei nicht besorgt wegen der beiden Sachen.

Sehr lieb ist mir, was Du mir über Dich und Deine Arbeiten schreibst, und daß auch Du der Meinung bist, daß es mit dem, was die Leute so gewöhnlich Ruhm und Ehre nennen, ein mißliches Ding sei, während eine andere, höhere, geistige Ehre ebenso unentbehrlich als selten ist. Man sieht es eben am besten bei denen, die alle mögliche Ehre besitzen und nicht einen Augenblick Freude dadurch haben, sondern nur immer hungriger danach werden, und das ist mir eben auch in Paris erst recht deutlich geworden. Doch ist mir's lieb, daß Du von den französischen Malern nicht so verächtlich reden magst, denn ich habe von jeher eine große Freude an den guten jetzigen gehabt, und kann mir gar nicht denken, daß diejenigen es aufrichtig meinen, die nur bei einem von Euern Bildern in die Poesie gerathen und bei einem von Horace Vernet vom Throne herunter urtheilen; ich meine, wem das eine Schöne gefällt, dem müsse das andere auch nicht fremd bleiben können, — wenigstens geht's mir so.

An den Prediger Julius Schubring in Dessau.

Leipzig, den 6. December 1838.

Lieber Schubring!

Du empfängst hierbei die Orgelstücke und Deinen Bonifacius, den ich hineingelegt. Habe vielen Dank für den Letzteren und für die Manuscripte, die Du mir nach und nach zum Elias

geschickt hast; sie sind mir gewiß vom größten Nutzen, und wenn ich mir auch hier und da noch etwas ändere, so steht doch die ganze Sache durch Deine Hülfe nun auf viel festeren Füßen. Mit dem dramatischen Element scheint mir noch irgend ein Differenzpunkt zwischen uns zu sein; bei einem solchen Gegenstande wie Elias, eigentlich wie jeder aus dem alten Testamente, außer etwa dem Moses, muß das Dramatische vorwalten, wie mir scheint, — die Leute lebendig redend und handelnd eingeführt werden, nicht aber, um Gotteswillen, ein Tongemälde daraus entstehen, sondern eine recht anschauliche Welt, wie sie im alten Testamente in jedem Kapitel steht, — und das Beschauliche, Rührende, nach dem Du verlangst, müßte eben alles durch den Mund und die Stimmung der handelnden Personen auf uns übergehen. — Das ist ein Punkt, in dem ich mich z. B. mit dem Bonifacius nicht verständigen könnte; der müßte nach meiner Meinung ganz durchaus dramatisch gehalten sein, wie ein Theaterstück (im guten Sinn), nur ohne sichtbare Action. Sogar die biblischen Wendungen dürften da nur seltener nach meiner Idee vorkommen, eben nur in seinem Munde, — der Contrast zwischen dieser Sprache (im Ganzen durchgehend) und der Krönung ist mir gar zu wenig ausgeglichen, — Pipin und alle Heiden und Heidenpriester kommen mir vor wie Schatten, wie eingestreute Bilder, und müßten für mich recht compacte, stämmige Personen sein. Sei mir nicht böse, daß ich dicht neben den Dank schon ein Stück Kritik stelle, es ist einmal meine unleidliche Art. Husten und Schnupfen machen mich heute noch ganz apart bissig. Jetzt mache ich mich selbst wieder an den Eliastext und ackere ihn um, so gut ich kann; geht's nicht weiter, so mußt Du helfen. Und ich hoffe, Du thust es wieder freundlich, wie immer. —

Bleibe gut

Deinem

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An A. Simrock in Bonn.

Leipzig, den 4. März 1839.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Manuscripte, die ich Ihnen schon im vorigen Jahr schicken wollte, sind immer noch nicht beendigt; ich wollte sie gern recht nett machen, und muß dazu gute Laune und Muße haben, die mir beide in der Zeit vor lauter Concerten oft vergingen. Jetzt hoffe ich nächstens durchzukommen und meine Schuld abzutragen.

Aber Lieder ohne Worte sind es nicht. — Ich habe auch nicht die Absicht, mehr der Art herauszugeben, die Hamburger mögen sagen, was sie wollen. Wenn's gar zu viel solches Gewürm zwischen Himmel und Erde gäbe, so möchte es am Ende keinem Menschen lieb sein. Und es wird jetzt wirklich eine zu große Menge Claviermusik ähnlicher Art componirt; — man sollte wieder einmal einen andern Ton anstimmen, meine ich! Mit vollkommener Hochachtung

ergebenst

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Mutter.

Leipzig, den 18. März 1839.

Du willst wissen, wie es mit der Ouvertüre zum Ruy Blas zugegangen ist, — lustig genug. Vor 6—8 Wochen kam die Bitte an mich, für die Vorstellung des Theater=Pensionsfonds (einer sehr guten und wohlthätigen Anstalt hier, die zu ihrem Benefiz den Ruy Blas geben wollte) eine Ouvertüre und die in dem Stück vorkommende Romanze zu componiren, weil man sich eine bessere Einnahme versprach, wenn mein Name auf dem Titel stände. Ich las das Stück, das so ganz abscheulich und unter jeder Würde ist, wie man's gar nicht glauben kann, und sagte, zu einer Ouvertüre hätte ich keine Zeit, und componirte ihnen die Romanze. — Montag (heute vor acht Tagen) sollte die Vorstellung sein; an dem vorhergehenden Dienstag kamen
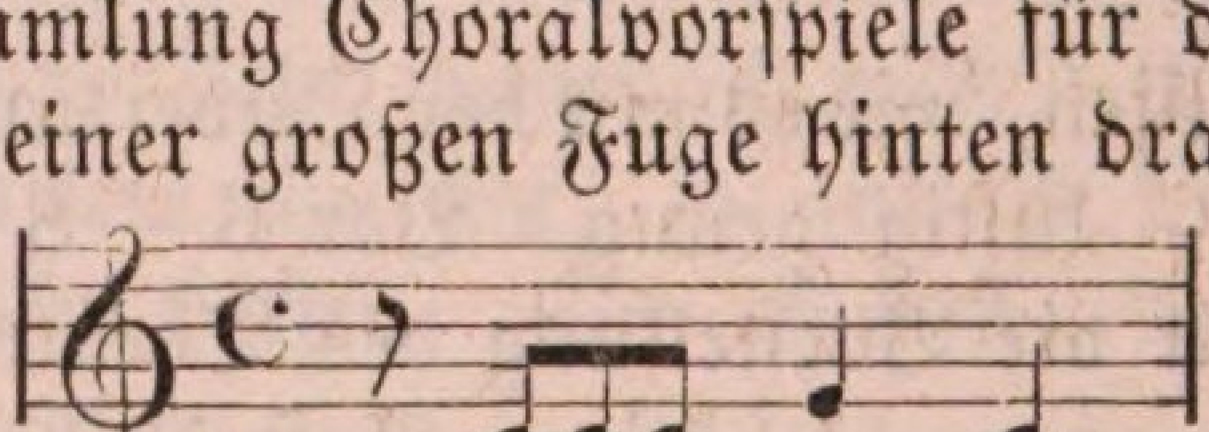
die Leute nun, bedanken sich höchlich für die Romanze und sagen, es wäre so schlimm, daß ich keine Ouvertüre geschrieben hätte; aber sie sähen sehr wohl ein, daß man zu solch' einem Werke Zeit brauche, und im nächsten Jahre, wenn sie dürften, wollten sie mir's länger vorher sagen. Das wurmte mich; — ich überlegte mir Abends die Sache, fing meine Partitur an, — Mittwoch war den ganzen Morgen Concertprobe, — Donnerstag Concert, aber dennoch war Freitag früh die Ouvertüre beim Abschreiber, wurde Montag erst im Concertsaal dreimal, — dann einmal im Theater probirt, Abends zu dem infamen Stück gespielt, und hat mir einen so großen Spaß gemacht, wie nicht bald eine von meinen Sachen. Im nächsten Concert wiederholen wir sie auf Begehren; da nenne ich sie aber nicht Ouvertüre zu Ruy Blas, sondern zum Theater-Pensionsfonds.

An Fanny Hensel in Berlin.

Frankfurt, den 18. Juni 1839.

Liebe Fanny!

Gieb mir 'mal einen guten Rath! Der tolle Capellmeister Guhr ist mein Specialfreund geworden; wir vertragen uns wie die Kaninchen, und neulich, als wir ganz vergnügt und cordial waren, und ich ihn so sehnsüchtig nach seinem großen Haufen Bach'scher Raritäten frage, worunter er zwei Autographen hat, nämlich die Sammlung Choralvorspiele für die Orgel und die Passecaille mit einer großen Fuge hinten dran,



sagt er mit einem Male: „Wissen Sie was? Nehmen Sie sich eins von den beiden Autographen mit, ich will's Ihnen schenken. Sie haben doch ebenso viel Freude daran wie ich; wählen Sie sich, welches Sie wollen, die Passecaille oder die Präludien." — Das ist übrigens gar kein Spaß, denn ich weiß, daß ihm ein gut Stück Geld für die Sachen geboten ist und daß er sie nicht verkauft hat, und ich selbst hätte sie ihm gut bezahlt, wenn sie ihm feil gewesen wären, — und nun schenkt

er mir es gar. Aber nun ist die Frage, was nehm' ich? Ich hab' viel größere Lust zu den Orgelvorspielen, weil sie mit dem „alten Jahr" anfangen, — weil andere große Lieblinge drin sind, und weil die Passecaille und die Fuge schon gedruckt sind, — aber Du sollst auch sprechen, weil Du auch aparte Freude daran hast; also votire einmal, Cantor! Ist das aber nicht ein curioser Mann, der Guhr? Und so kann ich mich überhaupt mit ihm am besten von allen Frankfurter Musikern verständigen. Er fühlt sich in seiner Haut so wohl, und lebt und läßt leben, und hat dabei Haare auf den Zähnen als Director, schlägt einen Viervierteltact, der ist deutlich, daß sie dazu spielen müssen wie im Lehnstuhl, und meine andern hiesigen Collegen sind so schrecklich melancholisch, und sprechen immer von musikalischen Zeitungen und Anerkennungen und Ehrenbezeigungen, und denken so immer an sich, und möchten so gerne nach Complimenten fischen (aber es sollen wahre Complimente sein, Herzensergießungen nach denen sie trachten), – da wird Einem übel und weh dabei, und hinterrücks treiben sie's so toll wie Einer. Übrigens so lieb ich das Frankfurt zum Besuch und im Sommer habe, als Musiker möchte ich hier nicht sein, aus allen obigen Gründen und einigen andern dazu. — Im Concert des Cäcilien-Vereins, wo ich das Wesen so recht beurtheilen konnte, da fiel mir's schwer auf's Herz, welch ein Unterschied zwischen dem hiesigen und unserm Leipziger Musikwesen sei. Das geht hier wohl gut und klingt auch wohl zuweilen, aber meistens kommt's doch so heraus, als musicirten sie aus langer Weile oder aus Zwang, und man hört wenig Lust und Liebe aus dem Orchester heraus, was doch bei uns oft der Fall ist, und wenn ich das ganze Orchesterleben hier mit dem Leipziger vergleiche, so ist mir wieder wie damals, als ich von Düsseldorf kam und mich im Paradies glaubte. — Auch der Cäcilien-Verein hat gelitten, und dies alles liegt nicht in einem oder dem anderen Menschen, sondern in allen zugleich, weil eben der Boden hierzu nicht ganz und gar günstig ist. Aber zu Äpfeln und Kirschen und Wein und anderm Guten desto günstiger, – sähest Du jetzt einmal den Sachsenhäuser Berg mit den reifen Kirschen und den blühenden Weinstöcken! — und dann sind auch freilich die prächtigsten Menschen hier, und auch ächt musikalische darunter.

Und für Malerei geschieht hier sehr viel, und es scheint damit wirklich Fortschritte zu machen, — es ist ein ander Leben jetzt, als vor drei bis vier Jahren, wo ich hier war und alles von Zank und Streit zerrissen fand. Eine nicht zu zahlreiche, doch ziemlich gute Ausstellung wird jetzt eben geschlossen, auf der einige vortreffliche und viele allerliebste Sachen waren. — Und mit diesem Lied und Wendung sind wir wieder bei Hensel. Wann reis't er nach England? Wann kommt er zurück? Nimmt er Bilder mit dahin? Was für welche? Wollt Ihr dann nach Italien? Weiß ich denn von irgend etwas etwas? Ich schreibe an einem Trio (das erste Stück ist fertig), an einer Violinsonate (ditto), an einer Symphonie (nicht ditto), und an einem Briefe an Dich (der ist jetzt ganz fertig); Du aber, woran schreibst Du? —

Dein

Felix.

An seine Mutter.

Frankfurt, den 3. Juli 1839.

Liebe Mutter!

Wir führen hier das angenehmste glücklichste Leben, das ich mir erdenken kann; ich entschließe mich deshalb nicht eher zum Fortgehen, als bis ich muß, und lasse mir's wohl und vergnügt sein. Das schönste, was ich aber in meinem Leben bis jetzt von Gesellschaften gesehen habe, war ein Fest im Walde hier, das ich Dir genau beschreiben muß, weil es einzig in seiner Art war. Eine Viertelstunde vom Wege ab, tief im Walde, wo hohe dicke Buchen einzeln stehn und oben ein großes Dach bilden, und man rings umher nur grünen Wald durch die vielen Stämme durchschimmern sah, da war das Local; man mußte auf einem kleinen Fußweg durch's Gesträuch sich dahin arbeiten, und sobald man auf dem Platze ankam, sah man in der Entfernung die vielen weißen Gestalten unter einem Rand von Bäumen, die mit dicken Blumenkränzen verbunden waren und der den Concertsaal vorstellte. — Wie lieblich da der Gesang klang, wie die Sopranstimmen so hell in die Luft

trillerten, und welcher Schmelz und Reiz über dem ganzen Tönen war, alles so still und heimlich und doch so hell, — das hatte ich mir nicht vorgestellt. — Es war ein Chor von etwa zwanzig guten Stimmen, aber bei einer Probe im Zimmer hatte manches gefehlt und alles war unsicher gewesen. Wie sie sich nun den Abend unter die Bäume stellten und mein erstes Lied „ihr Vöglein in den Zweigen schwank" anhoben, da war es in der Waldstille bezaubernd, daß mir beinah' die Thränen in die Augen kamen. Wie lauter Poesie klang es. Und so schön sah es aus, — alle die hübschen weißgekleideten Frauengestalten, und Herr V . . . in Hemdsärmeln stand in der Mitte und schlug Tact, und die Zuhörer saßen auf Feldstühlen und Geräthkörben und im Moose. So sangen sie das ganze Heft durch, und dann drei neue Lieder, die ich dazu componirt hatte, und das dritte (es heißt Lerchengesang) wurde kaum gesungen, nur gejubelt, und dreimal nach einander wiederholt, und dazwischen wurden auf dem feinsten Geräth Erdbeeren und Kirschen und Apfelsinen, und vielerlei Eis und Wein und Himbeersaft herumgereicht; aus dem Dickicht in der Ferne kamen überall Leute, vom Schall gelockt, und lagerten sich da und hörten zu. Dann wurde es dunkel und große Laternen und Windlichter in der Mitte des Chors aufgepflanzt, und sie sangen Lieder von Schelble und Hiller und Schnyder und Weber. Dann wurde ein großer dick bekränzter Tisch mit vielen Lichtern herbeigetragen, auf dem stand ein vortreffliches Nachtessen, mit allen möglichen guten Schüsseln und Flaschen, und zu dem Allen war es so ruhig und einsam im Walde, das nächste Haus wohl eine Stunde weit entfernt, und die dicken Stämme wurden immer dunkler und ernsthafter, und die Menschen darunter immer lauter und lustiger. — Nach Tische wurde vom ersten Liede wieder angefangen und alle sechs durchgesungen, und dann die drei neuen und das Lerchenlied wieder dreimal. Dann mußten wir fort; im Dickicht begegneten wir dem Leiterwagen, in welchem all' das Geräth und das Silberzeug herbei- und wieder in die Stadt geschafft wurde; — der konnte nicht von der Stelle und wir auch nicht, und dann ordnete sich's doch, und wir kamen um Mitternacht wieder nach Frankfurt, zu Hause. Die Festgeber und -geber-

rinnen mußten bis zwei Uhr draußen bleiben und alles einpacken, und verloren den Fahrweg mit dem großen Leiterwagen und kamen bei Isenburg unvermuthet heraus, und erst spät wieder nach Hause. — Es waren drei Familien, von denen wir zwei gar nicht und die dritte nur entfernt kannten, die auf den Einfall gekommen waren und denen wir dies unvergeßliche Fest verdanken. Nun weiß ich erst, wie Lieder im Freien klingen müssen, und will nächstens wieder ein lustiges Heft zusammen haben. —

Zwar ist es langweilig für Dich, Beschreibungen von Festen zu lesen, die lange vorüber sind und die sich in den Beschreibungen schon schlecht ausnehmen für den, der sie mitgemacht hat, und noch schlimmer für die, die sie nicht mitgemacht haben, und doch muß ich Dir die Gesellschaft bei Herrn E.... noch beschreiben, die wir vorige Woche hatten, weil Du alle Ehrenbezeugungen liebst, die mir widerfahren, und weil das eine gewaltige war. Dort waren wir mit mehreren Bekannten und Unbekannten, meistens Cäcilienvereinsmitgliedern eingeladen, und nachdem wir etwas Musik gemacht, gespielt und gesungen hatten, öffnete sich ein dunkles Zimmer, und von ganz anderer Seite her erscholl meine Ouvertüre zum Sommernachtstraum, und in der Mitte ging der Vorhang auf und zeigte ein allerliebstes Tableau dazu, Titania in einer Blume schlafend; — über ihr Spinneweb, der den Vorhang ausbreitet, Bohnenblüthe, der fächelt, Motte und alle die andern, — alle von hübschen jungen Damen dargestellt, und es folgte eine ganze Reihe solcher Tableaux mit meiner Musik dazu. Das zweite war ein altdeutsches Mädchen in ihrem Zimmer, dem ein Liebhaber unter dem Fenster „leucht't heller als die Sonne" in Regen und Schnee vorsang, und der es ganz wohl zu gefallen schien; dann fing ein achtstimmiger Chor Ave an, und da erschien der Engel mit dem Lilienstengel und die knieende Maria. Hierauf ein persisches Zimmer mit einer hübschen Suleika, die selbst zu singen anfing und sehr zierlich und schön mein Lied aus E moll vortrug, ohne ihre Stellung zu verlassen. Dem folgte ein Hauptstück: spanische Bauernhochzeit, drei schöne, herrlich costümirte und gestellte, tanzende und liebende Paare, und dahinter ein pathetischer Don Quixote, wozu natürlich das

C dur Chörchen „nun zündet an“ gesungen wurde. — Zunächst saß ein junger Mensch mit unbedeutender Halsbinde und bedeutendem Hemdskragen und einem Zeichenbuch unter einer Weinwand, und sang „ist es wahr“ und trug es wunderhübsch vor. Siebentens (denn ich falle jetzt in den Catalogstyl) eine Capelle mit einer allerliebsten gothischen (Schein-) Orgel, vor der eine Nonne saß; zwei andere standen und sangen nach den gedruckten Notenblättern: Beati omnes; der Chor antwortete hinter der Scene. — Achtens zwei Mädchen am Brunnen, die ebenfalls selbst, und auswendig, und prächtig schön das Duett „ich wollt’ meine Lieb’“ sangen, das sie sich unter einem Vorwande hatten abschreiben lassen. Neuntens der Paulus auf der Erde und die Begleiter erschreckt, und dazu der Frauenchor hinter der Scene. Zehntens und schließlich singen sie, ehe der Vorhang aufging, an zu singen „wie der Hirsch schreit“, und ich dachte schon, wie werden sie nur den schreienden Hirsch darstellen, und wer soll ihn machen, — aber nun kommt was für Dich, Mutter, — sie hatten S**, der mir ähnlich sehen soll, als mich costümirt, und er saß in begeisterter Attitüde da und schrieb Noten, und kaute zugleich an seinem Schnupftuch*, und neben ihm stand eine schöne heilige Cäcilie mit einem Kranz, — nun, Mutter, wirst Du mich hoffentlich nicht mehr einen „umgekehrten Charlatan“ nennen, denn daß ich das selbst beschreibe und daß mir die Dinte dabei nicht roth wird vor Scham, das ist doch stark! Da ich einmal im Renommiren drin bin, so will ich Dir gleich auch erzählen, daß ich zu zwei Musikfesten 1840 Anträge habe, — und nun genug von mir und von der Renommage. Ich bin aber auch fleißig hier gewesen und habe von beendigten Arbeiten ein Clavier-Trio, fünf vierstimmige Lieder, im Freien zu singen, und drei Fugen für die Orgel, — angefangen auch noch eine Menge. Orgel habe ich so fleißig geübt, daß ich mir vornehme, bei meiner Rückkunft nach Leipzig ein Orgelconcert zu geben, und denke, mein Pedal wird sich hören lassen können. — Sieh’ Dir doch einmal, o Fanny, unter den sechs großen Orgel-Präludien und Fugen von Bach, die in Wien bei Riedl erschienen sind, die

* Eine Angewohnheit Mendelssohn’s.

Fuge Nr. 3 in C dur an. Ich habe mir sonst nichts daraus gemacht, — sie geht ihren sehr einfachen Stiefel fort, aber sieh' Dir die vier letzten Tacte an; so natürlich die sind und so simpel, so sehr bin ich darin verliebt, und hab' sie mir gestern 50mal vorgespielt. Wie sich die linke Hand da dreht und wendet, und wie es dann ruhig zum Schluß geht, — das gefällt mir gar zu sehr.

Felix.

An Carl Klingemann in London.

Horchheim bei Coblenz, den 1. August 1839.

Mein liebster Freund!

Könntest Du doch Deinen Vorsatz, uns im Spätherbst zu besuchen, ausführen! Es wird mir die Zeit so lang, bis Du meine Frau kennst, und auch wir haben uns so lange nicht in der wahren Heimischkeit gesprochen. Als ich vor zwei Jahren in England war, führte meine Frau ein kleines Tagebuch, welches sie seit unserer Verheirathung angefangen hatte, und ließ mir während meiner Englischen Reise jeden Tag einen offenen Platz, damit ich ihren Tagen gegenüber die meinigen eintragen könnte. Seit einiger Zeit habe ich mich daran gemacht und die Notizen aus dem kleinen grünen Büchelchen (Du kennst es, hast es mir 1832 geschenkt) ausführlich hineingeschrieben, — Rosen's Todestag, meine Reise nach Birmingham, jetzt stehe ich gerade an der Rückkehr. Da sehe ich recht, wie ich damals verstimmt und gar nicht so war, wie ich hätte sein sollen; die viele Öffentlichkeit, das große Wesen hin und her, allerlei durcheinander gefiel mir weniger als sonst, machte mich confus und verdrießlich. Könnten wir uns drum bald in Deutschland treffen! Dir würd' es gewiß nach England nicht weniger schmecken, und mir ist gar zu wohl hier im schönen Lande. Diese Sommermonate, die ich jetzt in Frankfurt zubrachte, haben mich wahrhaft erquickt; den Morgen gearbeitet, dann gebadet oder gezeichnet, Nachmittags Orgel oder Clavier gespielt, dann in den Wald gegangen und in Gesellschaft oder

nach Haus, wo die hübscheste Gesellschaft war, — daraus bestand mein lustiges Leben, und zu all' dem die prächtigen Sommertage, die in einer ununterbrochenen Reihe folgten. Jetzt sind wir seit beinahe 14 Tagen hier, wollen in 3—4 Tagen rheinaufwärts nach Frankfurt zurück und in der Mitte des Monats wieder in Leipzig sein. Daß Du X... nach London haben willst, darin stimmen wir aber gar nicht zusammen (freilich ist's natürlich!), und dennoch ist mein Grund nicht egoistisch, sondern das Gegentheil; ich bin überzeugt, es wäre nicht zu seinem Besten, wenn er eine Stellung in der Welt einnähme, wo er noch für so sehr viel andere Dinge zu sorgen hätte, die der Kunst fern oder gar zuwider sind. Es mögen dabei Guinéen herauskommen, aber weder für sein Glück, noch für seine Fortschritte in der Kunst ein rechter Gewinn. Ich habe sonst gegen die Speculanten mit der Kunst einen Haß gehabt, aber jetzt meistentheils blos ein Bedauern, weil ich wenige ruhig gesehen habe; es ist ein ewiges ehr= und geldgeiziges Treiben, und die besten Talente, wie die schlechten, gehen darauf; so hoch ich X... stelle, so bin ich doch nicht sicher, ob er nicht auch an der Klippe scheitern und wenn auch nicht das Schönste seiner Kunst, doch gewiß das Beste seines Lebens und Glücks daran einbüßen würde. Und wozu am Ende? Das Reformiren und Bessern in einzelnen Städten, und wären sie auch so wichtig wie London, ist am Ende doch entweder unmöglich oder gleichgültig; wenn sich Einer nur selbst recht vervollkommnet und von Schlacken mehr und mehr befreit, so arbeitet er für alle Städte zugleich, und wenn er das in einem Dorfe thut, muß es doch in die Welt dringen und wirken. Drum möchte ich, X... bliebe in Deutschland, wo es doch einmal am musikalischsten hergeht, — frag' mich freilich nicht wo? ob in Frankfurt oder in Wien, — aber es liegt wahrhaftig in der Luft, und ist kein Zweifel. Und darum werde ich immer zureden, daß er Deutschland nicht verläßt! Mit Planché's Oper geht es sehr langsam. Es wäre möglich, daß ich ein neues Oratorium fertig hätte, ehe sein Text da ist. Sonderbar ist es, was mir der Paulus für viele Freunde verschafft hat; ich hätte es nimmermehr so gedacht. In Wien haben sie ihn zweimal das Frühjahr gegeben und wollen im

November ein Musikfest mit 1000 Mitwirkenden dazu veranstalten, wozu ich vielleicht hinreise und dirigire. Das hat mich um so mehr gewundert, als kein anderes Stück von mir dort Eingang finden wollte. Wieder muß ich Ende dieses Monats nach Braunschweig, um ihn dort bei einem Musikfest zu dirigiren, und so was macht mir immer doppelt Freude, wenn ich, wie da der Fall ist, keinen persönlichen Bekannten an dem Ort habe.

Von neuen Sachen habe ich ein Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell in D moll fertig; dann ein Heft vierstimmiger Lieder im Freien zu singen, einige einstimmige, einige Fugen für Orgel, einen halben Psalm u. s. w. u. s. w. Die vierstimmigen Lieder will ich fortsetzen, und habe mir mancherlei ausgedacht, was mit der Art vorgenommen werden kann, und die natürlichste Musik von allen ist es doch, wenn vier Leute zusammen spazieren gehen in den Wald, oder auf dem Kahn fahren, und dann gleich die Musik mit sich und in sich tragen. Bei den Männerstimmenquartetten liegt das Philisterhafte schon gleich in den vier Männerstimmen, aus musikalischen und andern Gründen, und hat sich auch so bewährt. Aber hier liegt schon in der ganzen Zusammenstellung das Poetische, und ich möchte nur, es bewährte sich auch. Schick' mir doch ein Lied oder ein Paar; im Herbst zu singen, oder noch besser im Sommer, oder im Frühling, auf dem Wasser, oder der Wiese, oder der Brücke, oder im Wald, oder im Garten; an den Storch, oder an den lieben Gott, oder an die Menschen in der Stadt und in der Ebene; oder zum Tanz, oder zur Hochzeit, oder zur Erinnerung. Es kann auch eine Romanze im Volkston sein.

Über die Geschichten in Deinem Vaterlande* hörte ich so gern auch einmal Deine Meinung; sie interessiren mich mehr, als Du glaubst. Komm aber im Spätherbst! Dein Zimmer bei uns steht bereit, sagt Cécilie und grüßt Dich.

Und ich bin immer

Dein

Felix M. B.

---

* Hannover.

An Fanny Hensel in Berlin.

Leipzig, den 14. September 1839.

Liebe Fanny!*

Indem ich Dir recht viel aufschreiben will und meine alten Notizbücher durchsuche, finde ich doch nur sehr wenig und denke: das alles zeigt und sagt Dir Hensel hundertmal besser.

Also nur um mein Versprechen zu halten:

Isola bella. Stelle Dich auf die allerhöchste Spitze und sieh rechts und links, vor und hinter Dir, die ganze Insel und den ganzen See zu Deinen Füßen.

Venedig. Vergiß Casa Pisani mit Paul Veronese, und die Gallerie Manfrini mit einer unglaublichen Citherspielerin von Giorgione, und einer ditto Grablegung von Tizian nicht. (Hensel lacht mich aus!) Componire für die Citherspielerin etwas; ich hab' es auch gethan. Bei der Himmelfahrt der Maria denk' an mich. Bemerke wie dunkel der Kopf der Maria, ja ihre ganze Gestalt auf dem hellen Himmel aussieht; ganz braun sieht der Kopf aus, und ein gewisser Ausdruck von Schwärmerei und überschwenglicher Seligkeit ist drin, daß es Niemand glaubt, der es nicht gesehen hat. Wenn Du bei dem gelben Himmelsglanz hinter der Maria nicht an mich denkst, so hört Alles auf. Ebenfalls bei zwei gewissen Engelsköpfen, an denen ein Rindvieh lernen kann, was Schönheit ist. Und, wenn Dir die Präsentation der Maria, mit der Eierverkäuferin unten, nicht gefallen, bin ich ein Pfefferkorn. Und bei den Löwen vor dem Arsenal denk' an Goethe „stehn zwei altgriechische Löwen“ u. s. w. Fahr' Abends auf einer Gondel und begegne den andern schwarzen, eilfertigen Gondeln. Wenn Du da nicht an alle Liebesgeschichten und andere Geschichten denkst, die inwendig geschehen können, während sie ganz still vorbeischlüpfen, bin ich ein Bauernpferd.

Florenz. Folgendes steht in meinen Notizen über die Portraitgallerie (sieh, ob Du es wahr findest und schreibe mir darüber):

* Vor der Abreise seiner Schwester nach Italien.

„Zusammenstellung von Gesicht und dessen Product, von „Werk und Äußerem, Portrait und Künstler desselben. „Tiziano tüchtig und königlich; Domenichino nett, hell, sehr „vernünftig und lustig. Guido weiß, vornehm, meisterhaft, „scharf. Lanfranco eine Fratze. Leonello Spada ein guter „Fanfaron und Saufaus. Ann. Carracci sucht und guckt sich „um; die zwei Carraccis zunftmäßig. Caravaggio etwas ge„mein, katzenhaft. Guercino hübsch und affectirt; melancho„lisch schwarz. Bellini der rothhaarige, strenge, altfränkische „Lehrer. Giorgione ritterlich, phantastisch, still und klar. „Leonardo da Vinci der Löwe, in der Mitte der kranke, himm„lische Raphael. Drüber Michel Angelo, häßlich, kräftig, „böslich, Carlo dolce ein Narr. Gerard Dow nur die Neben„sache unter allem Küchengeräth" u. s. w. u. s. w.

Siehe in der großen Gallerie links von der Tribüne hinein ein kleines Bildchen von Fra Bartolommeo, kaum größer als diese Papierseite, aber mit zwei Thüren, alles so niedlich und sorgsam ausgepinselt. Verneige Dich beim Hereinkommen zuerst vor den Büsten der Medici, die haben's gestiftet. In der Tribüne ist es hübsch. — Aber vor allem siehe alle die bemalten Kirchen. Es ist unglaublich. Maria novella St. Annunziata (da sollst Du Andrea del Sarto sehen, bemerke auch, wie Fra Bartolommeo vor Schreck die Treppe rücklings herunter fällt, weil der Engel schon gemalt hat); siehe auch diese Engelsmalerei auf der Verkündigung von Fra Bart., sie ist sehr schön. (Hensel lacht!) Nach S. Marco, der Akademie u. s. w. u. s. w.

Wenn Dir der Platz am Dom nicht gefällt, wo Brunelleschi's Statue sitzt, so kann ich Dir nicht helfen. Der Dom selbst ist nicht übel. Geh' viel spazieren.

M a i l a n d. Geh' durchaus a u f den Dom. Von wegen Millionen Spitzchen und einer schönen Aussicht.

G e n u a. In der Villetta Negri ist gut sein, wenn es gegen Abend kommt.

Z w i s c h e n G e n u a und F l o r e n z sieh alles. Versäume die K i r c h e S. F r a n c e s c o in A s s i s i nicht, um keinen Preis. — Ebenso ganz Perugia.

Trink' eine Flasche Aleatico in Florenz, und eine Vino santo setze darauf.

Rom. Heilige Woche; ennuyire Dich die ganzen Psalmgesänge hindurch, es schadet nichts. Paß auf, wenn sie den letzten Benedictus dominus Israel intoniren, alle vier Stimmen unisono fortissimo, in D moll, — es klingt sehr feierlich. Höre die merkwürdigen Modulationen, die der Zufall macht, wenn ein unmusikalischer Priester nach dem andern das Buch nimmt und singt, der eine schließt in D dur, da fängt der andere in B moll an. Überhaupt hör' und sieh' alles in der Sixtina, und schreib' einige Melodien oder sonst was daher an Deinen F. M. B. Grüße den alten Santini. Freu' Dich an dem schönen Anblick der Capelle am Palmsonntag, wenn alle Cardinäle geputzt sind und Palmen tragen, und wenn die Procession mit den Sängern kommt. Die Improperien am Charfreitag in B dur sind schön. Merk', wenn der alte Cardinal am ersten Ostertag das Credo singt, und alle Glocken wieder läuten, und wie lebendig die Ceremonie da wieder wird, Kanonenschüsse u. s. w. Fahr' nach Grotta ferrata, da ist's gar zu hübsch, und alles bemalt von Domenichino. Vergiß nicht das Echo bei der Cecilia Metella; der Thurm steht links vom Wege; in derselben Richtung etwa 50 Schritt weiter von der Straße ab, zwischen alten Mauerbrocken und Steinen, ist das schönste Echo, das mir in meinem Leben vorgekommen ist. Es kann gar nicht aufhören zu brummen und zu murmeln. Gleich hinter dem Thurm fängt es schon etwas an, aber es wird graulicher, je weiter man hingeht; Du mußt den rechten Punkt suchen. — Lerne alle Möndchsarten unterscheiden.

Neapel. Bei der Straße Chiatamone, wenn es stürmt und das graue Meer spritzt, denke an mich. Wohne in jedem Fall am Meere. Bei Santi Combi, Santa Lucia (ich glaube Nr. 13) hab' ich gewohnt; da war's sehr hübsch. Geh' in jedem Fall von Castellamare über den Monte St. Angelo nach Amalfi; es ist der Hauptweg von ganz Italien. Geh' von Amalfi nach Atrani, und dort an die Kirche, und sieh so von oben die ganze Herrlichkeit an.

Echauffire Dich niemals zu sehr.

Und ärgere Dich nicht.

Und freue Dich nicht so sehr, daß Dich's agitirt.

Sei unglaublich hochfahrend und behäbig. Es ist alles nur Deinetwegen da.

Iß broccoli als Salat mit Schinken dazu und schreib' mir, ob es nicht gut schmeckt. So weit mein guter Rath. Nun genug für heut'; lebe wohl, liebste Fanny, liebe ganze Hensel'sche Familie. Wir denken täglich und stündlich an Euch und freuen uns Eures Glückes und Eurer Freude.

Felix.

An den Professor Naumann in Bonn.

Leipzig, den 19. September 1839.

Hochgeehrter Herr!

Empfangen Sie meinen Dank für den großen Beweis von Vertrauen, den Ihr werthes Schreiben vom 12. d. Mts. für mich enthält; glauben Sie mir, daß ich es ganz zu würdigen weiß und wohl fühle, wie wichtig Ihnen die Entwickelung und das Schicksal eines so geliebten und so talentvollen Kindes ist, und daß ich mit Ihnen wünsche, nur alle die Schritte gethan zu sehen, die am sichersten zur Erfüllung seines Strebens, zur Vervollkommnung seiner Anlagen führen. Als Künstler halte ich das für meine Pflicht, und hier würde mich's noch außerdem als Erinnerung einer früheren, freundschaftlichen Zeit erfreuen.

Doch würde ich Ihrem Vertrauen nur schlecht entsprechen, wenn ich Ihnen nicht aufrichtig die mannichfachen und großen Bedenken mittheilte, die mich hindern, es geradezu anzunehmen. Erstlich habe ich mich durch wiederholte Erfahrungen überzeugt, daß mir zu einem eigentlichen Lehrer, zum Geben von regelmäßigen, stufenweise fortschreitenden Lectionen das Talent durchaus fehlt, sei es, daß ich zu wenig Freude daran, oder zu wenig Geduld dazu habe, kurz es gelingt mir nicht. Es haben sich zuweilen wohl jüngere Leute bei mir aufgehalten, aber wenn ich ihnen genützt habe, so war es immer nur durch gemeinschaftliches Musikmachen, durch freieren Umgang, durch

gelegentliches Hin- und Hersprechen, auch wohl Streiten, — welches Alles sich mit der eigentlichen Lehrerschaft nicht wohl verträgt. Ob nun aber bei so zarter Jugend ein fortgesetzter unablässiger strenger Unterricht nicht besser als alles andere sei? Dann scheint mir die Entfernung Ihres Sohnes aus dem elterlichen Hause gerade in seinen Jahren ein zweites, nicht minder großes Bedenken. Wenn es nur an einem ordentlichen gründlichen Unterrichte nicht gerade fehlt (und dafür bürgt allein schon das Talent Ihrer Frau Gemahlin), so ist für einen Knaben die Nähe seiner Eltern und die Fortsetzung der Grundlagen zur Bildung, die Erwerbung der festen Schul-, Sprach- und wissenschaftlichen Kenntnisse mehr werth, als die einseitige, wenn auch noch so vollkommene Ausbildung seines Talents. Das beißt sich doch heraus, macht sich auf jede Art Bahn, und duldet in späteren Jahren keine andere Beschäftigung fortdauernd neben sich, so daß dann der früher gesammelte Schatz von Interesse, die früher genossenen Stunden im elterlichen Hause doppelt theuer sind. Ich spreche da aus eigener Erfahrung, denn ich erinnere mich wohl, daß in meinem fünfzehnten Jahre die Rede davon war, mich bei Cherubini in Paris studiren zu lassen, und ich weiß, wie dankbar ich meinem Vater damals und seitdem noch so oft gewesen bin, daß er es endlich doch unterließ und mich in seiner Nähe behielt. Ein Anderes wäre freilich, wenn sich in Bonn gar keine Gelegenheit zu einem guten, gründlichen Unterricht im Generalbaß und Clavierspiel fände; doch das kann ich mir nicht denken, — und ob der Unterricht etwas besser oder geistreicher sei, das kommt gewiß, wenn er nur nicht geradezu verkehrt ist, gegen den längeren Aufenthalt im elterlichen Hause nicht in Betracht. —

Ferner ist mein bisheriges Leben immer so unstät gewesen, daß ich keinen Sommer ohne bedeutende Reisen zugebracht habe, und auch wahrscheinlich in dem nächsten Jahre 5—6 Monate von hier abwesend sein werde; auch dieser Wechsel der Umgebung könnte auf ein junges Talent nur unvortheilhaft wirken, er möge nun in den Sommermonaten hier allein bleiben oder auch auf Reisen gehen, — beides wäre nicht wünschenswerth für ihn.

Alle diese Bedenken sage ich Ihnen, weil ich sie mir selbst

sage und weil ich die ganze Wichtigkeit des Gegenstandes zu würdigen weiß. Theilen Sie meine Ansicht nach reiflicher Überlegung nicht, und glauben Sie, daß nur eben ich im Stande sei, dem Knaben zur Erreichung seiner Wünsche zu verhelfen, so wiederhole ich Ihnen, daß ich es in jedem Falle, geschweige denn in diesem, für meine Pflicht halte, einem jungen Talente nach allen meinen Kräften nützlich und dienstlich zu sein, und zu seiner Entwickelung das Meinige beizutragen. Doch wäre auch alsdann eine persönliche Bekanntschaft, wenn auch nur von wenig Stunden, nothwendig, um Alles in's Klare zu bringen, und eine bestimmte Zusage könnte ich vorher nicht geben.

Wenn Sie das Kind zu Ostern hierher bringen, müßte ich fürchten, meine Sommerreise schon angetreten zu haben; wenigstens bin ich mit Sicherheit immer nur vom Herbst bis zu Ostern hier in Leipzig. Ich stimme ganz mit Ihrer Frau Gemahlin überein, daß es jetzt am gerathensten sei, das Clavierspiel möglichst auszubilden und die Cramer'schen Etüden in jedem Falle recht fest und genau einzustudiren; doch möchten wohl bei täglicher Beschäftigung mit dem Piano wöchentlich etwa zwei Stunden Generalbaß nicht schaden können, da eine solche Abwechselung eher angenehm als störend wirken kann. Der Letztere müßte freilich sehr leicht und fast spielend betrieben werden, — nur die praktische Seite davon, das Ziffernlesen und -kennen und -spielen, — es ist die Hauptsache und lernt sich in kurzer Zeit vollkommen, — aber je früher man's anfängt, desto eher ist man's los, und das ist doch immer ein Glück bei so trockenen Dingen. Und nun nochmals haben Sie Dank für das mir bewiesene Vertrauen, das ich nur durch die größeste Aufrichtigkeit erwiedern zu können glaubte!

Ihr ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An J. Moscheles in London.

Leipzig, den 30. November 1839.

Mein lieber Freund!

Dein Pariser Brief hat mich außerordentlich erfreut, obgleich die Dinge, die er schildert, nicht eben die erfreulichsten sind. Ein sonderbares Wesen und Treiben muß es dort sein; ich gestehe Dir, daß ich von je eine Art Abneigung davor fühlte, und sie hat sich durch Alles, was man in der letzten Zeit von dort hört, nicht eben vermindert. Die Eitelkeit und das äußerliche Gelten spielen denn doch nirgends eine so große Rolle als da, und daß nicht mehr blos mit den Orden und der Halsbinde, sondern mit der Künstlerseele und der Begeisterung coquettirt wird, macht die Sache noch schlimmer. Die sehr große innere Dürftigkeit, welche das verräth, und dabei der Anstrich von Größe und Weltereigniß, den solche misère annimmt, widern mich an, wenn ich nur im Briefe davon lesen muß; alle deutschen Philistereien, Schlafmützen und Tabakspfeifen sind mir noch lieber, aber freilich will ich auch denen nicht so sehr das Wort reden, namentlich seit den Ereignissen in Hannover, an denen ich vielen Antheil nehme, und die uns unser Vaterland leider nicht von einer schönen Seite kennen lehren. So ist weder hier noch dort viel erfreuliches Leben, und da kann man Gott doppelt danken, daß es ein Leben in der Kunst giebt, in welchem es so entfernt von allem andern, so einsam und doch lebendig zugeht, in das man sich flüchten und bei dem man sich wohl befinden kann.

Chorley scheint an unsern Concerten rechtes Vergnügen gehabt zu haben. Wie herrlich wären die auch auf den Fuß zu bringen, wenn ein ganz klein bischen Geld da wäre! Aber an dem verwünschten Geld stößt und hakt sich's überall, und wir kommen lange nicht so vorwärts wie wir möchten; auf der einen Seite stehen die Philister und denken, Leipzig sei Paris und alles sei vortrefflich, und wenn die Musiker im Orchester nicht hungerten, so wär's nicht Leipzig mehr, und auf der anderen stehen die Musiker, oder vielmehr sie gehen, sobald sie irgend

können, und ich gebe ihnen noch obendrein Briefe mit, damit sie aus dem Elend kommen!

Pott habe ich zu seinem Unternehmen keinen musikalischen Beitrag geliefert. Wenn Du sähest, wie häßlich sie's in Deutschland jetzt mit den Monumenten treiben, Du hättest es auch nicht gethan. Sie speculiren auf die großen Männer, um sich von ihrem Namen einen Namen zu machen, posaunen in den Zeitungen und machen mit den wirklichen Posaunen schlechte Musik. „Unerquicklich wie der Nebelwind." Wenn sie in Halle für Händel, in Salzburg für Mozart, in Bonn für Beethoven u. s. w. ordentliche Orchester bilden wollen, die die Werke gut spielen und verstehen können, da bin ich dabei, — aber nicht bei ihren Steinen, wo die Orchester noch ärgere Steine sind, und nicht bei ihren Conservatorien, wo nichts zu conserviren ist. Mein Steckenpferd ist jetzt unser armes Orchester und seine Verbesserung. Ich habe ihnen mit unsäglicher Lauferei, Schreiberei und Quälerei eine Zulage von 500 Thaler ausgewirkt, und ehe ich von hier weggehe, müssen sie mehr als das Doppelte haben. Wenn das die Stadt thut, so kann sie auch Sebastian Bach ein Monument vor die Thomasschule setzen. Aber erst die Zulage. Du siehst, ich bin ein ganz rabiater Leipziger. Es würde Dich aber auch rühren, wenn Du's in der Nähe sähest und dabei hörtest, wie die Leute alle ihre Kräfte anspannen, um was Gutes zu leisten.

Hat Onslow nichts Neues geschrieben? Und der alte Cherubini? Das ist doch ein einziger Kerl! Ich habe da seine Abenceragen und kann nicht aufhören, mich an diesem petillanten Feuer, an den geistreichen, eigenthümlichen Wendungen, an der außerordentlichen Zierlichkeit und Feinheit, mit der Alles geschrieben ist, zu erfreuen und dem alten Prachtmann dafür zu danken. Dabei ist alles so frei und keck, und so höchst lebendig!

— — — — — —

An Fanny Hensel in Rom.

Leipzig, den 4. Januar 1840.

Dies Blättlein soll nach Roma gehn,
Und wünschen Glück zu Neujahr schön!

Im Bänkelsängerstyl fängt der Brief an; wenn Du gerade auf dem Colosseum stehst, indem Du ihn empfängst, so werde ich mich grotesk damit ausnehmen. Wo wohnst Du in Rom? Hast Du schon Broccoli mit Schinken gegessen? Auch Zuppa inglese? Steht das Kloster San Giovanni e Paolo noch? Und scheint Dir auch die Sonne immer Morgens auf die Buttersemmel? Eben habe ich dem Ferdinand Hiller Deine Capricen aus B dur, G dur, E dur und F dur vorgespielt, und wir haben uns beide gewundert und durchaus den Pferdefuß darin entdecken wollen, aber es war nichts. Es blieb beim reinen Vergnügen. Da schwur ich, jetzt müßte ich mein hartnäckiges Stillschweigen brechen. Verzeih' es mir! Es ging damit so zu: Erst kam die Taufe, und mit ihr Mutter und Pauls. Inzwischen hatten die Abonnement-Concerte angefangen. Dann reis'te Mutter; nach vierzehn Tagen Pauls. Dann kam Hiller, wohnte auch bei uns, wollte acht Tage bleiben, hörte ein paar Proben, und entschloß sich, den ganzen Winter zu bleiben, sein Oratorium Jeremias zu beendigen und im März hier aufzuführen. Dann kam ein abscheulicher Catarrh, der hielt mich drei Wochen theils im Bett, theils im Zimmer, immer in sehr übler Laune. — Dann kamen Breitkopf und Härtel und verlangten das Manuscript meines zweiten Hefts vierstimmiger Lieder, das sie nun haben, und des Trios, das sie noch nicht haben; dann kam der Copist, der verlangte die Partitur des neuen Psalms, den wir vorgestern zu Anfang des Neujahr-Concerts sehr glorios aufgeführt haben; dann kamen 116 Freunde; inzwischen war auch Madame Pleyel gekommen, die zählt für 216, und spielte sehr gut Clavier; dann kam Weihnachten, wozu ich vierzehn theils musikalische, theils malerische, theils praktische, theils kindische Geschenke machen mußte; jetzt kommt das Benefiz-Concert von Demoiselle Meerti — so, nun hast Du ein abrégé meiner histoire universelle seit dem letzten Briefe. — Aber um

Gotteswillen, was treibst Du in Rom? „Das schönste ist die Lage von des olle Loch", sagte General Lepel einst; aber er irrt sich, — es hat auch inwendig mehrere Reize. Was sagst Du z. B. zum Pifferarigeschnarr, das die Maler so lieblich malen, und das unaussprechliche Gefühle in jeder Nase hervorbringt, indem es durch sie klingt? Und zur Kirchenmusik, etwa in S. Luigi dei Francesi oder dergl.? Darüber möchte ich Dich wohl hören! Kennst Du auch schon alle Cardinäle bei Namen, wenn Du nur ihre Kappe und den Schweif siehst? Ich konnte das. Und wenn Du bei einer gewissen Madam von Tizian im Palast Sciarra, und zwei gewissen Madamen von ihm (eine nackt und die andere leider nicht) im Palast Borghese*, und etwa bei der Galatea oder sonst einem andern Rafaello nicht an mich denkst und mich nach Rom wünschest, so wollte ich, Du wärst die Marchese Muti Papazurri, die breiter als hoch ist und 5 Fuß 6 Zoll hoch ist. Ich will Dir einige Rathschläge geben: Geh' auf Monte Testaccio, und in einer von den dortigen Kneipen laß Dich häuslich nieder, da wird Einem genau so zu Muthe, als ob man in Rom wäre. Wenn Du die Aurora von Guido gesehen hast, so sieh sie noch einmal an. — Paß auf, was die päpstlichen Sänger für horrende Quinten machen, wenn sie alle vier Stimmen zugleich mit Coloraturen ausschmücken. Lauf' an einem schönen Sonnentag den ganzen Tag spazieren, bis die Sonne sinkt und es kühl wird; dann geh' vom Monte Pincio, oder wer es sonst ist, herunter und speise zu Mittag. — Componire sehr viel, es fleckt in Rom herrlich. — Schreibe mir nächstens einen langen Brief. Sieh aus den Fenstern irgend eines Klosters in der Nähe des Laterans nach den Albaner Gebirgen, zähl' die Häuser in Frascati beim Sonnenschein; es ist da viel schöner als in ganz Preußen und Polen. — Verzeih' den tollen Brief, er wollte einmal nicht besser werden. Lebe wohl, liebste Fanny, Gott segne Euch, Eure Reise, Euer ganzes Jahr, und bleibt gut

Eurem

Felix.

---

* Die irdische und die himmlische Liebe.

An J. Fürst in Berlin.

(Über einen von demselben zu schreibenden Operntext.)

Leipzig, den 4. Januar 1840.

Lieber Fürst!

Sie schelten mich im Anfange Ihres lieben Briefes ganz fabelhaft, aber am Ende ziehen Sie eine so schöne Moral daraus, daß ich Ihnen für Alles nur auf's Neue danken kann. Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, ich wünsche ein Scenarium nur darum vorher zu sehen, um gleich von vorn herein recht viel Schwierigkeiten zu erheben, — um das Kind gleich mit dem Krankheitsstoffe auf die Welt zu bringen. —

Gerade aus dem entgegengesetzten Grunde wünsche ich es, um den spätern Schwierigkeiten und den ausgebildeten Krankheiten entgegen zu arbeiten. Sind sie ihm, wie Sie sagen, angeboren, so ist's am besten, von dem ganzen Kinde zu abstrahiren, welches dann aber noch möglich ist, ohne Unannehmlichkeit für alle Theile; sind die Schäden heilbar, so können sie dann noch curirt werden, ohne den ganzen Organismus anzugreifen. —

Unbildlich zu sprechen, was mich von der Composition eines Textes abhalten kann und bis jetzt immer abgehalten hat, sind niemals die Verse, die einzelnen Worte, der Ausdruck der Behandlung (wie Sie's auch nennen wollen) gewesen, sondern immer der Gang der Handlung, das dramatische Wesen, die Vorgänge, — das Scenarium. Halte ich das nicht für in sich gut und fest bestehend, so wird es nach meiner vollkommenen Überzeugung die Musik auch nicht, und das Ganze erfüllt die Ansprüche nicht, die ich nun einmal an ein solches Werk machen muß, obwohl diese freilich von den allgemeinen und denen des Publikums ganz abweichend sein mögen. Indessen nach denen mich zu richten, habe ich doch ein- für allemal aufgegeben, schon deswegen, weil's unmöglich ist; also muß ich meinem eigenen Gewissen folgen, nach wie vor. Aus dem Planché'schen Texte wird, bei dem besten Willen von beiden Theilen, nicht ein Werk, wie ich mir's wünsche; ich stehe im Begriff, diesen Versuch ebenfalls für einen der vergeblichen zu halten. Ich will

lieber gar keine Oper componiren, als eine, die ich vom Anfang an selbst für ein mittelmäßiges Ding halte; nebenbei könnte ich das auch gar nicht, und wenn Sie mir das ganze Königreich Preußen dafür gäben. Alles dieses und die vielen Unannehmlichkeiten, die nach Beendigung eines Textes entstehen, wenn ich mich wieder nicht dazu getrieben fühle, machen mir's zur Pflicht, lieber Schritt vor Schritt, lieber zu langsam als zu schnell zu gehen, und deshalb habe ich mir's vorgesetzt, ohne über das Scenarium einig zu sein, nicht wieder einen Dichter zu einer so großen und am Ende vergeblichen Arbeit zu verleiten. Dies Scenarium mag nun ausführlich oder kurz, detaillirt oder angedeutet sein, darüber maße ich mir keine Entscheidung an. Und ebenso wenig darüber, ob die Oper in drei, vier oder fünf Acten sein soll; ist sie gut so, wie sie ist, so sind mir acht nicht zu viel und einer nicht zu wenig. Und ebenso wenig über das Ballet und nicht Ballet. Nur darüber, ob sie meinem musikalischen und sonstigen Wesen zusagt oder nicht; und das glaube ich eben aus dem Scenarium so gut wie aus dem vollendeten Texte sehen zu können, und auch das ist allerdings für keinen Menschen eine Entscheidung als für mich persönlich. —

So habe ich Ihnen denn die ganze Wahrheit vorerzählt, und gebe der Himmel, daß Sie sich durch alle diese Dinge nicht abschrecken lassen, eine Oper zu schreiben, daß Sie sie mir zur Composition anvertrauen, und daß ich durch Sie endlich einen längst geliebten Wunsch erfüllt sähe! Daß ich Ihre Entscheidung sehr sehnlich erwarte, brauche ich Ihnen nicht zu sagen.

Ihr

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 7. Februar 1840.

Lieber Bruder!

Leider stimmt jedes Wort, das Du über Berlin und das dortige Wesen schreibst, nur allzu sehr mit meiner Ansicht überein; es ist kein erfreuliches Treiben, und eben daß es so allge-

mein von den Bessern gefühlt wird, daß alle Einheimischen darüber so einig sind, und daß aus diesem allgemeinen Gefühl doch keine Veränderung zum Guten und Frischen hervorgehen kann, ist, was mir am unangenehmsten dabei auffällt. Indeß wo kann der Einzelne nicht leben und gedeihen? Und gar in Deutschland, wo wir alle auf die Vereinzelung angewiesen sind, und wo von vorne herein auf's Zusammenwirken Verzicht gethan werden muß. — Es hat sein Schönes und sein Einziges darum doch! — Wann kommst Du aber wieder und spielst Billard mit uns? — Ich lebe doch eigentlich ein tolles Leben hier, einen solchen Winter über. Denke Dir, daß ich in der vorigen Woche viermal öffentlich spielen mußte, und jedesmal zwei Stücke, nämlich Sonnabend vor acht Tagen war die erste Quartettsoirée, bei der jetzt auch Pianoforte-Musik mit vorkommen soll; da spielte ich mit David erst die A dur Sonate von Mozart, dann das B dur Trio von Beethoven; Sonntag Abend spielte Ernst bei Hiller vier Quartetten, darunter E moll von Beethoven und mein Es dur. — Montag früh war die Probe seines Concertes und Abends die Aufführung, wo ich ihm seine Elegie zu begleiten hatte und außerdem drei Lieder; hierauf am Donnerstag spielten Hiller und ich das Mozart'sche Concert für zwei Flügel, in das wir zwei große Cadenzen hineincomponirt hatten, und zum Schluß des zweiten Theils das Moscheles'sche Duett aus G dur, und am folgenden Sonnabend spielte ich wieder in der Quartettsoirée mit David ein neues Rondo von Spohr, und zum Schluß mein Trio. Dazu kommt noch eine musikalische Soirée bei D**, eine Liedertafel, ein Ball u. s. w. — Und dabei klagen alle Leute, daß ich mich so entsetzlich zurückziehe. — Ich bin in diesen Tagen ordentlich musikmüde und muß wieder anfangen, etwas zu malen; aber meine Schweizer Skizzen gehen mir nach und nach aus, und ich möcht' gar zu gern hin, mir neue zu holen, und doch sehe ich schon wieder voraus, daß diesen Sommer nichts daraus wird. — Der Hiller sagte neulich, ich sei wie einer von den alten Barbaren, denen die süßen Früchte und die warme Sonne da unten so gut geschmeckt hätten, und der sich nun immer wieder dahin sehne, — und es ist wirklich etwas daran. —

Hätte nur unser Orchester nicht auch so viel Reize! Gestern

spielten sie die B dur Symphonie von Beethoven wieder nicht bitter! —

In den nächsten Tagen sollen nun die Proben der fertigen Chöre von Hiller's Oratorium beginnen; ich habe eine Sorge dabei, als wär's mein eigenes Stück; oder noch schlimmer.

In der letzten Woche hatte ich eine angenehme Arbeit, nämlich die 500 Thlr., die als Zulage dem Orchester bewilligt sind, auf die verschiedenen Gehalte zu vertheilen, und so wenig es auch ist, so gering die Abhülfe, so machte mir es doch viel Vergnügen, daß ich's wenigstens so weit durchgesetzt. Im nächsten Jahre will ich wieder von vorn damit anfangen, und dann hoffe ich, ist den Musikern ein reeller Dienst geschehen. Der Dank oder Nichtdank ist am Ende einerlei.

Lies doch ein kleines Werkchen, worin die schönsten, herrlichsten Sachen stehen, die ich seit lange gelesen. Es sind orientalische Übersetzungen von Rückert, und heißt „Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande". Wenn Dir das nicht über die Maßen gefällt, so empfehle ich Dir nie ein Buch mehr. Du mußt aber oft hineingucken. Es ist gar zu besonders!

Dein

Felix.

An seine Mutter.

Leipzig, den 30. März 1840.

Das Hin und Her der letzten Wochen war zu groß. Liszt war vierzehn Tage hier und hat einen Heiden-Scandal verursacht, im guten und schlechten Sinn. — Ich halte ihn für einen guten herzlichen Menschen im Grunde, und für einen vortrefflichen Künstler. Daß er von Allen am meisten spielt, ist gar kein Zweifel; doch ist Thalberg mit seiner Gelassenheit und Beschränkung vollkommener, als eigentlicher Virtuose genommen, und das ist doch der Maßstab, den man auch bei Liszt anlegen muß, da seine Compositionen unter seinem Spiel stehen und eben auch nur auf Virtuosität berechnet sind. Eine Phantasie z. B. von Thalberg (namentlich die auf die Donna del Lago) ist eine Anhäufung der ausgesuchtesten, feinsten Effecte, und

eine Steigerung von Schwierigkeiten und Zierlichkeiten, daß man staunen muß. Alles so speculirt und raffinirt, und mit solcher Sicherheit und Kenntniß, und voll des allerfeinsten Geschmackes. Dabei hat der Mensch eine unglaubliche Kraft in der Faust und wieder so ausgespielte leichte Finger, wie nur Einer. Hingegen besitzt Liszt eine gewisse Gelenkigkeit und Verschiedenheit der Finger und ein durch und durch musikalisches Gefühl, das wohl nirgend seines Gleichen finden möchte. Mit einem Worte, ich habe keinen Musiker gesehen, dem so wie dem Liszt die musikalische Empfindung bis in die Fingerspitzen liefe und da unmittelbar ausströmte, und bei dieser Unmittelbarkeit und der enormen Technik und Übung würde er alle Andern weit hinter sich zurücklassen, wenn eigene Gedanken nicht bei alledem die Hauptsache wären und diese ihm von der Natur — wenigstens bis jetzt — wie versagt schienen, so daß in dieser Beziehung die meisten andern großen Virtuosen ihm gleich oder gar über ihn zu stellen sind. Daß er übrigens mit Thalberg allein die erste Classe unter den jetzigen Clavierspielern bildet, ist mir ganz unbezweifelt. Leider hat aber die Art, wie sich Liszt gegen das Publikum hier verhalten hat, nicht gefallen. Die ganze Streitigkeit ist übrigens wieder so, als ob man zwei Leute peroriren hört, die beide Unrecht haben und denen man immer in's Wort fallen möchte. Die Philister, denen es am meisten um die theuren Preise und darum zu thun ist, daß es einem tüchtigen Kerl nicht gar zu wohl in seiner Haut werden möchte, und deshalb raisonniren, — die können mir gar gestohlen werden. — Aber nun auf der andern Seite das Zeitungsschreiben! — Da hat's Erklärungen und Gegenerklärungen, und Recensionen und Verklagen, und dies und jenes geregnet, was alles nicht zur Musik gehört, so daß man fast ebenso viel Ärger als Freude von seinem Aufenthalt hatte. Doch war die letzte zuweilen freilich übergroß. —

Nun fiel mir ein, daß die schlechte Stimmung vielleicht am besten zu beseitigen sein würde, wenn die Leute ihn einmal in der Nähe besähen und behörten, entschloß mich kurz, und gab ihm eine soirée auf dem Gewandhause von 350 Personen, mit Orchester, Chor, Bischof, Kuchen, Meeresstille, Psalm, Tripel-Concert von Bach (Liszt, Hiller und ich), Chören aus

Paulus, Fantaisie sur la Lucia di Lammermoor, Erlkönig, Teufel und seine Großmutter, und da waren alle so vergnügt, und sangen und spielten mit solchem Enthusiasmus, daß sie schwuren, sie hätten noch keinen lustigern Abend erlebt, und mein Zweck wurde dadurch glücklich und auf eine sehr angenehme Art erreicht. —

Dieser Tage habe ich einen Entschluß gefaßt, über welchen ich seelenvergnügt bin, nämlich niemals mehr an irgend einer musikalischen Preisbewerbung als Preisrichter Theil zu nehmen. Es kamen mehrere Zumuthungen der Art, und ich wußte gar nicht, was mich so verstimmte, bis mir klar wurde, daß es doch im Grunde eine bloße Arroganz sei, die ich an Andern nicht dulden möchte und daher am wenigsten selbst begehen soll, sich so als Meister aufzuwerfen und seinen Geschmack voraufzustellen, und die armen Bewerber in einer müßigen Stunde sämmtlich Revue passiren zu lassen und abzukanzeln, und, will's Gott, dabei auch einmal die schreiendste Ungerechtigkeit zu begehen. So hab' ich's denn ein- und für allemal abgesagt und bin nun seitdem ganz froh.

An den Kreisdirector von Falkenstein in Dresden.

Leipzig, den 8. April 1840.

Hochzuverehrender Herr Kreisdirector!

Gestützt auf Ihre in unsrer neulichen Unterredung geäußerten freundlichen Gesinnungen, und in der Überzeugung, daß Ihnen das hiesige Kunstleben und seine weitere Fortbildung am Herzen liegt, wovon Sie uns schon so manchen Beweis gaben, erlaube ich mir, Ihnen eine Frage vorzulegen, die mir für das Interesse der Tonkunst von der höchsten Wichtigkeit zu sein scheint.

Sollte es nämlich nicht möglich sein, des Königs Majestät zu bitten, diejenige Summe, welche der verstorbene Herr Hofkriegsrath Blümner für ein der Kunst oder Wissenschaft gewidmetes Institut in seinem Testament ausgesetzt, und deren Verwendung er des Königs Weisheit anheimgestellt hat, zur Er-

richtung und Erhaltung einer gründlichen Musikschule in Leipzig zu bestimmen?

Erlauben Sie mir über die Wichtigkeit eines solchen Institutes, über die Ansprüche, die gerade Leipzig darauf haben dürfte, es in seiner Mitte zu besitzen, und über die ungefähren Grundlinien seiner Einrichtung einige Bemerkungen hier beizufügen.

Schon lange ist die Musik vorzugsweise einheimisch in diesem Lande, und gerade die Richtung in derselben, welche jedem denkenden und fühlenden Kunstfreunde zunächst am Herzen liegt, der Sinn für das Wahre und Ernste hat von jeher feste Wurzeln hier zu fassen gewußt. Eine so verbreitete Theilnahme ist auch gewiß weder zufällig, noch ohne bedeutende Folgen für die allgemeine Bildung gewesen, und die Musik dadurch ein wichtiges Moment — nicht blos augenblicklichen Vergnügens, sondern höheren, geistigen Bedürfnisses geworden. Wer sich für diese Kunst wahrhaft interessirt, dem muß sich der Wunsch aufdrängen, auch ihre Zukunft in diesem Lande auf möglichst festem Grunde ruhen zu sehen.

Aber bei der vorherrschend positiven, technisch-materiellen Richtung der jetzigen Zeit wird die Erhaltung ächten Kunstsinnes und seine Fortpflanzung zwar eine doppelt wichtige, aber auch doppelt schwere Aufgabe. Nur von Grund auf scheint die Erreichung dieses Zweckes erzielt werden zu können, und wie für jede Art geistiger Bildung die Verbreitung gründlichen Unterrichts das beste Erhaltungsmittel ist, so auch gewiß für die Musik. — Durch eine gute Musikschule, die alle verschiedenen Zweige der Kunst umfassen könnte und sie alle nur aus einem einzigen Gesichtspunkte als Mittel zu einem höheren Zwecke lehrte, auf diesen Zweck alle ihre Schüler möglichst hinführte, wäre jener praktisch-materiellen Tendenz, die ja leider auch unter den Künstlern selbst viele und einflußreiche Anhänger zählt, jetzt noch mit sicherem Erfolg vorzubauen.

Der bloße Privatunterricht, der früher so manche schöne Früchte, auch für's Allgemeine getragen hat, ist aus manchen Gründen dafür jetzt nicht mehr zureichend. Während sich sonst Schüler der Musik für die verschiedenen Instrumente in allen Classen der Gesellschaft fanden, hat diese Liebhaberei jetzt mehr

und mehr abgenommen und sich vorzugsweise auf Ein Instrument (das Pianoforte) beschränkt.

Die Schüler, welche anderweitigen Unterricht verlangen, sind fast durchgängig nur solche, die sich dem Fache selbst widmen wollen, denen es aber meist an Mitteln fehlt, gute Privatstunden zu bezahlen. Freilich finden sich gerade unter solchen oft die bedeutendsten Talente, aber selten sind dann andererseits die Lehrenden durch glückliche Verhältnisse in den Stand gesetzt, ihre Zeit unentgeltlich auf die Ausbildung selbst des schönsten Talents verwenden zu können, und so entbehren meist beide Theile, erstere den ersehnten Unterricht, letztere die Gelegenheit, ihre Kenntnisse fortzupflanzen und wirksam zu erhalten. Eine öffentliche Unterrichtsanstalt wäre daher für Lehrer wie für Lernende in diesem Augenblicke wichtig; den letzteren gäbe sie die Mittel an die Hand, Fähigkeiten auszubilden, die ohnedies oft unbenutzt zu Grunde gehen müssen; für die lehrenden Musiker aber wäre ein solcher Vereinigungspunkt, ein solches Wirken aus einem Gesichtspunkte und zu einem Zwecke ebenfalls wichtig, als die beste Abhülfe gegen Gleichgültigkeit und Isolirung, deren Unfruchtbarkeit heutigen Tages gar zu schnell verderblich eingreifen.

Hier in Leipzig ist das Bedürfniß einer Musikschule, in welcher die Kunst mit gewissenhaftem Studium und ernstem Sinne getrieben würde, gewiß ein lebhaft gefühltes, und aus mehrfachen Gründen scheint Leipzig ein wohlgeeigneter Platz dafür zu sein. Schon ist durch die Universität ein Mittelpunkt für bildsame, emporstrebende junge Leute gegeben, und der Schule der Wissenschaften würde sich die der Tonkunst in mannigfaltiger Beziehung anschließen. — An den meisten anderen größeren Orten Deutschlands wirken öffentliche Vergnügungen für junge Leute nachtheilig und zerstreuend; hier aber, wo die meisten dieser Vergnügungen mehr oder weniger mit Musik zusammenhängen oder daraus bestehen, und wo außer den musikalischen wenig allgemein zugängliche Genüsse geboten werden, könnten diese die Sache und jeden Einzelnen nur noch mehr fördern. — Ferner hat Leipzig gerade für den Zweig der Kunst, der immer eine Hauptgrundlage des musikalischen Studiums bleiben wird, für höhere Instrumental- und geistliche

Compositionen in seinen sehr zahlreichen Concerten und Kirchenmusiken ein Bildungsmittel für angehende Tonkünstler, wie es wenig andere deutsche Städte in dem Maße aufzuweisen haben. Durch die rege Theilnahme, mit welcher Hauptwerke der großen Meister seit den letzten fünfzig Jahren hier (oft zuerst in Deutschland) anerkannt und aufgenommen, durch die Sorgsamkeit, womit dieselben stets zu Gehör gebracht wurden, hat Leipzig einen bedeutenden Platz unter den musikalischen Städten des Vaterlandes eingenommen. — Endlich dürfte zur Unterstützung dieses Gesuchs wohl noch anzuführen sein, daß Herr Hofkriegsrath Blümner, der sich mit so großer Liebe der Poesie und dem Poetischen in allen Künsten hinneigte, den hiesigen musikalischen Verhältnissen stets eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, an der Direction der Concerte sogar thätigen Antheil genommen und sich dafür mit Wärme interessirt hat, daß also eine derartige Verwendung dem künstlerischen Sinne des Stifters ohne Zweifel entsprechend sein würde.

Während andere gemeinnützige Anstalten vielfältig gefördert, zum Theil reichlich dotirt werden, hat man gerade dem hiesigen Musikleben bis jetzt von keiner Seite her die geringste Hülfe angedeihen lassen. Da nun die musikalischen Institute der Residenz von Seiten des Staates unterstützt sind, sollte nicht die Verwendung einer von einem hiesigen Einwohner ausgeworfenen Summe für die hiesige Stadt doppelt erwünscht sein, würde nicht mit doppelter Dankbarkeit eine solche Gnade von allen Seiten anerkannt werden?

Möchte aus diesen Gründen des Königs Majestät sich bewogen fühlen, einem so vielfach gehegten Wunsch die Erfüllung nicht zu versagen und der Kunst eine neue Anregung, eine neue Belebung zu gewähren. Es würde dem hiesigen musikalischen Treiben dadurch ein Aufschwung verliehen, dessen Wirkungen sich sehr bald und für immer auf's Wohlthätigste verbreiten müßten.

Erlauben Sie mir, in der Anlage noch einige allgemeine Grundlinien zur Einrichtung einer solchen Musikschule beizufügen, und genehmigen Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

Ihr stets ergebener
Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Mutter.

Leipzig, den 10. August 1840.

— — — — — — Am Donnerstag habe ich hier in der Thomaskirche ein Orgelconcert gegeben, von dessen Ertrag der alte Sebastian Bach einen Denkstein hier vor der Thomasschule bekommen soll. Ich gab's solissimo und spielte neun Stücke, und zum Schluß eine freie Phantasie. Das war das ganze Programm. Obwohl ich ziemlich bedeutende Kosten hatte, sind mir doch über 300 Thlr. rein übrig geblieben. Nun werde ich im Herbst oder Frühjahr noch einmal solchen Spaß machen, und dann kann schon ein zierlicher Stein gesetzt werden*. Ich habe mich aber auch acht Tage lang vorher geübt, daß ich kaum mehr auf meinen Füßen gerade stehen konnte und nichts als Orgel-Passagen auf der Straße ging. — — —

An Fanny Hensel in Berlin.

Leipzig, den 24. October 1840.

Liebe Fanny!

Den ersten freien Morgen, den ich seit meiner englischen Reise habe, muß ich dazu brauchen, Dir für Deinen prächtigen gar zu liebenswürdigen Brief zu danken, der mich hier bei meiner Rückkehr empfing. — Ich hatte eigentlich ein bischen Furcht, als ich ihn zuerst liegen sah und aufbrach, es möchte irgend was Böses (ich meine was Ernsthaftes) darin stehen, — ich weiß selbst nicht warum, — aber gleich bei den ersten Zeilen verstand ich das Ding besser und las weiter und weiter mit der größten Wonne. Was das für ein Vergnügen ist, so einen Brief zu empfangen, der so nach Lust und Leben und allem Guten schmeckt! Denn das einzige Molltönchen drin, daß Euch's in Berlin nach Rom nicht recht behagen wolle, nehme ich nur als ein sehr vorübergehendes an; wo soll's Einem auch nach einem so langen Aufenthalt in Italien gefallen? Da ist alles so glühend, und gerade unser deutsches schönes Hausleben hat

* Ist geschehen. Das Monument befindet sich auf der Promenade unter den Fenstern von Sebastian Bach's Zimmer in der Thomasschule.

mit allem Deutschen und Schönen, was ich recht liebe, das gemein, daß es gar nicht glänzend und brillant ist, sondern sich mit seiner Stille und Ruhe desto sicherer einzuschmeicheln weiß. Ist mir's doch immer nach jeder Abwesenheit so gegangen, wenn die Freude der ersten Tage des Wiedersehns vorüber war, daß ich die Abwechselung, die Aufregung der Reisetage vermißte, daß mir's ganz einförmig zu Hause vorkam, daß ich eine Menge Fehlendes bemerkte, während auf der Reise nur alle Vorzüge und alles Gute. Habe ich doch in diesen Tagen ein ähnliches Gefühl sehr oft gehabt, bei der Leipziger Liedertafel, bei den unzähligen Anforderungen und Überlaufungen u. s. w. — Aber das Gefühl hielt nicht an, und ist gewiß nur falsch; — all' das Gute, was man auf Reisen liebt, ist Einem hier schon ein gewohntes Eigenthum geworden, und nun möchte man noch mehr haben. — Könnte man sich nur die frische, genügsame, hohe Stimmung durch's ganze Leben erhalten, mit der man von der Reise in den ersten Tagen ankommt und Alles so vergnügt betrachtet, — mit der man auf der Reise sich über Alles hinwegsetzt; — bliebe man nur in seinem Innern so recht reisefroh, während man in der Heimath ruhig fortlebt; — überhaupt wäre man nur so recht vollkommen!

Statt dessen habe ich mich gestern Abend über das fünfundzwanzigjährige Stiftungsfest der Liedertafel erbost, als ob ich ein ganz kleiner Junge wäre. Es wurde so falsch gesungen und noch falscher gesprochen, und wenn's recht langweilig war, so war's im Namen des „deutschen Vaterlandes", oder in der „alten deutschen Weise". Und als ich von England wiederkam, nahm ich mir so bestimmt vor, ich wollte mich an nichts kehren und gar nicht Partei nehmen!* —

---

* Für beide Theile ist es bezeichnend, daß die Schwester alsbald folgendes Gedicht von Goethe componirte:

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus;
Von Thür zu Thüre sieht es lieblich aus;
Der Künstler still die frohen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch fremde Lande ziehn,
Da kömmt es her, da kehrt es wieder hin,
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Ich war nur acht Tage in London und ebenso lange in Birmingham; mir ist die Sache wie ein turbulenter Traum vorüber gegangen, — aber ungemein wohlthätig waren mir die vielen, ganz unveränderten Freunde, und wenn ich sie auch nur auf kurze Zeit sehen konnte; — der Blick in eine so befreundete Existenz, von der man jahrelang nichts hört und die doch verkettet mit der unsern bleibt und bleiben wird, giebt ein gar zu angenehmes Gefühl. Bei Klingemann und dem Moscheles verstand sich's wohl von selbst, aber auch bei Alexanders, wo ich im allereleganteſten roccoco Visitenzimmer unter den allerfashionabelsten neuen Sachen doch Vaters Portrait von Hensel am alten Lieblingsplatze, auf seinem eigenen Tischchen stehend, wiederfand, und bei Horsleys, und bei so vielen andern, war mir's sehr wohlthuend, sehr heimisch. Und wenn ich überlege, wie entsetzlich bange mir's vor der ganzen Reise war, wie wir zusammen hier auf- und abgingen und uns darüber besprachen, und im Grund uns alle beide davor ängstigten, wie sie nun so glücklich vorüber ist, und ich wieder so glücklich bei den Meinigen, so sollte ich eigentlich den ganzen Tag weiter nichts thun, als mich freuen und dankbar sein. — Und statt dessen ärgere ich mich über die Liedertafel, und Du Dich über die Kunstausstellung!

Du hast mich mal gefragt, ob Krieg oder Frieden würde? Wie komme ich zu solcher Kannegießerreputation? Nicht, als ob ich sie nicht verdiente, denn ich behaupte durch dick und dünn, wir behalten Frieden mit dem meisten Kriegsungemach verknüpft, aber wenn ein Politicus von Metier in der Familie ist, wie Paul, so muß der gefragt werden. Er mag sagen was er wolle, es giebt keinen Krieg. —

Wenn ich aber an die gestrige Liedertafel denke, so möchte ich doch, es gäbe welchen.

Ich bitte Dich, schreib' mir bald wieder, und viel, Du liebes Schwesterlein!

Dein

Felix.

An seine Mutter.

Leipzig, den 27. October 1840.

Liebe Mutter!

Habe tausend Dank für Deinen gestern erhaltenen lieben Brief, der mir gar zu wohl that. Ungeachtet des kleinen wohlverdienten Stichs im Anfang. Freilich hätte ich längst schreiben sollen, aber Du glaubst gar nicht, wie sehr ich in den hiesigen Wintermonaten der Hans in allen Ecken sein muß. — Die kleinen unmerklichen Geschäftsarbeiten, Billetchen u. s. w., die jeden Tag wiederkehren und mir so lästig und unnütz auf der Existenz vorkommen, wie der Staub auf den Büchern, und sich auch am Ende so häufen und so dick und schädlich werden, wenn man sie nicht jeden Tag frisch wegwischt, und dazu der Drang, irgend was von meinen ordentlichen Arbeiten zu fördern, den ich lebhaft fühle, sobald mir's gesund zu Muthe ist, die machen die Wochen und Monate verfliegen wie der Wind. —

Aus den Zeitungen wirst Du schon wissen, daß wir für den König von Sachsen neulich eine zweite Aufführung des Lobgesanges in einem außerordentlichen Abonnement-Concert veranstaltet haben, und daß Alles sich prächtig machte. Sämmtliche Musik klappte, daß es eine Freude war. Der König hatte schon während der Pause mich holen lassen, wobei ich durch die doppelte Damenreihe durchzupassiren hatte (Du kennst die Einrichtung unseres Saales), um zu der Stelle zu gelangen, wo er mit seinem Hofstaat saß. — Er hatte sich da ziemlich lange und sehr gemüthlich und freundlich mit mir unterhalten, und recht gut über Musik gesprochen. Im zweiten Theile war nun der Lobgesang, und beim Schluß, wie ich schon vom Pulte fort bin, sagen sie auf einmal um mich herum, „jetzt kommt aber der König zu ihm", und da war er richtig durch die Damenreihe durchgegangen, kam an mein Pult (Du kannst Dir denken, was es für ein allgemeiner Jubel war) und sprach so höchst lebendig und herzlich, und mit so vieler Wärme zu mir, daß mir's wahrlich eine große Freude und Ehre war, citirte mir die einzelnen Stellen, die ihm am besten gefallen hatten, dankte

den Sängerinnen und Sängern, und ging dann fort, während das ganze Orchester und der ganze Saal die besten Knixe und Diener machten, die sie nur irgend auftreiben konnten. Hierauf war ein Lärm und ein Durcheinander, wie in der Arche Noäh. Vielleicht giebt er nun die 20000 Thaler, um die ich längst für das hiesige Musikwesen gebeten habe; dann könnte ich wirklich sagen, daß ich der Leipziger Musik einen Dienst geleistet hätte*.

Der Eckert ist ja als ein wahrer preußischer Patriot zurückgekommen und geht beinahe so weit wie die preußische Staatszeitung, welche behauptet, der Regen, welcher dem König in's Gesicht geschlagen, habe sein Feuer nur noch mehr angefacht. Aber auf meine ungläubigen Grimassen antwortete Eckert, Du seist ganz seiner Meinung und hättest ihm aufgetragen, mir das zu bestellen. — Das ist eben so fatal, daß eine Entfernung von 20 Meilen doch so unwiderstehlich einwirkt, und daß wir uns trotz aller genauen Zeitungsbeschreibungen und Details keinen rechten Begriff von den Sachen machen können, die in Eurer Gegenwart vorgehen, und vice versa. Es gehören eben alle die tausend Kleinigkeiten dazu, die unbedeutend scheinen, an die kein Beschreiber denkt und die am Ende doch zu Allem die Verbindung, von Vielem die Hauptsache sind. — So weit ich mir diese nun und den eigentlichen Sinn, der ihnen zu Grunde liegt, habe herauslesen können, so weit mißfällt er mir, und das ist vielleicht die Ursache, daß mir alle andern schönen Accidenzien, bis auf den feurigen Regen der Staatszeitung, auch nicht zusagen wollen. Einstweilen geht die Zeit ihren gleichgültigen Trab sehr unaufhaltsam. Herr Thiers ist nicht mehr Minister, — in Frankfurt sind wieder eine Menge Verhaftungen vorgenommen worden, und die Königin Christine kann mein Eckzimmer bekommen; — bei Gott, ich möchte jetzt statt eines souverain viel lieber ein Musikus sein. —

Von der silbernen Hochzeit der Leipziger Liedertafel, von der ich mich noch nicht ganz erholen kann, sage ich nichts. Gott

---

* Siehe den Brief vom 8. April 1840 an Hrn. v. Falkenstein, Seite 412.

sei bei uns, was ist das deutsche Vaterland für ein langweiliges Ding, wenn es von dieser Seite betrachtet wird. Ich erinnere mich lebhaft an Vaters ungeheuern Grimm gegen die Liedertafeln und überhaupt gegen alles, was in einiger Verwandtschaft mit Vetter Michel steht, und fühle so etwas Ähnliches in mir.

Lebe wohl, liebste Mutter.

Immer Dein

Felix.

An Fanny Hensel in Berlin.

Leipzig, den 14. November 1840.

Liebe Fanny!

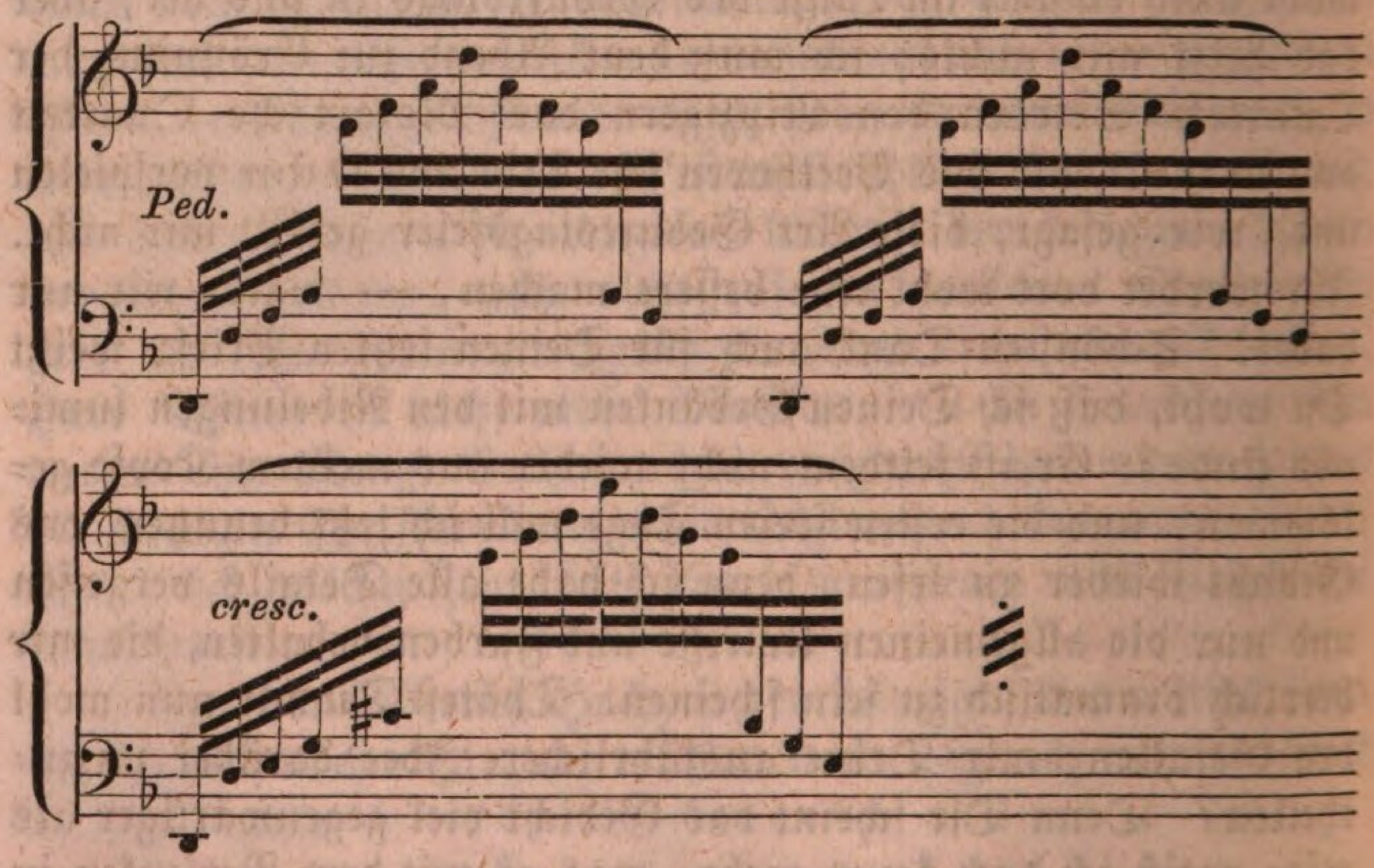
Meinen schönsten, besten, herzlichsten Glückwunsch zum heutigen Tage; sonst pflegte ich Dir irgend ein neues Manuscript, grün eingebunden, an dem Tage zu verehren, jetzt muß ich es beim magern Briefschreiben bewenden lassen, und die alte Gewohnheit gefällt mir doch so sehr viel besser. Du denkst wohl auch einmal im Laufe des Geburtstags zu uns her, aber das hilft mir nichts; ich muß heut' Abend zur Eröffnung der Quartett-Soiréen den Leipzigern das Mozart'sche Quartett aus G moll und das Beethoven'sche Trio aus D dur vorspielen und, wie gesagt, diese Art Geburtstagsfeier gefällt mir nicht. Ihr werdet dort wohl eine bessere machen, — wären wir nur dabei! Schönsten Dank auch für Deinen letzten Brief; weißt Du wohl, daß ich Deinen Gedanken mit den Nibelungen luminös finde? Er ist seitdem nicht wieder aus meinem Kopfe gekommen, und die ersten freien Tage will ich jetzt benutzen, das Gedicht wieder zu lesen, denn ich habe alle Details vergessen und nur die allgemeinen Umrisse und Farben behalten, die mir herrlich dramatisch zu sein scheinen. Thätest Du mir nun wohl den Gefallen, mir Deine ausführlichere Idee darüber mitzutheilen? Denn Dir scheint das Gedicht viel gegenwärtiger als mir; weiß ich doch kaum mehr, was es mit dem Versenken in den Rhein für eine Bewandniß hat. Kannst Du mir die ver-

schiedenen Momente angeben, die Dir besonders dramatisch vorschwebten, als Du die Idee faßtest, und mir überhaupt nun etwas Specielleres noch sagen, da mir das Allgemeine, die ganze Färbung und Charakteristik sehr einleuchtet, so bitte ich Dich, thue es, und thue es bald: Du leistest mir einen wesentlichen Dienst. Bezieh' Dich nur auf das Gedicht; denn bis Dein Brief kommt, habe ich es gewiß gelesen, doch werde ich Deine Meinung nicht minder sehnlich erwarten. Habe Dank für den Gedanken, wie für Alles. —

Ja, die Arpeggien in der chromatischen Phantasie* sind ja eben der Haupteffect. Ich erlaube mir die nämliche Freiheit, sie mit allen möglichen Crescendo's und Piano's und ff's zu machen, Pedal versteht sich, und dazu die Baßnoten zu verdoppeln. Ferner die kleinen durchgehenden Noten (die Viertel in den Mittelstimmen u. s. w.) zu Anfang des Arpeggios zu markiren, ebenso die Melodienote, wie es gerade kommt, und dann thun die einzigen Harmoniefolgen auf den dicken neueren Flügeln prächtig wohl.

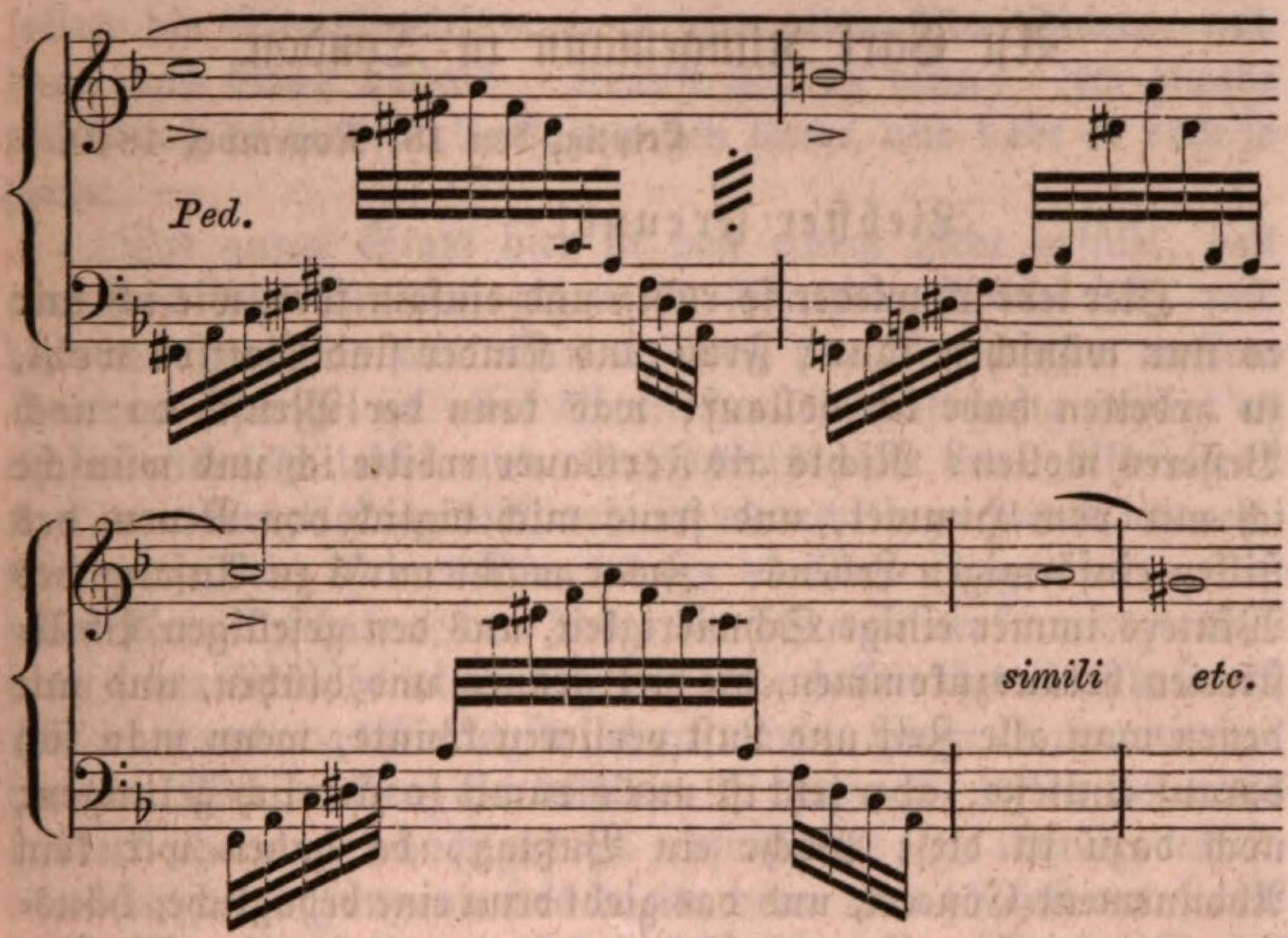
Z. B. den Anfang blos so:

(NB. jeden Accord zweimal gebrochen, nachher auch nur einmal, wie's kommt)



* Von Sebastian Bach.

Dann z. B. das Ende so:



Die Leute schwören, das sei gerade so schön wie Thalberg, oder noch besser. — Zeig' aber dies Recept Niemand; es ist ein Geheimniß wie alle Hausmittelchen.

Wenn Du Herrn v. Zuccalmaglio siehst, so danke ihm doch für die Sendung und den Brief, den ich von ihm erhalten habe. Doch kann ich (ganz unter uns gesagt) die Lieder nicht componiren, die er mir geschickt hat; — sie waren patriotisch, und mir will's jetzt gar nicht nach patriotischen Liedern zu Muthe werden. Es können gar zu viele Mißverständnisse dabei vorfallen, und wie es jetzt ist, daß sie anfangen, gegen die Franzosen zu singen, in demselben Moment, wo sie eben einsehen, daß die Franzosen nicht gegen sie fechten wollen, da will ich keine Musik dazu machen. Aber Adies für heut'; ich wollte, statt mich jetzt anzuziehen und so schrecklich viel Musik zu machen, ging ich herüber zu Dir; — wir könnten schwarzer Peter spielen, oder sonst was Lustiges, und Kuchen essen.

Dein

Felix.

An Carl Klingemann in London.

Leipzig, den 18. November 1840.

Liebster Freund!

Hier lebe ich wieder so ruhig und einsam fort, wie ich mir es nur wünschen kann; Frau und Kinder sind Gottlob wohl, zu arbeiten habe ich vollauf; was kann der Mensch da noch Besseres wollen? Nichts als Fortdauer erbitte ich und wünsche ich mir vom Himmel, und freue mich täglich von Neuem des stillen einförmigen Lebens. Zwar macht mir's zu Anfang des Winters immer einige Schwierigkeit, aus den geselligen Philistereien herauszukommen, die hier grünen und blühen, und mit denen man alle Zeit und Lust verlieren könnte, wenn man sich darauf einließe; aber jetzt ist mir's damit so ziemlich gelungen; noch dazu ist diese Woche ein Bußtag, da haben wir kein Abonnement-Concert, und das giebt denn eine behagliche, häusliche Zeit. Zum Concert für die alten und kranken Musiker hier soll am Ende des Monats mein Lobgesang aufgeführt werden; da hab' ich mir nun vorgenommen, ihn nicht noch einmal in der unvollkommenen Gestalt zu geben, wie er in Birmingham aufgeführt werden mußte, meiner Krankheit wegen; und das giebt mir tüchtig zu thun. Vier neue Stücke kommen noch hinein, und auch in den drei Symphoniesätzen, die schon beim Abschreiber sind, ist vieles verbessert. Zur Einleitung des Chors „die Nacht ist vergangen" habe ich Worte in der Bibel gefunden, die sind schöner gar nicht denkbar und passen, als wären sie für diese Musik gedichtet. Du hast übrigens mit Deinem vortrefflich gefundenen Titel viel zu verantworten; denn nicht allein schick' ich das Stück nun als Symphonie-Cantate in die Welt, sondern ich denke auch stark daran, die erste Walpurgisnacht, welche mir seit langem da liegt, unter dieser Benennung wieder aufzunehmen, fertig zu machen und los zu werden. Sonderbar, daß ich bei der ersten Idee dazu nach Berlin schrieb, ich wolle eine Symphonie mit Chor machen; nachher keine Courage dazu hatte, weil die drei Sätze zu lang als Einleitung wären, und doch immer das Gefühl

behielt, als fehlte etwas bei der bloßen Einleitung. Jetzt sollen die Symphoniesätze nach dem alten Plan hinein, und dann das Stück heraus. Kennst Du es denn? Ich glaube nicht, daß es viel für Aufführungen taugt, und habe es doch so gerne. —

Die ganze Stadt hier ist von einem Liede erfüllt, das eine politische Tendenz gegen die Franzosen haben soll, und das die Journale mit allen Kräften populär machen wollen. Bei dem Mangel an aller öffentlichen Beschäftigung gelingt es ihnen auch sehr leicht, und alle Leute sprechen vom „Rheinlied" oder von der „Colognaise", wie sie es recht bezeichnend nennen. Charakteristisch ist das Ding; denn die Verse fangen an: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", und zu Anfang jeder Strophe wiederholt sich „Sie sollen ihn nicht haben". Als ob damit das Geringste gesagt wäre! Hieße es nur wenigstens: „Wir wollen ihn behalten!" Aber „sie sollen ihn nicht haben" scheint mir doch gar zu unfruchtbar, zu unnütz; es ist eigentlich was Jungenhaftes darin, denn was ich fest und sicher besitze, von dem brauche ich doch wohl nicht erst viel zu sagen oder zu singen, daß es keinem Andern gehören soll. Das wird nun in Berlin bei Hofe gesungen, und hier in den Casinos und Clubs, und natürlich fallen die Musiker wie toll darüber her und componiren sich unsterblich daran. Nicht weniger als drei Melodien haben Leipziger Componisten dazu gemacht, und alle Tage steht irgend was von dem Lied in der Zeitung. Gestern unter andern, daß nun auch von mir eine Composition dieses Liedes bekannt sei, während ich nie im Traum daran gedacht habe, solche defensive Begeisterung in Musik zu setzen; — so lügen die Leute wie gedruckt, hier wie bei Euch und überall.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 20. November 1840.

Lieber Paul!

Ich wünsche gar sehr, daß Du Dein Versprechen hieltest und zum Lobgesang herüber kämst, denn ich möchte gerne wissen,

was Du dazu sagtest und, weil mir bis jetzt das Stück an's Herz gewachsen ist, hören, ob Dir's auch gefiele. Auch glaube ich, wird es eine gute Aufführung von unserm Orchester. Aber trotz alledem, wenn Du zur Zeit dieser Aufführung nur ein bischen kürzer hier bleiben könntest, als zu irgend einer andern, so würde ich Dich doch bitten, komm zu einer andern. Denn unser schönes ruhiges Zusammenleben bleibt doch bei unsern Leipziger Tagen die Hauptsache, und einer davon mehr ist immer reiner Gewinn. — Läßt sich freilich beides vereinigen, ein ordentlicher Aufenthalt und das Concert, dann ist's am allerschönsten. — Der Lobgesang soll darin den zweiten Theil bilden; im ersten wird wahrscheinlich die Weber'sche Jubelouvertüre, dann das Rheinlied von Kreutzer „Sie sollen ihn nicht haben" und einige andere Sachen executirt. Über besagtes Rheinlied könnte ich Dir eine lange Klage schreiben. Du hast keinen Begriff, was für einen Halloh sie hier davon machen, und wie ein Zeitungsenthusiasmus mir so etwas Widriges hat. Dazu die ganze Gesinnung, einen Lärm darüber zu erheben, daß die andern nicht kriegen sollen, was wir haben! Das ist rechten Lärmens und rechter Musik werth! Dabei muß nicht ein Ton gesungen werden, wenn es sich von nichts handelt, als das nicht zu verlieren, was man hat. Davon schreien kleine Jungen und furchtsame Leute, aber rechte Männer machen kein Wesen von dem, was sie besitzen, sondern haben es, und damit gut. Mich ärgert's, daß sie unter andern in diesen Tagen in den Zeitungen haben drucken lassen, außer den vier Compositionen dieser herrlichen Worte, die Leipzig geliefert hat, wäre nun noch eine von mir bekannt geworden, meinen ganzen ausgedruckten Namen, und ich kann so Jemand nicht Lügen strafen, weil ich eben öffentlich stumm bin. Zugleich haben mir Härtels sagen lassen, wenn ich's für sie componiren wollte, so getrauten sie sich 6000 Exemplare in zwei Monaten abzusetzen. Nein Paul, — das thu' ich nicht!

Auf baldiges frohes Wiedersehen.

Dein

Felix.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 7. December 1840.

Lieber Bruder!

Als ich Dir gestern diese Zeilen schreiben und Dir nochmals auf's Herzlichste wieder und wieder danken wollte für die neuen Beweise von ächt brüderlicher Liebe, die Du mir gegeben hast*, da kam Dein Brief, und nun kann ich's abermals nur als Erwiederung thun. Und wenn auch die Sache zu weiter nichts führte, als daß ich gesehen hätte, wie es nun der Fall ist, daß auch Ihr mit mir den Wunsch theilt, wieder einmal ein Stück Leben zusammen zuzubringen, — daß auch Euch etwas mangelt, wenn wir nicht Alle an demselben Orte vereinigt sind, so wäre sie mir doch unschätzbar und lieber als ich sagen kann. So mag's nun zu einem Resultat führen, wie es wolle, — ich gebe schon jetzt das Bewußtsein davon für nichts wieder hin.

Eigentlich erfordert Dein Brief eine reiflichere Überlegung; ich will ihn aber doch lieber gleich beantworten, da das Zusammentreffen mit Herrn von Massow's Reise sich so günstig macht, und Du noch vor der Unterredung mit ihm meine Meinung hören kannst. —

Allerdings erkenne ich im vollsten Maße die große Ehre

* Der Bruder war auf Veranlassung des Wirklichen Geheimen Raths Herrn von Massow nach Leipzig gereist, um mit Mendelssohn wegen Übernahme einer Stellung in Berlin zu verhandeln. Es wurde beabsichtigt, die Akademie der Künste in vier Classen einzutheilen, nämlich: eine Malerei-, Sculptur-, Architectur- und Musik-Classe, und jeder Classe einen Director vorzusetzen, welchen nach einer bestimmten Reihefolge abwechselnd die Oberleitung der Akademie zugedacht war. Die musikalische Classe, zu deren Director man Mendelssohn ausersehen hatte, sollte im wesentlichen aus einem großen Conservatorium bestehen, und es wurde in Aussicht genommen, daß dieses einst, in Verbindung mit den Mitteln des Königlichen Theaters, öffentliche Concerte, theils geistlichen, theils weltlichen Inhalts geben solle. So schön Mendelssohn den Plan auch fand, so äußerte er doch starke Zweifel, nicht sowohl daran, daß derselbe ausgeführt werden könnte, als daß er ausgeführt werden würde, und der Erfolg hat bewiesen, wie richtig er die Verhältnisse beurtheilt hat.

an, die mir geschieht, und die Vortrefflichkeit der Stellung, die man mir bieten will. Eben deswegen aber möchte ich zwischen ihnen und mir unnütze Schwierigkeiten vermeiden und die Sache möglichst klar halten, und da fällt mir in den Vorschlägen eins auf, das Du vielleicht in Deinem Gespräch mit Massow noch hindern kannst, das aber brieflich zwischen uns sich schwerer entwickeln, jedenfalls lange Zeit kosten und uns wenig fördern würde. — Du erinnerst Dich der allgemeinen Vorschläge mit der Akademie und Musikschule, die Du mir brachtest, und weißt, daß ich die Concerte als eine Bedingung hinstellte; andererseits sagte ich Dir, daß ich auch ohne bestimmten Wirkungskreis (als angestellter Componist, in der Art der Grimms, wie Du es nennen magst) denkbarer Weise kommen würde. — Jede dieser beiden Stellungen würde mir nun zusagen können, aber nicht eine Verschmelzung der beiden. Eine solche würde ich, so leid es mir thäte und so vollkommen zusagend mir andere Punkte erscheinen, rund abschlagen müssen. Wenn es also in Deinem § 2 heißt, ich solle Director der musikalischen Classe, ohne bestimmten Wirkungskreis, bis u. s. w. sein, und dann § 4, ich solle jährlich einige Concerte geben, so ist das eine solche Verschmelzung, mit der ich nicht einverstanden sein kann. Soll ich nämlich mich verpflichten, in Berlin jährlich Concerte zu geben (und eine Verpflichtung wäre mir die Annahme der Propositionen, selbst gegen Dich), so müßte ich zum Orchester in einem andern Verhältnisse stehen, als ich das als bloßer Director der musikalischen Classe könnte. — Ich müßte ebenso gut sein wirklicher Chef sein, wie ich es hier bin und wie es jeder ordentliche Dirigent sein muß, und das wäre eben wieder nur durch die Errichtung der Musikschule, als eines königlichen Instituts, und ihre Verbindung mit der Capelle in Berlin denkbar. Auch dürfte die Zahl solcher Concerte nicht sehr beschränkt sein, wie Du schreibst, sonst verlohnte sich's nicht der Mühe zu den großen Anstalten. Mit einem Wort, ich kann denkbarer Weise nur Propositionen annehmen, die entweder Alles bestimmen, oder sich nur auf meine persönliche, nicht öffentliche Stellung beschränken; ist beides vermengt, so kann ich nicht darauf eingehen. —

Da ich nun nach reiflicher Überlegung gefunden habe (nach Deiner Abreise), daß eine Stellung als bloßer Componist nicht möglich ist und sich niemals findet, so habe ich mir es denken können, daß man auf einen öffentlichen Wirkungskreis zurückkommen würde, und das ist mir auch ganz recht; der müßte aber bestimmt, den Musikern gegenüber despotisch und daher auch in der äußern Stellung zu ihnen mächtig (nicht blos pecuniär brillant) sein, sonst wäre es bei meinen Ansichten nach der ersten Probe verdorben. — Dies Alles sage ich Dir blos, um Dir ungefähr die Himmelsgegend anzugeben, nach welcher Du im Gespräch mit Massow steuern mußt, damit die Sache möglichst klar ihren Lauf nehme.

Immer

Dein

Felix.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 20. December 1840.

Lieber Bruder!

Du wolltest von mir über unsere Angelegenheit (ich kann sie wohl so nennen) Bericht haben. Der Brief von Massow traf heute vor acht Tagen ein, und ich hab' ihn am Mittwoch beantwortet, so beantwortet, wie ich mit Dir gesprochen oder Dir geschrieben haben würde, ohne Rückhalt und Hinterhalt, aber freilich auch ohne das bereitwillige Zugreifen, das vielleicht erwartet sein mag. Ich glaube, Du wärst mit meinem Schreiben zufrieden gewesen, und hoffe und wünsche, M. möge es ebenfalls sein. Er schrieb über den Fonds der Sache noch weniger bestimmt, als Du in Deinem früheren Briefe, erwähnte das Gehalt, die Direction der Classe, und die auf Königlichen Befehl zu gebenden Concerte ohne alle weiteren Details. Ich erwiederte, daß ich das Vortheilhafte und Ehrenvolle dieses Anerbietens so einsähe, daß ich fürchten müsse, er werde sich wundern, daß ich's nicht gleich annähme. Dem stände nun das Eine hauptsächlich im Wege, daß ich nicht genau wüßte, was man für so viel Gebotenes nun von mir erwarte.

Ich machte ihm dann die Schwierigkeiten bemerklich, die einer wirklichen Direction der jetzigen Classe entgegenständen; und da er erwähnt hatte, dieselbe werde mir zwar jetzt sehr wenig zu thun geben, aber man erwarte auch, daß ich bei der künftigen Umbildung vermehrte Geschäfte übernehmen werde, so verlangte ich wenigstens die Grenzen dieser Umbildung und dieser Geschäfte zu kennen, da ich zwar gerne arbeiten, aber dennoch nicht unbestimmte Verpflichtungen dazu übernehmen wollte. Hinsichtlich der Concerte gab ich ihm an, wie dergleichen nach meiner Meinung jetzt in Berlin allein anzugreifen seien; — wie aus vereinzelten Aufführungen, selbst bei den speciellsten Befehlen nichts zu machen sein werde, weil alle möglichen Gegenwirkungen (die ich ihm namhaft machte) allen möglichen Spielraum haben würden; wie ein- für allemal ein Institut für dergleichen Concerte gegründet werden müßte, d. h. ein- für allemal Tag und Probetag bestimmt, die Capelle angewiesen u. s. w.; — wie ich auch nur in dem Falle mit der Capelle zu thun haben möchte, wenn ich ein- für allemal als ihr Chef für diese Concerte dastände u. s. w. Kurz, ich ließ merken, daß ich zu dieser Stelle zwar sehr geneigt sei, aber durchaus des kräftigsten Rückhaltes bedürfe und ohne denselben das Amt, da es doch einmal ein öffentliches sein solle, nicht würde durchführen können. — Und ich hoffe, darin giebst Du mir Recht; denn Geld und augenblickliche Bereitwilligkeit sind zwar sehr viel werth, aber beide helfen nichts ohne die vollkommene Beruhigung und Sicherheit für die Zukunft, die jetzt gegeben werden kann, wenn's Ernst damit ist. Daß in meinem Briefe nicht die geringste Wortklauberei zu bemerken war, bin ich gewiß; aber daß ich sicher gehen will, ehe ich einer Stelle wie der hiesigen entsage, verargst Du mir nicht. — So erschien es mir auch als Pflicht, während ich den Brief an Massow schrieb, meinen hiesigen Freunden Schleinitz und David die Sache als strenges Geheimniß vorläufig mitzutheilen, und sie sind ganz Deiner Meinung, daß ich gehen müßte, wenn meine Wünsche in Beziehung auf sichere Stellung erfüllt würden, so leid es ihnen thut, wie sie sagen. Zugleich hatte ich mir aber auch vorgenommen, dem Herrn von Falkenstein, unserm Concert-Director und Regierungs-Präsidenten, in den

nächsten Tagen anzuzeigen, daß ich einen Ruf hätte (ohne den Ort zu nennen), den ich auch wohl annehmen würde. Vielleicht bist Du hiermit nicht einverstanden; aber ich finde, ich kann nicht anders. Beendige ich die Unterhandlung mit M. durch eine Zusage, ohne hier etwas davon angezeigt zu haben, so ist es eine Unfreundlichkeit und, bei meiner hiesigen Stellung, sogar ein Undank. Es ist übrigens wohl mehr eine Sache der Form; denn es ist kein Zweifel, daß sie nicht daran denken können, mit den dortigen Anerbietungen etwa in Concurrenz zu treten; dennoch verschiebe ich aber dies Gespräch von Tag zu Tag, weil der Schritt neuerdings schon ein entscheidender wäre. —

Dein

Felix.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 2. Januar 1841.

Lieber Paul!

Meinen herzlichen Glückwunsch vorauf, und ein frohes neues Jahr mög' Gott uns allen geben! Nun gleich eine Bitte: Laß uns in unserem schönen vollkommenen Einklang, der mich erfreut und beglückt, nicht durch irgend eine Meinungsverschiedenheit zwischen Massow und mir gegen einander — ich will nicht sagen mißtrauischer, sondern auch nur vorsichtiger werden! Ich gestehe Dir, daß ich seit der großen Aufopferung, die Du mir durch Deine Herreise gleich Anfangs bewiesen hast, davor eine wahre Angst habe, — daß es mich ordentlich befangen macht, wenn ich denke, Du möchtest mir böse sein, wenn ich nicht bereitwillig genug, nicht schnell genug nach Deiner Meinung bin. Böse wirst Du mir nun zwar wohl nicht, aber wie gesagt, laß sich auch gar nichts zwischen uns ändern. Versprich mir das. Du weißt, wie sehr mir unser künftiges Zusammenleben am Herzen liegt; wenn wir aber nur einige ungestörte Jahre mit einander lebten, und ich dann verdrießlich wieder weiter zöge, das wäre schlimmer als es so ist, und das will ich vermeiden. Ich sage Dir das, weil Du in Deinem

Briefe so drängst, mich auszusprechen, als hätte ich mich nicht in meiner Antwort an Massow schon über mehr ausgesprochen, als ich wohl gesollt. Dann, weil auch Du mir zuzureden scheinst, jetzt nach Berlin zu kommen, der Du doch überzeugt sein kannst, daß mir das im Winter unmöglich ist. — Ich habe fünf Abonnement-Concerte und drei Extra-Concerte im Januar zu dirigiren, Anfangs März die Bach'sche Passion, von der hier noch keine Note bekannt ist, und kann überhaupt, ohne der Sache Schaden zu thun, von hier nicht in der Concertzeit abkommen. Aber auch ohne das, was sollte ich in Berlin? Die Statuten einer neuen Akademie werden besser schriftlich als mündlich berathen, und nach Massow's Briefen scheint mir die Sache noch nicht so weit zu sein, daß sie in zwei Tagen definitiv abzumachen wäre, wenigstens nicht in dem Sinne, in dem wir's gemeinschaftlich wünschen. Also, wie gesagt, lieber Paul, auf keinen Fall laß Dich durch mich verstimmen, das versprich mir. —

Ich habe Massow in einem heutigen Briefe gesagt, daß ich mich über die Umbildung der musikalischen Akademie, sei es gegen ihn oder gegen Eichhorn, mit Freuden erklären wolle, daß er mir nur hierzu die bisherigen Statuten und die Verfassung der Classe, die ich durchaus nicht kenne, senden und mir sagen solle, wie weit man bei der Umbildung zu gehen gedenke, ob zu einer gänzlichen Veränderung von Grund auf, oder nur zu einer Reform. Dies muß ich natürlich wissen, sonst rede ich in's Blaue. Ich will gern meine Zeit und Mühe der bloßen Möglichkeit widmen, daß wir einmal wieder zusammenkommen. Aber ich gestehe Dir auch, daß diese Möglichkeit mir seit Massow's letztem Briefe weiter entfernt zu sein scheint, als ich selbst gedacht hatte. Das klingt alles so anders als das, was sie Dir mündlich hierher aufgetragen hatten, und wenn's schon im Anfang so geht, so geht es in der Folge wohl noch schlimmer. Das Gehalt, was sie bieten, ist freilich schön und liberal, aber wenn sie sich dafür eine unbegrenzte Verpflichtung zum Arbeiten gedacht haben, so würde auch das verändert und kein Ersatz für mich sein. Dies Gehalt ist das Einzige, worüber sich eigentlich Massow gegen mich entschieden ausgesprochen hat, und meine Lage ist glücklich genug, daß mich

das bloße Geld nicht bestimmen kann. Alles was Du mir hier sagtest, von einem turnus zwischen den verschiedenen Directoren, von der Hofcapellmeisterschaft, von der Hinzuziehung anderer, fremder Musiker, — das ist mit keinem Wort wieder vorgekommen, und Massow schreibt mir im Gegentheil, er freue sich, daß ich mich mit Titel und Gehalt zufrieden erklärt hätte, was gerade der entgegengesetzte Sinn meines vorigen Briefes ist, in welchem ich meine Verpflichtungen zu kennen wünschte, ehe ich mich erklären könnte. Ja, selbst wenn die Umbildung der musikalischen Classe ganz nach meinen Wünschen erfolgen und durchgehen sollte, so weiß ich nicht (da doch einmal von Titel die Rede sein soll), ob ich als „Director der musikalischen Classe", die bei allen Musikern jetzt in keinem guten Rufe steht, gern nach Berlin gehen würde. Ich kann Dir das wohl sagen, ohne in den Verdacht von Titelsucht zu kommen, denn, wie gesagt, das Zurückgehen in allen diesen Propositionen ist es, was mich nicht erfreut. — Vielleicht irre ich mich, und jedenfalls hoffe ich, Du wirst in meinem Briefe an Massow keine Spur von der Verstimmung finden, von der ich Dir hier aufrichtig sage. — Ich will dazu beitragen, die neue Verfassung möglichst gut festzusetzen; damit geschieht jedenfalls auch der Sache ein Dienst, so gut ich ihn eben leisten kann, und diese Frage muß, wenn was Rechtes daraus werden, ja auch wenn ich mir persönlich einmal dort gefallen soll, nicht blos in Rücksicht auf mein persönliches Kommen, sondern so wie es gut und wünschenswerth für die Sache ist, und so daß sich ein jeder gute Musiker (nicht blos ich) dafür später interessiren kann, zuvor erledigt sein. Dann erst tritt wieder die Frage auf, ob ich oder ein anderer brauchbarer Musiker an die Spitze treten soll, und alle die übrigen Fragen, die jetzt bloße Nebensachen geworden sind. —

Ja, sag' mir um Gotteswillen, wie kommst Du dazu, jenes sehr abscheuliche Ding von Diderot zu lesen? Er hat sich dessen auch später geschämt, aber die Spuren seines Geistes sind doch selbst in diesem Mistpfuhl zu erkennen. Es kann auch sein, daß ich eben besonders mild gegen dergleichen gestimmt bin, weil mir gestern aus Berlin zwei pietistische Schriften, aber so dunkel, so ganz aus der bösesten Pfaffenzeit

zugeschickt worden sind, daß ich die Franzosen mit ihrer Frechheit und Voltaire mit seinem Besen wieder lieb haben könnte. Kennst Du vielleicht das eine davon? Es heißt: „die Passion, ein kirchliches Festspiel", ist in Knittelversen und das elendeste Machwerk, das ich in neuer Zeit gelesen, sogar Heine inclusive. Und das andere ist eine Recension, die Einer über sein eigenes Oratorium geschrieben hat, wo er die Leute zur Frömmigkeit und zum fleißigen Communiciren ermahnt, und worin er sagt, es möge nur Keiner über seine Musik urtheilen wollen, der sie nicht mit wahrer Andacht und im Glauben angehört. Weh' uns! Weh' uns!

Beherzige meine erste Bitte im neuen Jahre, und bleib' mir gut.

Dein

Felix.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 9. Januar 1841.

Lieber Paul!

Dein gestriger Brief hat mich außerordentlich gefreut; weiß Gott, warum ich mir es nicht aus dem Kopfe bringen konnte, Du würdest mir böse, wenn ich eine Sache verzögerte, die Du beschleunigen wolltest und auf eine so liebenswürdige Art beschleunigt hast. Nun, aus Deinem Briefe sehe ich aber, daß ich mich darin für jetzt und für alle Zeiten geirrt habe, und dafür danke ich Dir sehr viel und unterschreibe Alles, was Du darüber sagst. — Nur einen Gedanken mußt Du jetzt ebenso aus Deinem Kopfe herausbringen, wie ich jenen aus dem meinigen; und das ist die Furcht vor fremdem Einfluß, wie Du es nennst, die Du in Deinem Briefe aussprichst. Das mußt Du mir nicht zutrauen, daß ich in irgend einer Sache aus einem anderen als dem eigenen gewissenhaften Antriebe handle, geschweige denn in einer Sache, die mich selbst und mein Glück auf's Allergenaueste implicirt. Im Allgemeinen glaube mir, daß ich mich jederzeit bestrebe, nichts Anderes zu sagen und zu thun, als was ich aus eigenem Gewissen oder

Instinkt für recht halte, und es zeigt eben, daß wir leider lange von einander entfernt und nur in Tagen des Genusses, nicht der Arbeit zusammen waren, wenn Du fürchtest, ich sei, wie im Gespräch, auch im Thun leicht hier- oder dorthin zu bestimmen. Nein, es geht Alles bei mir sehr langsam, aber wenn ich endlich einen dummen Streich mache, habe ich wenigstens das Verdienst dabei, ihn selbst erfunden zu haben. Und was das Specielle dieses Falles nun angeht, so habe ich allerdings vielleicht Ursache zu Deinem Verdacht gegeben, indem ich Dir schrieb, daß ich meinen hiesigen Freunden David und Schleinitz den Antrag mitgetheilt hätte, und dann im letzten Briefe deren weiter keine Erwähnung that. Beide haben aber, das kann ich Dir versichern, mir schon längst zu viel Beweise von wirklicher Freundschaft gegeben, als daß ich ihnen die Sache hätte verschweigen dürfen, und Beide haben mir nur zureden und sie von einer vortheilhaften Seite ansehen können. —

Und damit in der ganzen Angelegenheit nicht der kleinste Schritt von mir geschehen sei, den ich Dir nicht mitgetheilt hätte, so muß ich hinzusetzen, daß ich gezwungen war, vor einigen Tagen dem Kreisdirector Herrn von Falkenstein die Sache aufrichtig zu sagen. In diesem Monat wird nämlich das Geld fällig, über das der König zu bestimmen hat, und das ich im vorigen Winter zu einer hiesigen Musikschule verlangt hatte, wie Du weißt. Nun schien der König, der sich hier im Abonnement-Concerte gegen mich sehr freundlich äußerte, sich gern darauf einlassen zu wollen, und so kam Falkenstein, um mich zu fragen, ob ich mich anheischig machte, wie ich damals die Idee gehabt hätte, diese Musikschule jetzt hier in den nächsten Jahren in's Leben zu rufen. Das konnte und wollte ich nun nicht mehr, und so hielt ich's für's Beste, ihm Alles zu sagen. Er gab mir seine Hand und sein Wort darauf, streng zu schweigen, wogegen ich ihm versprach, es ihm anzuzeigen, wenn ich in Berlin annehmen sollte, weil das, wie er sagte, den Plan mit der Musikschule noch rückgängig machen könnte; und so steht es nun. —

Den Statuten sehe ich entgegen; jedenfalls kann daraus eine Gelegenheit entstehen, dem dortigen Wesen hie und da einen Dienst zu leisten, manches auf einen bessern Fuß, viel-

leicht die ganze Classe in eine bessere Verfassung zu bringen; und damit wäre immer etwas Gutes erreicht.

Die Beispiele, die Du mir von der Bildung einer öffentlichen Meinung anführst, haben mich sehr interessirt, aber, ich gestehe es Dir, wenig erfreut. Ich nenne das nicht eine öffentliche Meinung, was sich durch anonyme Zusendung von Schmähgedichten, durch Auspochen eines alten Meisterwerks u. s. w. kund giebt*; — Du wirst vielleicht sagen, es sei nur ein Anfang dazu, aber das ist es eben: wird ein Ding nicht beim rechten Anfang angefangen, so kommt es nicht zu einem guten Ende, und ich glaube nicht, daß öffentliche Tracasserien zur öffentlichen Meinung auch nur den Weg bahnen können, ja ich glaube, daß dergleichen immer existirt hat und existiren wird, unabhängig von der vox populi, die die vox dei ist. Wichtiger wäre es mir, wenn Du mir über die Curiosa, die man vom Minister Schön erzählt, etwas Näheres angeben wolltest; thu' es doch, wenn Du irgend kannst; der scheint ein tüchtiger Mann zu sein!

Dein

Felix.

An Herrn Silphin vom Walde in Rudolstadt.

Leipzig, den 22. Januar 1841.

Hochgeehrter Herr!

Empfangen Sie meinen Dank für das Zutrauen, das Sie mir durch Ihren freundlichen Brief und Zusendung bewiesen haben. Ihre Ouvertüre habe ich mit vielem Vergnügen durchgelesen, und viele unverkennbare Spuren von Talent darin gefunden, so daß es mich freuen würde, mehrere und neuere Werke von Ihnen ebenfalls kennen zu lernen, und Ihre musikalische Bekanntschaft dadurch noch genauer und vertrauter zu machen. Die Instrumentirung an den meisten Stellen und namentlich der melodiöse Satz, der das eigentliche Thema bildet, haben mir

* Die Aufführung der Athalia (mit der Schulz'schen Musik) hatte einigen Lärm im Theater zu Berlin verursacht.

sehr wohl gefallen. — Wenn ich auch einen Tadel aussprechen sollte, so wäre es ein solcher, den ich bei meinen eigenen Sachen, und auch bei den Ouvertüren, deren Sie erwähnen, zuweilen in höherem, zuweilen in geringerem Grade mir selbst gemacht habe. Es ist nämlich bei solchen phantastischen, luftigen Gegenständen oft so schwer, das rechte Maß zu treffen. Tappt man zu, so wird es geformt und sehr prosaisch, und greift man gar zu zart an, so zerfährt es in Luft und Tonspiel, und bekommt keine rechte Gestalt. Die letztere Klippe scheint mir die Ihrige gewesen zu sein; an vielen Stellen, namentlich im ersten Anfange, aber auch sonst hier und da, und gegen den Schluß hin wieder, vermisse ich eine musikalische, ausgesprochene Gestalt, deren Umrisse, sie seien so duftig sie wollen, ich bestimmt erkennen, fassen und daran mich freuen kann. Ich wünschte außer dem meno allegro noch irgend eine anders geformte musikalische Idee in verschiedener Behandlung hier und dort durchgeführt zu sehen; — freilich taucht dann leicht wieder die andere Klippe auf, und es erscheint Durchführung, wo der Mondschein erscheinen sollte. — Aber eben um sich diesen poetischen Gedanken hingeben zu können, müßte der Geist der eigentlichen Meisterschaft über dem Ganzen schweben (damit das Unding nicht zerfährt oder das Ding nicht vertrocknet), und nur bei dieser Meisterschaft über Form, Gedanken und Anordnung mag dann der Phantasie der Zügel schießen wie er will. Das ist ja eben die Sache, an der wir alle mehr oder minder zu beißen und zu kauen haben, — verargen Sie mir's darum nicht, wenn ich auch in Ihrem Werke die Aufgabe noch nicht ganz gelöst gefunden habe; in ferneren, die ich kennen zu lernen hoffe, wird gewiß der Zusammenhang inniger und meiner Kritikaster-Bemerkung von selbst schon abgeholfen sein*. —

Mit vollkommener Hochachtung

ergebenst

Felix Mendelssohn Bartholdy.

---

* Diese Ouvertüre wurde vom Componisten nach den gemachten Andeutungen und Hinweisungen frisch durchgearbeitet, erhielt darauf vom Musikverein in Mannheim 1847 den zweiten Preis, und ist unter dem Titel: Dramatische Ouvertüre (Gnomen und Elfen) für Orchester im Druck erschienen.

An seine Mutter.

Leipzig, den 25. Januar 1841.

— — — — — — — —

Dies ist der 35ste Brief, den ich seit vorgestern geschrieben habe, es wird mir angst und bange, wenn ich sehe, wie die Fluth anwächst, sobald ich einmal ein paar Tage mich nicht dagegen wehren und sie eindämmen kann. Variationen aus der Lausitz und Mainz, — Ouvertüren aus Hannover, Copenhagen, Braunschweig und Rudolstadt, — deutsche Vaterlandslieder aus Weimar, Braunschweig und Berlin, von denen ich die letzteren componiren, die ersteren durchsehen und an einen Verleger bringen soll, und dazu meist so gute, freundliche Briefe, daß ich mich schämen würde, wenn ich sie nicht auch nach Kräften gut und freundlich beantwortete. Aber wer giebt mir die schönen Tage zurück, die darüber hingehen! Dann die Leute, die geprüft sein wollen und für ihre besorgten Angehörigen Bescheid erwarten, ob sie Musiker werden sollen oder nicht, — wie eben zwei Rheinländer hier sind, — und das soll man nun in ein paar Stunden entscheiden; es ist wirklich eine arge Verantwortlichkeit, und ich denke oft an Lafontaine's Ratte, die sich in den Käse zurückzog und von da aus Orakelsprüche ertönen ließ. — — — —

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 13. Februar 1841.

Mein lieber Bruder!

Curios ist's, wie Jahre vergehen, wo die Zeit und die Leute ganz ruhig still zu stehen scheinen, und dann wieder Wochen, wo Alles durcheinander läuft wie die Billardkugeln, carambolirt, sich verläuft, gewinnt u. s. w. (ein Gleichniß aus der Wasserschenke in Gohlis). — So ist mir's in den letzten Monaten gegangen; seit Deinem Hiersein hat Alles so geruckt und sich verändert, daß ich Dir acht Tage und Spaziergänge

vollauf zu erzählen hätte, ohne Dich zu Worte kommen zu lassen, dem es ja vielleicht ebenso gegangen sein mag. —

Die Berliner Angelegenheit liegt mir sehr im Kopfe und giebt mancherlei zu denken. — Ich bezweifle noch immer, daß sie zu dem Resultate führen wird, welches wir beide (wie ich denke) am liebsten hätten, weil ich immer noch bezweifle, daß Berlin ein Boden sei, wo sich gerade Einer von meiner Kunst nur leidlich heimisch fühlen kann, trotz aller Ehren und Gelder; — aber die bloße Anerbietung davon giebt mir einen gewissen innern Ruck, eine gewisse Satisfaction, die mir viel werth ist, wenn ich auch niemals mit einem Menschen davon sprechen könnte, — mit einem Wort, ich fühle, daß man mir eine Ehre angethan hat, und freue mich dessen. — Massow schreibt in seinem letzten Briefe, den ich schon vor dem Deinigen erhielt, der König wolle die definitive Bildung der Akademie verschieben, bis ich im Frühjahr nach Berlin käme; ob ich bis dahin schriftliche Anträge machen wolle zur Veränderung der Statuten, die er mir beilegt, müsse er mir ganz anheim stellen. Da ich nun dergleichen Schriften, sobald man mir's anheim stellt, viel lieber nicht mache, so werde ich's unterlassen, bis ich gewiß weiß, ob ich nach Berlin im Frühjahr reise oder nicht, und es nur im letztern Falle thun. — Merkwürdig, aber gar zu merkwürdig sind diese Statuten, namentlich die der bisherigen Compositionsschule. Denk' Dir, daß von 11 Lehrfächern, die sie aufgestellt haben, 7 geradezu unbrauchbar, ja widersinnig sind. — Was hältst Du unter andern von Folgendem, das Nr. 8 ist: „Beziehung der Musik auf die anderen Künste, insbesondere auf bildende, und auf Bühnenkunst", und dabei Nr. 11 „Anleitung zum geistlichen und weltlichen Drama". Ich habe diese Dinge früher zuweilen in der Staatszeitung gelesen und darüber gelacht; schickt sie Einem aber ein ernsthafter Minister oder Marschall zu, da wird's weinerlich. Ich bitte Dich, schlag' an irgend einem öffentlichen Ort, wo die Zeitungen gesammelt werden, nach, und schicke mir das Blatt, wo dieser Cursus angekündigt und zugleich die Lehrer der einzelnen Branchen genannt werden. Ich brauche auch diese Data, wenn ich recht genau in der Sache Bescheid wissen will. Es liegt Alles im Allerärgsten; — gerade deswegen, wirst Du

sagen, ist die Aufgabe es heraus zu reißen; — da gäb' es freilich genug zu thun dabei, hielt' ich mich selbst nur für den Mann dazu. — Was Gutes besser machen, oder was Neues gut, das sind Dinge, die mir lächeln und die man lernen möchte, wenn man sie nicht von vorn herein zu machen weiß, aber was Schlechtes in Besseres verwandeln, ist ein böses Ding und undankbar dazu.

Eine wichtige Veränderung ist hier seit dem sogenannten Königsconcerte eingetreten; Du glaubst nicht, was der bloße Besuch dieses Königs und sein wirklich herzliches, menschliches Wohlgefallen der Sache unserer Concerte für einen guten Schwung gegeben haben; man möchte fast so Einen beneiden, der durch ein rein menschliches und natürliches Gefühl, und eben solche Worte, gleich solch einen Anstoß geben kann, wär' es nicht am Ende in dessen Stellung eben so schwer, sich dies Gefühl, das die Hauptsache ist, zu erhalten, als manche Nebensachen in der unsrigen. — Genug, er hat sowohl durch sein Benehmen hier, wie durch die Lobposaunen, die er in Dresden darüber losgeblasen haben muß, uns eine Menge Dinge erleichtert, an die sonst nicht gedacht worden wäre. Zu jedem Concert haben wir seitdem neue Fremde von Dresden, die dortigen Sängerinnen beeifern sich um die Wette, hier aufzutreten, — sogar die Dotation mit dem hier vor zwei Jahren ausgesetzten Legate wird nun ganz wahrscheinlich für musikalische Zwecke verwendet, und in diesem Monat vielleicht schon bestimmt. Alles dies sind eben nur Grundzüge, — aber wie vielerlei Details hätte ich Dir eben auf den bewußten Spaziergängen dazu nachzuliefern! Nur zu einem, freilich der Hauptsache, komme ich in diesen Wintermonaten nicht, — zum Componiren; meinen Lobgesang habe ich seitdem zum Druck gegeben, und ein paar Lieder gemacht, das ist aber noch alles und wenig genug. —

Nun zur Litteratur. Da sieht es abermals kläglich mit mir aus. In der letzten Woche habe ich kaum Zeit gehabt zu essen und mein pensum zu schlafen, ohne das ich verloren bin; zum Lesen komme ich da gar nicht. Immermann's Münchhausen habe ich früher, doch nur den ersten Band gelesen; da gestehe ich Dir aber, daß mich die erste Hälfte desselben, die

Du auch nicht lobst, so verdroß, daß ich auch in der zweiten verstimmt blieb, obwohl ich das viele Schöne nicht verkenne, das die zweite Westphälische Hälfte enthält, wie jedes seiner mir bekannten Werke. Ähnlich geht mir's mit der Recension von X. Wenn ich da einen Gesellen mit allen guten Fähigkeiten vom lieben Gott ausgerüstet Jahre lang herum spazieren und seine wirklich schönen Fähigkeiten dazu brauchen sehe, in Zeitungen zu schreiben und eine Recension über ein Buch, das seinerseits wieder vielleicht besser ungeschrieben geblieben wäre, wenn der Buchhändler nicht Geld dafür bezahlte, — und außerdem nichts in der Welt weiter bringen, nichts befördern, nichts hinstellen, da meine ich zuweilen, das sei die einzige Gotteslästerung, die es auf der Welt gebe, und mag auch von der guten Recension nichts wissen, und achte jeden ordentlichen Buchbinder und Schuster höher. Das ist wohl einseitig, auch wohl zu streng, — aber ich weiß einmal nichts Schlimmeres, als den Mißbrauch oder den Nichtgebrauch der Gottesgaben, und habe keine Theilnahme an Spielerei damit. —

Pfui, wie ich in's Schimpfen gekommen bin! Und hab' Dir noch nicht gedankt für das Gute, Liebe, Freundliche, was Du von meiner Musik sagst! Im Gegensatz zu Andern mußt Du sie aber nicht so hoch stellen; und damit sie nur allein für sich das Gute verdient, das Du von ihr denkst, dazu müßte sie erst noch viel besser werden. Aber ich hoffe, das wird sie auch. Wenigstens meine ich, das Recitativ und die Mitte meines Lobgesanges sei wärmer und lebendiger, als das andere, was ich bis dahin gemacht. Wann singen wir Dir es erst vor! —

Damit schließe ich die Epistel. Schreib' auch Du mir bald wieder eine. Dein

Felix.

An Fanny Hensel in Berlin.

Leipzig, den 14. Februar 1841.

Salut et fraternité!

Hast Du den zornigen Brief gelesen, den der chinesische Kaiser an Lin mit dem carmoisinrothen Pinsel geschrieben hat? Wäre dergleichen bei uns Mode, so schriebe ich Dir heute mit

dem grasgrünen Pinsel, oder mit dem himmelblauen, oder wie sonst der vergnügte Pinsel gefärbt sein möchte, als Dank für Deine vortreffliche Epistel zu meinem Geburtstage. — Auch für Dein gutes freundliches Interesse am getreuen Eckert habe noch nachträglichen Dank; wohl ist er schon jetzt ein braver brauchbarer Musiker, und weiter sollte sich eigentlich nach meiner Meinung (die ich zuweilen 24 Stunden lang behalte) kein Mensch um den andern kümmern; — ob einer außerordentlich, einzig und dergl. wird, ist eine reine Privatangelegenheit. Brav und brauchbar soll aber ein Jeder in der Welt sein, und wer's nicht ist, auf den soll und muß geschimpft werden, vom Schuster bis zum Hofmarschall. Von allen jungen Leuten, die ich hier gehabt und gesehen habe, ist er der gutmüthigste und durchaus argloseste, — das sind zwei herrliche Eigenschaften. —

Ja, von Deinen Sonntagsmusiken schreib' mir nur gar nichts mehr, es ist ja eine Sünde und eine Schande, daß ich sie nicht gehört habe! — Wenn ich mich aber darüber ärgere, so ist's auch ärgerlich, daß Du keins unserer recht brillanten Abonnement-Concerte hörst. Ich sage Dir, wir glänzen unendlich, — in bengalischem Feuer. Neulich im letzten historischen Concerte, Beethoven, wurde plötzlich Herr Schmidt krank und konnte den Liederkreis an die ferne Geliebte nicht singen; mitten im ersten Theil sagt David: „da oben sitzt die Devrient", — die war den Morgen auf der Eisenbahn gekommen und reiste den nächsten Morgen wieder zurück. Ich geh' also in der Pause hinauf, mache mich niedlich, und sie will die Adelaide singen. Hierauf wurde ein altes Clavier aus dem Vorzimmer auf's Orchester gebracht, — das wurde viermal applaudirt, weil die Leute die Devrient ahnten. Hierauf kam sie in einem schabigen Reisecostüm, und Leipzig jubelte wie toll und brüllte unendlich; — sie nahm ihren Hut vor publico ab und wies verschämt auf den schwarzen Überrock; — ich glaube, sie applaudiren noch. Dann sang sie schön, und man blies Tusch und klatschte, bis vom Oberrock keine Schleife mehr zu sehen war. Das nächste Mal würfeln wir wieder Molique, Kalliwoda und Lipinski durch einander, und sind also, nach Frank's gutem Witz, von Adam bis Holtei gelangt.

Über die Tempi in meinem Psalm habe ich Dir nur zu sagen, daß die Stelle vom Jordan recht wässerig gehalten werden muß; wäre es gut, wenn der Chor dabei hin und her schwankte, damit man die Wogen zu schauen glaubte; hier haben wir diesen Effect erreicht. Weißt Du nicht, wie Du die übrigen Tempi vergreifen sollst, so frage nur G. darum; der versteht das in meinen Psalmen recht gut zu machen. Unmaßgeblich schlage ich vor, das letzte Stück ganz langsam zu nehmen, weil es heißt: „Singet dem Herrn in Ewigkeit". Das muß recht lange dauern!

O Gott verzeih' die schlechtesten aller Witze — am Ende nimmst Du sie übel als ächter „Paterjot" — aber nein!

Adies, liebe Fanny! Dein

Felix.

An den Prediger Julius Schubring in Dessau.

Leipzig, den 27. Februar 1841.

Lieber Schubring!

Hab' tausend Dank für Deinen lieben freundlichen Brief, der mir eine große Freude gemacht hat und ein gar sehr willkommenes Geburtstagsgeschenk war. Allerdings war unsere Correspondenz etwas schimmelig geworden, aber laß Dich doch nur ja nicht von den kleinen Empfehlungsbriefchen abbringen; große wären freilich besser, allein in deren Ermangelung thun es kleine auch, und daß ich sie immer mit Freuden empfangen werde und die Überbringer auch, so gut ich kann, das weißt Du wohl. —

Jetzt eine kritische Brille auf die Nase, und zur Beantwortung Deines Becker'schen Rheinliedes. Es gefällt mir ganz wohl und ist gut geschrieben, und muß auch lustig und voll genug klingen, aber — (denn ein Aber muß natürlich bei jedem Kritikus kommen) — das ganze Gedicht ist ja eigentlich gar nicht zu componiren, ist ganz unmusikalisch. — Ich weiß wohl, hiermit tappe ich Dir und sämmtlichen meiner Herren Collegen in Deutschland auf's Unverschämteste in's Gesicht; aber meine

Meinung ist's einmal, und was das Schlimmste ist, sie wird mir durch die meisten Compositionen, die ich kenne, bestätigt. (Laß es um Gotteswillen unter uns; die Journalisten drucken ohnedies jeden Bettel darüber, und ich werde am Ende als Frankreicher über die Grenze gebracht.) Aber ohne Spaß, ich kann mir nur dann Musik denken, wenn ich mir eine Stimmung denken kann, aus der sie hervorgeht; bloße kunstgerechte Töne, die gut zu dem Wortfall passen, und die auch bei starken Worten forte und bei sanften piano gehen und hübsch klingen, aber nicht was aussprechen, die habe ich von jeher eigentlich nicht verstehen können. Und doch kann ich nur solche Musik mir zu diesem Gedichte denken; solche nicht eindringende, nicht durchdrungene, nicht poetische, sondern begleitende, nebenhergehende, musikalische Musik; — letztere mag ich aber nicht. Mir fällt dann oft die Fabel von den beiden Töpfen ein, die zusammen auf die Reise gehen und wackeln, bis einer den andern zerschlägt, weil der eine von Thon, der andere von Eisen war. Dazu finde ich das Gedicht weder lustig noch traurig, weder tapfer noch vorsichtig, weder begeistert noch vernünftig, sondern sehr positiv, sehr praktisch, sehr gut passend für viele Leute im jetzigen Moment. — Aber nicht einmal momentan kann ich mich für eine Sache interessiren, der ich das Momentane ansehe, von der ich mir nichts Bleibendes erwarten kann, — ich werde hier philosophisch — verzeih' mir. Und verzeih' die ganze Diatribe, die noch dazu unartig ist, weil Du das Lied componirt hast; aber da Du die unermeßliche Majorität der Musiker für Dich hast, so nimmst Du mir meine dissentient protestation gewiß nicht übel, sondern lachst hoffentlich mehr darüber. Es ist nun einmal herausgeplatzt. — Wie mir's geht, willst Du wissen: ganz vortrefflich. Doch könnte es sein, wenn wir uns in den nächsten Wochen sähen, Du hörtest wieder dieselben Klagen von mir, wie im vorigen Jahr; — ich dachte oft seitdem daran und lachte darüber, weil mir so frisch und lustig zu Muthe war; aber seit acht Tagen ist wieder solch' eine Mattigkeit über mich gekommen, daß ich, wie gesagt, das alte Lied singen würde, gerade wie vor einem Jahr. Ich weiß nicht, ist es das Frühlingsherannahen, oder die entsetzlich viele Musik, die ich hier den Winter über machen muß

und die mich abspannt; seit mehreren Jahren fällt immer beides zusammen. — Aber ich glaube, es ist das letztere. Seit Januar habe ich 15 öffentliche Aufführungen gehabt, das bringt den Menschen herunter.

Leb' wohl, lieber Freund.

Dein

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 3. März 1841.

Lieber Paul!

Eine außerordentliche Freude hast Du mir durch die gestern empfangene Broschüre* gemacht, und nachdem ich über ihren Inhalt förmlich gejauchzt habe, muß ich Dir vor allem für die Zusendung danken. Ich hatte in der Allgemeinen Zeitung darüber gelesen, aber ohne Deine Vorsorge hätte sich die vortreffliche Schrift selbst noch lange nicht in meine Stube verstiegen. Ich habe sie nun zweimal mit der größten Aufmerksamkeit durchgelesen und stimme mit Dir überein, daß es ein höchst merkwürdiges Zeichen der jetzigen Zeit in Preußen ist, daß man nichts Wahreres, Aufrichtigeres und Ruhigeres in Haltung und Fassung wünschen kann, und daß dergleichen noch vor einem Jahre nicht hätte vorkommen können. Indeß ist die Schrift verboten, und wir werden nun bald sehen, inwiefern es ein einzelner hoher Geist ist, der seine Ansichten ausspricht, oder inwiefern dieser Geist wirklich schon das Ganze ergriffen und durchwärmt hat, denn das Hauptleiden ist bei uns von jeher Mangel an Einstimmigkeit gewesen, an esprit de corps. — Wieder hat mich ein wehmüthiges Gefühl ergriffen, wenn man so gewiß sieht oder zu sehen glaubt, daß der Weg offen, gebahnt, deutlich daliegt, auf dem das ganze Deutschland einen Umschwung bekäme, wie es ihn vielleicht nie gehabt hat, außer

* Die vier Fragen von Jacobi, — eine Flugschrift, deren Inhalt und Form jetzt schwerlich bei irgend einer Partei auch nur den geringsten Anstoß mehr erregen würde.

in den Kriegsjahren, und auch da nicht, weil es Kriegsjahre, gewaltsame, waren, — auf dem eigentlich Niemand verlöre und Alle gewönnen an Leben, Kraft, Bewegung und Thätigkeit, und wenn dieser Weg noch dazu der der Wahrheit und der Ehrlichkeit, des Worthaltens ist, und er wird dennoch immer und immer nicht betreten, und aus immer neuen Gründen vermieden, — das ist betrübt! Einstweilen ist es aber gut, daß Leute kommen, die das auszusprechen wissen, was die so überwiegende Mehrzahl fühlt, ohne es sagen zu können; ich müßte die ganze Broschüre anführen, um Dir alle einzelnen Stellen zu nennen, die mir so recht aus dem Herzen geschrieben sind; aber aufgesprungen bin ich vor Freuden bei den beiden kleinen Stellen über den Danziger Brief und über Hannover, wie die so natürlich und so ganz als Nebensache hineinkommen, und dann der herrliche Schluß. Wie gesagt, es ist an den nächsten 14 Tagen zu beweisen, daß solcher Geist nicht blos in Theorie, sondern auch in Praxis jetzt, heut' Recht hat, und gebe Gott, sie mögen es thun.

Wenn Du in der Folge über Euern Staatsmann* (von dem ich jedoch die Broschüre gewiß nicht glaube, obgleich sie wohl ganz in seinem Geiste ist) etwas Näheres, mir Mittheilbares erfährst, so bitte ich Dich, es nicht zu unterlassen. Ich fange an, mich für diesen Mann sehr zu interessiren! Welchen herrlichen Gegensatz bildet nebenbei diese Schrift zu allen französischen der letzten Jahre, die ich kenne! Hier ist doch wirklicher, nicht blos spitzfindiger Inhalt, kräftige Wahrheit und angeborener Anstand, nicht blos anerzogene Höflichkeit oder Umgehung der Gesetze.

Aber die Schrift ist verboten! das demüthigt Einen wieder in aller Freude.

Lebe wohl, und habe nochmals und allerherzlichsten Dank für Deine Güte.

Immer

Dein

Felix.

---

* Unmittelbar nach dem Erscheinen der vier Fragen hielt man im Publikum den Minister Schön für deren Verfasser.

An den Musikdirector Julius Rietz in Düsseldorf
(jetzt Capellmeister in Dresden).

Leipzig, den 23. April 1841.

Lieber Rietz!

Gestern Abend haben wir Ihre Ouvertüre zu Hero und Leander und den Schlachtgesang, beide mit allgemeinem, lautem Beifall, mit einstimmiger Anerkennung der Musiker und des Publikums aufgeführt. Schon in der Probe sah ich bei der Ouvertüre, gegen das Ende zu in D dur, im Orchester diejenigen lächelnden Gesichter und wiegenden Köpfe, die ich bei einem neuen Stück von Ihnen gern unter den Geigern und Bläsern sehe; es hatte ihnen allen ungemein gefallen, und die Zuhörer, die gestern mäuschenstill da saßen und nicht muckten, und am Schluß in sehr lebhaftes Klatschen ausbrachen, bestätigten jenes Urtheil vollkommen. — Ich habe sehr große Freude in allen Proben und der Aufführung davon gehabt; es ist etwas so ächt Künstlerisches, so ächt Musikalisches in Ihren Orchesterwerken, daß mir beim ersten Tacte wohlig wird, und daß mich's fesselt und interessirt bis zum letzten.

Da Sie aber durchaus eine kritische Brille auf meiner Nase haben wollen, so ist mir ein Wunsch bei beiden Stücken aufgefallen: Sie möchten recht viel und jetzt nach einander schreiben. Den Hauptgrund brauche ich nicht zu sagen, — der liegt oben auf. Aber noch ein anderer. Es ist mir, namentlich in der Ouvertüre, ein gewisser Geist, den ich selbst allzu gut kenne, weil er nach meiner Meinung die Reformationssymphonie* hat mißlingen lassen, und der sicher und unfehlbar durch vieles und verschiedenartiges Schaffen hinweggebannt werden kann. Wie nämlich die Franzosen durch Kartenkunststücke und Selbstquälerei ihre Gedanken hoch hinaufschrauben und interessant machen möchten, so glaube ich, man kann durch den natürlichen Abscheu vor diesem Wesen auch wieder in's andere Extrem gelangen, sich vor allem Piquanten und Üp-

* Eine erst vor Kurzem veröffentlichte Composition Mendelssohn's.

pigen so sehr zu fürchten, daß am Ende der musikalische Gedanke in sich nicht keck und interessant genug bleibt, — daß statt jener Geschwüre eine Magerkeit entsteht; — es ist der Gegensatz von den Jesuitenkirchen mit tausend Flittern zu den Calvinischen mit den vier weißen Wänden; die rechte Frömmigkeit kann in beiden sein, aber der rechte Weg ist doch zwischen beiden. O Gott, verzeihen Sie den Predigerton, aber wie macht man sich über solche Sachen verständlich? Die Grundgedanken in Ihrer Ouvertüre und meiner Reformationssymphonie (beide haben darin ganz gleiche Eigenschaften, finde ich) sind mehr durch das, was sie bedeuten, als an und für sich interessant; natürlich rede ich dem letzteren allein nicht das Wort (denn das führt in die Franzosen), aber auch nicht dem ersten allein, sondern beides muß sich verbinden und verschmelzen. Ein Thema, oder all' dergleichen, auch an und für sich musikalisch recht interessant zu machen, wie Sie es in der Instrumentirung mit jeder zweiten Hoboe und Trompete zu machen wissen, das, meine ich, ist die Hauptwichtigkeit, und nach der Richtung möchte ich Sie in Ihren nächsten Werken recht entschieden steuern sehen, ohne daß Ihre vortrefflichen Grundstimmungen sowohl, als Ihre meisterhaften herrlichen Detailsausführungen der Instrumentirung u. s. w. im Geringsten unter dieser größern Feile und Schärfe der musikalischen Gedanken leiden dürften.

Und da sich Gedanken weder feilen noch schärfen lassen, sondern man sie nehmen und verbrauchen muß, wie sie kommen und wie der liebe Gott sie schickt, so ist eben Arbeiten das einzige, was mir und jedem Andern zu wünschen bleiben kann bei einem Künstler wie Sie und Kunstwerken wie die Ihrigen, wo sich's nur noch von der Richtung ein wenig mehr hier- oder dorthin handeln kann.

Bericht an Seine Majestät den König
von dem wirklichen Geheimen Rath Herrn von Massow*.

Berlin, den 20. Mai 1841.

Ew. K. M. haben mir mündlich den Befehl zu ertheilen geruht, mit dem Dr. und Componisten Felix Mendelssohn Bartholdy in Leipzig in Unterhandlung zu treten, um denselben nach Berlin zu berufen und hier durch Anstellung zu fixiren, ich habe namentlich am 11. Dec. v. J. in Ew. K. M. Allerhöchstem Auftrage dem Herrn Mendelssohn geschrieben und ihm angeboten,

daß er als Director der musikalischen Classe der Akademie der Künste mit einem Gehalt von 3000 Thlrn. angestellt werden könne,

dabei habe ich erwähnt, daß es die Absicht Ew. K. M. sei, die musikalische Classe der Akademie umzugestalten, sie mit anderen, theils bestehenden, theils zu errichtenden musikalischen Bildungs-Anstalten in Verbindung zu setzen, hierbei Sich seines, des p. Mendelssohn Rathes zu bedienen, und ihn künftig an die Spitze dieser Anstalt zu stellen, ferner daß es der Wille Ew. K. M. sei, daß alljährig mit dem Königl. Orchester- und Opernpersonale eine noch zu bestimmende Anzahl von Concerten unter seiner Leitung gegeben würde, in welchen vorzugsweise Oratorien, aber auch andere Werke, als Symphonien u. s. w. aufgeführt würden. Herr Mendelssohn sprach in zwei an mich gerichteten Schreiben vom 15. December und 2. Januar seine Dankbarkeit gegen Ew. K. M. für den ehrenvollen Antrag, so wie seine vollkommenste Zufriedenheit in Betreff des Titels und des Gehaltes aus, er behielt sich aber dennoch seine Erklärung, ob er diesen Antrag annehmen könne oder nicht, vor, bis ihm die Pflichten genau vorgeschrieben würden, die er bei seiner ihm angebotenen Anstellung in Berlin

---

* In diesem Bericht findet sich das Resultat der Verhandlungen mit Mendelssohn, zu denen er schließlich persönlich nach Berlin gekommen war, vollständig dargelegt, und man hat daher geglaubt, demselben hier eine Stelle einräumen zu müssen.

zu übernehmen habe. Die Gewissenhaftigkeit, welche Herr Mendelssohn hierbei bewies, mußte man anerkennen und ehren, zugleich versprach er, in diesem Frühjahr nach Berlin zu kommen.

Die Akademie der Künste ressortirt von dem Ministerio der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, von welchem auch nur die von Mendelssohn verlangte Vorschrift ertheilt werden kann. Diese war aber nicht so schnell zu entwerfen, daher Minister Eichhorn beschloß, die ganze Angelegenheit, betreffend die Umgestaltung der musikalischen Classe mit Herrn Mendelssohn selbst zu berathen, und Ew. K. M. geruheten zu genehmigen, daß sie bis dahin auf sich beruhen könne. Herr Mendelssohn ist nun kürzlich seinem Versprechen gemäß hier angekommen, und er beharrt bei seiner Erklärung, nur dann eine fixirte Anstellung in Ew. K. M. Dienst annehmen zu können, wenn er zuvor genau erfahre, was von ihm verlangt würde und welche Pflichten er zu erfüllen haben werde.

Die beabsichtigte Umgestaltung der musikalischen Classe, welche wahrscheinlich in Verbindung mit mancher Änderung der Akademie der Künste im allgemeinen statthaben soll, bedingt die Auflösung bestehender und die Bildung ganz neuer Verhältnisse. Bei der Errichtung einer größeren musikalischen Bildungsanstalt würde das Ministerium des Königl. Hauses wegen des Königl. Theaters concurriren, da die bei letztem bestehenden derartigen Anstalten, und gewiß mehrere dabei angestellte Künstler herangezogen werden müßten; die zu allem erforderlichen Geldmittel müssen festgestellt und bewilligt werden; dies Alles sind Ursachen, welche das Königl. Ministerium verhindern, diese viel umfassende Angelegenheit in Kurzem so weit zu bearbeiten, um Ew. K. M. darüber die Vorschläge vorlegen zu können, und welche es ihm daher auch unmöglich machen, dem Herrn Mendelssohn jetzt die Stellung anzuweisen und die Pflichten vorzuschreiben, die er einst als Director der musikalischen Classe der Akademie einnehmen und erfüllen soll.

Herr Mendelssohn muß sich andererseits binnen einigen Wochen erklären, ob er seine Stellung in Leipzig aufgeben werde oder nicht, und dringt auf Entscheidung.

Unter diesen Umständen habe ich, jedoch mit ausdrücklichem Vorbehalt Ew. K. M. Allerhöchster Genehmigung, dem Herrn Mendelssohn den Vorschlag gemacht,

daß er sich für jetzt nur auf eine bestimmte Zeit, und zwar auf Ein Jahr in Berlin fixiren, und zu Ew. K. M. Disposition stellen solle, wofür Ew. K. M. ihm den Titel Capellmeister, jedoch ohne ihm die Verpflichtung der Function bei der Königl. Oper aufzulegen, und das schon zugesagte Gehalt von 3000 Thalern pro anno bewilligen würden; er solle für diese Zeit hindurch kein Amt, daher auch keine bestimmten Pflichten übernehmen, insofern nicht im Laufe desselben der Herr Minister Eichhorn ihm die oft erwähnten Vorschriften ertheilen, und er sich damit einverstanden erklären könnte, daher dann die vorbehaltene Einigung über die definitive Anstellung erfolgte.

Herr Mendelssohn hat sich gegen mich bereit erklärt, diesen Vorschlag anzunehmen, und wenn Ew. K. M. die Gnade hätten, denselben zu genehmigen, würde der Herr Minister Eichhorn Zeit gewinnen, diese Angelegenheit mit Herrn Mendelssohn zu berathen und Ew. K. M. ausführliche Vorschläge zu machen, und von dem ehrenwerthen Charakter des Herrn Mendelssohn würde mit höchster Zuversicht zu erwarten sein, daß er auch in diesem interimistischen Verhältnisse alle seine Kräfte Ew. K. M. um so mehr widmen werde, als darüber nichts näher bestimmt werden konnte. Solch' Verhältniß ist aber dennoch nur auf eine bestimmte Zeit zu rechtfertigen, daher auf Ein Jahr verabredet worden.

Sollte nun wider Erwarten die Umgestaltung der musikalischen Classe der Akademie und die Gründung einer musikalischen Bildungs-Anstalt nicht so ausgeführt werden, daß Herr Mendelssohn die Überzeugung gewönne, darin ein Feld der Thätigkeit für seinen Beruf und seine Neigung zu finden, oder sollten die Ansprüche, die an ihn gemacht würden, die Einigung mit ihm verhindern, sollten endlich, wie ich auf Herrn Mendelssohn's ausdrückliches Begehr hinzufüge, Ew. K. M. die Erwartungen nicht ganz erfüllt sehen, welche Allerhöchstdieselben jetzt in ihn setzen, so wäre das jetzt geknüpfte Verhältniß auf

vorherbedungene und daher ehrenvolle Weise in bestimmter Frist wieder auflöslich.

Der Herr Minister Eichhorn, den ich von dem durch mich dem Herrn Mendelssohn gemachten, und von dem letzten angenommenen Vorschlag in Kenntniß gesetzt habe, hat seinerseits gar nichts dagegen zu erinnern gefunden.

Ew. K. M. die Beschlußnahme allerunterthänigst anheimstellend, sehe ich den weitern Befehlen allergehorsamst entgegen und ersterbe in tiefster Ehrfurcht

Ew. K. M. pp.

v. Massow.

Pro Memoria von Mendelssohn

wegen einer in Berlin zu errichtenden Musikschule.

Berlin, Mai 1841.

Um in Berlin eine deutsche Musikschule in's Leben zu rufen, welche den bis jetzt vereinzelten Bestrebungen im Fache des Kunstunterrichts einen gemeinsamen Mittelpunkt, angehenden Künstlern eine feste, ernstere Richtung, und somit dem Musiksinne der Nation einen neuen, kräftigeren Aufschwung gewähren könnte, scheinen einestheils die schon bestehenden Institute und Personen concentrirt, anderntheils mehrere neue zu Hülfe gerufen werden zu müssen.

Zu den ersteren wären besonders die verschiedenen Königlichen Unterrichtsanstalten für Musik zu rechnen; sie müßten mit der Musikschule vereinigt und als Glieder derselben mit größeren oder geringeren Modificationen in einem Sinne und einer Richtung fortgeführt werden. Hieher gehören z. B.:

das Eleven-Institut für das Königliche Orchester,

das Orgel-Institut,

die dem Theater zugehörigen (und auch hier nur für's Theater insofern zu verwendenden) Unterrichtsmittel für Gesang, Declamation u. s. w.

Ferner müßten die Mitglieder der Königlichen Capelle auf den einzelnen Instrumenten Unterricht zu geben verpflichtet werden.

An einem passenden Local würde es in den Königlichen Gebäuden nicht fehlen, ebenso wenig an einer Bibliothek mit den erforderlichen alten und neueren Musikwerken, Partituren wie Büchern.

Dagegen wären neu hinzuzuziehen:

1) Ein Hauptlehrer für Composition; der beste, der in Deutschland zu finden wäre, der regelmäßigen Unterricht in der Theorie, im Generalbaß, Contrapunkt und Fuge ertheilte.
2) Ein Hauptlehrer für Sologesang, ebenfalls der beste, der in Deutschland zu finden wäre.
3) Ein Hauptlehrer des Chorgesanges, der sich namentlich durch persönliche Anregung der ihm untergebenen Sänger, durch gutes Clavierspiel und sichere Direction auszeichnete.
4) Ein Hauptlehrer des Pianofortespiels, wozu auch nur ein Mann von entschiedenstem Talent und Ruf zu wählen sein dürfte.

Die übrigen Lehrer für diese Fächer würden in Berlin selbst zu finden sein; auch an Lehrern der Ästhetik, Geschichte der Musik u. s. w. würde es daselbst gewiß nicht fehlen.

Der vollständige Cursus müßte 3 Jahre dauern, die Schüler nach vorhergegangener Prüfung unentgeltlich unterrichtet werden; Preisarbeiten fänden nicht Statt, sondern in bestimmten Zeiträumen würden sämmtliche Arbeiten, die die Schüler seit ihrer Aufnahme gemacht, wieder eingefordert, in ihrem Zusammenhange beurtheilt, und hiernach der Preis (etwa in den Mitteln zu einer größeren Reise durch Deutschland, Italien, Frankreich und England bestehend) denselben zuerkannt. Jeden Winter fände eine bestimmte Anzahl Concerte Statt, bei welchen sämmtliche Lehrer (darunter also auch die oben erwähnten Mitglieder der Capelle) mitzuwirken verpflichtet wären, und in denen durch Wahl der Musikstücke wie durch deren Ausführung auch auf das größere Publikum unmittelbar gewirkt werden könnte.

Der ganzen Anstalt möchte der Grundsatz als Basis dienen: daß jede Gattung der Kunst sich erst dann über das Handwerk erhebt, wenn sie sich bei größtmöglicher technischer Vollendung einem rein geistigen Zwecke, dem Ausdrucke eines höheren Gedankens widmet; daß also Gründlichkeit, Richtigkeit und strenge Ordnung im Lehren und Lernen zum ersten Gesetz gemacht würde, um dem Handwerk nichts voraus zu lassen, zugleich aber alle Fächer nur im Hinblick auf jenen Gedanken, den sie aussprechen sollen, und jene höhere Bestimmung, der die technische Vollkommenheit in der Kunst unterzuordnen ist, gelehrt und gelernt werden müßten. —

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 9. Juli 1841.

Lieber Bruder!

Anbei überschicke ich Dir eine Copie des Briefes vom Minister Eichhorn, den ich heute Abend erhalten habe. Es geht daraus hervor, daß der König mich nur dann zum Capellmeister machen will, wenn der Plan mit der Akademie in's Leben tritt; wo nicht, also wahrscheinlich, nicht. Ist dies unwiderruflich seine Meinung, so bleibt mir nur zwischen zwei Alternativen zu wählen, entweder ohne diesen Titel und ohne jede weitere öffentliche Anstellung zum 1. August nach Berlin zu gehen und das bloße Gehalt dort anzunehmen, oder von jetzt ab alle weiteren Unterhandlungen in der Angelegenheit abzubrechen und nicht wieder anzuknüpfen. —

Nun gestehe ich, 1) daß ich nicht ohne unmuthige Gefühle eine neue Stellung antreten würde, bei der man schon von den eigenen Anerbietungen etwas abgedungen hätte, 2) daß ich alle jene Gründe nach wie vor triftig finde, die einen solchen Titel in der Meinung des Herrn von Massow, wie in der meinigen, nothwendig erscheinen ließen, um im Laufe des Winters die gewünschten Concerte und Aufführungen zu Stande zu bringen, und daß es 3) mir sogar billig erscheint, daß mir von vorne

herein ein öffentlicher Beweis des Königlichen Vertrauens gegeben werde, indem ja auch möglicherweise von dortiger Seite nach Ablauf des einen Jahres keine Erneuerung des Verhältnisses gewünscht werden könnte, und ich dann wirklich allein der verlierende Theil sein würde, weil sie eben nur die Möglichkeit auf's Spiel setzen, jenen Titel umsonst zu vergeben, während ich die, meine hiesige Stelle zu verlieren, und Du weißt, daß mir dies kein kleines Opfer kostet. Ich bitte Dich nun, den Inhalt dieses Briefs und des Eichhorn'schen Schreibens Herrn von Massow mitzutheilen. — Es wird ihm nicht entgehen, daß darin seine Propositionen und somit das Resultat meines ganzen Berliner Aufenthalts wieder übergangen sind, und daß ich also in durchaus anderen Verhältnissen nach Berlin kommen müßte, wozu ich mich, wie gesagt, schwerlich entschließen könnte. Sieh', was Massow sagt, und theile mir es mit. — Vergiß nicht dabei hervorzuheben, daß ich es stets für wahrscheinlich hielt, und jetzt natürlich mehr als je, daß jene definitive Bestimmung der Akademie-Verhältnisse nicht in dem einen Jahre erfolgen wird, und zwar nicht durch meine Schuld oder aus Mangel an Bereitwilligkeit von meiner, sondern aus Mangel an bestimmtem Willen von ihrer Seite. Deshalb wünschte ich schon damals und wünsche es noch jetzt, etwas Bestimmtes zu haben, wozu ich nach Berlin gerufen bin; die Direction der Akademie kann ich keinem Menschen als Zweck angeben. Wollen sie mich zum Geheimsecretär machen, statt zum Capellmeister, so ist mir's ganz ebenso recht, aber aus irgend einem ostensiblen Grunde möchte ich gern hingehen, wenn ich hingehen soll. Wahrscheinlich wird es die Sache noch erschweren, daß ich nun mittlerweile schon den vielbesprochenen Titel (hol' ihn der Teufel!) in Sachsen erhalten habe; man wird sagen, wozu denn noch einmal? Man wird es für Eigensinn ausgeben. Ich berufe mich aber auf meine obigen Gründe und denke im Gegentheil, man könne daraus sehen, daß ich nicht aus Titelsucht oder dergleichen darauf bestanden habe oder bestehe. —

Verzeih', verzeih', lieber Bruder, Du hast die schlimmste Partie dabei; mir fällt doch jedenfalls was Gutes zu, im schlimmsten Falle eine schätzbare Erfahrung; Dir nur viel

Langeweile und verlorene Zeit (auch im besten Falle, worunter ich hier mein Bleiben in Berlin verstehe). Verzeih'!*

Immer Dein

Felix.

An Carl Klingemann in London.

Leipzig, den 15. Juli 1841.

Lieber Freund!

Morgen reise ich auf einige Tage in lustiger Gesellschaft nach Dresden, um die Ungher und Moriani singen zu hören, Raphael und Tizian malen zu sehen, und Luft in hübscher Gegend zu schnappen. In wenig Tagen nach der Zurückkunft geht es dann für ein Jahr nach Berlin, einer der sauersten Äpfel, in die man beißen kann, und doch muß es gebissen sein. Sonderbar giebt es sogar zwischen uns Mißverständnisse bei dieser Sache, und sonst haben wir deren doch wenig. Du glaubst, ich frage Dich um Rath, und will nachher darnach handeln. Wahrhaftig, wenn ich Dich über dies und alles andere frage, wenn ich irgend etwas zu Dir sage, Dir gegenüber thue, sage und thue ich es aus gar keinem andern Grund, als aus Instinkt. Ich muß über etwas, das mir wichtig ist, das mich nahe angeht, mit Dir sprechen oder verhandeln, — das ist mal nicht anders, — und das geschieht so wenig wegen des leidigen Rathsérholens, daß ich überzeugt bin, hättest Du mir gar nicht geantwortet, und hätten wir uns nach 10 Jahren wieder gesprochen, so würde ich Dir dieselben Fragen gethan, Deine Antwort ebenso begierig erwartet, so froh erhalten haben, wie jetzt. Noch ein curioses Mißverständniß ist in

* Schließlich wurden die Massow'schen Vorschläge angenommen. Mendelssohn kam nach Berlin; man conferirte viel über die Umgestaltung der musikalischen Classe der Akademie und die Organisation des zu schaffenden Conservatoriums, aber wie Mendelssohn richtig vorausgesehen hatte, verlief sich Alles in den Sand, und zwar ohne seine Schuld, was der Anfang des später mitzutheilenden Briefs des Ministers Eichhorn an Mendelssohn (vom 2. März 1845) beweist.

Hinsicht des Vergleichs der beiden Städte Leipzig und Berlin. Du glaubst, und dasselbe haben mir mehrere Hiesige und Auswärtige gesagt, hier in Leipzig sei die Bequemlichkeit, das Hausvaterleben, die Abgeschlossenheit, dort das öffentliche Wirken in und für Deutschland, die Thätigkeit für Andere u. s. w.

Es ist wahrhaftig gerade umgekehrt. Eben weil ich so ungern schon jetzt eine Sinekur mir aufhängen ließe, eben weil mir jenes öffentliche Wirken, zu dem Du mich damals triebst und das mir selbst nothwendig schien, nach und nach lieb geworden ist, eben weil an dergleichen in Berlin nicht zu denken ist, — deshalb gehe ich ungern dahin. Dort sind alle Bestrebungen Privatbestrebungen, ohne Widerhall im Lande, und den haben sie hier, so klein das Nest auch ist. Wegen des Ruhiglebens habe ich mich nicht hierher nach Leipzig gesetzt, im Gegentheil empfand ich das Bedürfniß darnach, weil es mir gar zu arg und bunt hier wurde. Dafür habe ich manches erreicht und gelernt, was sich nur so erreichen und lernen ließ, und bin nicht faul dabei gewesen; habe auch, glaube ich, in Deutschland bei meinen Landsleuten bessern Fuß gefaßt und mehr Zutrauen gewonnen, als ich vielleicht mein Lebenlang in Berlin gethan hätte, und das ist doch auch was werth. Daß ich nun also ein Privatleben wieder anfangen soll, aber dabei etwa ein Conservatorienschulmeister werden, dazu kann ich mich nach meinem guten, frischen Orchester nicht verstehen; ich könnte es allenfalls, wenn es eben ein reines Privatleben sein sollte; da würde blos componirt und in Stille gelebt; aber da kommt ja schon wieder das Berlinische Zwitterwesen: die großen Pläne, die winzige Ausführung; die großen Anforderungen, die winzigen Leistungen; die vollkommene Kritik, die mittelmäßigen Musikanten; die liberalen Ideen, die Hofbedienten auf der Straße; das Museum und die Akademie, und der Sand! Ich zweifle, daß länger als das eine Jahr dort meines Bleibens sein wird; indeß werde ich natürlich Alles thun, um dies eine Jahr weder für mich noch für die Anderen ungenützt vergehen zu lassen! Einsamkeit wird es auch dort in der Zeit nicht geben; ich muß mich eben herumtummeln und dabei hinschreiben, was ich hinschreiben kann; kommen auch ein paar

frühere Melodieen dabei in's Hintertreffen. Es sind doch auch dafür mancherlei andere seitdem zum Vorschein gekommen, denke ich. Du siehst, ich vertheidige mich grimmig, mit Klauen und Zähnen. Aber daß Berlin für die jetzige Zeit das minder eingreifende und Leipzig das mehr öffentlich wirkende ist, das glaube mir. — Weißt Du, was ich in der vergangenen Zeit mit Passion componirt habe? — Variationen für's Piano. Und zwar gleich 18 auf ein Thema in D moll; und hab' mich dabei so himmlisch amüsirt, daß ich gleich wieder neue auf ein Thema in Es dur gemacht habe, und jetzt bei den dritten auf ein Thema aus B dur bin. Mir ist ordentlich, als müßte ich nachholen, daß ich früher gar keine gemacht habe.

An den Concertmeister Ferdinand David in Leipzig.

Berlin, den 9. August 1841.

Lieber Freund!

Du willst Neuigkeiten vom Berliner Conservatorium hören; ich auch, aber es giebt deren keine. Die Sache ist im allerweitesten Felde, wenn sie überhaupt gar in irgend einem Felde schon ist, und nicht blos in der Luft. Der König scheint den Plan zu haben, die Akademie der Künste umzugestalten; das geht doch nun aber einmal nicht gut, ohne aus der jetzt bestehenden Gestalt derselben eine andere zu machen. Hierzu kann man sich aber nicht entschließen, und ich möchte am allerwenigsten dazu rathen, weil ich überhaupt weder von einer gestalteten, noch umgestalteten Akademie viel Heil für Musik erwarten kann. Ein Conservatorium soll, wie ich glaube, der neue musikalische Theil der neuen Akademie werden; einen Theil allein neu organisiren, davon kann unter keinen Umständen die Rede sein, also hängt das wieder von den drei anderen ab; — für das Baufach fehlt es noch an einem Director, und in allen vier Fächern können (oder sollen wenigstens) die einmal vorhandenen Mitglieder nicht abgesetzt und in ihren Rechten geschmälert werden, also müssen diese Mitglieder erst

aussterben. Mit ihnen zugleich werden wir auch aussterben, und ob dann die Umgestaltung in der gewünschten Art erfolgt, ist die Frage. Den Dienst glaube ich hier schon geleistet zu haben, diese Verhältnisse recht klar und ohne Umschweife auseinandergesetzt zu haben, daher man sich mit diesem Plane und den dahin einschlagenden Reden so lange nicht mehr zu tragen braucht, bis die Unmöglichkeit hinweggeräumt ist. —

Du wirst fragen, wozu in aller Welt sie mich denn nun hier in Berlin brauchen? Antwort, einestheils weiß ich's nicht recht, anderntheils glaub' ich, daß sie den Winter über einige große Concerte mit Hinzuziehung aller ihrer besten Mittel geben werden, und daß ich die dann, theils in der Kirche, theils im Saal, dirigiren soll. Auch ob dies zu Stande kommt, scheint mir noch sehr in Frage; jedenfalls aber wird es das einzige sein, was meiner Meinung nach in dieser Zeit zu Stande kommen kann und wird.

An den Präsidenten Verkenius in Cöln.

Berlin, den 14. August 1841.

Lieber verehrter Herr Präsident!

So sehr ich mich freute, als ich in der Adresse Ihres gestrigen Briefes die liebe, wohlbekannte Handschrift sah, so tief betrübt wurde ich durch den ernsten wehmüthigen Ton Ihrer Worte, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich die Nachricht von der Fortdauer Ihrer Krankheit erschreckt und bekümmert. Oft ist es freilich der Fall, daß in Augenblicken des Übelbefindens Einem alles mit einem schwarzen Schleier zugedeckt erscheint, daß die Krankheit nicht blos den Körper, sondern Geist und Gedanken mit in ihren Bereich zieht (so geht mir's immer, wenn ich unpäßlich oder krank bin) und daß dann mit der eintretenden Genesung auch die trüben Bilder verscheucht sind. Gebe doch Gott, daß dies bei Ihnen der Fall sein möge, und zwar recht, recht bald; doch sind jene trüben Momente darum nicht weniger beängstigend in der Gegenwart,

wenn sie auch schnell vergehen und dann vergessen sind. Könnte ich doch nur irgend etwas thun, um sie Ihnen zu erheitern oder zu vertreiben! Da empfindet man erst die Entfernung doppelt schmerzlich, wenn so herzlich geliebte und verehrte Freunde zu leiden haben, und wenn man sein Leben abgesondert fortleben muß, statt ihnen nahe zu sein und mitzuleiden, wenn man auch nicht helfen und erleichtern kann.

Sie sagen, daß Ihnen meine Briefe nicht unangenehm sind; ich werde deshalb recht oft schreiben; lassen Sie mich's wissen, wenn es zu oft werden sollte; und der Himmel gebe, daß ich bald erfreuliche Nachrichten über Ihre Genesung von Ihnen selbst oder von einem der Ihrigen als Erwiederung erfahre.

Seit vierzehn Tagen bin ich nun mit meiner Familie hier und lebe wieder mit der Mutter und den Geschwistern in demselben Hause, aus welchem ich vor zwölf Jahren mit schwerem Herzen zog. Desto sonderbarer ist es mir, daß ich mich trotz der Freude, mit Mutter und Geschwistern zu sein, trotz aller Vorzüge und frohen Erinnerungen kaum an irgend einem Orte Deutschlands so wenig zu Haus fühlen kann, als hier. Der Grund mag darin liegen, daß alle Ursachen, welche mir es damals unmöglich machten, meine Laufbahn hier zu beginnen und zu erweitern, welche mich also von hier forttrieben, nach wie vor noch bestehen und leider auch wohl für ewige Zeiten bestehen werden. Dieselbe Zersplitterung aller Kräfte und aller Leute, dasselbe unpoetische Streben nach äußerlichen Resultaten, derselbe Überfluß an Erkenntniß, derselbe Mangel an Production und Mangel an Natur, dasselbe ungroßmüthige Zurückbleiben in Fortschritt und Entwickelung, wodurch beide freilich viel sicherer und gefahrloser werden, wodurch ihnen aber auch alles Verdienstliche, Belebende geraubt wird. Ich glaube, daß sich diese Eigenschaften in allen Dingen hier wiederfinden werden; — in den musikalischen ist es ohne Zweifel der Fall. Der König hat den besten Willen, dies alles zu verändern und zu verbessern; wenn er aber auch diesen Willen unerschütterlich eine Reihe von Jahren festhielte, wenn er lauter Leute fände, die denselben Willen hätten und unermüdlich daran arbeiteten, auch dann wären Resultate, erfreuliche Erscheinungen erst nach

dieser Reihe von Jahren zu erwarten, wie mir scheint, und beide verlangt man hier zu allererst. Als ob der Boden erst wieder ganz umgeackert und aufgewühlt werden müßte, um Früchte zu tragen, so scheint mir's hier, wenigstens in meinem Fach. Die Musiker sind jeder für sich, nicht je zwei mit einander übereinstimmend; die Liebhaber in tausend kleinen Kreisen vertheilt und verschwunden; dabei ist alle Musik, die man hört, allerhöchstens mittelmäßig, nur die Kritik scharf, genau und wohl ausgebildet; — das scheinen mir für die nächste Zeit keine guten Aussichten, und jenes „von Grund aus aufrichten" ist meine Sache nicht, denn mir fehlt es an Talent und Lust dazu. So erwarte ich, was man von mir verlangt, und das beschränkt sich wahrscheinlich blos auf eine Anzahl Concerte, die die Akademie der Künste im kommenden Winter geben und die ich dann dirigiren soll. In meinem nächsten Briefe werde ich Ihnen noch einige musikalische Details schreiben. Gebe nur der Himmel, daß ich bald, bald über Ihr Wohlbefinden beruhigt werden und Sie in Heiterkeit und Gesundheit wiedersehen möge! Gott gebe das! Immer

Ihr treuer

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An den Präsidenten Verkenius in Cöln.

Berlin, den 23. August 1841.

Lieber Herr Präsident!

Sie sehen, daß ich mir Ihre Erlaubniß zu Nutze mache und fleißig schreiben will; wird es Ihnen zu viel, so lesen Sie es nicht, oder lassen mich es wissen. Gebe nur Gott, daß ich von Ihrer wiederkehrenden Gesundheit bald frohe Nachricht vernehmen möge! Daran denke ich alle Tage, das wünsche ich alle Tage.

In meinem vorigen Briefe versprach ich Ihnen einige Details über das hiesige Musikwesen, so weit es mir bis jetzt bekannt geworden. Leider ist darüber wenig Erfreuliches zu

melden. Wie überall, so sind es hier hauptsächlich die Directionen, die dafür verantwortlich sein mögen; indeß gehen diese doch auch wieder mehr oder weniger aus dem Publikum hervor, und so kann ich die Sonderung eigentlich nicht machen, die den Berlinern so geläufig ist, welche auf alle Directionen, musikalische und andere, schimpfen und schelten, und es doch gern beim Alten bleiben sehen. Der ganze Sinn der Musiker wie der Dilettanten ist zu wenig auf's Praktische gerichtet; sie musiciren eigentlich meist, um nachher und vorher darüber reden zu können, und da kommen die Reden besser und klüger, aber die Musik mangelhafter heraus, als an den meisten andern deutschen Orten. — Nun ist ja zum Unglück über Musik und deren Mangelhaftigkeit so wenig zu reden; nur fühlen und besser machen giebt es da; also weiß ich auch nicht, wie es je anders damit werden soll. Beim Orchester (so gute Mitglieder die Einzelnen sind) ist das Alles leider zu sehen. Ich habe in Opern und Symphonien solche Schnitzer, solche Tonfehler fortwährend machen hören, daß dergleichen nur bei der größten Gedankenlosigkeit möglich ist. Die Leute sind Königliche Beamte, sind nicht zur Rechenschaft zu ziehen, und kommt es nachher zur Sprache, so beweiset man Ihnen, daß es eigentlich gar keinen Tact giebt, oder geben sollte, was weiß ich; aber item es geht schlecht. Ich habe mein Trio 10—12 mal hier gespielt; jedesmal kamen dergleichen Tactfehler, dergleichen Nachlässigkeitsschnitzer in der Begleitung vor, obgleich es die ersten hiesigen Künstler waren, die mit mir spielten. Die Schuld von diesem Wesen trifft allerdings größtentheils Spontini, der seit so langer Zeit an der Spitze stand und die vielen braven Musiker, die darin sind, eher gedrückt als erhoben und hinaufgeschwungen hat. Nach meiner Überzeugung wäre Spohr der Mann, der helfen und alles das wieder in Schick bringen könnte, aber eben deshalb wird er gewiß nicht genommen werden; es sprechen wieder zu Viele mit, und wollen alles zu idealisch schön haben; daraus folgt die Mittelmäßigkeit.

Noch schlimmer sieht es fast mit dem Dilettantenwesen aus. Ihr Haupt-Organ und -Institut ist die Sing-Akademie, und dort glaubt wieder ein Jeder den Director weit übersehen zu können. Aber wüßten sie wirklich alle recht, wie es sein soll,

so würden sie besser zusammen singen, es möchte dirigirt werden, wie wollte, und es würden die falschen Noten, die Tactfehler verschwinden, und die verschwinden gar nicht. So kommt auch hier wieder das Meiste auf Gespräch hinaus. — Neulich hörte ich die Pasta in der Semiramide. Sie singt jetzt, namentlich in den Mitteltönen, so fürchterlich falsch, daß es eine wahre Qual ist; dabei sind natürlich die herrlichen Spuren ihres großen Talentes, die Züge, die eine Sängerin ersten Ranges verrathen, oft unverkennbar. In einer andern Stadt würde man das schreckliche Detoniren erst empfunden und — nachher überlegt haben, daß dies die große Künstlerin sei; hier sagte sich jeder vorher, dies sei die Pasta, sie sei alt, sie könne daher nicht mehr rein singen, man müsse also davon abstrahiren. So würde man sie anderswo vielleicht ungerechterweise herabgewürdigt haben; hier war man ungerechterweise entzückt, und zwar mit voller Reflexion, mit Bewußtsein des Drüberstehens entzückt. Das ist ein schlimmes Entzücken! —

O weh! wie hypochondrisch ist der Brief geworden! Ich sollte Ihnen vielmehr Lustiges schreiben, um Sie aufzuheitern. Das nächste Mal will ich denn versuchen, eine etwas rosenfarbigere Seite herauszufinden; verzeihen Sie heut' die schwarzbraune*. Mit den herzlichsten innigsten Wünschen für Ihre Genesung bin ich stets

Ihr Sie liebender

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Franz Hauser

(jetzt Director des Conservatoriums in München).

Berlin, den 12. October 1841.

— — — — Was man Dir von Berlin und den hiesigen Aussichten erzählt haben mag, weiß ich nicht. Betraf es aber die Idee, von der alle Leute und alle Journale sprechen,

* Der Tod des Präsidenten Verkenius beendigte mit diesem Briefe die Correspondenz.

hier ein musikalisches Conservatorium zu gründen, so bedaure ich sagen zu müssen, daß ich davon nicht mehr weiß, als alle Anderen zu wissen scheinen. Der Wunsch dazu soll da sein, — eine entfernte Aussicht vielleicht, aber viel zu entfernt, als daß sich für die erste Zeit das Mindeste mit Bestimmtheit darüber sagen ließe. Es können Jahre darüber hingehn, — es kann ganz und gar nichts daraus werden (dies ist nicht das Unwahrscheinlichste), — es kann auch wohl nächstens wieder die Rede davon kommen. Von all' solchen Sachen habe ich erst seit den letzten drei Monaten einen Begriff, die ich hier zubrachte, und das Treiben in der Nähe sah. Man kömmt mir von allen Seiten so überaus freundlich entgegen, daß ich persönlich es nicht besser wünschen kann und nur Grund zur Erkenntlichkeit habe; aber so leicht für die Person hier alles sich zu machen scheint, so schwer für die Sache. Und das ist doch am Ende immer das Wichtigste, sollte das Erste sein! Wüßte ich nur, wie es zu bessern wäre. Einstweilen schreibe ich Noten und antworte, wenn man mich frägt.

— — — — —

An den Concertmeister Ferdinand David in Leipzig.

Berlin, den 21. October 1841.

Lieber David!

Hab' Dank, daß Du die Antigone gleich durchgelesen hast; daß sie Dir ungeheuer gefallen würde, wenn Du sie läsest, das wußte ich wohl vorher, und eben dieser Eindruck, den das Durchlesen auf mich machte, ist eigentlich Schuld, daß die ganze Sache zu Stande kommt. Denn Alles sprach hin und her darüber und Keiner wollte anfangen; sie wollten es auf's nächste Spätjahr verschieben und dergl., und wie mich das Herrliche des Stückes so packte, da kriegte ich den alten Tieck an und sagte: jetzt oder niemals! Und der war liebenswürdig und sagte: jetzt! und so componirte ich aus Herzenslust darauf los, und jetzt haben wir täglich zwei Proben davon, und die Chöre knallen, daß es eine wahre Wonne ist. Ganz Berlin glaubt

natürlich, wir seien sehr pfiffig, und ich componirte die Chöre, um Hofgünstling zu sein, oder Hofmusikus, oder Hofnarr, und ich gedachte anfänglich gerade im Gegentheil, mich auf die Sache gar nicht einzulassen; aber das Stück mit seiner außerordentlichen Schönheit und Herrlichkeit trieb mir alles andere aus dem Kopf und ließ mir nur den Wunsch, es baldmöglichst einmal dargestellt zu sehen. — Die Aufgabe an sich war herrlich, und ich habe mit herzlicher Freude gearbeitet. Mir war's merkwürdig, wie es so viel Unveränderliches in der Kunst giebt; die Stimmungen aller dieser Chöre sind noch heut so ächt musikalisch und wieder so verschieden unter sich, daß sich's kein Mensch schöner wünschen könnte zur Composition. Wenn es hier nur nicht gar zu schwer wäre, über ein Werk auch nur einigermaßen zur Besinnung zu kommen. Man findet meist nur unverschämte Schmeichler oder ebenso unverschämte Kritiker, und mit beiden ist es nicht gethan, denn beide verleiden Einem Alles von vorne herein. Bis jetzt habe ich nur mit Bewunderung zu thun gehabt; nach der Aufführung werden aber wohl die Gelehrten kommen und mir offenbaren, wie ich hätte componiren müssen, wenn ich ein Berliner gewesen wäre!

Dein

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An den Professor Dehn hier.*

Berlin, den 28. October 1841.

Hochgeehrter Herr!

Die freundlichen wohlwollenden Gesinnungen, welche Sie mir durch Ihr gestriges Schreiben beweisen, haben mir sehr große Freude gemacht, und ich sage Ihnen meinen besten und aufrichtigen Dank dafür. Obwohl ich ganz mit Ihnen darin übereinstimme, daß meine Chöre zur Antigone Gelegenheit zu einer Menge schiefer und schädlicher Urtheile geben werden, so

* Antwort auf dessen Aufforderung, in seiner musikalischen Zeitschrift etwas über die Antigone zu schreiben oder schreiben zu lassen.

kann ich dennoch dieser Unannehmlichkeit nicht durch das Mittel begegnen, welches Sie mir so freundlich anbieten. — Ich habe mir es nämlich zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht, niemals etwas Musik Betreffendes selbst in öffentliche Blätter zu schreiben, noch auch direct oder indirect einen Artikel über meine eigenen Leistungen zu veranlassen; und wenn ich auch einsehe, wie oft mir dies zum augenblicklichen und empfindlichen Nachtheil gereichen muß, so kann ich doch von einem Vorsatz nicht abweichen, den ich unter allen Umständen auf's Strengste befolgt habe. Bin ich daher auch nicht im Stande, Ihr zuvorkommendes Erbieten anzunehmen, so bitte ich Sie doch zu glauben, daß meine Dankbarkeit für die mir geäußerten freundlichen Absichten ganz dieselbe bleibt, und in der Hoffnung, bald eine Gelegenheit zu finden, um Ihnen die Versicherung derselben mündlich zu wiederholen, bin ich u. s. w.

An den Professor Köstlin in Tübingen.

Berlin, den 15. December 1841.

Als ich neulich nach einer langen Gesellschaft beim Nachtessen neben eine Dame gesetzt wurde, die Süddeutsch sprach und in Stuttgart zu Hause schien, so dachte ich, ich wollt' doch einmal fragen, ob sie auch was von Tübingen wüßte, und fragte nach dem Professor Köstlin. Den kenne sie nicht, sagte sie, aber eine ihrer Bekannten habe ihr geschrieben, er habe sich kürzlich verlobt; das war die erste frohe Nachricht. Den Namen der Braut wisse sie auch nicht, aber so viel erinnerte sie sich, es sei eine Münchnerin und ein wahres musikalisches Genie. — Mir schwante dabei so mancherlei; — ich schwur ihr, die müsse Josephine Lang heißen; sie meinte, es sei ein anderer Name gewesen, sie wolle zu Hause im Brief nachsehen. Am nächsten Morgen bekam ich ein Billet, „die Braut des Herrn Köstlin heiße doch Josephine Lang, und er sei kürzlich in München, dann in Stuttgart mit ihr gewesen" u. s. w. Ohne die letzte Nachricht hätte ich wohl gleich an Sie geschrieben und Ihnen meine Freude, meinen Glückwunsch, den aller-allerherzlichsten

für Sie beide gebracht. Nun bekomme ich Ihren lieben Brief und die Details zu dem, was mir die süddeutsche Dame Frohes verkündet hatte. Erstlich also meinen Dank dafür, und dann vor allem meine wahren Segenswünsche zu dem schönen herrlichen Bunde; meine Wünsche für Ihre und Ihrer Braut Gesundheit (das Glück ist dann ja von selbst da, und alles andere Wohlergehen), und meine herzliche, herzliche Theilnahme an allem, was Sie beide nun und in Zukunft betrifft. Es geschieht mir mit, was Ihnen geschieht. Wäre ich nicht der elendeste Briefschreiber, so hätte ich ihrer Braut schon seit einem halben Jahre geschrieben, um ihr für die beiden Liederhefte zu danken, die sie herausgegeben hat. In Gedanken habe ich es wohl zwanzigmal gethan. Seit längster Zeit hat mich keine neue Musik so wohlthuend, so innerlich berührt, wie diese vortrefflichen Lieder, und nicht blos mir, sondern allen, die mit meinen Neigungen übereinstimmen, die meine Liebe zur Musik theilen und auf ähnliche Weise empfinden, allen denen ist die Erscheinung der Lieder gleich unerwartet, gleich hochwillkommen gewesen. Meiner Schwester wollte ich sie damals von Leipzig aus zusenden, und als das Exemplar ankam, so hatte sie sich schon eins angeschafft, ohne daß wir jemals darüber correspondirt hatten. Ihr Gedicht aus Fis dur steht wohl vor allen oben an, und das Lenau'sche Meer aus C dur, und die Frühlingskinder aus E, und die Goethe'schen geliebten Bäume aus D, und wunderlieblich finde ich das Blumauer'sche aus F dur 3/8, man kann sich ja gar nichts Reizenderes denken, als wie das so selig hingeplaudert wird, immer eins nach dem andern aufgezählt, und alles so zierlich und neckisch, und ein wenig verliebt dabei. An so vielen Stellen in beiden Heften glaubte ich, jetzt hörte ich Josephine Lang singen, obwohl es eine lange Zeit her ist, daß ich sie nicht gehört habe; es ist da so manche Wendung, die ihr so erbeigenthümlich angehört, von Gottes Gnaden, und zu solcher Wendung in der Musik machte sie auch wohl mit dem Kopfe eine Wendung, und eben die ganze Erscheinung und die Stimme und das Wesen standen bei den Liedern mir wieder gleich vor Augen, — das alles wollte ich schreiben und mich in meinem und aller meiner Freunde Namen viel tausendmal bedanken; — nun kommt es sehr in den Hin-

tergrund, denn die allerherzlichsten Glückwünsche stehen ganz vorn an und lassen heut nichts anderes recht aufkommen. — Doch müssen Sie, wenn Sie ihr diese mittheilen, ihr auch zugleich sagen, wie viel Freude sie uns gemacht hat. —

Und um Gotteswillen halten Sie sie zum fleißigen Componiren an! Es ist wahrhaftig Ihre Pflicht gegen uns alle, die wir nach gutem Neuen immerfort lechzen und umschauen. Sie schickte mir einmal Sammlungen verschiedener Componisten, und einige von ihr dabei, und schrieb, ich möchte ihre Versuche unter den Meisterwerken so berühmter Namen nachsichtsvoll u. s. w. O Jemine, wie sehen die Meisterwerke und die berühmten Namen so winzig aus gegen diese frische Musik! Also wie gesagt, treiben Sie sie erschrecklich zu lauter neuen Compositionen an! —

Und wenn ich noch etwas wünschen soll, so bleibe Ihnen die selige Verlobungsstimmung immerfort in der Ehe, d. h. es gehe Ihnen darin wie mir, der ich keinen Tag Gott genug dafür danken kann. —

Und lassen Sie mich doch nicht meine elende Correspondentenschaft entgelten! Ich kann keinen ordentlichen vernünftigen Brief zusammenbringen; aber Sie sollten mir dennoch so von Zeit zu Zeit schreiben. Wären es Noten, so klagte ich nicht, und die Worte sind ja Ihre Noten; da ist Ihnen also anders zu Muthe dabei.

Und nun leben Sie wohl für heut und denken Sie jederzeit freundlich

Ihres

ergebenen

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Mutter.

London, den 21. Juni 1842.

Liebe Mutter!

Dein gestriger Brief war wieder so schön und freute uns* so sehr, daß ich Dir gleich heute ausführlich danken muß, habe ich's doch kaum für den letzten thun können, der ein wahres Kaleidoskop von Berliner Zuständen enthält, die sich durch die Gläser Deiner Beschreibung immer neu und allerliebst ausnehmen. Könnte ich's nur halb so gut, so bekämst Du heut den allernettesten Brief, denn wir sehen täglich die schönsten herrlichsten Dinge; aber ich bin von dem allzu tollen Treiben der letzten Woche etwas abgespannt und habe ein paar Tage hauptsächlich auf dem Sopha gelegen, Wilhelm Meister gelesen und mit Klingemann Abends die Felder durchstreift, um mich wieder einigermaßen zurecht zu kriegen. —

Schmeckt also der heutige Brief etwas müde und lendenlahm, so malt er meine Empfindungen treffend. — Sie haben es aber auch ein bischen zu toll mit mir getrieben; neulich auf der Orgel in Christchurch, Newgate Street, dachte ich ein paar Augenblicke, ich müßte ersticken, so groß war das Gedränge und Gewühl um die Orgelbank her. — Auch ein paar Tage darauf, wo ich in Exeter Hall vor 3000 Menschen spielen mußte, die mir ein Hurrah zuriefen, und mit den Schnupftüchern wehten, und mit den Füßen stampften, daß der Saal dröhnte, — da merke ich im Augenblicke nichts Schlimmes davon, aber den Morgen darauf ist mir's wüst und übernächtig im Kopf. — Dazu die hübsche allerliebste Königin Victoria, die so mädchenhaft und schüchtern freundlich und höflich ist, und so gut Deutsch spricht, und all' meine Sachen so gut kannte: die vier Hefte Lieder ohne Worte, und die mit Worten, und die Symphonie und den Lobgesang. Gestern Abend war ich nämlich bei der Königin, die mit Prinz Albert fast ganz allein war, und sich neben das Clavier setzte, und sich vorspielen ließ: erst sieben Lieder ohne Worte, dann die Serenade, dann zwei freie Phantasieen auf Rule Britannia, und

* Mendelssohn und seine Frau.

Lützow's wilde Jagd, und Gaudeamus igitur. Letzteres wollte etwas schwer halten, aber remonstriren ging doch auch nicht an, und da sie die Themas gaben, so konnte ich sie auch spielen. Dazu die schöne prächtige Gallerie in Buckingham Palace, wo sie ihren Thee trank und wo zwei Schweine von Paul Potter hängen und mehrere andere Bilder, die mir auch nicht übel gefielen. Dazu, daß meine A moll Symphonie den Leuten sehr gut zugesagt hat, daß sie uns sammt und sonders mit einer Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit aufnehmen, die alles übersteigt, was ich je von Gastfreiheit gekannt habe, — das Alles macht mir's zuweilen ganz verwirrt und toll im Kopfe, und ich muß mich zusammennehmen, um nicht die Fassung zu verlieren. —

Den 22. Juni. Heute kann ich aber munteren Muthes den Brief fortsetzen; die müde Laune ist verschlafen und mir ist wieder wohl und frisch. Gestern Abend spielte ich mein D moll Concert und dirigirte meine Hebriden im Philharmonic, wo sie mich wie einen alten Freund empfangen und mit einer Liebe gespielt haben, die mir gar zu viel Freude verursachte. Die Leute machen diesmal einen solchen Scandal mit mir, daß ich ganz verblüfft davon bin; ich glaube, sie haben zehn Minuten lang geklatscht und getrampelt nach dem Concert, und die Hebriden mußten wiederholt werden. Die Directoren geben mir nächste Woche ein diner in Greenwich, da wollen wir in corpore die Themse herunter fahren und speeches machen; sie sprechen davon, die Antigone in Coventgarden aufzuführen, sobald sie eine ordentliche Übersetzung kriegen können. — Neulich komme ich in ein Concert in Exeter Hall, wo ich gar nichts zu thun hatte, schlendere ganz pommadig mit Klingemann hinein, — es war schon in der Mitte des ersten Theils, — ein Stücker 3000 Personen gegenwärtig, und wie ich eben in die Thüre trete, fängt ein Lärmen und Klatschen und Rufen und Aufstehen an, daß ich erst gar nicht glaubte, es gälte mir, dann aber merkte ich es, als ich an meinen Platz kam und Sir Robert Peel und Lord Wharncliffe ganz nahe bei mir hatte, und sie mit applaudirten, bis ich Diener machte und mich bedanken mußte. — Ich war höllisch stolz auf meine Popularität in Peel's Gegenwart; als ich nach dem Concerte wegging, brachten sie mir wieder ein Hurrah. —

Ach, und wie schön hat Mrs. Butler neulich bei Chorley Shakespeare's Antonius und Cleopatra vorgelesen! Wir sind noch immer in einem guten Verhältniß seit unserer Bekanntschaft vor zwölf Jahren (es ist ja Miß Fanny Kemble), und sie las mir zu Ehren, aber gar zu schön! Und Lady Morgan war da, und Winterhalter, und Mrs. Jameson, und Duprez, — der sang nachher eine französische Romanze von einem alten Bettler, der solchen Hunger hat, und eine andere von einem jungen Mann, der eben toll werden will, mit dem Refrain: le vent qui vient à travers la montagne me rendra fou! — Sweet, sagten die Damen, — und Benedicts und Moscheles und Grotes, — wer zählt sie alle! Heut Abend um 7 Uhr essen wir bei Bunsen, und weil wir nachher nicht wissen, wie wir unsern Abend zubringen sollen, so werden wir wohl um 11 noch ein wenig zu Charles Kemble fahren, und unter den frühen Gästen sein, die späten kommen nach Mitternacht. — Und das unveränderlich heitere schöne Wetter dazu! Neulich sahen wir morgens erst den Tower; dann die Katherine Docks; dann den Tunnel, aßen dann in Blackwall Fische; vesperten in Greenwich und kamen so über Peckham nach Hause; wir waren zu Fuß, zu Wagen, zu Dampfwagen, zu Boot und zu Dampfboot gefahren. Übermorgen wollen wir auf zwei Tage nach Manchester und nächste Woche auf den Rückweg nach Frankfurt; das Musikfest im Haag habe ich aufgegeben, obwohl sie mich sehr quälten, zu meinem Lobgesang hin zu kommen. Ich will jetzt einmal die nächsten Wochen keine Musik machen. —

Ich hätte noch gar zu viel zu plaudern, mit Fanny von der Bridgewater Collection (wo Bilder und Zeichnungen von Hensel hängen), und von Sutherland Haus, und von Grosvenorhouse u. s. w., und mit Rebecka vom Meeting der scientific men in Manchester, zu dem ich auch geladen war, und leider nicht kommen und Whewell begrüßen konnte. Jacoby und Enke sind auch da; da fehle ich nur. —

Aber ich muß schließen. Auf frohes Wiedersehen, liebste Mutter und liebste Geschwister.

Euer

Felix.

An Carl Eckert in Paris.

Berlin, den 26. Januar 1842.

Lieber Eckert!

Recht lange bin ich Ihnen auf Ihren lieben freundlichen Brief die Antwort schuldig. Verzeihen Sie mir das; ich lebe ein so hin und her bewegtes Leben in diesem Jahre, daß ich noch weniger als sonst zum Correspondiren kommen kann. Daß mir es große Freude gemacht hat, von Ihnen zu hören, und jederzeit machen wird, so oft ich von Ihnen höre, das brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen. Sie wissen, wie lieb ich Sie in den Jahren Ihres Leipziger Aufenthalts gewonnen habe, und wie ich Ihr Talent und Ihren Charakter gleich hoch halte und achte. Und man weiß wirklich nicht, welches von beiden man in der jetzigen Zeit für wichtiger halten soll: ohne Talent geht's nicht; aber ohne Charakter auch eben nicht; das sieht man ja Tag für Tag an den schönsten Talenten, die alle Erwartungen erregten und doch nichts zu Stande bringen. Gebe Ihnen der Himmel eine fortdauernde Entwickelung der beiden, wie Sie in den letzten Jahren darin weiter geschritten sind, oder vielmehr geben Sie selbst sich Alles das, denn der Himmel kann nicht mehr thun, als zu alledem die Keime und Anlagen geben, wie er sie Ihnen so reichlich gegeben hat; das Übrige ist dann eines Jeden eigene Sache und Verantwortlichkeit. Solch ein Predigerton wird Ihnen wohl bei Ihrem jetzigen Aufenthalt im lustigen Paris ganz curios klingen; aber daraus besteht ja eben die Welt und das Leben, daß jede Bestie ihren Pelz und ihr Gebrüll für sich hat, also brülle ich meinen alten Ton immer fort. —

Hofrath Förster schickte mir gestern Ihre Lieder ohne Worte und Ihre Ouvertüre, und da habe ich mich denn mit wenig anderem als mit Ihnen und Ihren Compositionen beschäftigt, und über beide habe ich mich so recht herzlich gefreut: über eins in der Erinnerung, über's andere in der Gegenwart. Ihre lieben Lieder habe ich mir gestern und heute oft und mit großer Freude durchgespielt und durchgesehen; sie gefallen mir alle, und sind alle so recht herzliche, empfundene Musik, —

mehr, mehr, und tausendmal mehr in dieser und allen andern Arten. Auch die Ouvertüre in Fis moll hat mir großes Vergnügen gemacht und sagt mir fast durchgängig zu; nur einige wenige Stellen scheinen mir ein klein wenig zu breit; aber darüber müssen wir nicht schreiben, sondern sprechen, wenn wir uns einmal wiedersehen, obwohl ich eigentlich das einzige Wichtige, was ich Ihnen über Ihre Musik zu sagen wüßte, in diesem Brief schon gesagt habe: mehr und immer mehr! Sie haben eine Stufe erreicht, die man in jeder Beziehung die Meisterschaft nennen muß, vor der jeder Musiker und Musikfreund die größte Achtung hat, und über die hinaus nichts wesentliches Äußerliches (es heiße Gelehrtheit oder Anerkennung, Übung und Wissenschaft, oder Ehre und Ruhm) mehr erstrebt zu werden verdient; aber gerade da geht nach meiner Meinung erst die wahre Arbeitszeit an; da handelt sich's nur davon, was aus eigener Brust, aus tiefstem Herzen erlebt und ausgesprochen wird, ernst oder heiter, bitter oder süß; da tritt der Charakter und das Leben ein, und damit das Leben nicht zerstreuend und vereitelnd wirke, wenn es glänzend und glücklich, oder entmuthigend und vernichtend, wenn es das Gegentheil ist, giebt es nur das eine Mittel: Arbeiten und Fortarbeiten. So habe ich auch für Sie nur den einen Wunsch: arbeiten Sie heraus, was in Ihnen, in Ihren Stimmungen und Empfindungen lebt, was kein Anderer kennt und kein Anderer hat, als Sie; gehen Sie bei Ihren Werken nur immer tiefer in Ihr Inneres, und prägen Sie das aus, und lassen Sie bei allen äußeren Fragen und bei der Form die Kritik und den Verstand walten, so viel Sie wollen, aber bei allem Inneren und allen Grundgedanken nur das Herz und nur die gefühlte Stimmung; — so arbeiten Sie nur täglich und stündlich und unablässig, — darin werden Sie nie Meisterschaft und Vollkommenheit erreichen, und Keiner hat es je, und darum ist es der höchste Lebensberuf.

Neulich war ich auf drei Wochen in Leipzig und habe mich so gut amüsirt, und so viel gute Musik gehört und mitgemacht! Einen Morgen kam ich zu Klengels; es war der Mittwoch in der Bußtagswoche, Vormittag um 11; der Alte im Schlafrock am Clavier: weil doch die Woche keine Concertprobe sei, habe

er Nanni ein wenig singen lassen; die Rede kam auf Julius' Lieder; ja wenn nur ein Alt da wäre, hieß es; ich erbot mich zu falsettiren, die Noten wurden geholt; — guter Rothwein dazu; wir setzten uns um den Tisch und sangen alle seine Lieder, die mich auf's Herzlichste erfreuten, und einige von Ihnen dazu. Ich hatte den Morgen vielerlei vor, blieb aber doch bis halb Zwei da sitzen und konnte nicht fort. — Solchen Morgen suchen Sie einmal in Ihrem Paris! — Und Sie in Ihrem Berlin! werden Sie erwiedern. — Ja freilich. —

Und nun leben Sie wohl und bleiben Sie mir gut, wie ich stets

Ihr Freund

Felix M. B.

An seine Mutter.

Interlaken, den 18. August 1842.

Liebes Mütterchen!

Weißt Du noch, wie wir vor 20 Jahren in dem hübschen Wirthshaus hier wohnten, unter den großen Nußbäumen (ich zeichnete einen davon) und bei der jungen, schönen Wirthin? Vor 10 Jahren, als ich hier war, wollten sie mir kein Quartier geben, — ich sah zu ruppig aus von der Fußreise, und ich glaube, das war der einzige Ärger, den ich damals auf dieser Reise hatte. Jetzt wohnen wir wieder hier, als gemachte Leute, — die Jungfrau mit ihren Silberhörnern ist noch gerade so zart und zierlich und zackicht in die Luft gezeichnet, und sieht frisch aus, — die Wirthin ist aber recht alt geworden, und nur an ihrer Haltung erkannte ich sie noch gleich für dieselbe; auch habe ich wieder Nußbäume gezeichnet, viel besser wie damals, viel schlechter als ich weiß, daß es eigentlich sein müßte, und die Post in Unterseen bringt uns aus demselben Hause die Briefe wie damals, und viel neue Häuser sind gebaut, und die Aar schluchzt und schlupft mit derselben Eile und Stille und Grüne wie damals, — time is, time was, time is passed. Eigentlich habe ich Dir weiter nichts zu schreiben, als daß wir

alle wohl sind und Eurer täglich und stündlich eingedenk*. Schweizer Beschreibungen sind ja gar nicht zu machen, und statt eines Tagebuchs, wie das vorige Mal, zeichne ich diesmal ganz wüthig darauf los, sitze tagelang vor einem Berge und suche ihn nachzumachen, — bis das Bild verdorben ist, eher lasse ich nicht ab, und muß täglich wenigstens eine Landschaft im Buch haben. Wer die Gemmi aber nicht gesehen hat, der kennt die Schweiz gar nicht, und so sagt Jeder von jedem Neuen, das er in diesem unbegreiflich schönen Lande zu sehen bekömmt. Sonderbar geht mir es damit wie mit den besten Büchern, die sich mit Einem verändern, in jeder Veränderung eine neue Seite hervorkehren und immer gleich herrlich und gleich hoch dastehen. So habe ich diesmal, wo ich es mit meiner Frau sehe, einen ganz andern Eindruck, als die vorigen Male: da wollte ich auf jeden zackigen Berg und auf jede grüne Wiese gleich hinauflaufen; diesmal dagegen möchte ich überall bleiben und Monate lang wohnen. Ich stehe gar nicht dafür, daß ich irgend einen schönen Frühling einmal hierher aufpacke mit Kind und Kegel, und mich nicht eher wieder im Norden einfinde, als bis alle Blätter herunter sind; das sind wenigstens jetzt meine täglichen Gedanken und Luftschlösser. In den nächsten Tagen wollen wir nun in's Oberland; ich freue mich auf den Vollmond in Lauterbrunnen; dann wieder hierher zurück, dann über Furka und Grimsel nach dem Vierwaldstätter See und Rigi, und dann heraus aus dem Land aller Länder, und nach Deutschland zurück, wo es aber eigentlich auch nicht so übel ist. Überhaupt gefällt mir an manchen Tagen die Welt gar so absonderlich. — Ich schreibe schöne Neuigkeiten, liebe Mutter! Verzeih' mir, aber ich habe keine besseren und weiß zudem, daß Paul vor wenig Tagen alles weitläufig geschrieben hat. Mündlich soll es an ein Erzählen gehen, das gar kein Ende nehmen soll. Wüßte ich nur, ob ich dann für immer oder nur für wenige Wochen in Berlin sein werde; wie gern schriebe ich Dir das erste! Aber die ganze Angelegenheit hat sich in der letzten Zeit wieder so seltsam ge- und verdreht, daß ich nicht

---

* Die Reisegesellschaft bestand aus Mendelssohn, seinem Bruder und deren beiden Frauen.

mehr aus noch ein weiß und ganz verwirrt und wüst werde, wenn ich daran denken will, was ich zu thun habe. Bei meiner Rückkehr wird sich's ja finden; zürne mir nur nicht wegen der langen Unbestimmtheit, — ich kann nichts dafür!

Immer Dein

Felix.

An seine Mutter.

Zürich, den 3. September 1842.

Liebe Mutter!

Solch ein schwarzes Correspondenten-Herz habe ich doch nicht, daß ich es darüber bringen könnte, Dir nur einmal von der Schweiz aus geschrieben zu haben. Es geht zwar schon mit dieser Schweiz für diesmal ziemlich zu Ende: — Sennhütten kriegen wir nicht mehr viel zu sehen, Gletscher und dergleichen auch nicht, Felsen und so fort ebenso wenig; aber doch sind noch der grün-blaue See, und die reinlichen Häuser, und die bunten Gärten da, und ein Hügelzug, wie er nur in diesem herrlichen Lande am Eingange stehen kann. Also noch einmal meinen Gruß an Euch alle aus der Schweiz! Schön war's wieder da; wir haben es recht von Grund aus genossen. — Frohe Laune, vollkommene Gesundheit, klares Wetter kamen zusammen, um uns die Wunder alle recht eindringlich vor die Seele zu führen. Nur die Partien der letzten Tage mußten wir aufgeben, wegen Regen und Nebel, und bei ungünstigem Wetter. Leider war darunter auch der Rigi und der Schaffhausener Rheinfall, die wir nun beide nicht zu sehen bekommen, denn fortwährend bleibt es wolkig und kalt und unreisemäßig in der Luft. Aber mit den beiden Ausnahmen haben wir es alles schöner gesehen, als man es je wieder wünschen und erwarten kann, und namentlich bin ich jetzt vergnügt, daß ich am letzten schönen Vormittag noch meine Reise über die Surenen („durch der Surener furchtbar Eisgebirg" vide Wilhelm Tell) ausgeführt habe; an demselben Nachmittage fing es in Engelberg an zu regnen, am nächsten Tage mußte ich durch ganz

Unterwalden mit aufgespanntem Regenschirme marschiren, und seitdem ist es nicht wieder gut geworden. — Auch habe ich meinen Führer vom vorigen Mal wieder aufgesucht; wir erkannten uns gegenseitig zu unserer größten Freude*. Er ist Wirth geworden zur Krone in Meiringen. Empfiehl doch allen Deinen Correspondenten den Mann und sein Haus, liebste Mutter. — Ich will nach London (allen Ernstes) schreiben, daß Murray in seinem nächsten rothen Guide to Switzerland die Crown in Meiringen loben soll. Er kann's mit gutem Gewissen. Michel hat ein gutes Haus, eine wunderhübsche Frau, fünf hübsche Kinder, denen ich in Unterseen Putzsachen und Soldaten gekauft habe, und so sahen wir uns nach den elf Jahren froh wieder. — Er trug mir die Worte nach zu dem Liede aus G dur, das er damals sang und dessen Melodie ich behalten, mich aber immer um die Verse gequält hatte. Als ich ihm sagte, wir wollten nach der Grimsel, wurde er ganz roth und sagte: „da muß ich aber mit, da muß ich mit". Und übergab die Gaststube (die sein Departement ist) einem guten Freunde, und war den nächsten Morgen bereit mit dem Bergstock und Staubkittel, und führte die Pferde bei den schweren Stellen, und die Damen bei den allerschwersten, und uns, wo etwas mit Fußwegen abzuschneiden war, und die Leute in Guttannen lachten, wie er wieder ankam, „es ist nur für ein klein Weilchen", sagte er, und einer, der Heu machte, rief ihm zu: „Ei Michel, kannst Du das Führen doch nicht lassen?" Er vertraute mir auch, es käme ihm zuweilen schwer an, und dächte er nicht an Frau und Kind, wer weiß, was da geschähe. Auf der Grimsel trennten wir uns; hübsch war's. — Mancherlei habe ich gezeichnet und mir rechte Mühe damit gegeben, aber mehr als ein Gekritzel wird es hier zu Lande doch nicht. Indeß kann's immer für eine Art Tagebuch gelten, und als solches habe ich Anhänglichkeit für alle die alten und die jetzigen Blätter. — Eben war Kücken bei mir, der nach Paris reis't, eine Oper componirt, zu der ihm ein Wiener den Text gemacht hat, die er in Berlin gerne zuerst aufführen will. Das Faulhorn, Meyerbeer, Rungenhagen, der Brünig, der Lungernsee,

* Siehe Mendelssohn's Briefe vom Jahre 1831.

Donizetti, und die Lohnkutscher belebten wechselweise die Conversation, — das Conservatorium in Berlin, und die Grimsel und Furka im Schnee nicht zu vergessen. — Aber was ist das für ein Brief! Jetzt will Paul durchaus Zürich besehen, und ich soll schließen. — Mir ist zu Muth, als würdest Du ungehalten werden über mein Geplapper, in dem nichts steht. Nun denn, wir sind alle vollkommen wohl und munter, haben Euch alle von Herzen lieb, denken Eurer immer und überall, und sagen Euch tausend Grüße, und auf frohes Wiedersehn! Das ist doch am Ende der Hauptinhalt aller erwünschten Briefe, und so sei es dieser auch. Auf Wiedersehen, liebste Mutter!

Immer Dein

Felix.

An N. Simrock in Bonn.

Frankfurt, den 21. September 1842.

Lieber Herr Simrock!

Ich schreibe Ihnen heut' in einer Angelegenheit, bei welcher ich vor allem auf Ihre vollkommenste Discretion, auf's gänzliche Geheimhalten rechnen muß; indeß kenne ich aus Erfahrung Ihre Freundlichkeit für mich so gut, daß ich auch an Erfüllung dieses meines Wunsches nicht zweifle und im vollen Vertrauen auf Ihre Verschwiegenheit Ihnen die Sache vortrage. — Bei meinem Aufenthalt hier erfuhr ich zufällig, daß mein Freund und Kunstgenosse Herr X . . . an Sie wegen der Publication einiger neuen Werke geschrieben habe, bis jetzt aber noch ohne Antwort geblieben sei. Nun möchte ich im Interesse der Kunst, wie in dem meines Freundes gar zu gerne, daß diese Antwort bejahend ausfallen möge, und weil ich mir einbilde, daß Sie auf mein Wort und meinen Wunsch etwas geben, so fiel mir ein, Ihnen darüber zu schreiben und Sie zu bitten, wenn Sie irgend können, einige Werke meines Freundes dem deutschen Publikum bekannt zu machen. Das Geheimhalten, um das ich Sie gegen Jedermann und unter allen Umständen bitte, wünsch' ich deshalb, weil ich gewiß

bin, daß Herr X . . . außer sich sein würde, wenn er im Entferntesten ahnete, daß ich einen solchen Schritt seinetwegen gethan habe. Ich weiß, daß ihm nichts unerträglicher wäre, als nicht durchweg auf eigenen Füßen zu stehen, und deshalb darf er niemals von diesem Briefe etwas erfahren. Aber andererseits ist es doch auch Pflicht und Schuldigkeit eines Künstlers gegen den andern, ihm über Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten so gut als möglich hinweg zu helfen und zu Erreichung seines Strebens nach Kräften beizutragen, wenn das Streben ein edles und die Sache eine gute ist. Und das ist beides hier wahrlich im höchsten Grade der Fall. Darum wollte ich Sie also gebeten haben, einiges von seinen neuen Compositionen herauszugeben und überhaupt, womöglich, mit ihm in eine Art Verbindung zu treten. Ich weiß zwar recht wohl, daß mit den meisten seiner bisherigen Werke die deutschen Verleger kein brillantes Geschäft (wie man es nennt) gemacht haben, und ob das anders werden wird, das kann ich nicht versichern; aber daß es anders zu werden verdient, daran ist für mich kein Zweifel, und eben darum, und nur darum lege ich Ihnen diese Bitte vor. Sonst möchte er wahrhaftig mein Freund sein, so viel er wollte, ich würde es nicht thun. Aber eben weil doch eigentlich die einzige Rücksicht, die man vernünftiger Weise nehmen sollte, die auf den innern Werth ist, und weil das die einzige ist, die den Erfolg sichern müßte, wenn alles mit rechten Dingen in der Welt zuginge, und weil es doch gar zu ärgerlich bleibt, wenn sich immer das alte Lied wiederholt von den verdienstvollen, geistreichen Künstlern, die Anfangs Noth haben, daß nur überhaupt ihre Werke gekauft und bekannt werden, und denen nachher alles zujauchzt, wenn eins davon eingeschlagen und den Leuten auf den Pelz gebrannt hat, denen aber all' das Jauchzen nicht so viel Freude macht, als die vorherige Noth Verdruß, — eben deshalb möchte ich, Sie machten es einmal anders und glaubten mehr dem wahren Werth, als dem zufälligen Erfolge. Am Ende muß er ja doch gebannt werden, und die Frage ist nur in solchen Fällen, wie bald und nach wie viel Verdrießlichkeiten, und da ist eben der Punkt, wo ein Verleger einem Künstler so recht werth und wichtig werden kann. — Nach allgemeinem Applaus sind sie

dann wohl alle bei der Hand, — aber eben Sie wären der Mann, es anders zu machen, denke ich, und so, wie es idealisch und doch zugleich praktisch und richtig ist. Verzeihen Sie mir die Freiheit, die ich mir nehme, und, wenn möglich, erfüllen Sie meinen Wunsch. Auf irgend hohes Honorar kommt es, so viel ich gehört habe, durchaus nicht an, aber sehr wesentlich auf einen freundlichen, künstlerischen Ton in der Correspondenz, auf Verbreitung und Bekanntmachung der Werke, und wenn Sie auf die Sache eingehen wollen und können, für mich besonders auf gänzliche Verschweigung meiner Einmischung, meines Namens und meiner Bitte. — Wenn ich in der nächsten Zeit von ihm erführe, daß Sie an ihn geschrieben und auf eine freundliche Weise zu einer Bekanntmachung seiner neuen Gesangs- und Pianoforte-Sachen die Hand geboten haben, — wie wollte ich mich da freuen!

Sie werden am Ende gar sagen: was will der faule Componist und der noch faulere Correspondent? Aber im letzten habe ich mich ja gebessert, wie figura zeigt, und im erstern will ich's auch mit allernächstem thun, und Sie ganz bestürmen mit Notenpapier (sobald es ordentlich beschrieben ist), und im eigenen Namen erbitten, was ich hier in dem meines Freundes dringend und herzlich erbeten haben will.

Immer

Ihr

hochachtungsvoll ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An N. Simrock in Bonn.

Berlin, den 10. October 1842.

Hochgeehrter Herr!

War ich jemals durch einen Brief angenehm überrascht, so war es durch Ihren gestern hier empfangenen. Die freundliche, schnelle Erfüllung meiner Bitte und dann das bedeutende Geschenk, das Sie mir für meine Lieder ohne Worte machen, — ich weiß wahrlich nicht, wie ich es anfangen soll, Ihnen genü-

gend zu danken, Ihnen auszudrücken, welch' eine große Freude Sie mir bereitet haben. Gestehe ich es Ihnen, daß ich ein so zartes, so vollständiges Entgegenkommen als sofortige Erwiederung auf meinen letzten Bittbrief nicht erwartet hatte, — daß ich nun doppelt froh bin, einen Schritt gethan zu haben, von dem mich mitten im Schreiben zuweilen falsche Scheu, — zuweilen das fatale, weltkluge „Misch' dich nicht in fremde Angelegenheiten" abzuhalten drohte. Da bin ich nun durch Ihr Benehmen, wie Sie es mir im gestrigen Briefe andeuten, auf's Neue in dem, was ich eigentlich für recht und gut halte, bestärkt, und werde die sogenannte, vielgepriesene Weltklugheit an den Nagel hängen und lieber nach dem ersten Antrieb und Gefühl geradedurch fahren, — mißlingt's auch hundertmal, so ist ein solches Gelingen reichlicher Ersatz. — Und daß Sie mir gleichzeitig so viel Freundliches über meine Compositionen sagen und erweisen, — ja welchen Künstler sollte denn das nicht hoch erfreuen? Wem wäre das nicht über alle andere Anerkennung lieb und werth? Mir nun gar, der ich eigentlich immer erst durch spätere bessere Werke nachholend verdienen möchte, was mir schon für die jetzigen Gutes und Freundliches erwiesen wird. Hoffentlich gelingt es mir einmal wenigstens theilweise damit; und wenn nicht, — daß es nicht am guten Willen, am ernstlichen Bestreben liegt, wissen Sie ja dann. Also Dank für die Erfüllung meiner Bitte, Dank für das so ehrenvolle, so freundliche Geschenk, und Dank vor allen Dingen für Ihre wohlwollenden Gesinnungen über mich und meine Musik, aus denen beide hervorgehen, und die mich mein Lebelang mit Erkenntlichkeit und mit herzlicher Freude erfüllen werden.

Stets mit vollkommener Hochachtung verbleibe ich

Ihr

ergebenster

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Marc André Souchay in Lübeck.*

Berlin, den 15. October 1842.

Es wird so viel über Musik gesprochen, und so wenig gesagt. Ich glaube überhaupt, die Worte reichen nicht hin dazu, und fände ich, daß sie hinreichten, so würde ich am Ende gar keine Musik mehr machen. — Die Leute beklagen sich gewöhnlich, die Musik sei so vieldeutig; es sei so zweifelhaft, was sie sich dabei zu denken hätten, und die Worte verstände doch ein Jeder. Mir geht es aber gerade umgekehrt. Und nicht blos mit ganzen Reden, auch mit einzelnen Worten, auch die scheinen mir so vieldeutig, so unbestimmt, so mißverständlich im Vergleich zu einer rechten Musik, die Einem die Seele erfüllt mit tausend besseren Dingen, als Worten. Das, was mir eine Musik ausspricht, die ich liebe, sind mir nicht zu unbestimmte Gedanken, um sie in Worte zu fassen, sondern zu bestimmte. So finde ich in allen Versuchen, diese Gedanken auszusprechen, etwas Richtiges, aber auch in allen etwas Ungenügendes, und so geht es mir auch mit den Ihrigen. Dies ist aber nicht Ihre Schuld, sondern die Schuld der Worte, die es eben nicht besser können. Fragen Sie mich, was ich mir dabei gedacht habe, so sage ich: gerade das Lied wie es dasteht. Und habe ich bei dem einen oder andern ein bestimmtes Wort oder bestimmte Worte im Sinne gehabt, so mag ich die doch keinem Menschen aussprechen, weil das Wort dem Einen nicht heißt, was es dem Andern heißt, weil nur das Lied dem Einen dasselbe sagen, dasselbe Gefühl in ihm erwecken kann, wie im Andern, — ein Gefühl, das sich aber nicht durch dieselben Worte ausspricht**. —

Resignation, Melancholie, Lob Gottes, par force Jagd, — der Eine denkt dabei nicht das, was der Andere; dem Einen

---

* Herr Souchay hatte Mendelssohn gefragt, was einige seiner Lieder ohne Worte bedeuteten.

** Auch Goethe sagt im vierten Theil von Dichtung und Wahrheit: „denn daß Niemand den Andern versteht; daß Keiner bei denselben Worten dasselbe, was der Andere, denkt, hatte ich schon allzu deutlich eingesehen". —

ist Resignation, was dem Andern Melancholie; der Dritte kann sich bei beiden gar nichts recht Lebhaftes denken. Ja, wenn Einer von Natur ein recht frischer Jäger wäre, dem könnte die par force Jagd und das Lob Gottes ziemlich auf eins herauskommen, und für den wäre wirklich und wahrhaftig der Hörnerklang auch das rechte Lob Gottes. Wir hörten davon nichts als die par force Jagd, und wenn wir uns mit ihm darüber noch so viel herumstritten, wir kämen nicht weiter. Das Wort bleibt vieldeutig, und die Musik verständen wir beide doch recht.

Wollen Sie das als meine Antwort Ihrer Frage gelten lassen? Es ist wenigstens die einzige, die ich zu geben weiß, obgleich es auch nichts als vieldeutige Worte sind.

Dem Wirklichen Geheimen Rath Herrn v. Massow hier.

Berlin, den 23. October 1842.

Ew. Excellenz

erlaube ich mir hierdurch ergebenst zu fragen, ob Sie wohl die Güte haben würden, mir zu einer Audienz bei Seiner Majestät zu verhelfen, um den Stand meiner hiesigen Angelegenheiten und meine Wünsche in dieser Beziehung mündlich vorzutragen.

Ew. Excellenz wissen, daß ich nicht im Stande bin, auf den Antrag des Herrn Ministers Eichhorn einzugehen und mich an die Spitze der gesammten evangelischen Kirchenmusik zu stellen. Wie ich dem Herrn Minister bereits sagte, und wie auch Ew. Excellenz in unserem letzten Gespräch damit einverstanden waren, so könnte eine solche Stellung, praktisch genommen, sich nur entweder auf eine Oberaufsicht über die jetzt bestehenden Organisten, Cantoren, Schullehrer u. s. w., oder auf die Errichtung und Einübung von Sing-Chören bei einer oder mehreren Kathedralen beziehen. Beides aber ist nicht die Art Thätigkeit, die ich mir vorzugsweise wünschen würde. Außerdem wäre die erste der beiden Functionen überflüssig, sobald alle Stellen gut besetzt wären, und die zweite würde, wenn sie wirksam in's Leben treten sollte, größere und umfassendere

Anordnungen und Geldmittel erfordern, als für den Augenblick zu erlangen sein dürften.

Da sich nun den übrigen Plänen, die theils zur Umgestaltung bestehender, theils zur Errichtung neuer Kunstinstitute vorlagen, Schwierigkeiten entgegengestellt haben, welche die Ausführung dieser Pläne nicht gestatten, so tritt der Fall ein, welchen ich, wie Ew. Excellenz sich erinnern werden, vom Anfange unserer Correspondenz im December 1840 an, zu meinem größten Bedauern stets gefürchtet habe: es ist für eine praktisch eingreifende, musikalische Thätigkeit meinerseits keine Gelegenheit in Berlin.

Der Herr Minister Eichhorn versicherte, das werde sich im Lauf der Zeit ändern, — man arbeite daran, eine andere Lage der Dinge herbeizuführen, und er lud mich ein, ruhig abzuwarten bis das Gebäude fertig wäre, das man aufzuführen beabsichtige.

Ich glaube hingegen, es hieße dem Vertrauen, welches der König nun einmal in mich gesetzt hat, nicht entsprechen, wenn ich, statt nach meinen Kräften in's Werk zu setzen, was Ew. Excellenz mir damals, im Namen des Königs, als seine Absicht mittheilten, und statt wenigstens den Versuch zu machen, ob ich zur Belebung und Veredlung meiner Kunst in diesem Lande beitragen könnte (wie sich Ew. Excellenz damals ausdrückte), für mich persönlich fortarbeiten wollte, — wenn ich abwartete, statt zu handeln. Eben meine tiefe Dankbarkeit für ein so ehrenvolles Zutrauen zwingt mich, Seiner Majestät dies Alles aufrichtig zu sagen, — zu sagen, daß Umstände, deren Beseitigung nicht in meiner Macht liegt, mir die Erfüllung seiner Aufträge jetzt unmöglich machen.

Mein Wunsch wäre, daß Seine Majestät mir gestatteten, an einem andern Orte, wo ich für den Augenblick schon thätig einzugreifen vermag, einstweilen zu leben, zu wirken, und seine Befehle zu erwarten. Sowie das Gebäude fertig wäre, von dem der Minister Eichhorn sprach, oder sowie der König eine Arbeit von mir verlangte, so würde ich es mir zum höchsten Glück anrechnen, herbeizueilen und meine besten Kräfte für einen solchen König anzustrengen, dessen Aufträge schon in sich die schönsten Belohnungen für einen Künstler sind.

Alles das hatte ich früher dem Könige schreiben wollen; aber wenn ich bedachte, unter wie vielen anderen Schreiben das meinige ihm vor Augen kommen würde, so glaubte ich meine Ansichten und die Gesinnungen der aufrichtigsten Dankbarkeit mündlich, und wäre es auch nur durch wenige Worte, besser und deutlicher ausdrücken zu können, und daß Ew. Excellenz nun die Güte haben möchten, mir dazu zu verhelfen, ist heute meine Bitte und der Zweck dieser Zeilen*.

Ew. Excellenz

ergebenster
Felix M. B.

An Seine Majestät den König von Preußen.

Berlin, den 28. October 1842.

Ew. Majestät

haben mir in den unvergeßlichen Worten, welche Ew. Majestät an mich zu richten geruhten, eröffnet, daß es die Absicht sei, zu den schon bestehenden Königlichen Kirchen-Chören eine Anzahl tüchtiger Sänger hinzuzufügen, die für diese Chöre, so wie für die sich später etwa daran schließenden Gesangsliebhaber einen Kern bilden und ihnen zum Anhaltspunkt und zum Muster dienen sollten, um dadurch die Kirchenmusik nach und nach zu erheben und zu veredeln, und größerer Entwickelung entgegenzuführen.

Um ferner den Gesang der Gemeinde auch durch Instrumente unterstützen zu können, woraus eine der höchsten und feierlichsten Wirkungen hervorgeht, wie Ew. Majestät Sich namentlich von der Jubelfeier in der Nicolai-Kirche her erinnerten, solle eine kleine Anzahl Instrumentalisten (wahrscheinlich aus den Mitgliedern des Königl. Orchesters) ebenfalls als ein Kern für spätere große Aufführungen von Oratorien u. s. w. verpflichtet werden.

---

* Der nachfolgende Brief enthält das Ergebniß der erbetenen Audienz.

Die Leitung eines auf solche Weise zu bildenden Musiker-Chors, — einer ächten Königlichen Capelle, — erklärten Ew. Majestät mir anvertrauen, bis zu deren Bildung aber mir in Hinsicht meines Aufenthalts vollkommene Freiheit gewähren zu wollen.

Die Ausführung dieses Plans wird alle meine Wünsche hinsichtlich einer öffentlichen musikalischen Thätigkeit auf's Höchste erfüllen; ich würde nie aufhören, Ew. Majestät dankbar dafür zu sein, und ich zweifele nicht, daß die Organisation eines solchen Instituts ohne erhebliche Schwierigkeiten hier zu bewerkstelligen sein wird.

Doch würde ich Ew. Majestät bitten, diese Organisation nicht mir persönlich zu übertragen, sondern mir nur zu erlauben, mit meiner Meinung und meinem Rathe dabei mitzuwirken, wozu ich jederzeit auf's Freudigste bereit sein werde. Bis nun aber, um mich des eigenen Ausdrucks Ew. Majestät zu bedienen, ein solches Instrument fertig wäre, auf welchem ich nachher zu spielen haben soll, würde ich von der Freiheit Gebrauch machen dürfen, welche mir Ew. Majestät so gnädig bewilligten, und würde zunächst zur Direction der Gewandhaus-Concerte nach Leipzig zurückzukehren wünschen. Die Aufträge, welche mir Ew. Majestät zu geben geruhten, werde ich dort mit der größten Liebe und mit meinen besten Kräften ausführen. Zugleich erbitte ich mir von Ew. Majestät, da ich bis zur Organisation jenes Instituts zu keiner öffentlichen hiesigen Thätigkeit verpflichtet sein und völlige Freiheit genießen soll, auf die Hälfte des mir früher bewilligten Gehalts Verzicht leisten zu dürfen, so lange ich diese Freiheit in Anspruch nehme.

Indem ich nochmals meinen innigsten Dank für alle Gnade ausspreche, die mir Ew. Majestät in so reichem Maße erzeigen, ersterbe ich pp. pp.

An Carl Klingemann in London.

Leipzig, den 23. November 1842.

Wir sind nun wieder in Leipzig eingekehrt und für diesen Winter bis spät in's Frühjahr jedenfalls fest etablirt. Die alten Räume, in denen wir schon manchen frohen Tag dankbar erlebt haben, sind auf's Neue mit möglichster Zierlichkeit in Stand gesetzt, und da wohnt es sich ganz bequem darin. Den Zustand der Ungewißheit in Berlin mochte ich nicht länger ertragen; es war eigentlich nichts dort gewiß, als daß ich so und so viel Geld bekam, und das allein soll denn doch nicht den Beruf von einem Musikanten ausmachen; mich drückte es wenigstens von Tag zu Tag mehr, und ich verlangte, sie möchten entweder aussprechen, ich solle nichts thun (das wär' mir auch recht gewesen, denn alsdann hätte ich unbesorgt arbeiten können, was ich gewollt hätte), oder aussprechen, was ich thun solle. Da es nun wieder darauf hieß, die Folge würde mir gewiß Beschäftigung bringen, so schrieb ich an Herrn v. Massow, bat ihn, mir eine Audienz beim Könige zu erwirken, damit ich ihm mündlich danken und ihn um meine Entlassung aus den und den Gründen ersuchen könne, und bat ihn, den Inhalt des Briefes dem Könige vorzutragen; er that es und zeigte mir den Tag der Audienz an, indem er mir sagte, die Sache sei nun leider abgemacht, der König sei sehr verstimmt über mich und werde in wenig Worten Abschied nehmen (er hatte mir im Namen des Königs einige Vorschläge gemacht, auf die ich allesammt nicht eingehen konnte, und mit denen ich Dich nicht jetzt aufhalte, da sie eben zu nichts geführt haben und zu nichts führen konnten), — und so war ich darauf gefaßt, mich auch im Bösen von dort loszumachen, so schwer es mir wurde. Denn nun endlich mußte ich mit meiner Mutter davon sprechen, ihr anzeigen, daß ich in acht Tagen wieder in Leipzig sein würde, und ich hatte nicht geglaubt, daß es sie so entsetzlich afficiren würde, wie's der Fall war. Du weißt, wie ruhig Mutter gewöhnlich ist und wie selten sie Einen recht in ihr Inneres blicken läßt, und da war mir's denn doppelt und dreifach schmerzlich, daß ich ihr solch' schlimme Tage bereiten sollte.

Und doch konnte ich mir nicht helfen. So ging ich nun den folgenden Tag zum König mit Massow, der mein wohlwollendster Freund in Berlin ist, und der in seinem Hause förmlich Abschied von mir nahm. Der König muß besonders guter Laune gewesen sein, denn statt ihn böse auf mich zu finden, hatte ich ihn nie so liebenswürdig und wirklich vertrauensvoll gesehen. Er sagte mir auf meine Abschiedsrede: er könne mich freilich nicht zum Bleiben zwingen, aber er wolle mir doch sagen, daß es ihm herzlich leid thäte, wenn ich ihn verließe, daß dadurch alle die Pläne scheiterten, die er auf meine Anwesenheit in Berlin gebaut habe, und daß ich ihm eine Lücke risse, die er nicht wieder ersetzen könne. Da ich das nicht zugeben wollte, so sagte er, wenn ich ihm Einen nennen könnte, der ihm die und die Pläne so gut ausführen könnte, wie er glaubte, daß ich es thäte, so wolle er es dem übergeben, aber ich würde Keinen nennen, der ihm recht wäre. Und Folgendes seien die Pläne. Er setzte sie nun weitläufig auseinander; zunächst solle sich's darum handeln, ihm eine Art von wirklicher Capelle zu bilden, d. h. einen kleinen Chor von etwa 30 ausgezeichnet guten Sängern, und ein kleines Orchester (aus der Elite des Theaterorchesters bestehend), die die Verpflichtung hätten, Sonn- und Festtags Kirchenmusik, außerdem auch wohl noch Oratorien u. dergl. aufzuführen, und die ich ihm nun dirigiren sollte, Musik dafür componiren u. s. w. — Ja, sagte ich, wenn davon hier die Rede gewesen wäre, wenn das zu Stande gekommen wäre, das wäre ja gerade der streitige Punkt, den ich vermißt hätte. — Darauf erwiederte er wieder, das wisse er wohl, daß ich ein Instrument haben müsse, um drauf Musik zu machen, und ein solches Instrument von Sängern und Spielern anzuschaffen, sei s e i n e Sorge. Aber wenn er es nun angeschafft hätte, so müßte er auch wissen, daß ich bereit sei, darauf zu spielen. Bis dahin möge ich thun, was ich wollte, nach Leipzig zurückgehen, nach Italien reisen, vollkommen unbeschränkt sein, nur müsse er Gewißheit haben, daß er auf mich rechnen könne, wenn er mich b r a u c h e, und das wäre nur dann zu machen, wenn ich in seinen Diensten bliebe. — Das war wenigstens im Wesentlichen der Inhalt der ganzen langen Unterredung; darauf trennten wir uns; eine Erklärung

solle ich ihm nicht gleich geben, sagte er, weil man sich leicht im Augenblick nicht alle Schwierigkeiten vorhielte; ich möchte mir es überlegen und Massow dann antworten, welcher bei diesem 5/4 Stunden langen Gespräch zugegen war. — Der war ganz roth vor Freude, als wir aus dem Zimmer kamen, und konnte sich gar nicht fassen und wiederholte immer: nein, wenn Sie nun noch an Fortgehen denken! — Und ich dachte, die Wahrheit zu sagen, mehr an mein Mütterchen, als an alles Übrige. — Kurz, nach zwei Tagen schrieb ich an den König, sagte ihm, nach den Worten, die er an mich gerichtet hätte, könne ich nicht mehr seine Dienste verlassen, sondern wolle ihm vielmehr mit besten Kräften mein Lebenlang zu Diensten stehen. Er habe mir nämlich das und das gesagt (da wiederholte ich ihm den Inhalt des ganzen Gespräches), ich würde die Freiheit, die er mir gelassen, annehmen, und bis ich also zu bestimmten öffentlichen Arbeiten berufen würde, in Leipzig bleiben; deswegen bäte ich ihn aber, auf mein halbes Gehalt Verzicht leisten zu dürfen, so lange ich mit jenen Arbeiten nicht wirklich zu thun hätte. Das hat er angenommen, und da bin ich wieder mit Frau und Kind hier. — Die Anerbietungen des Königs von Sachsen habe ich nun definitiv abschlagen müssen; aber um auch das möglichst freundlich zu machen, reiste ich wenige Tage nach meiner Ankunft hier nach Dresden, dankte dem König noch einmal mündlich und bat ihn, nichtsdestoweniger die 20000 Thlr. (die ein alter Leipziger in seinem Testament dem König zu einem Kunstinstitute zur Verfügung gestellt hat) uns Leipzigern zu einer Musikschule zu geben, und das hat er nun gethan. Vorgestern kam die officielle Bestätigung davon. Diese Musikschule soll nun noch diesen Winter, wenigstens in den Grundzügen, in's Leben gerufen werden; steht sie da, so darf ich mir doch sagen, daß ich dem hiesigen Musikwesen einen bleibenden Nutzen verschafft habe. Fangen sie dann in Berlin etwas Tüchtiges an, so kann ich mit gutem Gewissen dorthin ziehen; schieben sie es auf die lange Bank, so kann es auch sein, daß ich das halbe Gehalt und die hiesige Stelle noch länger, als für dies Jahr behalte, und meine dortigen Verpflichtungen sich darauf beschränken wie jetzt, einzelne Arbeiten im besondern Auftrage des Königs zu machen (jetzt habe ich z. B. Musik zum

Sommernachtstraum, zum Sturm und zum Oedipus auf Kolonos zu liefern). Das ist denn nun die erwünschte Beendigung der langen, langen Angelegenheit. Verzeih' alle die Details; Dir wollte ich gern recht genau Alles auseinandersetzen. — Nun fällt mir eine Bitte ein, die ich Dir längst thun wollte. In der Schweiz sah ich meinen vorigen Führer, Michel, wieder, der sich mir auf der ganzen früheren Reise als einen excellenten, braven und liebenswürdigen Kerl bewiesen hatte und den ich jetzt ebenso wieder traf, verheirathet mit einer allerliebsten, hübschen Frau, mit Kindern, und nicht mehr als Führer, sondern als Wirth zur Krone in Meiringen etablirt. Wir hatten bei unserm ersten Aufenthalt diesen Sommer dort im Hôtel du Reichenbach gewohnt, kehrten aber beim zweiten in der Krone ein und waren außerordentlich zufrieden, namentlich mit der Reinlichkeit und Nettigkeit und dem willigen Benehmen aller Leute im Hause. Ein rechtes ächtes Schweizer Dorf-Wirthshaus im besten Sinne. Nun ist sein größester Wunsch, in der neuesten Auflage von Murray's Switzerland unter den Wirthshäusern in Meiringen auch das seinige aufgeführt zu sehen, und ich habe ihm versprochen, zu versuchen, ob ich es dahin bringen könnte*. Bist Du nun im Stande, das zu bewirken? Das erste Wirthshaus dort ist nämlich der wilde Mann, das zweite der Reichenbach, und das dritte ist die Krone unzweifelhaft, und wenn es Murray so empfiehlt, so bin ich überzeugt, daß er Ehre damit einlegt. Noch könnte er erwähnen, daß es wunderschön liegt, mit der vollen Aussicht auf die Engelhörner und gegen den Rosenlauigletscher zu. — Michel sagte, der Redacteur des Reisebuches sei da gewesen und von den andern Wirthen sehr fetirt worden; das erlaubten seine Mittel freilich nicht so, aber ein erklecklich Stück Geld wolle er schon dran wenden, wenn er ihn nur nennen wollte. Ich war indignirt und sagte: ohne Geld oder gar nicht, aber ich dachte an viele musikalische Zeitungen und Componisten, und predigte nicht viel über den Gegenstand, aus Furcht, er möchte von meinen lieben Collegen auch mal erfahren und

* Vergl. den Brief vom 3. September 1842 an seine Mutter, Seite 477.

Revanche nehmen. Es ist jetzt die Klage, daß die großen städtischen Hotels die kleineren, behaglichen, ächt schweizerischen Häuser verdrängt haben; da wäre denn eins der letzteren Art; nun muß es Murray aber auch empfehlen. Bitte, thu' dafür was Du kannst, und sag' mir, ob es gelingt. Verzeih', daß ich Dich Gesandtschaftsmann mit so was belästige. Aber kenntest Du Michel, so hättest Du ihn lieb. — Jetzt wollte ich nun viel zeichnen und alle möglichen Allotria gern treiben, componiren nebenher; aber da liegen ungeheuer dicke Correcturstöße von der A moll Symphonie und der Antigone, die fressen alle freie Zeit weg. Und dabei der schreckliche Haufen Briefe!

Mein liebster Freund, mögen Dich diese Zeilen in guter Gesundheit und frohen Sinnes antreffen; mögest Du meiner gedenken, wie ich mein Leben lang Deiner, und mögest Du mir auch bald sagen, daß es so ist, und uns, Deine treuen Freunde, wieder erfreuen. Denn Cécile schreibt solch einen ganzen Brief mit, und sitzt neben mir, und weiß von allem, und ist wie ich immer und ewig

Dein Freund

Felix M. B.

An seine Mutter.

Leipzig, den 28. November 1842.

Liebste Mutter!

Da denn doch einmal wieder die Feder und das Papier statt des abendlichen Theestündchens dienen sollen, so beginne ich damit einen Vorschlag zu machen, nämlich ob es Dir Recht ist, wenn ich jeden Sonnabend regelmäßig schreibe (aber freilich oft nur zwei Worte, davon nachher), und ob dafür irgend einer aus der Familie, so oft Du nicht kannst und willst, die regelmäßige Antwort übernehmen will. Nächst der Freude, die es mir machen wird, voraus zu wissen, daß ich dann und wann von Dir höre, ist es mir für mein Schreiben ordentlich nothwendig; denn zu einem wöchentlichen Brief muß sich die Zeit schon finden, während ich ohne das mich schämen würde, nur

zwei Zeilen zu schicken, wenn ich zu mehr einmal nicht kommen kann. Du hast keine Idee davon, welche Masse Geschäfte, musikalische, wirkliche und gesellige, seit meinem Hiersein schon wieder über meinen Arbeitstisch gegangen sind. Die wöchentlichen Concerte, die ausnahmsweise gegebenen, — das Geld, welches der König nun endlich auf meine persönliche Bitte den Leipzigern bestimmt hat und zu dessen zweckmäßigster Verwendung ich bereits gestern den Plan einreichen mußte, die Correctur der Antigone, die Correctur der A moll Symphonie in Partitur und Stimmen, und eine Unmasse von Briefen: — das sind so die Hauptpunkte, die sich aber noch in eine Menge Nebenpunkte verzweigen. Nebenbei hat Raupach den ersten Chor der Athalia schon eingeschickt; den Sommernachtstraum und den Oedipus wälze ich täglich schneller im Kopfe herum; die Walpurgisnacht möcht' ich gern auch nun endlich zu einer Symphonie-Cantate machen, wozu sie ursprünglich bestimmt und aus Mangel an Courage nicht geworden war, und die Violoncellsonate beendigen. —

Vor drei Tagen war das Concert der alten Schröder, in dem ich spielen und die Ruy Blas Ouvertüre dirigiren mußte; die alte Declamatrice hat uns alle durch die große Kraft und Lebendigkeit ihres Organs und ganzen Wesens noch wahrhaft erfreut. Im Einzelnen schien mir wohl ein bischen zu viel auf Wortausdruck gesehen und dem Detail zu viel Recht über die Stimmung eingeräumt; aber im Ganzen war mir doch die Erscheinung höchst merkwürdig! Stand sie denn in ihrer Jugendzeit auch im Ruf, dem Effect mehr Recht einzuräumen als billig, und was waren damals ihre besten Rollen? Die Tochter (jünger aussehend, und wilder und toller als je) sang außerdem, — singt noch heute Abend in Döhler's Concert, wird auch wahrscheinlich noch nächsten Donnerstag im Abonnement-Concert singen, und acht Tage, welche die in einer Stadt zubringt, sind auch nicht die ruhigsten für ihre Bekannten; dazu Tichatschek, Wagner, Döhler, Mühlenfels, das war die vergangene Woche ein fortwährendes Leben und Treiben!

Laß doch am Theetisch einmal die Stelle aus dem letzten der Antiquarischen Briefe von Lessing vorlesen: „Wenn ich Kunstrichter wäre" u. s. w., ob über die auch gestritten wird,

oder ob alle mit mir einig sind, daß es das Erschöpfendste ist, was man einem Recensenten vorschreiben kann? Eigentlich Jedem! Jetzt, wo so viel Künstler, alt und jung, gut und schlecht, hierherkommen, fällt mir täglich die Stelle von Neuem ein.

Dein

Felix.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 5. December 1842.

Mein lieber Bruder!

Da es einmal hergebracht ist, und zwar von Rechtswegen, daß ich in meiner Berliner Angelegenheit keinen Schritt geschehen lasse, ohne ihn Dir gleich ausführlich mitzutheilen, so schreibe ich Dir heut' diese Zeilen, obwohl ich in Arbeit stecke bis weit über die Ohren. Vom König bekam ich gestern folgenden Brief:

„Aus der abschriftlichen Anlage gebe ich Ihnen zu ersehen, was ich in Betreff des Instituts zur Verbesserung des Kirchengesanges an die Special-Commissaren W. G. R. v. Massow und W. G. R. General-Intendanten der Hofmusik Gr. v. Redern unter dem heutigen dato erlassen habe. Zugleich habe ich Ihrem Wunsche gemäß den Staats-Minister Eichhorn und den Finanz-Minister v. Bodelschwingh davon in Kenntniß gesetzt, daß Sie vorläufig bis zum Eintritt in Ihre Functionen nur 1500 Thlr. statt 3000 Thlr. beziehen wollen. Ich ernenne Sie zum General-Musik-Director und vertraue Ihnen die Oberaufsicht und Leitung der kirchlichen und geistlichen Musik als Wirkungskreis an. Charlottenburg, den 22. November 1842."

Die Anlage enthält eine Cabinets-Ordre, die durchaus in dem Sinne der damaligen Unterredung, durchaus nach meinen Wünschen, sehr klar und zweckmäßig abgefaßt ist, — offenbar unter Mitwirkung des Herrn v. Massow und mit dem Willen, die Sache wirklich und wahrhaftig in's Werk zu setzen. Daß auch gar keine erheblichen Schwierigkeiten obwalten, ist aus der

Cabinets-Ordre auf's Neue zu ersehen; ob ich aber dennoch die Ausführung für gewiß annehmen kann, das lasse ich dahingestellt, bis ich's sehe. Die Conservatoriumsgeschichte war noch weiter vorgerückt und schien noch bestimmter. Indeß bleibe ich auch andererseits bei meiner früheren Ansicht und thue, was ich kann, um Alles zu befördern und meinen guten Willen an den Tag zu legen*.

Herr v. Massow schreibt mir (ebenfalls gestern), ich möge nun bald einmal nach Berlin kommen, um mit ihm und Gr. Redern zu sprechen; es bedürfe nur eines oder zweier Tage dazu; ich werde ihm aber antworten, daß ich am 17ten komme und mich bis zum 23sten zum Bleiben einrichte. Leider ist es länger nicht möglich; indessen wir beide kannegießern doch ein bischen und bleiben zusammen, so lange es geht. —

Daß mir der König bei der Gelegenheit wieder einen neuen Titel gegeben hat, macht mich fast verlegen; ich möchte nicht gern zu den Jetzigen gehören, die mehr Ehrenstellen besitzen, als sie gute Noten geschrieben haben, und doch kommt es nun bald so heraus; wenigstens weiß ich noch gar zu wenig, was ich für Alles das in Erwiederung werde leisten können. Indeß habe ich's ja nicht gesucht, und da kann man mir es schon nachsehen; abschlagen läßt sich's ja doch nicht, und freuen thut Einen die Überschätzung auch, weil sich's doch bei Gelegenheit durch Unterschätzung wieder einbringen läßt.

Immer

Dein

Felix.

An seine Mutter.

Leipzig, den 11. December 1842.

Liebste Mutter!

Am 21sten oder 22sten geben wir hier ein Concert für den König, der allen Hasen der Umgegend den Tod geschworen

* Vergleiche den Brief vom 28. October 1842 an den König, Seite 485.

hat, und in welchem wir ihm die Hühner- und Hasenjagd aus den Jahreszeiten (sehr rührend!) vorsingen wollen. Im zweiten Theil soll dann meine Walpurgisnacht wieder auferstehen; freilich in einem etwas anderen Habite als dem vorigen, das allzu warm mit Posaunen gefüttert und für die Singstimmen etwas schabig war; aber dafür habe ich auch die ganze Partitur von A bis Z noch einmal schreiben und zwei neue Arien einsetzen müssen, — der übrigen Schneiderarbeit nicht zu gedenken. Wenn es mir aber jetzt nicht recht ist, so schwöre ich, es für das übrige Leben aufzugeben. Ein Stück vom Sommernachtstraum und vom Oedipus denke ich ebenfalls mit nach Berlin zu bringen, und die Musikschule soll hier auch, will's Gott, bis zum Februar los gehen. Hauptmann, David, Schumann und Frau, Becker, Pohlenz und ich sind für den Anfang die Lehrer; mit zehn Freistellen fängt es an; die übrigen, die Unterricht haben wollen, müssen 75 Thlr. jährlich bezahlen. Nun weißt Du Alles, was ich weiß, das Weitere soll eigentlich erst die Erfahrung und die Probe lehren. —

Neulich hätte ich Dich im Abonnement-Concert gewünscht; das Beethoven'sche G dur Concert, das mein altes cheval de bataille ist, habe ich wohl niemals so gut gespielt wie da; namentlich machte mir die erste Cadenz und ein neuer Rückgang in's Solo vielen Spaß, und den Leuten, wie es schien, noch mehr! —

Was Du mir von dem dortigen Concert-Repertoire schreibst, macht mir wenig Lust, mehr davon zu hören; die arrangirte Aufforderung zum Tanz und die Compositionen vom englischen Gesandten, — das sind die rechten Sachen! Will man schon einmal Versuche mitgeben und mithören, da sei man denn doch lieber etwas milder gegen unsere vaterländischen! Du wirst wieder sagen, ich sei sauer. Aber manche Ideen sind mit meinem Leben und meiner ganzen Kunstansicht zu eng verwachsen, und da mußt Du mir sie schon nachsehen.

Das Denkmal für den alten Sebastian Bach ist wunderhübsch geworden*. Vorgestern war Bendemann hier, um es noch einmal zu besichtigen; da waren alle inneren Gerüste weg-

---

* Vergleiche den Brief vom 10. August 1840, Seite 416.

genommen, und die vielen Säulen und Säulchen und Schnörkel, vor allem die Basreliefs und das alte prächtige Perrückengesicht prangten frei im Sonnenschein, und machten mir große Freude. Das Ganze mit seinen vielen zierlichen Verzierungen erinnert wirklich an den alten Sebastian. Nun ist es wieder zugestellt und bleibt so bis zum März, wo es an seinem Geburtstag durch eine seiner Motetten eingeweiht werden soll. Umher werden Cedern eingepflanzt, und eine gothische Bank davor hingestellt. Übrigens wollen wir so wenig Wesen wie möglich davon machen, um nicht in das jetzige Phrasenzeug und die Kunst- und Künstleranbetung, wie sie Mode ist, einzustimmen. Es geht Unsereinem wahrhaftig jetzt äußerlich um ebenso viel zu gut, wie es sonst den Künstlern zu schlecht ging; für uns wäre das zwar ganz angenehm, aber für die Sache taugt es nichts; die Kunst wird verhätschelt und faul; darum sollte sich Einer über seine jetzigen Feinde mehr freuen, als ärgern. Zum Zu-gut-gehen rechne ich's auch, daß mich der König von Preußen zum General-Musik-Director ernannt hat; das ist wieder ein neuer Titel, eine neue Ehre, und ich weiß noch nicht einmal, ob und wann ich genug thun kann, um die alten zu verdienen.

Heute ist ein schöner Tag, mit herrlichen, unvergeßlichen Erinnerungen für uns Alle*; sei auch meiner eingedenk an diesem Tage, wie ich Deiner und Seiner mein Lebenlang.

Dein

Felix.

An den Prediger Julius Schubring in Dessau.

Leipzig, den 16. December 1842.

Mein lieber Schubring!

Hier schicke ich Dir nun, Deiner Erlaubniß gemäß, den Text des Elias, so weit ich ihn jetzt habe. Ich bitte Dich, hilf mir tüchtig daran und schicke ihn mir mit recht vielen Bemer-

* Geburtstag von Mendelssohn's Vater.

kungen am Rande (d. h. Bibelstellen und dergl.) bald wieder. — Auch Deine früheren Briefe darüber lege ich bei, da Du es wolltest, und habe sie aus dem Buche gerissen, in dem sie standen. Sie müssen aber wieder hinein, deshalb vergiß ja nicht, sie mir wieder zu schicken. Sehr richtig berührst Du gleich in dem ersten dieser Briefe (auf der ersten Seite unten) die Hauptschwierigkeit des Textes und den Punkt, worin es ihm auch jetzt noch am meisten mangelt: die allgemein gültigen, allgemein eindringlichen Betrachtungen und Worte. Denn natürlich ist es nicht meine Absicht, „eine biblische Walpurgisnacht" hinzustellen, wie Du erwähnst. — Durch die mit lateinischen Lettern geschriebenen Stellen habe ich diesem Mangel abzuhelfen gesucht, aber es fehlt immer noch, auch an der Durchführung derer, und an den recht prägnanten Worten für die Motive. Das ist denn der erste Punkt, auf den ich Dich bitte zu denken, und wo Deine Nachhülfe sehr nöthig ist. — Zweitens bei der „dramatischen" Einrichtung. Ich kann nämlich das halb Opernhafte der meisten Oratorien-Texte (wo man sich mit allgemeinen Figuren, wie z. B. ein Israelit, ein Mädchen, Hannah, Mikah und dergleichen durchhilft, und wo die dann statt zu sagen: „es geschehe das und das", sagen müssen: „weh' mir, ich sehe das und das geschehen") gar nicht leiden, halte sie für schwach und mag dergleichen nicht mitmachen. Aber freilich ist das ewige „er sprach" u. s. w. auch nichts Rechtes. Beides ist im Texte vermieden, doch ist auch das und bleibt immer noch eine der schwachen Seiten. —

Dann überlege Dir auch, ob es zu rechtfertigen ist, daß außer dem Elias eigentlich keine andere dramatische Figur hervortritt? — Ich glaube doch. Aber freilich müßte er auch zu Ende, bei der Himmelfahrt, etwas zu sprechen (singen) haben. Findest Du dazu wohl passende Worte? Überhaupt ist der zweite Theil, noch mehr das Ende davon, noch sehr im Ungewissen. Einen Schlußchor habe ich noch gar nicht, was meinst Du dazu? Laß Dir das Ganze recht empfohlen sein und schreibe namentlich recht viel schöne Arien, Betrachtungen, Kernsprüche, Chöre und alles andere auch, auf den Rand, und schick' mir's so bald als möglich wieder.

Die Méthode des Méthodes erfolgt ebenfalls hierbei.

Indem ich sie eben wieder durchblättere, denke ich mir doch, daß Du hie und da manches Brauchbare darin finden wirst. Ist das der Fall, so bitte ich Dich, behalte sie so lange als Du und Deine angehenden Clavierspieler sie irgend brauchen können; ich brauche sie gar nicht. Gefällt sie Dir nicht, so kann ich Dir statt ihrer zur Ansicht die Zimmermann'sche Clavierschule schicken, die ziemlich auf einem ähnlichen Plan beruht und nur andere Beispiele u. s. w. hat.

Es ist doch ein ander Ding mit dem Sprechen als mit dem Schreiben. Die wenigen Minuten neulich mit Dir und den Deinigen sind mir doch lebendiger und erquicklicher, als noch so viel Briefe gewesen! —

Immer Dein

Felix M. B.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 22. December 1842.*

Mein lieber Bruder!

Daß wir alle hier gesund sind und traurig hinleben, wie wir können, eingedenk des Guten, was uns früher zu Theil wurde, das habe ich den Tag nach meiner Ankunft an Euch geschrieben: es war an Fanny adressirt, aber an Euch alle geschrieben. Allein Du hattest nichts davon gehört, und auch in dieser Kleinigkeit spricht sich wieder aus, was sich tagtäglich mehr und mehr aussprechen wird, tiefer und fühlbarer: daß der Vereinigungspunkt fehlt, in welchem wir uns immer noch als Kinder fühlen durften. Waren wir es nicht mehr den Jahren nach, so durften wir es dem Gefühle nach sein. Wenn ich an die Mutter schrieb, so hatte ich damit an Euch Alle geschrieben, und Ihr wußtet es auch; aber Kinder sind wir nun nicht mehr und haben es genossen, was es heißt, das zu sein. Es ist nun vorbei. — Man hält sich in solcher Zeit an Äußerlichkeiten, wie in einer finstern Stube, wo man den Weg sucht, — von einer Stunde zur andern. Sag' mir, ob wir es so einrichten wollen, daß ich einen Tag der Woche abwechselnd an

* Nach dem Tod der Mutter.

jeden von Euch schreibe und Antwort bekomme, so daß wir doch wenigstens alle drei Wochen von einander hören, unbeschadet des öfteren, oder ob Dir eine bessere Einrichtung einfällt? Habe auch tausend Dank für Deine liebe gute Frage wegen des Wohnens. Es war mir schon eingefallen, Dich darum zu bitten, und nun bietest Du es mir an. Aber ehe wir es so festsetzen, möchte ich, Du brächtest die Sache einmal in Gegenwart der Schwestern und Schwäger behutsam auf's Tapet. Merkst Du, daß denen irgend ein unangenehmes Gefühl daraus erwächst, wenn ich jetzt, zum ersten Mal, in Berlin mit ihnen nicht unter demselben Dache wohne, und sprechen sie dies Gefühl auch nur durch ein Wort oder eine Bemerkung aus (Du wirst dies leicht verstehen können, und ich verlasse mich ganz auf Dich), so müssen wir es aufgeben. Im andern Falle würde ich Deine Güte dankbar annehmen. Schwer wird mir der nächste Besuch in Berlin fallen; — schwer fällt mir eigentlich alles, was ich thue und treibe, und was nicht ein bloßes Übermichergehenlassen ist. Doch habe ich wieder angefangen zu arbeiten, und das ist das Einzige, was mich ein wenig beschäftigt. Zum Glück hatte ich eine halb mechanische Arbeit, Schreiberei von vielen Bogen, Instrumentirung und dergleichen zu machen. Das ist so halb und halb ein thierischer Instinkt, dem man nachgeht, und wobei es Einem doch wohler wird, als ohne das. Aber gestern habe ich dirigiren müssen; das war schrecklich. Sie sagten, das erste Mal würde immer schrecklich sein, und ich müsse einmal durch; ich glaube es auch, aber doch wollte ich, ich hätte ein paar Wochen warten können. Mit einem Liede von Rochlitz fing es an; aber wie in der Probe die Altstimmen piano sangen „Wie der Hirsch schreit", so wurde mir so schlecht, daß ich nachher auf den Flur hinaus gehen mußte, und mich ausweinen. —

Heut' habe ich Gottlob wieder einen Tag, wo ich keinen Menschen zu sehen und zu sprechen brauche, und mit dem Husten geht es auch besser. — So schleicht die Zeit fort; aber was wir gehabt haben, wird nicht weniger lieb, und was wir verloren haben, nicht weniger schmerzlich mit der Zeit.

Leb' wohl, liebster Bruder, bleib' mir gut!

Dein Felix.

An Professor Köstlin in Tübingen.

Leipzig, den 12. Januar 1843.

Lieber Herr Köstlin!
oder vielmehr Lieber Herr Gevatter!

Welch' eine große herzliche Freude haben Sie mir durch Ihren lieben gestrigen Brief, durch die frohen darin enthaltenen Nachrichten, und nun gar durch das Gevatterbitten gemacht! Ja, das glaube ich, daß ich so eine Pathenstelle annehme, und wie ich Ihren Brief durchgelesen hatte, brauchte ich ein paar Augenblicke, um mir selbst zu beweisen, daß ich nicht in Person bei der Taufe gegenwärtig sein könnte. In früheren Zeiten hätten alle Beweise nichts gefruchtet; ich hätte Post genommen und wär' Ihnen zum Geburtstag in's Haus geschneit. — Das kann ich nun jetzt freilich nicht mehr, aber wenn's ein geistiges Dabeisein giebt, so bin ich dabei. Und wenn das Andenken so herzlich lieber Freunde, und ein Beweis Ihrer Freundschaft und eine noch engere, dauernde Verbindung derselben so eine rechte wahre Freude ist und die ganze Seele durchwärmt, so empfinde ich diese Freude und danke Ihnen und Ihrer Frau dafür. —

Ihr Gevatter wär' ich nun, das wär' bestimmt; aber nun muß ich noch tausend Dinge wissen, und wenn die Taufe vorüber ist, und ich erfahre nicht alle die Details, die Sie mir in Ihrem Briefe verschweigen, dann geht's schlimm. Sie vergessen wohl, daß ich selbst drei Kinder habe, und also für alles das doppelt empfänglich bin. Nicht einmal die Namen sagen Sie mir ja, die der Knabe bekommen soll, und ob er blond oder braun, schwarz- oder blauäugig ist. Das will meine Frau alles ebenso gut wissen wie ich, und wir hoffen, daß Sie uns nach der Taufe einmal recht ausführlich darüber schreiben mögen. Sie sind mir ein wenig böse gewesen, daß ich ein schlechter Correspondent bin. Sei'n Sie mir niemals böse darüber, das bitte ich Sie herzlich; ich kann es nicht ändern; es ist ein Fehler, in den ich trotz des besten Willens immer wieder verfalle und den ich in diesem Leben niemals ablegen werde. Zu vieles steht mir entgegen; zuerst eine wahrhaft instinkt-

mäßige Scheu vor Feder und Papier, wenn es nicht Noten gilt; dann eine Zersplitterung in eine solche Masse Berufs- und anderweitige Geschäfte, die ich theils für mich, theils für Andere zu besorgen habe, daß ich mein Leben zuweilen nur so führen kann, wie sich Einer im Gedränge mit beiden Ellenbogen durchstößt und durchschlägt, die Füße mit braucht, allenfalls auch noch Fäuste, Zähne u. s. w. — So ist mir am Ende mancher Woche zu Muthe; die Zeit zum Notenschreiben erzwinge ich mir, sonst könnte ich's keinen Tag aushalten, aber zum Briefschreiben komme ich nicht. —

In der letzten Zeit hatten wir aber einen schweren, bittern Verlust zu beweinen, den meiner lieben Mutter. Ich nahm mir den ganzen Brief über vor, recht lustig zu schreiben und kein Wort davon zu sagen, um Sie in Ihrer Freude auch nicht durch eine trübe Stimmung zu stören, aber ich fühle, daß ich es Ihnen schreiben muß, wenn mir nicht alles andere, was ich Ihnen sage, wie eine Verstellung erscheinen soll. So müssen Sie denn auch an meinem Leide Theil nehmen, und ich konnte es Ihnen nicht verschweigen, was uns seit den letzten Wochen so tief gebeugt hat und wovon wir uns noch nicht so bald werden erholen können. Doch ist ein Brief wie der Ihrige mir in jeder Zeit und in jedem Leide eine Erholung, und wie ich weiß, daß Sie auch jetzt einmal zu mir her denken, so wissen Sie, wie herzlich ich Ihre Freude mitfühlen kann; das nennt man ja wohl zusammenhalten? Sagen Sie Ihrer Frau tausend Grüße und Glückwünsche. Erzählen Sie mir, ob sie neue Lieder oder sonst was componirt hat; am schönsten wär's, wenn Sie mir eins davon im Brief mitschickten; sie erfreuen mich immer gar sehr, wenn ich sie höre und spiele!

Immer

Ihr

ergebenster

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Fanny Hensel in Berlin.

Leipzig, den 13. Januar 1843.

— — — — — — Eine neue Symphonie von einem Dänen, Namens Gade, haben wir gestern probirt und bringen sie im Laufe des nächsten Monats zur Aufführung, die mir so viel Freude gemacht hat, wie seit langer Zeit kein anderes Stück. — Der hat ein großes bedeutendes Talent, und ich möchte, Du hörtest diese ganz eigenthümliche, sehr ernsthafte und wohlklingende dänische Symphonie. Ich schreibe ihm heute ein paar Zeilen, obwohl ich gar nichts weiter von ihm weiß, als daß er in Copenhagen lebt und 26 Jahre alt ist. Doch muß ich ihm für die Freude danken; es giebt wirklich kaum eine bessere, als schöne Musik zu hören, und sich mit jedem Tact mehr zu verwundern und doch mehr zu Hause zu fühlen. — Käme es nur nicht so selten!

— — — — —

An N. W. Gade, Tonkünstler in Copenhagen.

Leipzig, den 13. Januar 1843.

Hochgeehrter Herr!

Wir haben gestern die erste Probe Ihrer Symphonie in C moll gehabt, und wenn auch Ihnen persönlich ganz unbekannt, kann ich doch dem Wunsche nicht widerstehen, Sie anzureden, um Ihnen zu sagen, welche außerordentliche Freude Sie mir durch Ihr vortreffliches Werk gemacht haben, und wie von Herzen dankbar ich Ihnen für den großen Genuß bin, den es mir gewährt. Seit langer Zeit hat mir kein Stück einen lebhafteren, schöneren Eindruck gemacht, und wie ich mich mit jedem Tact darin mehr verwunderte und dennoch mehr zu Hause fühlte, so war mir es heut' ein Bedürfniß, Ihnen meinen Dank für so viel Freude auszudrücken, Ihnen zu sagen, wie hoch ich Ihr herrliches Talent stelle, wie mich diese Symphonie, das Einzige, was ich bis jetzt von Ihnen kenne, auf alles Frühere

und Spätere begierig macht! Und da ich höre, daß Sie noch so jung sind, so ist es eben das Spätere, auf das ich mich freuen kann, — zu dem ich in einem so schönen Werke die festen Hoffnungen begrüße, — für das ich Ihnen jetzt schon danke, wie für den Genuß, den ich gestern gehabt habe.

Wir werden noch mehrere Proben von der Symphonie machen und erst in 3—4 Wochen dieselbe zur Aufführung bringen. Die Stimmen wimmelten so von Fehlern, daß wir sie erst sämmtlich haben durchsehen und mehrere neu schreiben lassen müssen, und dann soll sie nicht gehen, wie eine neue, sondern wie eine, die dem ganzen Orchester vertraut und lieb ist. Das war nun zwar schon gestern der Fall, und unter uns Musikern nur eine Stimme. Indeß sie muß auch so gehen, daß ein Jeder es hört. — Herr Raymund Härtel sagte mir, es sei davon die Rede, daß Sie selbst im Laufe des Winters herkämen. Wäre das doch der Fall, und könnte ich Ihnen dann meine Dankbarkeit und meine hohe Achtung mündlich besser und deutlicher ausdrücken oder beweisen, als es die leeren schriftlichen Worte thun! Wir mögen uns nun aber jetzt kennen lernen oder nicht, so bitte ich Sie, mich immer für einen solchen anzusehen, der all' Ihren Werken mit Liebe und Theilnahme folgen wird, und dem die Begegnung mit einem Künstler wie Sie und einem Kunstwerke wie Ihre C moll Symphonie jederzeit die größte, herzlichste Freude sein wird.

Ihr

ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Carl Klingemann in London.

Leipzig, den 13. Januar 1843.

An dies alltägliche Leben mit Menschen, die man doch eigentlich so sehr viel nicht angeht, — denen das nur eine Neuigkeit ist, was man selbst niemals vergessen und verschmerzen wird, — an Zerstreuung, wie sie es nennen, kann ich mich heute noch nicht im mindesten gewöhnen. Ich empfinde aber wieder recht lebhaft, welch' himmlischer Beruf eigentlich die

Kunst ist. Verdanke ich doch auch den nur den Eltern! Eben wenn alles Andere, was Einen abziehen soll, so widerwärtig, leer und schaal erscheint, so ergreift Einen schon die kleinste wirkliche Thätigkeit der Kunst gleich so im Innern, führt so weit, weit von der Stadt, vom Lande, von der Erde weg, daß es ein wahrer Gottessegen ist. In den Tagen vor dem 11ten hatte ich unternommen, was ich mir schon lange vorgesetzt hatte, meine Walpurgisnacht neu aufzuschreiben, und hatte von der ganzen dicken Partitur die Singstimmen aufgeschrieben und copiren lassen. Da wurde ich nach Berlin gerufen, und nach wochenlanger Unterbrechung fing ich nun auf meinem kleinen Arbeitsstübchen, das eine hübsche Aussicht auf's Feld und die Wiesen und ein Dorf hat, wieder an, die Instrumente dazu zu schreiben. Ich konnte oft viele Stunden lang nicht vom Tische weg, so fesselte mich der gute Umgang mit den alten wohl bekannten Hoboen und Bratschen und dergleichen, die viel länger leben, als wir alle, und so gute Freunde sind. Zu neuem Componiren war mir's zu zerstört und zu wund; aber auch dies blos mechanische Treiben und Arbeiten in der Kunst war mein Trost in der ganzen Zeit, wenn ich allein war und wenn nicht Frau und Kinder mit ihren geliebten Gesichtern mich auch die Musik vergessen und nur daran denken ließen, wie ich tagtäglich nichts thun kann, als Gott danken für alles Gute, das er mir giebt.

Du hast mich doch nicht recht verstanden mit meinem vorigen Briefe. Du sagst, ich hätte in meiner Amtstellung nicht „anders gekonnt". Die war's nicht. Die Mutter war's. Es hat sich seitdem schon wieder in die Länge gezogen mit all' den Absichten und Plänen; habe mein halbes Gehalt, und habe Musik zum Sommernachtstraum, zum Oedipus und anderm für den König angefangen. Mein geheimer Gedanke ist immer noch, daß er sich entschließt, es fortdauern zu lassen, wie es jetzt ist. Einstweilen habe ich hier die Musikschule zu Stande gebracht, von der Du wohl eine officielle Bekanntmachung in den Zeitungen lesen wirst, und es giebt viel zu thun.

— — — — —

An Madame Emma Preußer hier.

Leipzig, den 4. Februar 1843.

Verehrte Frau!

Beifolgend der verlangte Siebenkäs. Möge er Ihnen nur halb so viel Freude gewähren, wie mir beim ersten Lesen und seitdem immer wieder. Ich glaube, es sind von den frohesten Lebensstunden, wo man ein solches herrliches Werk kennen und lieben lernt. Da Sie wenig von Jean Paul gelesen haben, so würde ich mich an Ihrer Stelle nicht viel um die Vorreden bekümmern, die Blumenstücke aber für's erste ganz und gar überschlagen, und gleich beim Anfange des Buchs, Seite 26, beginnen und so die Geschichte des Siebenkäs bis zu Ende verfolgen. Haben Sie die erst gelesen, und etwa noch die Flegeljahre und einige seiner andern wundervollen Werke, dann wird Ihnen gewiß Alles an ihm lieb und werth, — auch das Mühsamere — auch das weniger Gelungene — oder Veraltete, — und dann werden Sie die Blumenstücke, die Vorreden, den Traum im Traum u. s. w. auch nicht missen wollen.

Sobald Sie etwas Neues von ihm brauchen, empfiehlt sich (aber freilich auch schon vorher) angelegentlichst Ihnen und den lieben Ihrigen allen Ihr

ergebenster
Felix Mendelssohn Bartholdy.

An N. W. Gade, Tonkünstler in Copenhagen.

Leipzig, den 3. März 1843.

Hochgeehrter Herr!

Gestern in unserm 18. Abonnement-Concerte wurde Ihre C moll Symphonie zum ersten Male aufgeführt, zur lebhaften, ungetheilten Freude des ganzen Publikums, das nach jedem der vier Sätze in den lautesten Applaus ausbrach. Nach dem Scherzo war eine wahre Aufregung unter den Leuten, und der Jubel und das Händeklatschen wollten gar kein Ende nehmen,

— ebenso nach dem Adagio, — ebenso nach dem letzten, — und nach dem ersten, — nach allen eben! Die Musiker so einstimmig zu sehen, das Publikum so entzückt, die Aufführung so gelungen, — das war mir eine Freude, als hätte ich das Werk selbst gemacht! Oder noch eine größere; denn im Eigenen sieht man immer die Fehler und das Nichtgelungene am deutlichsten, während ich in Ihrem Werke noch gar nichts empfinde, als Freude über alle herrlichen Schönheiten. Durch den gestrigen Abend haben Sie sich das ganze Leipziger Publikum, das wirklich Musik liebt, zum dauernden Freund gemacht; Keiner wird von jetzt an von Ihrem Namen und Ihrem Werke anders als mit der herzlichsten Hochachtung sprechen; und jedes Ihrer künftigen Werke wird mit offenen Armen empfangen, sogleich mit der äußersten Sorgfalt einstudirt und freudig von allen hiesigen Musikfreunden begrüßt werden. —

„Wer die letzte Hälfte des Scherzo geschrieben hat, das ist „ein vortrefflicher Meister, und von dem haben wir das Recht, „die größten und herrlichsten Werke zu erwarten", das war die allgemeine Stimme gestern Abend auf unserm Orchester, im ganzen Saal, — und veränderlich sind wir hier nicht. So haben Sie sich durch Ihr Werk eine große Menge Freunde für's Leben erworben; erfüllen Sie unsere Wünsche und Hoffnungen, indem Sie viele, viele Werke in derselben Art, von derselben Schönheit schreiben, und indem Sie unsere geliebte Kunst neu beleben helfen, wozu Ihnen der Himmel alles gegeben hat, was er geben kann.

Wir hatten außer der Probe, von der ich Ihnen früher geschrieben hatte, noch in den letzten Tagen zwei andere gehabt, und einige kleine unbedeutende Versehen abgerechnet, ging die Symphonie mit einem Leben und einer Begeisterung, daß man daraus allein schon sehen konnte, wie entzückt wir Musiker alle davon sind. — Ich höre, daß sie bei Kistner erscheinen wird; erlauben Sie mir da die Frage, ob die Überschrift der ersten Introduction $^6/_4$ Tact, die nachher wiederkehrt, nicht zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte? Es steht da, wenn ich nicht irre, Moderato e s o s t e n u t o. Sollte statt dieses sostenuto nicht etwa con moto oder con molto di moto gestochen werden? Jene Überschrift würde (wie mir scheint) zum richtigen

Tempo führen, wenn es $^{6}/_{8}$ Tact statt $^{6}/_{4}$ wäre; aber beim $^{6}/_{4}$ ist man so sehr gewohnt, die einzelnen Viertel gewichtig oder langsam abzuzählen, daß ich mir denke, der Satz würde zu langsam gegriffen werden, wie mir es in der ersten Probe begegnete, bis ich mich nicht mehr an die Noten und die Überschrift, sondern an den Sinn hielt. Und da so manche Musiker so sehr fest gerade an jenen Überschriften kleben, so wollte ich Ihnen wenigstens meine Zweifel in dieser Hinsicht ausgesprochen haben.

Haben Sie noch Dank für Ihren lieben Brief und die freundliche Absicht, die Sie mir darin zu erkennen geben*. Haben Sie aber noch mehr Dank für die Freude, die Sie mir durch das Werk selbst gemacht haben, und glauben Sie, daß Niemand Ihre Laufbahn mit mehr Theilnahme verfolgen, Ihren ferneren Arbeiten mit mehr Hoffnungen und mit größerer Liebe entgegensehen kann, als

Ihr

hochachtungsvoll ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An J. Moscheles in London.

Leipzig, den 30. April 1843.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Musikschule nimmt einen schönen Anfang; fast täglich kommen neue Meldungen, und die Zahl der Lehrer sowie die der Lectionen hat schon bedeutend vergrößert werden müssen.

Zwei wahre Krankheiten machen sich aber bemerklich, denen ich, so lange ich dabei bin, mit Händen und Füßen entgegenarbeiten werde: Die Direction will vergrößern und generalisiren, namentlich Häuser bauen, Locale von mehreren Stockwerken miethen, während ich behaupte, daß für die ersten zehn Jahre die zwei Säle, die wir haben und in denen gleichzeitig Unterricht gegeben werden kann, ausreichend sind, — und die Schüler wollen alle componiren und theoretisiren, während ich glaube, daß ein tüchtiges praktisches Wirken, tüchtig Spielen

* Gade dedicirte Mendelssohn die C moll Symphonie.

und Tacthalten, tüchtige Kenntniß aller tüchtigen Werke u. s. w. die Hauptsache ist, die man lehren kann und muß. Aus denen findet sich alle andere Lehre von selbst, und das Weitere ist nicht Sache des Lernens, sondern der Gottesgabe. Daß ich demungeachtet kein Handwerk aus der Kunst machen möchte, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. — — —

An N. Simrock in Bonn.

Leipzig, den 12. Juni 1843.

Hochgeehrter Herr!

Herr Hermann hat schon vor einiger Zeit einmal in meinem Namen wegen der bei Ihnen gestochenen Partitur der Zauberflöte angefragt; doch möchte ich mich noch einmal bei Ihnen direct erkundigen, ob kein Exemplar mit dem ursprünglichen deutschen Text existirt? Ob keins je existirt hat? Und wenn beides nicht der Fall ist, so möchte ich fast fragen, ob Sie nicht in Ihren Platten davon den richtigen Text substituiren und einige Abzüge davon machen lassen wollen? Es erscheint mir fast wie eine Verpflichtung, daß ein solches Werk unverändert auf die Nachwelt komme; wir wissen zwar noch alle recht gut, daß z. B. die Arie mit den Worten anfängt: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön“, aber wenn in mehreren Jahren die jüngeren Musiker immer nur gedruckt sehen: „so reizend hold, so zaubrisch schön“, so bekommen sie doch eine unrichtige Idee von dem Mozart'schen Gedanken, und ich gehe sogar so weit, zu behaupten, daß selbst die entschieden schlechtesten Stellen in einem solchen Text beibehalten zu werden verdienen, seit sie von Mozart componirt und dadurch in ganz Deutschland einheimisch wurden. Will man Verbesserungen vorschlagen, — recht gut, aber sie müßten dann mit dem Original zugleich dastehen, in keinem Falle dürfte dies ganz verschwinden, sonst ist der Treue gegen den großen dahingegangenen Musiker kein Genüge geschehen. Bitte, sagen Sie mir hierüber einige Worte, wenn sie an Herrn Hermann schreiben; und entschließen Sie sich zu

einer Veränderung der Platten, so bin ich der erste Abnehmer, der es Ihnen dankt, aber gewiß nicht der letzte.

Ihr

Ihnen ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An G. Otten in Hamburg.

Leipzig, den 7. Juli 1843.

Hochgeehrter Herr!

Meinen schönsten Dank für Ihren freundlichen Brief, der nur allzu Wohlwollendes, allzu Freundliches über mich und meine Musik enthält. Gern käme ich einmal folgte Ihrer freundlichen Einladung, sagte Ihnen meinen mündlichen Dank und spielte Ihnen recht viel vor, da Sie das haben wollen; ich habe es, seit wir uns damals in Dessau begegneten, ein ganzes Theil besser gelernt, und bin weiter gekommen. Aber nur vergleichen dürfen Sie mein Spiel und meine ganze Musik ja nicht; da wird mir gleich sehr verlegen dabei, und ich bin gewiß nicht der Mann, der die Leute verhindern wird, das goldene Kalb anzubeten, wie Sie die Tagesmode nennen. — Noch dazu glaube ich, sie geht schnell vorüber, auch ohne Gegenwirken, — freilich kommt dann wieder eine neue auf. Aber eben deswegen scheint mir das beste, seinen eigenen Weg ruhig weiter zu gehen und sich hauptsächlich vor einem Tagesübel zu hüten, das Sie unter denen, welche Sie nennen, nicht mit anführen, das aber gewiß auch vielen Schaden thut: vor der Zersplitterung und Zerstreuung im Äußerlichen. Das ist ein Vorwurf, den ich den meisten jetzigen Künstlern machen möchte und mir selbst oft auch mehr, als mir lieb ist; ich denke darum weniger daran, meine Reisen auszubreiten, als vielmehr zu beschränken, um mehr an den eigenen Fortschritten, weniger an der Meinung Anderer zu arbeiten.

Und nun haben Sie noch einmal Dank für einen so freundlichen Brief und erhalten Sie ein gutes Andenken

Ihrem

ergebensten

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 21. Juli 1843.

Lieber Bruder!

Fast dachte ich Deinen Brief mündlich beantworten zu können, denn ich war drauf und dran, wieder nach Berlin zu reisen. Herr v. Massow hat mir eine Zusendung in der ewig langen Angelegenheit gemacht, über die ich mich so geärgert habe, daß ich fast krank geworden bin, und ich kann's noch nicht recht aus den Gliedern bekommen. Ich wollte im ersten Verdruß nach Berlin und da persönlich mit Dir sprechen, und alles abbrechen; jetzt habe ich vorgezogen zu schreiben, und so schreibe ich Dir auch. — Statt nämlich die Genehmigung der Vorschläge, über die wir in der Conferenz am 10ten ganz einig gewesen waren, zu schicken*, erhalte ich von Herrn v. Massow erst den Auftrag, den Choral „Herr Gott Dich loben wir" unverzüglich für Orchester und Chor zu schreiben, und das ist der längste Choral und die langwierigste Arbeit, die mir vorgekommen ist, und Tags, nachdem ich damit fertig bin und abgeschickt habe, erhalte ich ein Actenstück, welches ich unterzeichnen soll, ehe die Genehmigung des Königs erbeten wird; wenn ich es unterzeichnet hätte, würden es die andern Theilnehmer an jener Conferenz auch unterschreiben. In diesem Actenstück sind alle Verabredungen richtig wiedergegeben, aber 6—8 Zusätze dazu am Rande gemacht, von denen keine Sylbe in der Conferenz erwähnt worden ist, die gerade Alles wieder aufheben, was der Sinn jener Verabredungen war, die das ganze Institut und mich dazu in die vollkommenste Abhängigkeit von Herrn v. Küstner setzen, die mit einem Wort alle Schwierigkeiten, von denen ich sprach und deren Bestehen Herr v. Massow ableugnete, in's hellste Licht setzen. Es heißt u. a.: die Bestellung des Orchesters zu jeder Kirchenmusik solle von der beim Theater bestehenden Musikdirection geschehen; vor jedem

* Diese Conferenz wurde gehalten, um die Pläne des Königs (siehe die Briefe vom 28. October 1842 und 5. December 1842) der Ausführung näher zu bringen.

Concert müsse bei der General-Intendanz angefragt werden, ob es bei dem Tage (den sie nach unsern Beschlüssen ein- für allemal zu Anfang des Winters wählen sollten) auch sein Verbleiben habe, oder ob sie ihn abändern wolle u. s. w., lauter Dinge, von denen nicht eine Sylbe in der Conferenz vorgekommen ist. Wie gesagt, ich habe mich fast krank geärgert. Deiner Worte eingedenk, schien mir das Vernünftigste, gleich an den König zu schreiben und abzubrechen. Nach zweitägiger Überlegung kam mir das wieder nicht motivirt vor; ich habe also an Herrn von Massow geschrieben, daß und warum ich nicht unterzeichnen könne, und habe ihn gebeten, mich wissen zu lassen, ob der König unsere damaligen Beschlüsse genehmige oder nicht. Genehmige er sie nicht, oder hielte er, Herr v. Massow, die Aufnahme neuer Punkte in jene Beschlüsse für nothwendig, so sähe ich die Sache für unausführbar an und müßte in dem Sinne handeln. Im andern Falle wüßte er, daß ich zu kommen bereit sei. Zugleich hatte ich mich erklären sollen, wie weit ich mit dem Oedipus sei. Ich habe geantwortet, daß ich Tieck's Wunsche gemäß den Sommernachtstraum zur Aufführung im neuen Palais mit Musik bearbeitet hätte; daß ich dann zur Athalia, auf speciellen Auftrag des Königs, Chöre geschrieben hätte*, und daß ich die Chöre des Oedipus seit vorigem Herbste nicht wieder vorgenommen hätte, weil man ein anderes Griechisches Stück zur Aufführung bestimmt habe. Ich habe das alles möglichst freundlich gesagt, aber ich versichere Dich, daß mich die Sache vier recht böse, wüste, verdrießliche Tage gekostet hat. Hätte ich Dich nur auf eine Stunde sprechen können! Ich hätte gern gewußt, ob Du mein Verfahren, d. h. meinen Brief gebilligt hättest, oder ob Du einen kurzen Entlassungsbrief hättest haben wollen. Es ist zu arg, daß in allen, allen Dingen dieselbe Sache bleibt; — auch hier kann mit zwei Worten alles geebnet und recht gemacht sein, und jeden Augenblick denke ich werden sie ausgesprochen, — und dann ist die Möglichkeit zu etwas Gutem, Neuem da, — und dann werden sie nicht ausgesprochen, und tausend Verdrießlichkeiten kommen statt dessen, und der Kopf

* Beide Werke waren aber noch nicht zur Aufführung gelangt.

wird mir endlich so wüst, daß ich selbst fast ebenso verdreht und unnatürlich denke und werde, wie es die ganze Angelegenheit endlich werden muß. — Verzeih', daß Du Dein Theil Ärger mitgetheilt bekommst; und nun habe ich ihn Dir mitgetheilt! Nun genug! Ich habe nichts arbeiten können in diesen Tagen. — Dafür habe ich Dir die Jungfrau getuscht, und zwar den Berg höchst vortrefflich, die Tannen im Vordergrund wieder verdorben. Nun will ich auch Deine Sonate vornehmen.

Dein

Felix.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 26. Juli 1843.

Liebster Bruder!

Eben erhalte ich Deinen lieben Brief, und zwar im Augenblick, wo ich Dir überhaupt schreiben und wieder um Quartier betteln wollte. Ich muß nämlich nächsten Dienstag, den 1. August, wieder nach Berlin, um das tausendjährige Reich zu probiren, aufzuführen, und mit dem König über seine Ansicht von der Composition der Psalmen zu sprechen. Dazu hat er mich gestern eingeladen, und es versteht sich, daß ich komme; daß ich bei Dir wohnen möchte, versteht sich auch; versteht sich's aber auch, daß ich Euch gelegen komme? — denn ich werde diesmal wohl wenigstens acht Tage bleiben; am 6ten ist die Feier des besagten Reichs erst. Sag' mir eine Zeile Antwort. —

Von Massow, der mir die Einladung des Königs schreibt, habe ich zugleich Antwort auf meinen Brief. Er sagt, wir wären nun gewiß ganz einig, und es handle sich nur noch um Formfragen. Ich werde mir die Langeweile und den Verdruß, den eine so langwierige Correspondenz immer mit sich bringt, ersparen und, da ich zum 1000jährigen Reich ohnehin komme, auch zugleich die 10000jährige Sache mündlich beantworten. Herr v. Massow sagt ziemlich gerade heraus: handeln und bieten machen den Kauf; er habe erst einmal versuchen wollen,

ob ich unterschreiben werde; da das nicht der Fall sei, so würden wohl die Anderen nachgeben u. s. w. — Mir wird von alledem so dumm, und gefallen thut mir's gar nicht. Indeß ist's wahr, daß ihm ebenfalls der Kopf brummen muß, und die erdenklichste Mühe scheint er sich auch zu geben. — Ich bringe Dir die ganze Clerisei zu Deiner Beurtheilung mit; wir wollen sie beim Anziehen zusammen lesen. Ich hoffe diesmal nicht ein bloßes Höflichkeitsdiner beim König zu haben, sondern ein ordentliches Geschäftsgespräch; dabei wird sich wahrscheinlich dann am allerleichtesten ein Resultat herausbringen lassen. Wo möglich such' ich's zu verschieben bis nach der 1000jährigen Feier; der Choral, den ich dazu habe ausschreiben müssen, ist, glaube ich, gerade das, was der König wünscht; jedenfalls giebt er dann einen Anhaltepunkt zur Verständigung. —

Meinen Ärger, der wirklich diesmal stärker war, als seit langer Zeit, habe ich auf der Fahrt nach Naumburg, gleich bei Rippach, wo man nach Weißenfels hinunterfährt, im Hohlweg gelassen, und ein paar gute Gespräche und Spaziergänge mit Mühlenfels nahmen die letzten Spuren davon fort. Sehr hübsch war es in Kösen; unter Haselnußstauden und schönen Linden begegneten wir gleich Mme. F** und Herrn E**, und aus allen Sträuchern leuchteten statt der Johanniswürmchen die rothen Adlerorden verschiedener Classen. Es war aber doch wirklich schön. Und ich schreibe jetzt wieder Noten, statt Tannen zu malen; daher verspreche ich noch nicht gewiß, ob ich die Jungfrau bis über acht Tage fertig bringe; — ich habe den Wald kürzlich zum zweiten Male gewaschen. Übermorgen ist es jährig, daß wir nach der Schweiz ausreiseten!

Dein

Felix.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 26. August 1843.

Lieber Bruder!

Gestern erhielt ich von Herrn v. Massow einen Brief mit der Nachricht, daß der König die bewußten Anträge der Wirk-

lichen Geheimen Räthe vollständig genehmigt habe; das wollte ich Dir gleich schreiben*; heut' erhielt ich einen zweiten Brief, mit der Nachricht, daß der König im neuen Palais drei Vorstellungen in der zweiten Hälfte des Septembers haben will, nämlich: 1) Antigone; 2) den Sommernachtstraum; 3) Athalia (Medea soll zwischen 1 und 2 gegeben werden, also alle vier in 14 Tagen), und daß ich dazu nach Berlin eingeladen bin. — Nun schreibe ich lieber gar nicht, denn gräßlich habe ich nun bis dahin zu thun, da noch keine Partitur für den Abschreiber tauglich ist, von der Athalia die Ouvertüre noch fehlt, sowie die Instrumentation des Ganzen u. s. w. Ich habe aber doch geschrieben, ich würde kommen und die Musik solle fertig sein. —

Immer Dein

Felix.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 16. September 1843.

Lieber Bruder!

Vor sechs Tagen schrieb mir Herr v. Küstner (nach zehntägigem Stillschweigen auf alle meine Briefe und Sendungen), der ganze Plan mit den Vorstellungen im neuen Palais sei aufgeschoben bis in den October. Darauf erhalte ich heute natürlich wieder einen Brief von ihm: „Dienstag den 19ten sei Antigone". Zum Glück habe ich den Braten gerochen und kann übermorgen mit dem ersten Zuge nach Berlin reisen. —

Alles Übrige mündlich. Du hast mir erlaubt, wieder in dem einzigen Hotel abzusteigen, wo es mir in Berlin gefällt, also gehe ich zu Dir! —

Auf Wiedersehen!

Dein

Felix.

* Nichtsdestoweniger unterblieb die Ausführung auch dieses Projects, und Mendelssohn bat nach einiger Zeit Seine Majestät den König, ihn jeder öffentlichen Wirksamkeit zu entheben und nur in einem persönlichen, künstlerischen Verhältniß zu Seiner Majestät bleiben zu dürfen, was der König dann auch huldreich gewährte.

Leipzig, den 3. October 1843.

Einem Hochedeln und Hochweisen Rath der Stadt Leipzig

habe ich zu verdanken, daß ich mich in jedem Sinne als dieser Stadt angehörig ansehen darf. Wenn ich daher so frei bin, mich in einer Angelegenheit an den Hochedeln Rath zu wenden, die zwar mich nicht persönlich, aber desto mehr die Interessen der Kunst in dieser Stadt und somit die Stadt selbst betrifft, so hoffe ich um deswillen auf gütige Nachsicht und halte es für meine wahre, rechte Bürgerpflicht, in solcher Angelegenheit nicht unthätig zu schweigen, sondern meine gehorsamsten Wünsche und Bitten vertrauensvoll einem Hochedeln Rathe gegenüber auszusprechen.

Das hiesige Stadt-Orchester hat mich von einer Eingabe in Kenntniß gesetzt, in welcher es um einige Veränderungen seines Contractes mit dem Theater-Unternehmer bittet; hauptsächlich war es eine Erhöhung der vor vielen Jahren festgesetzten Gehalte und eine Verbesserung der Substituten-Ordnung, von denen es sich dabei handelte, und deren Erreichung die Vermittelung des Hochedeln Rathes erbeten wurde.

Dies Gesuch ist in seinen wesentlichen Punkten zurückgewiesen, jedoch anstatt der erbetenen Zulage eröffnet worden, daß der Theater-Unternehmer jährlich 300 Thlr. mehr auf den Orchester-Etat verwenden wolle (welche 300 Thlr. auf die 31 Mitglieder zu vertheilen sein sollten), ja daß er, „wenn er mit den Leistungen des Orchesters zufrieden wäre und wenn es seine Einnahmen erlauben sollten, sich bewogen finden dürfte, noch außerdem dem Orchester vielleicht eine Gratification zu bewilligen".

Ich kann mir ein solches Anerbieten nur durch eine undeutliche Darstellung in den Eingaben des Orchesters oder durch unrichtige Ausdrücke darin erklären. Denn nach meiner Meinung sollte es sich darin nicht von einem Almosen handeln, sondern von einer Maßregel der Gerechtigkeit.

Ich weiß wohl, daß es schwer sein mag, an geistige Leistungen, wie die eines Orchesters, den Zahlenmaßstab zu legen und sie nach Thalern und Groschen zu taxiren; aber in

Zeiten wie die jetzige, wo so viel von geistigem Eigenthum die Rede ist, steht doch wohl das Eine fest, daß es Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Billigkeit und Unbilligkeit in der Bezahlung geistiger Leistungen giebt; daß diese nicht von dem mehr oder minder guten Willen, von der größeren oder kleineren Gnade des Bezahlenden abhängt, sondern daß ein Recht existirt, welches der in Anspruch zu nehmen hat, der sein Leben einer geistigen Aufgabe widmet und der darum auch verlangen muß, daß ihm dadurch sein Leben gefristet werde, sobald er diese Aufgabe gut und untadelig löst. Das thun aber die Mitglieder des hiesigen Orchesters auf's Trefflichste, und in diesem Sinne halte ich nach meiner innersten Überzeugung die Besoldungen, wie sie im bisherigen Contracte zwischen dem Orchester und dem Theater-Unternehmer festgesetzt waren, für unbillig. Sie waren es vielleicht schon damals, als sie auf diese Weise festgesetzt wurden, sind es aber im Laufe der Zeiten noch viel mehr geworden. Der Beweis hiervon ist in der ersten Eingabe des Orchesters auf eine so klare Weise geführt, daß ich glaube, es bedarf nur eines Blickes auf diese Eingabe, um die Richtigkeit meiner letzten Behauptung einzusehen.

Träte der Hochedle Rath nun dieser Meinung bei, überzeugte er sich von der Unbilligkeit jener Punkte, so wäre nur noch die Frage, ob es dem Theater-Unternehmer auch möglich sei, die Wünsche des Orchesters zu berücksichtigen, ob er nicht durch Bewilligung der erbetenen höheren Gagen Bankerott machen müsse, ob man also, indem man dem Orchester Gerechtigkeit widerfahren ließe, nicht gegen ihn eine Ungerechtigkeit begehen würde?

Dreierlei kann hier einen Anhaltepunkt geben: die bisherigen Einnahmen des Theater-Unternehmers; die anderen Theater-Gagen im Vergleich mit denen des Orchesters; endlich die Gehalte anderer deutscher Orchester in Städten ähnlichen Ranges wie Leipzig.

Was die Einnahmen des Theater-Unternehmers betrifft, so ist es schwer, sich eine genaue Kenntniß davon zu verschaffen. Trotz aller officiellen Documente und Rechnungs-Ablagen wage ich die Behauptung aufzustellen, daß Niemand in Leipzig existirt, der hierüber genau unterrichtet ist, ausgenommen die

früheren Theater-Unternehmer selbst, die sich aber auf Beantwortung dergleichen Fragen nicht einlassen. So viel ich indeß von solchen officiellen Documenten hier und in anderen Städten auch gesehen habe, aus allen ging unwidersprechlich hervor, daß bei einem Unternehmen der Art eine jährliche Mehrausgabe von circa 2000 Thlr. nicht die Speculation von einer glücklichen zu einer unmöglichen macht. — Dies zeigt ein Blick auf die abwechselnden, zuweilen sehr hohen Gagen der Sänger und Sängerinnen, für deren Engagement kein Theater-Unternehmer eine Mehr-Ausgabe wie die obige scheuen wird, um nur seiner Bühne größeren Glanz zu verschaffen.

Diese Gagen geben zugleich Antwort auf den zweiten Punkt; sie sind in den Jahren, seit welchen das Orchester bei derselben Besoldung stehen geblieben ist, fast überall so bedeutend gestiegen, daß ein Theater-Unternehmer damaliger Zeit vielleicht auch erklärt haben würde, ein solcher Gagen-Etat sei mit dem Erfolg seines Unternehmens unvereinbar. Aber die Zeiten haben sich geändert, und der Theaterbesuch hat sich geändert. Die Sänger gehen nach einer Reihe von Jahren ab, ihre Stellen müssen neu besetzt, neue Contracte gemacht werden, und so hat sich da ganz von selbst die Gerechtigkeit eingestellt, welche die Orchestermitglieder bis jetzt umsonst erbitten: Sänger und Sängerinnen sind hier in Leipzig bezahlt, wie an anderen ähnlichen Orten, und das Orchester ist es nicht. Wollte man aber sagen: Sänger und Sängerinnen seien durchaus nur nach den Erfordernissen der Zeit zu wählen und zu bezahlen, — hingegen beim Orchester komme es weniger darauf an; ob das etwas besser oder schlechter besetzt oder besoldet sei, merke Niemand im Publikum, — so ist das gerade wieder ein Grund, der mich zu diesem Schreiben gezwungen hat; denn dieser Meinung immer entgegenzutreten halte ich für meine und für jedes Musikfreundes Schuldigkeit. Eben weil das Orchester nicht ein Luxus-Artikel, sondern die nothwendigste, wichtigste Grundlage für ein Theater ist, eben weil das Publikum jederzeit auf die Luxus-Artikel mehr zu sehen pflegt, als auf das Wesentlichste, — eben deswegen ist es Pflicht, dahin zu wirken, daß über dem Glänzenden nicht das Rechte, Nothwendige hintangesetzt und beeinträchtigt werde. Und eben des-

wegen hat ja auch der Hochedle Rath das hiesige Orchester von jeher bei neuen Theater-Contracten in Schutz genommen. Verpflichtet er aber den Theater-Unternehmer, mit dem Orchester zu contrahiren, und läßt es bei den alten und veralteten Besoldungen sein Bewenden haben, so wäre jene Verpflichtung ja kein Schutz, sondern ein Schaden für das Orchester. Es müßte dann nothgedrungen Jahr aus Jahr ein in einer Lage bleiben, die in keiner andern deutschen Stadt solchen Ranges wie Leipzig ihres Gleichen hat.

Dies führt mich auf den dritten Punkt. Man hat gesagt, eine Vergleichung der hiesigen Gehalte mit denen in anderen Städten sei unstatthaft. Aber wie kann man denn auf bessere Art zu einem Maßstab über Billigkeit oder Unbilligkeit von derartigen Bezahlungen kommen? Wenn in anderen Städten die Orchester besser bezahlt sind, wenn die Theater-Unternehmer trotz dessen nicht bankerott machen (und ich glaube, daß noch niemals irgend eine Theater-Unternehmung an einer zu hohen Besoldung des Orchesters gescheitert ist), wenn an die Leistungen der hiesigen Musiker dabei dieselben Ansprüche gemacht werden wie dort, — sollte daraus nicht klar hervorgehen, daß hier dasselbe möglich sein müsse wie dort? Die Gehalte, welche das Orchester in Frankfurt am Main blos vom Theater bezieht, sind nicht allein höher, als die hiesigen sein würden, wenn die jetzt erbetene Zulage bewilligt wäre, sondern sie sind fast durchgängig höher, als die hiesigen für Theater, Concert und Kirche zusammengenommen, selbst wenn die Zulage bewilligt würde. — Sollte das nicht schon beweisen, daß die Bitten des hiesigen Orchesters nicht unbillig sind? daß der Theater-Unternehmer sie ohne Gefahr bewilligen kann? Ja, sollte man nicht versucht sein, aus ihrer Verweigerung zu schließen, daß diese Stadt ihre Musiker gegen die einer andern ähnlichen Stadt herabsetzt? Und das kann doch nimmermehr der Fall sein; denn die Leistungen unsers Orchesters sind ja nicht allein denen des Frankfurter, sondern denen aller anderen deutschen Städte an die Seite zu setzen, ja den meisten mir bekannten unbedingt vorzuziehen! Den guten, weit verbreiteten musikalischen Ruf, den Leipzig in ganz Deutschland genießt, verdankt es einzig und allein diesem Orchester,

dessen Mitglieder sich auf's Kümmerlichste, auf's Traurigste behelfen müssen; jener gute Ruf ist gewiß nicht ohne materielle Vortheile für die Stadt Leipzig, der geistigen Vortheile für die Kunst zu geschweigen; sollen denn die Einzelnen, denen man so günstige Resultate schuldig ist, nach wie vor in einer ihren Leistungen und den Zeitumständen unangemessenen, in einer drückenden Lage bleiben, während das Ganze durch sie gedeiht und die Stadt selbst Ehre und Nutzen von ihnen hat?

Nur wenig Worte erlaube ich mir noch über die Substituten-Ordnung beizufügen, die ich vielmehr die Substituten-Unordnung nennen möchte. Denn es ist schwer, sich von diesem Unwesen einen Begriff zu machen, wenn man es nicht aus Erfahrung genau kennt, wie ich dazu Gelegenheit hatte. Auch dies ist in früheren Eingaben ausführlich dargethan, und ich füge nur ein eben erlebtes Beispiel hinzu. Im vorgestrigen Concert haben die Clarinettisten für ihre Theatersubstituten jeder einen Speciesthaler geben müssen, so daß der eine von ihnen für seine Mitwirkung in Probe und Aufführung des ersten Abonnement-Concertes acht Groschen Courant — bezahlt hat. — Man wird sagen: so müßten die Concertgehalte erhöht werden; aber das würde dem Unfug nicht steuern, — nur eine feste Ordnung kann dies. Im Gegentheil wäre gerade zu wünschen, daß der Maßstab, der zur Bezahlung der Concerte zu Grunde liegt, auch zur Bezahlung der Extravorstellungen im Theater genommen würde, die ja ziemlich gleiche Zeit und gleiche Kräfte beanspruchen.

Und dies bringt mich auf den letzten Punkt, den ich zu berühren habe. Wenn sich nämlich der Erledigung aller jener Übelstände die größten Schwierigkeiten entgegenstellen, welche Schwierigkeit kann es haben, die früher festgestellten Sätze für die Extravorstellungen um ein Bedeutendes zu erhöhen? Sie sind bisher in keinem Verhältniß zur Mehr-Einnahme des Theater-Unternehmers, das ist offenkundig; sie sind in keinem Verhältniß zu der Vergütung für andere außergewöhnliche Dienstleistungen, wie Concerte, Kirchenmusiken u. dergl., sie sind nicht einmal im Verhältniß zu der Bezahlung, die für Bälle, Hochzeitsmusiken u. s. w. dem Stadtmusicus taxmäßig zusteht. Daß sich eine solche Erhöhung ohne Schwierigkeit,

und ohne dem Theater-Unternehmer im mindesten zu nahe zu treten, bewirken läßt, davon bin ich fest überzeugt. Ein Theil der gerechten Klagen des Orchesters würde dadurch beseitigt. Möchten sie alle die Berücksichtigung finden, die sie ihrer Billigkeit und Gerechtigkeit nach verdienen!

Nun bitte ich schließlich noch einmal um Verzeihung für die große Freiheit, die ich mir durch dies Schreiben genommen habe; aber es gilt einer Sache, die mich persönlich nicht betrifft, aus der mir weder Schlimmes noch Gutes erwachsen wird, die mich nur bewegt, insofern sie jene von mir so hoch gestellten und geachteten Künstler angeht, also auch für die Kunst selbst in dieser Stadt von Wichtigkeit ist, und insofern ich dem zunehmenden oder abnehmenden Wohl eines solchen Kunstinstitutes, wie Leipzig in diesem vortrefflichen Orchester besitzt, niemals mit Ruhe und Gleichgültigkeit werde zusehen können. — Mögen meine Worte demnach als ein Beweis der innigsten Liebe und Verehrung gelten, mit welcher ich mein Lebenlang an Allem Theil nehmen werde, was Leipzigs Ehre in künstlerischer und musikalischer Beziehung berührt.

Stets Eines Hochedeln und Hochweisen Rathes

ergebenster

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An den König von Preußen.

Berlin, 1844.

Ew. Königl. Majestät

erlaube ich mir durch diese Zeilen eine mir sehr am Herzen liegende Bitte vorzutragen.

Unter der großen Menge von Compositionen, die mir seit einiger Zeit von hiesigen und auswärtigen Musikern zugesandt worden sind, erhielt ich kürzlich einige Werke eines jungen Mannes, Namens G..., aus denen ein so unverkennbares Talent, so wahres musikalisches Gefühl zu mir sprach, daß sie mir wie eine Oase in der Wüste erschienen. Es war eine Reihe Lieder und eine große Charfreitagsmusik, die, jedes in

seinem eigenthümlichen Styl, von inniger Auffassung, — von einer wirklichen Künstlernatur zeugten. Ja, die geistliche Musik gab mir die gewisse Hoffnung, daß der Componist in diesem Fache einmal etwas wahrhaft Bedeutendes leisten werde. Zur vollen Entfaltung seines Talents fehlt ihm nichts, als daß er einige Zeit in einer größern Stadt leben könnte, um Musik zu hören und mit Musikern bekannt zu werden; denn seit seiner Jugend, während acht Jahren, war er als Hauslehrer auf dem Lande, und hat in dieser langen Zeit, nur auf sich selbst beschränkt, von aller Musik gänzlich entfernt gelebt.

Sein sehnlichster Wunsch ist daher, nach Berlin zu kommen, seine musikalischen Arbeiten und Studien hier fortzusetzen, und sich zu einer künftigen praktischen Thätigkeit auszubilden. Zur Erfüllung dieses Wunsches fehlen ihm aber durchaus alle Geldmittel, und so gern ich ihm zur Erreichung seiner Zwecke in musikalischer Beziehung die Hand bieten wollte, so viel in meinen Kräften steht, und so gern er sich durch eigene Anstrengung, namentlich Lectionen, hier seinen Unterhalt zu verdienen suchen möchte, so ist dies letztere doch immer sehr precair und namentlich in der ersten Zeit mit solchen Schwierigkeiten verknüpft, daß ich ihm kaum rathen könnte, die Hauslehrerstelle, von welcher er lebt, daran zu setzen.

Wenn nun Ew. Majestät die Gnade haben wollten, dem jungen Manne die Mittel zu gewähren, daß er sich hier aufhalten, — hier Musik treiben und hören könnte, bis er mit der musikalischen Welt, von der er so lange entfernt war, wieder vertraut worden ist, — so würden alle Hindernisse beseitigt sein, und Ew. Majestät wieder einen Glücklichen mehr gemacht haben.

Ich glaube, wenn ihm auf zwei Jahre für das Jahr 200 Thaler bewilligt würden, so wäre es bei seinen bescheidenen Ansprüchen und seiner einfachen Art hinreichend, um ihm den so sehnlich gewünschten Aufenthalt zu fristen und mit dem, was er sich durch eigenen Fleiß hinzuverdienen könnte und müßte, seine Existenz vorläufig zu sichern.

Des Herrn v. Massow Excellenz, dem ich die näheren Verhältnisse des jungen Mannes mündlich auseinanderzusetzen Gelegenheit hatte, machte mir Muth, Ew. Majestät mit dieser

Bitte zu nahen. Möge Ew. Majestät mir meine Kühnheit in jedem Falle verzeihen. — Die Erfüllung meiner Bitte wäre aber ein neuer Grund zu den vielen, die ich schon habe, mich Ew. Majestät auf's Innigste dankbar und erkenntlich zu fühlen, und wie diese Erfüllung den jungen Mann für seine ganze Lebenszeit beglücken würde, das brauche ich wohl nicht erst auszusprechen*.

Von dem Wirklichen Geheimen Rath Ritter Bunsen an Felix Mendelssohn Bartholdy in Frankfurt am Main.**

Berlin, Sonntag Morgen, den 28. April 1844.

Mein theurer und verehrter Freund!

Ich hoffe, daß diese Zeilen Sie frei von aller Besorgniß und Hinderung finden mögen. Ich sende sie Ihnen nach, aus treuem Herzen, der Sache und Ihrer selbst willen.

Sie haben den König sehr betrübt durch Ihre Weigerung, die Eumeniden zu setzen. Ich war bei ihm, als Graf Redern ihm das Buch zurückgab mit diesem Bescheide. Da ich sah, daß dieses den König sehr nah berührte, — obwohl er nicht im Geringsten heftig wurde, — so bemerkte ich: vielleicht hielten Sie dafür, man müsse die ganze Trilogie setzen. Seine Majestät erwiederte: „Das wäre desto besser, allein das konnte Mendelssohn nicht hindern, die Eumeniden zu componiren, die einen so herrlichen Abschluß für sich haben". Ich wußte nun wirklich nichts zu sagen, und ich gestehe Ihnen, Ihre Antwort hat mich selbst tief betrübt. Auch ist die Sache hier vielfach besprochen und ausgebeutet worden. Man

---

* Mendelssohn's Bitte wurde von dem König huldreich gewährt.

** Der Brief des Herrn von Bunsen an Mendelssohn wird hier mitgetheilt, weil die darauf folgende Antwort des letzteren dadurch verständlicher wird.

findet es in dieser edeln Stadt „sehr unrecht" von Ihnen, daß Sie, statt für den König zu dichten, nach England gehen. Der König selbst ist fest entschlossen, die Sache nicht fallen zu lassen. Man hat ihm vorgeschlagen, die Arbeit einem andern Künstler zu übertragen, welcher auch versprochen haben soll, Hand an die Sache zu legen. Sie dürfen und werden dies nicht zugeben, — Sie werden und wollen den König nicht betrüben. Ich habe auch Tieck über die Sache sprechen hören, der vorgestern davon anfing, als ich bei ihm war. Der König hat ihm auch deshalb eine Botschaft gesandt. Sie begreifen, daß der König, die kurze Lebensfrist des großen Chorodidascalos erwägend und wissend, daß er allein die Scene hier ordnen kann, ungeduldig ist. Tieck theilt die allgemeine Stimmung über Sie, obwohl mit größter Anerkennung Ihres Charakters wie Ihres Genius. Ganz im Vertrauen will ich Ihnen auch noch sagen, daß Ihre Weigerung, einige Lieder für „Wie es euch gefällt" zu componiren, einen schmerzlichen Eindruck bei Tieck und anderwärts zurückgelassen. Er meint, Ihr Grund, „man solle zwischen der Aufführung dieses Stückes und dem Sommernachtstraum einige Zeit verstreichen lassen", sei ein ungenügender: denn je mehr und öfter dem Publikum gute Speise geboten werde, desto eher werde es von dem schlechten Zeuge lassen, womit man es füttert.

Doch das ist eine Kleinigkeit gegen jenen Hauptpunkt.

Erfreuen Sie mich bald mit der Nachricht, daß das Ganze ein Mißverständniß ist und daß Sie die Eumeniden zu setzen bereit sind. Tieck selbst sagt, die Chöre würden hier und da verkürzt werden können; auch lasse sich eine Trilogie denken mit großen Abkürzungen. Aber die Eumeniden als ein Ganzes, etwa mit einigen Abkürzungen, wie sie Ihnen wünschenswerth erscheinen mögen, müßten doch wohl zuerst selbstständig ausgeführt werden. Welch' herrlicher Gegenstand, welch' einzige Wirkung! Ihre Antigone-Chöre machen die Runde durch Europa, die Aeschyleischen würden es nicht minder thun. Sie werden helfen einen neuen Kunststyl zu begründen. Bedenken Sie, daß der König Sie liebt, daß Ihre Weigerung ihn sehr schmerzlich berührt hat, — daß er bei so vieler Verkennung, so vielen bitteren Täuschungen, so

vielen Hindernissen auf den edelsten Bahnen seiner Regierung nicht gefaßt ist, auch von dieser Seite auf Schwierigkeiten zu stoßen. „Et tu Brute, fili“. Schütten Sie mir Ihr Herz aus, wie ich es Ihnen thue. Sie wissen, daß Sie sich auf mich verlassen können. Wir müssen alle helfen, diesen herrlichen Fürsten in allen seinen schönen und großen Ideen zu unterstützen. Die Welt bedarf neuer Lebenselemente. Glücklich, wer helfen kann, sie zu schaffen!

Unveränderlich

Ihr

getreuer Freund

Bunsen.

An den Wirklichen Geheimen Rath Bunsen.

Frankfurt a. M., den 4. Mai 1844.

Ew. Excellenz

gütige Zeilen erhalte ich hier, im Begriff meine Reise nach England fortzusetzen. Vor allem beeile ich mich, Ihnen für diesen neuen Beweis Ihrer wohlwollenden Gesinnungen den herzlichsten Dank zu sagen. Möchte ich Ihnen doch jemals meine Erkenntlichkeit für all' Ihre Güte und Freundlichkeit recht klar an den Tag legen können! Ich weiß sie gewiß in ihrem ganzen Umfang zu würdigen, und bin stolz darauf, wie auf das Beste und Liebste, was mir in der Welt zu Theil werden kann.

Allen, die mit mir über die Aufführung der Eumeniden des Aeschylos näher gesprochen haben, dem König, dem Grafen Redern, namentlich aber dem Geheimen Rath Tieck habe ich erklärt, daß ich diese Aufführung, und vor allem die musikalische Composition der Chöre für eine sehr schwere, vielleicht unausführbare Aufgabe hielte, daß ich die Lösung derselben jedoch versuchen wolle. Ich fragte Herrn Geheimen Rath Tieck, bis zu welcher Zeit ich mich darüber zu entscheiden hätte, ob ich meinen Versuch für einen der Aufführung und des Königs würdigen halten, oder ihn im Pulte ruhen lassen

würde. Er antwortete mir, daß er die Aufführung nirgend anders als im großen Opernhause denken könne; in kleinen Räumen sei dergleichen gar nicht ausführbar; es sei hier eine andere Sache wie mit der Antigone u. s. w. u. s. w., und da die Eröffnung des Opernhauses für den 15. December festgesetzt sei, so wäre es ja vollkommen zeitig genug, wenn ich mich in England oder nach meiner Rückkehr von dort mit der Musik beschäftigte. Übrigens ließ man mich merken, daß man, im Fall ich die Sache nicht übernähme, mit anderen Componisten darüber sprechen wolle. Ich mußte der Wahrheit gemäß antworten, daß es mir nur lieb sein könnte, wenn ein Anderer dazu gewählt würde, da in meinen Augen die Schwierigkeiten so überaus groß wären; doch äußerte ich stets und überall meine vollkommene Bereitwilligkeit, die Composition zu versuchen, und fügte hinzu, es solle meine Erklärung darüber jedenfalls früh genug erfolgen, um irgend einem andern Componisten, der die Aufgabe leichter lösen könnte, noch hinreichend Zeit dazu zu lassen, so daß meinerseits der Aufführung kein Hinderniß in den Weg gelegt werden würde.

Was mir nun Ew. Excellenz über diese Angelegenheit schreiben, kam mir um so unerwarteter und betrübender, als Herr Geheimer Rath Tieck in den Gesprächen, welche ich mit ihm darüber hatte, durchaus meiner Ansicht von den Schwierigkeiten der Aufführung beipflichtete, — sie seinerseits als fast unübersteiglich anerkannte und dennoch auf seine ausdrückliche Frage: ob er in seinem Briefe an den König vielleicht sagen solle, daß ich die Composition der Chöre nicht übernehmen könne, von mir, in Übereinstimmung mit den oben erwähnten vorläufigen Erklärungen, die Antwort erhielt: ich sei, im Gegentheil, bereit, einen Versuch damit zu machen, und ich wolle durchaus nicht das Hinderniß in dieser Sache sein; ja, ich schlug ihm sogar damals als Erleichterung die Idee vor, einige der Chöre, die mir geradezu unmöglich schienen, abzukürzen, worauf er denn auch, wie Sie mir schreiben, eingegangen ist.

Daß ich immer nur von Versuchen sprach und auch jetzt nur sprechen kann, — daß ich die Aufgabe nicht wie einen andern Auftrag bestimmt übernehmen und zusagen konnte, —

das liegt einestheils in der Neuheit und unerhörten Schwierigkeit der Sache selbst (ich kann mich darin wohl auf das Urtheil eines jeden Musikers berufen), anderntheils in der hohen Meinung, die ich von dem feinen Kunstgefühl des Königs habe, dem man nicht, ohne Unterschied, Gelungenes wie Mißlungenes bieten sollte, — und endlich in einer gewissen Verpflichtung gegen mich selbst, — welcher zufolge ich nicht gern mit einer Musik vortrete, an deren Gelingen ich nicht, wenigstens theilweise, fest glaube. Ich dachte hoffen zu dürfen, daß man deshalb nicht gleich an meinem guten Willen zweifeln würde, welchen ich erst im Laufe dieses Jahres durch Lösung verschiedener, sehr schwieriger Aufgaben, die in kürzester Zeit gefordert wurden, bewiesen habe.

Der Schlüssel des Räthsels scheint mir darin zu liegen, daß man von vielen Seiten meine Ansicht über die Mißlichkeit der ganzen Darstellung getheilt und gewünscht haben mag, auch den König davon zu überzeugen. Zu diesem Behufe hat man denn mich als die Ursache der Schwierigkeiten hingestellt, der ich es nicht bin und nicht sein will. Sie liegen vielmehr lediglich in der Sache. Und nun erlauben Sie mir auch darüber noch einige Worte.

Eben weil ich dem König so viele Dankbarkeit schuldig bin, — eben weil auch ich ihn aus tiefstem Seelengrunde als einen vortrefflichen, herrlichen Fürsten und Menschen verehre, — eben deshalb glaube ich bei allem, was ich auf sein Geheiß thue, mit gutem Gewissen, — mit vollkommener Herzensfreudigkeit sein zu müssen. Ging ich ohne das auf seine Ideen ein, — wollte ich sie den Leuten vorführen, ohne selbst aufrichtig und wahrhaftig davon ergriffen zu sein, — wollte ich seine Befehle zum Deckmantel meines Mißlingens brauchen und wieder mein Mißlingen als Folge seiner Ideen darstellen, — dann vernichtete ich ihm ja seine Ideen; dann vernichtete ich mich selbst in der guten Meinung, die er hoffentlich noch von mir hat; dann hätte er Recht, mir das „Et tu Brute" zuzurufen. Denn so scheinen mir die meisten von jenen zu handeln, die ihm, wie Sie sagen, Hindernisse und Täuschungen bereiten, und solchen „Mördern" will ich mich nun und nimmermehr anschließen.

Ich werde den Befehlen dieses von mir sehr geliebten Königs jederzeit Folge leisten, auch mit Hintenansetzung meiner persönlichen Wünsche und Vortheile. Kann ich es aber nicht mit gutem künstlerischen Gewissen, so werde ich aufrichtig meine Bedenken oder meine Unfähigkeit darzulegen suchen, und dringe ich damit nicht durch, so muß ich gehen. Das mag im Munde eines Musikers wohl lächerlich klingen, aber soll ich an meiner Stelle nicht ebenso gut diese Verpflichtung fühlen, wie Andere an der ihrigen? Soll ich in diesem mir persönlich so wichtigen Verhältniß die Grundsätze der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit nicht befolgen, denen ich mein ganzes Leben nachgestrebt habe?

Freilich fürchte ich nach dieser Erfahrung wieder auf's Neue, was ich Ew. Excellenz schon mündlich sagte: daß meines Bleibens auf so gefährlichem Boden, — unter so schwierigen Verhältnissen nicht sein kann. Aber eben dadurch, und nur dadurch kann ich hoffen, mich in der guten Meinung des Königs, abgesehen von momentanen Eindrücken, zu erhalten, und das ist mir wichtiger als alles andere. Ja nur auf solche Weise kann ich hoffen, dem König und seinen Ideen wahrhaft zu dienen. Ein kühler, zweifelhafter, heimlich verdrossener Arbeiter darf ich diesem Könige nicht sein; so kann er mich nicht brauchen. So bin ich ihm unnütz und vernichte mich selbst. —

An Julius Stern in Paris

(jetzt Professor in Berlin).

London, den 27. Mai 1844.

Lieber Herr Stern!

Sie wissen wohl, welch' eine sehr große Freude Sie mir durch Ihren lieben Brief bereitet haben. Nicht daß ich nicht wüßte, wie Sie in den ersten Augenblicken nach der Vorstellung die Musik sowie ihren Erfolg viel zu gut ansehen, viel zu sehr überschätzen mußten, — aber eben daß Sie das thaten, daß

Sie sich dadurch für die vielen und großen Bemühungen, die Sie wegen dieser Sache hatten, belohnt fühlten, — dadurch eben haben Sie mir eine so sehr große Freude gemacht*. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank dafür! Möchte ich durch bessere Arbeiten Ihre viel zu gute Meinung verdienen! Möchten alle meine Arbeiten so liebevolle Freunde finden, um sich ihrer anzunehmen und sie zur würdigen Ausführung zu bringen! Und möchte das mit Ihren Arbeiten jederzeit auch der Fall sein: etwas Besseres kann ich Ihnen gar nicht wünschen.

Auch dafür, daß Sie so freundlich waren, den Mitwirkenden in meinem Namen zu danken, bin ich Ihnen aufrichtig verbunden. Ich schreibe, Ihrem Winke zufolge, einige Zeilen an Herrn Morel, der die Musik dirigirt hat, und bitte ihn meiner Erkenntlichkeit versichert zu sein und dasselbe dem Herrn Boccage auszudrücken. Aber sei'n Sie mir nicht böse, wenn ich Ihre andern Winke hinsichtlich der Geschenke an die ersten Mitwirkenden nicht befolge. Es ist den Grundsätzen, die ich mir zu Anfang meiner musikalischen Laufbahn gemacht habe, zuwider, auf irgend eine Weise meine persönliche Stellung mit meiner musikalischen zu vermischen, — die letztere durch die erstere irgendwie verbessern, die öffentliche oder die Privatmeinung über mich irgendwie bestechen oder auch nur bestärken zu wollen. Eben weil ich allen denen, die sich für meine Musik interessiren, so recht von Herzen dankbar bin, wäre es mir unmöglich, die Mode von solchen Geschenken mitzumachen, ohne mir jene Dankbarkeit und die daraus entspringende Freude für alle Zukunft zu verbittern. Und mag der Gebrauch durch noch so große Autoritäten eingeführt sein, ich kann einmal nicht aus mir selbst heraus und nicht aus dem, was ich für recht halte und als recht fühle, und so entschuldigen Sie mich, wenn ich jene Mode nicht mitmache. Sie werden mir hoffentlich nicht darum zürnen und werden mich bei denen vertreten, die mir etwa darum zürnen. Sie wissen ja, daß sich jeder Mensch gewisse Regeln feststellen muß, nach denen er lebt und

---

* Herr Stern hatte die Aufführung der Antigone auf dem Odeon-Theater in Paris bewirkt.

handelt, und werden es darum nicht mißdeuten, wenn ich den meinigen treu bleibe.

Allen dortigen Freunden meinen herzlichsten Gruß, und auf frohes Wiedersehen im Vaterlande.

Stets

Ihr

ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Carl Klingemann in London.

Soden bei Frankfurt a. M., den 17. Juli 1844.

Liebster Freund!

Alle die Meinigen habe ich wohl und glücklich angetroffen und bin nach schneller Reise am Sonnabend gesund und froh hier angekommen. Cécile sieht wieder gut aus, von der Sonne gebräunt, ohne die mindeste Spur des vorigen Unwohlseins; der erste Blick sagte mir das, als ich in's Zimmer trat, aber bis heute kann ich nicht aufhören, mich immer von Neuem darüber zu freuen, wenn ich sie ansehe. Die Kinder sind braun wie die Mohren und spielen den ganzen Tag im Garten; ich habe gestern und vorgestern dazu gebraucht, mich von der großen Ermüdung durch Schlafen und Essen wiederherzustellen; darin habe ich viel geleistet, und so komme ich heute wieder zu mir selbst, nehme eins von den Blättchen, die mir Cécile gemalt hat, und schreibe Dir. Und danke Dir noch einmal von ganzer Seele für vergangene frohe Zeit. Was gut und unvergänglich daran ist, kommt von Dir; dafür habe Dank, und bleibe mir gut, wie ich Dir mein Lebenlang.

Ich sitze hier am offenen Fenster, sehe in den Garten und den Kindern zu, die da mit ihrem „lieben Johann"* spielen, — der Omnibus nach Königstein fährt zweimal des Tags vorbei, — zum Kaffee giebt es früh Walderdbeeren, — um 2

* Mendelssohn's Diener.

wird zu Mittag gegessen, und $8^1/_2$ Uhr zu Abend, um 10 Uhr schlafen wir Alle. Hoffmann von Fallersleben ist hier und hat mich gestern besucht; wer irgend kann, trägt ein Bändchen im Knopfloch und läßt sich Herr Geheimerath nennen; Alles spricht von Preußen und tadelt es, und spricht doch von nichts Anderem; das Land voll Birnen- und Äpfelbäume, die alle wegen der vielen, schweren Früchte gestützt sind, — mit den blauen Bergen und den Flußstreifen des Main und Rhein, — der Conditor, bei dem man auch Zwirn und Hemdknöpfchen bekömmt, — der Brunnen Nr. 18, den man auch den Champagner-Brunnen nennt, — der Herr Medicinalrath Thilenius, — die Badeliste, die alle Sonnabend herauskommt, wie bei Euch der Punch, — der Fußbote, der anfragt, ehe er nach Frankfurt geht, und mir Tags darauf meine Wäsche von dort mitbringt, — die Kirschfrauen, mit denen mein vierjähriger Paul den Handel abschließt, oder sie wegschickt, nach Belieben, — vor allem die rheinische, gute Luft, — es ist Alles wohlbekannt, und ich nenne es Deutschland!

— — — — — — — —

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Soden, den 19. Juli 1844.

Mein lieber Bruder!

Somit wäre ich wieder auf deutschem Grund und Boden; froh und gesund und frisch heimgekehrt, habe ich alle die Meinigen im wünschenswerthesten Wohlsein getroffen, und wir haben jetzt in dieser wunderschönen Gegend heitere, frohe Tage.

Mein Aufenthalt in England war herrlich; ich bin noch niemals und nirgends mit so allgemeiner Freundlichkeit aufgenommen worden, wie diesmal, und habe in den zwei Monaten mehr Musik gemacht, als sonst in zwei Jahren. Meine A moll Symphonie zweimal, den Sommernachtstraum dreimal, den Paulus zweimal, das Trio zweimal; am letzten Abend, den

ich in London war, noch die Walpurgisnacht mit ganz unglaublichem Jubel, außerdem noch die vierhändigen Variationen, das Quartett zweimal, das D dur und E moll Quartett zweimal, diverse Lieder ohne Worte, das Bach'sche D moll Concert zweimal, das Beethoven'sche G dur Concert, — das sind einige von den Sachen, die öffentlich vorkamen; dazu die Direction der ganzen Philharmonischen und anderer Concerte, die unzähligen Gesellschaften; dann die Herausgabe von Israel in Egypten, die ich für die Handel Society während dessen arbeitete und nach dem Manuscript besorgte; die Composition der Ouvertüre zur Athalia mitten hinein, welche bei dem grenzenlosen Trouble auch keine kleine Aufgabe war*.

Du kannst Dir daraus schon abnehmen, wie bunt und bewegt das Leben war. Der Hauptzweck, den ich hatte, der Philharmonischen Gesellschaft einen Dienst zu leisten, ist über Erwarten erreicht; sie haben nach aller Urtheile seit langen Jahren keine ähnliche Saison gehabt; freilich hilft das gegen das Radical-Übel nicht, das ich denn diesmal auch zur Genüge kennen gelernt habe, und mit dem die Gesellschaft allerdings nicht fortbestehen kann: die innere verrostete Verfassung, musikalische rotten boroughs u. s. w. Aber über das und alles Andere mündlich! Nur noch eins, was mir hauptsächlich Deinetwegen leid thut: sie hatten mich nach Dublin eingeladen, um mich bei der Universität zum Doctor zu machen, und Morgan John O'Connell wollte mir einen Brief an seinen Onkel im Gefängniß mitgeben, — und ich konnte es wegen der kurzen Zeit und der entsetzlichen Aufregung einer solchen Reise in fünf Tagen nicht annehmen; der Gedanke, was Du darüber für ein Vergnügen gehabt hättest, verließ mich gar nicht dabei, und ich trennte mich mit wahrem Leid von der Idee! Ein seltsamer Abstand ist nun, von der gewaltigen Aufregung dort hier in den stillen Ort hinein, wo ein Spaziergang von zehn Minuten Einen auf die Höhen des Taunus bringt, mit der

---

* Mendelssohn wurde von der Berliner Theater-Intendanz aufgefordert, diese Ouvertüre schleunigst zu componiren (was er denn auch in wenigen Tagen that), weil die Athalia sofort aufgeführt werden sollte; — die Aufführung fand dann aber doch erst am 1. December 1845 statt.

Aussicht über das Main- und Rheinthal bis Frankfurt, Worms und Mainz. Da kann man tagelang hinaussehen, braucht weiter nichts, und thut ebenso viel oder eigentlich mehr als dort in dem Treiben.

Dein

Felix.

An Fanny Hensel in Berlin.

Soden, den 25. Juli 1844.

Wenn Du nicht auf vierzehn Tage nach Soden kommen und mit mir die unglaubliche Behaglichkeit dieses Landes und Aufenthalts genießen kannst, so helfen alle Beschreibungen zu nichts. Und ich weiß ja leider, daß Du nicht kommst. Darum beschreibe ich aber auch wenig. Die Meinigen erholen sich mit jedem Tage mehr und mehr, und ich liege unter Äpfelbäumen und großen Eichen; in letzterem Fall bitte ich den Schweinehirten, daß er seine Thiere unter einen andern Baum treibt, um mich nicht zu stören (gestern vorgefallen!); ferner esse ich Erdbeeren zum Kaffee, zum Mittag und zum Abend, trinke Asmannshäuser Brunnen, stehe um 6 Uhr auf, und schlafe doch neuntehalb Stunden (wann gehe ich da zu Bette, Fanny?), besuche alle wunderschönen Umgegenden, treffe auf dem romantischsten Punkt Herrn B. (gestern vorgefallen!), der mir neue und gute Nachrichten von Euch Allen giebt und mich Generalmusikdirector nennt, was mir hier so fremd klingt, wie Dir Oberursel und Lorschbach und Schneidheim; ferner besuchen mich Lenau und Hoffmann von Fallersleben und Freiligrath gegen Abend, und ich bringe sie 1/4 Stunde weit über's Feld nach Haus, und wir finden Fehler in der Weltordnung, prophezeien Wetter voraus, und wissen nicht, was England in der Zukunft anfangen soll; ferner zeichne ich fleißig, und componire noch fleißiger. (à propos, suche mir doch das Orgelstück in A dur heraus, was ich für Deine Hochzeit machte und in Wales aufschrieb, und schicke mir's gleich umgehend her; Du kriegst es wahrhaftig wieder, ich brauche es aber. Nämlich ich habe einem englischen Verleger ein ganzes Buch voll Orgel-

stücke versprochen, und wie ich eins nach dem andern aufschreibe, fällt mir plötzlich jenes alte wieder ein, und ich liebe den Anfang, hasse aber die Mitte, und schreibe es ganz von Neuem mit einer andern Choralfuge, aber nun möchte ich es mit der alten vergleichen, also bitte, schick' sie her!) Ferner muß ich leider morgen nach Zweibrücken*, und es ist mir gar nicht danach zu Muth; indeß giebt es in Dürkheim sehr guten Wein (wie mir glaubwürdige Zeugen versichern), und die Gegend soll sehr schön sein, und morgen über acht Tage, so Gott will, bin ich wieder da. Alsdann lege ich mich wieder unter die Äpfelbäume, u. s. w. u. s. w. dal Segno. Ach wenn es doch immer so blieb'!

Ohne Spaß, der Contrast von diesen Tagen mit den englischen ist so merkwürdig, daß ich ihn mein Lebenlang nicht vergessen werde. Dort drei Wochen voraus nicht eine Stunde unbesetzt, und hier die ganzen heiteren Tage ganz frei, ohne irgend eine Beschäftigung, als die ich mir selbst mache (und das ist doch allein die fruchtbare, wohlthätige), und was nicht heute geschieht, geschieht morgen, und zu Allem ist Zeit. In England war es übrigens diesmal wundervoll, — aber mündlich beschreibe ich Dir jedes dortige Concert und jeden hiesigen Brombeerenstrauch.

Nun aber was machst Du, und Er und Ihr? Es kömmt die Zeit heran, wo es wohlgethan wäre, wenn mir Sebastian** auch einmal einen Brief schriebe. Lies ihm diese Zeile seines Onkels vor (keine andere aus dem Brief; er muß denken, es stände etwas darin) und laß ihn wirklich schreiben. Aber ich bedinge mir aus, daß Niemand von Euch seinen Brief lesen darf; sonst genirt er sich und will schön schreiben, oder macht sich gar ein Concept.

Lebe wohl, liebe Schwester, auf Wiedersehen! Vergiß das Orgelstück nicht, aber noch weniger dessen Autor; vergiß hingegen, daß der Brief so dumm ist, und daß ich ein fauler Correspondent bin.

Dein

Felix.

* Zur Direction des Musikfestes daselbst.
** Sohn seiner Schwester Fanny.

An Fanny Hensel in Berlin.

Soden, den 15. August 1844.

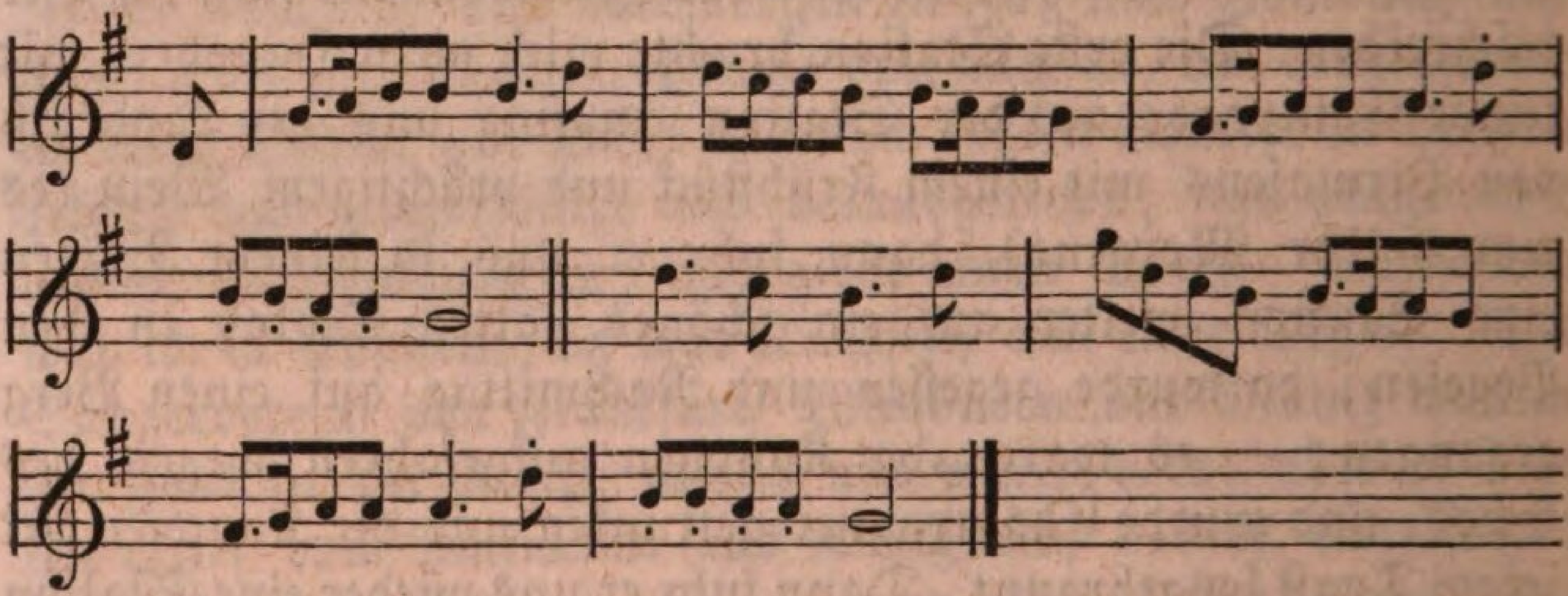
Suche doch mal in dem Notenspinde, da in dem Fach, wo mehrere Musik durcheinander liegt; da ist eine rothe offene Mappe, in der liegt eine Menge ungebundene Manuscript-Musik von mir: Lieder, Pianofortestücke, gedruckte und ungedruckte Sachen; da wirst Du das Orgelstück aus A dur ganz fix und fertig darunter finden. Es wäre möglich, daß ich eine Verwechslung machte, und daß es in einem gebundenen Notenbuch stände, welches in „meinem Fach" liegt, und in welchem allerlei dergleichen Sachen zusammengebunden sind. In einem von beiden habe ich aber das Stück im vergangenen Winter gefunden und stans pede in uno (Sebastian wird Dir das erklären) durchgelesen, und mich über die abscheuliche Mitte verwundert, aber auch über den hübschen Anfang (unter uns, von wegen Bescheidenheit). Nun suche recht und schick' mir's gleich nach Soden, wenn Du es findest. Ich lache mich scheckig, wenn ich Dir von Soden aus beschreibe, wo das Stück liegt, und Du es findest, und necke Dich mein Lebenlang damit!

Morgen will ich zu Fuß nach Wiesbaden und Onkel Joseph besuchen, und übermorgen zu Fuß nach Homburg und Döhler's Concert hören; Prume holt mich ab, um mitzugehen; ich habe Döhler und Piatti in ihrem letzten Concert in London gehört, und mitgeklatscht und herausgerufen; nun fange ich's wieder in Homburg an; das giebt einen Spaß. Vorgestern war ich in Eppstein; da war Kirchfest, eine neue Orgel. Die Sängervereine von Frankfurt, Wiesbaden und Mainz wollten zur Feier in der Kirche singen und waren dort; aber es kam ein Brief vom Amtmann aus Königstein, der es untersagte; da machten sie sich auf und zogen nach Hofheim (kennst Du die weiße Capelle, die man im ganzen Lande umher sieht? Paul wird Dir davon sagen!), und da sangen sie. Als ich gegen Abend mit den Damen und allen Kindern sittsam durch Hofheim auf der Landstraße fuhr, da guckte Kopf bei Kopf aus den Fenstern des Wirthshauses, und waren alle, glaube ich, ein

wenig betrunken und brachten mir ein ungeheures Vivat, und die Damen wollten da oben Kaffee trinken; aber ich widerrieth es sehr; da aßen wir den Napfkuchen im Wagen. Aber meine Arbeiten soll ich Dir ja nennen, — es ist bis jetzt noch wenig davon zu sagen: außer fünf großen Orgelstücken und drei kleinen Liedern ist nichts fertig; die Symphonie wächst nur langsam; einen Psalm habe ich auch wieder angefangen, — könnte ich nur ein halbes Jahr so fort leben, wie diese vierzehn Tage jetzt hier, was brächte ich nicht alles fertig! Aber das viele Concertanordnen und Dirigiren und Ausgehen, — es macht mir gar keinen Spaß und kömmt so gar nichts dabei heraus. Ich fühle mich unter Kühen und Schweinen wohl und bin am liebsten mit meines Gleichen, — eins folgt aus dem andern, wirst Du sagen. Aber ohne schlechten Spaß, auf Deine neuen Lieder freue ich mich nicht wenig. Könnte ich sie nur gleich hören! Aber September wird es doch wohl werden, ehe wir uns wiedersehen, da mir Madame Bunsen geschrieben hat, sie sei beauftragt, mir anzuzeigen, daß mich der König vor Ende September nicht in Berlin zurückerwarte. Es ist seit einigen Tagen so abscheulich Wetter geworden, daß ich erst heute zum ersten Male seit Eppstein wieder aus der Thür gehen konnte. Deshalb ist der Brief nicht so recht lustig, wie Du verlangst; ich kann nicht dafür; der Altkönig macht ein gar zu gräßliches Gesicht. Aber meine Rückreise von Zweibrücken muß ich Dir beschreiben: Die erste Station brachte mich mein Hausherr mit seiner Equipage; auf der Station empfing uns der Landrath von Pirmasens mit einem Frühstück und prächtigem Wein (es war 8 Uhr Morgens), dann fuhr er uns in seinem Wagen eine Station weiter auf ein schönes, altes Schloß in den Vogesen; da wurde gegessen und Nachmittag auf einen Berg gegangen; — es waren da Kanonen aufgefahren wegen des Echos, und wurde Champagner getrunken und die Kanonen bei jedem Toast losgebrannt. Dann fuhr er uns wieder eine Station weiter; da nahm uns der Gutsbesitzer von St. Johann in Empfang und gab uns Nachtquartier und guten Wein, und Morgens kam ein anderer Zweibrückener mit seinem Wagen und wir tranken erst ein wenig guten Wein, — dann fuhren wir weiter nach Deidesheim; da erwartete uns Herr Buhl in

seinem Keller. Wer aber Herr Buhl und sein Keller ist, das kann ich Dir unmöglich beschreiben; Du mußt ihn selbst kosten, — ich meine den Forster 1842er; den macht er nämlich. Der Keller war erleuchtet, und da lagen alle die ehrwürdigen Oxhöfte, und die Wohnung über dem Keller war so elegant mit dem Spasimo und den großen Roberts, und dem Winterhalter'schen Decameron und einem schönen, neuen Streicher'schen Flügel, und einer artigen Frau, die im Herbst die einzelnen Beeren der Trauben bezeichnet, welche zu dem Wein genommen werden müssen, welcher — erlasse mir das Übrige; aber wer nicht bei Herrn Buhl war (oder bei Herrn Jordan, seinem Schwager), der weiß nicht, was Forster hienieden ist. Und da mußten wir zu Mittag essen, obgleich wir nicht konnten, weil wir zu Tisch in Dürkheim erwartet wurden; allein wir aßen doch (Richard Boeckh wird die Wahrheit von alledem bestätigen, denn er war überall dabei), und als wir gegessen hatten, fuhr uns Herr Buhl in seinem Phaëton nach Dürkheim (es ist $^{3}/_{4}$ Meile) in 20 Minuten, damit wir dort nicht zum Essen zu spät kämen; und in Dürkheim war wieder das halbe Musikfest versammelt, und Kränze und Inschriften und reife Trauben; nur Wein konnten wir nicht mehr trinken, seit wir bei Herrn Buhl gewesen waren.

Allegro.



Das ist das Pfälzische Nationallied, genannt: „der Jäger aus Kurpfalz", — das wird den ganzen Tag gesungen, von den Postillonen geblasen, von der Regimentsmusik als Ständchen gespielt, als Marsch gebraucht, und wenn Dich ein Pfälzer besucht und Du willst ihm eine Freude machen, so mußt Du's

ihm vorspielen. Aber mit Abandon und mit vielem Ausdruck, i. e. fidel.

So war meine Rückreise aus der Pfalz; wenn Du diese Beschreibung etwas betrunken findest, so habe ich allerdings den rechten Ton getroffen, denn so ganz ruhig ist man dort von Morgens 9 Uhr an nicht mehr, obwohl ich versichern kann, daß ich mich bis Abends spät würdig und gemessen zeigte. Du kannst Richard Boeckh fragen. Der tauchte nach der Aufführung des Paulus plötzlich und unerwartet aus dem Publikum in die Höhe, und Du kannst Dir denken, mit welcher Freude ich den Boccia-Genossen aus der Leipziger Straße Nr. 3* unter all' den fremden Gesichtern antraf, und daß ich ihn, um mich Pfälzisch auszudrücken, nicht mehr ausließ. Die Aufführungen selbst, — ja da muß ich freilich wieder in meinen nüchternen Ton von gewöhnlich verfallen, das schlägt zu sehr in mein métier; aber nein, — ich kann beim betrunkenen Ton bleiben und Dir erzählen, daß unter sehr, sehr vielem Mangelhaften ich den besten Paulus und Druidenpriester dort gehabt habe, der mir bisher in Deutschland vorgekommen, nämlich einen Herrn Oberhofer, Sänger aus Carlsruhe, der früher in der Königstadt war. Wie er auf der Bühne ist, weiß ich nicht, aber es ist unmöglich, die Musik, die ich von ihm hörte, besser, mit mehr Verständniß und überzeugender vorzutragen und zu singen als er. Der war der Dritte bei unserer lustigen Rückreise. Wie der Landrath von Pirmasens in den Bach geworfen wurde, wie der Herr Sternfeld das Orchester mit einer Leberwurst dirigirte, und wie der Pauker im ersten Theil des Oratoriums die Pauken entzweischlug und was er darüber bemerkte, als er Nachts um 2½ Uhr mit Andern auf der Straße saß und Punsch trank, — das will ich Dir mündlich erzählen. Halte diesen ganzen Brief abermals vor Sebastian geheim, danke ihm aber in meinem Namen vielmals für seinen hübschen Brief. Sag' ihm, aus seiner Nr. 1 machte ich mir sehr wenig, und er möchte nicht zu sehr eilen, nach Untersecunda zu kommen; wenn alle Nr. Einsen und Classen und Examina aufhörten,

---

* Mendelssohn's elterliches Haus, in welchem auch die Boeckh'sche Familie wohnte.

und wenn kein Mensch Einem mehr Zeugnisse gäbe und abforderte, dann finge das eigentliche Lernen erst an, und dazu brauchte man alle Kräfte, und doch kriegte man keinen rothen Zettel, — und das wäre eben das Schöne und das wäre eben das Leben, und darum machte ich mir sehr wenig aus Nr. 1 von Untertertia, und aus Nr. 1 vom rothen Adlerorden und aus allen Numero's in der Welt. Oder wenn Dir das zu philosophisch ist, oder zu unphilosophisch, so halte auch das vor ihm geheim, — aber es ist ein Stück von meinem Katechismus. Auf vergnügtes, gesundes, baldiges Wiedersehn!

Dein

Felix.

An den Professor Verhulst, Tonkünstler im Haag.

Berlin, den 17. November 1844.

Hochgeehrter Herr!

Empfangen Sie vielen Dank für Ihren freundlichen Brief und Ihre werthvolle inhaltreiche Sendung.

Wenn es Ihnen so geht wie mir, so können Sie über neue Arbeiten nichts Lieberes hören, als wenn Ihnen Einer sagt, daß Sie Fortschritte darin gemacht haben, und das scheint mir aus den Sachen, die Sie mir jetzt gesandt haben, durchgängig hervorzutreten. Sie sind fast überall meisterlich, sicher ohne Falsches und Störendes in Einzelheiten, und wenn im Ganzen das Eine vollendeter, wohlthuender erscheint, als das Andere, so ist das ja eben schön in der Kunst, daß es keine Meisterschaft giebt, die darüber erhöbe, so ist das eben eins der Geheimnisse des fleißigen, ehrlichen Schaffens, daß man über das weniger Gelungene nicht verzweifelt und über das mehr Gelungene sich nicht erhebt, und daß zugleich die Andern einen richtigen Blick in die Seelenwerkstatt eines Künstlers thun können. Solch' einen Überblick über Ihr jetziges Thun und Treiben haben Sie mir durch Ihre reiche Sendung verschafft; die Reihenfolge mehrerer Werke zeigt entschieden, was ein ein-

zelnes nicht hätte thun können, daß Sie einen höheren festeren Standpunkt bei der Ausbildung Ihres Talents gewonnen haben, und das ist es, was mir eine so große Freude gemacht hat, wofür ich Ihnen so herzlichen als aufrichtigen Dank weiß. —

Möge Ihnen Ihr schönes Streben, Gesang in Ihrer Muttersprache zu verbreiten, gelingen und die dankbare Anerkennung finden, die es verdient! Ich wüßte kein edleres Ziel, was sich Einer vorstecken könnte, als das, dem Vaterlande und der eigenen Sprache Musik zu geben, wie Sie es gethan haben und zu thun beabsichtigen. Diese Werke sind ein schöner Anfang dazu; aber damit er nicht für Ihre Landsleute ungehört verklinge, gehören viele, viele, immer wiederholt fortschreitende dazu. Beruf und Gaben sind Ihr eigen, so schenke Ihnen der Himmel nur noch Gesundheit und feste Ausdauer und frohes Leben! Dies ist der Wunsch

Ihres

ergebenen

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Der Minister Eichhorn an Felix Mendelssohn Bartholdy in Frankfurt am Main*.

Berlin, den 2. März 1845.

Ew. Hochwohlgeboren wird es erinnerlich sein, daß ich über Vorschläge, welche zur Gründung eines Conservatoriums hierselbst entworfen waren, des Königs Majestät vor einigen Jahren Vortrag gehalten hatte, daß Seine Majestät sich jedoch dahin zu äußern geruht hatten, die Gründung eines solchen Conservatoriums liege für jetzt nicht in Allerhöchster Absicht. Die Sache ist demnach auf sich beruhen geblieben. Doch drängt gegenwärtig das Bedürfniß immer entschiedener auf eine Reform der hiesigen Königlichen Akademie der Künste hin, und es ist Pflicht, sowohl über die dabei zu befolgenden

---

* Zu besserem Verständniß von Mendelssohn's Antwort mitgetheilt.

Grundsätze eine möglichst klare Anschauung zu gewinnen, als auch die erforderlichen Einleitungen zur besten Sicherung des Vorhabens zu treffen. Die musikalische Section der Akademie, welche in ihrer gegenwärtigen Verfassung nicht verbleiben kann, wird jedenfalls einen der wesentlichsten Punkte dieser Reform einnehmen müssen. Da aber nach dem Allerhöchsten Willen Seiner Majestät die etwaige Erweiterung dieser Section zu einem wirklichen Conservatorium für jetzt nicht stattfinden soll, so scheint es am angemessensten, das derselben schon gegenwärtig zum Grunde liegende Princip im Auge zu behalten und nur auf eine möglichst vollkommene Ausbildung desselben hinzuarbeiten. Dies Princip besteht auch darin, daß die musikalische Section die Bestimmung hat, vorzugsweise eine Schule für musikalische Composition zu bilden. Für solchen Behuf wird es meines Erachtens vor allen Dingen darauf ankommen, daß ein Meister an der Spitze der Section stehe, der im eigenen lebendigen Schaffen Vorbild ist, der hierdurch wahrhaft anregend zu wirken vermag und der zugleich die Fähigkeit hat, auf die Productionen der Schüler geistig einzugehen und dieselben durch innere Mitwirkung auf die richtige Bahn zu führen; — ganz in derselben Weise, wie in der bildenden Kunst der Atelier-Meister sich zu seinen Schülern verhält. Durch andere Lehrer würde hierbei der Unterricht in der Theorie und in der Geschichte der Musik zu ertheilen sein. Außerdem würde darauf Bedacht genommen werden müssen, etwa durch ein annäherndes Verhältniß zu andern Instituten, oder auf sonstige geeignete Weise einen kleinen Chor und ein kleines Orchester zu gewinnen, welches sowohl zur Ausführung classischer Musikstücke, als zur Ausführung der Schüler-Arbeiten und gleichzeitig auch zur Übung in der Direction Gelegenheit gäbe; eine Einrichtung, die, im Fall eines lebendiger hervortretenden Bedürfnisses, in der Zukunft vielleicht auch zu einem wirklichen Conservatorium führen könnte.

Ew. Hochwohlgeboren würden mich zu lebhaftem Danke verpflichten, wenn Sie mir über diese Vorschläge Ihre gutachtliche Äußerung gefälligst zukommen ließen, vornehmlich aber, wenn Sie sich, im Falle Ihrer Übereinstimmung mit den Vorschlägen im Allgemeinen, auch darüber äußerten, ob Sie

eventuell geneigt wären, die Direction und die Lehrstelle in der Composition an der genannten musikalischen Section selbst zu übernehmen. Sollte letzteres jedoch mit Ihren sonstigen Lebensplänen nicht übereinstimmen, so würde ich Sie doch ersuchen, mir denjenigen unter den hiesigen oder auswärtigen Componisten zu nennen, der nach Ihrem sachverständigen Ermessen vorzugsweise geeignet sein würde, der genannten Stelle mit Erfolg vorzustehen, indem es mir sehr wünschenswerth erscheint, die etwa erforderlichen weiteren Maßnahmen mit dem erwählten Director der Section gemeinschaftlich berathen zu können.

Genehmigen Sie u. s. w. u. s. w.

Eichhorn.

An den Minister Eichhorn in Berlin.

Frankfurt a. M., den 6. März 1845.

Ew. Excellenz habe ich vor allem dafür zu danken, daß Sie mir ein so ehrenvolles Vertrauen bewahren, wie das von Ew. Excellenz erhaltene Schreiben beweist, und in einer so überaus wichtigen Sache auch meine Meinung hören wollen; denn daß die Reform der Akademie der Künste und ihrer musikalischen Section, von welcher Ew. Excellenz schreiben, für den gesammten Musikzustand Berlins von großer Bedeutung werden kann, unterliegt wohl keinem Zweifel. Ew. Excellenz eröffnen mir, daß es in Ihrer Absicht liegt, zu diesem Behufe einen Componisten an die Spitze der musikalischen Section zu stellen, der den Schülern im lebendigen Schaffen ebenso Vorbild sein soll, wie in der bildenden Kunst der Atelier-Meister, und erweisen mir die Ehre, meinen Namen bei dieser Gelegenheit zu nennen, oder, falls ich verhindert sei, mir aufzutragen, einen meiner Kunstgenossen zu bezeichnen, den ich zu einer solchen Stellung für besonders befähigt halten würde. Aber um mir eine feste Ansicht in dieser Sache zu bilden, muß ich noch um Aufklärung einiger Punkte bitten, die mir in dieser wie in jeder andern ähnlichen Angelegenheit als die wichtigsten

erscheinen und vor denen die persönlichen Fragen für's erste in den Hintergrund treten.

Soll nämlich in der Berufung eines solchen Componisten an und für sich schon die Reform bestehen, die Ew. Excellenz für die musikalische Section beabsichtigen, und soll dieselbe übrigens in ihrer bisherigen Verfassung bleiben? Und, wenn dies der Fall ist, wie wird sich das Verhältniß eines solchen Directors zu den bisherigen Mitgliedern des Senats oder der Section gestalten? wie zu dem Director der ganzen Akademie? Wird die Vertheilung der Unterrichtsfächer wie bisher geschehen, oder wird auch in dieser Hinsicht eine Reform beabsichtigt? Worin soll also eigentlich die praktische Einwirkung eines solchen Lehrers bestehen? Man kann den Act des Componirens nicht wohl zeigen, wie der Atelier-Chef das Anlegen eines Bildes oder das Formen eines Modells, und es soll sich ja auch, nach den Worten Ew. Excellenz, hauptsächlich um geistige Anregung handeln. — Jede solche Anregung ist aber, meiner Überzeugung zufolge, in der Kunstschule nur dann zu erzielen, wenn der ganze Unterricht schon einen untadeligen Grund gelegt hat, — wenn alle Lehrer in ihren positiven Fächern auf denselben Punkt hinwirken, — wenn nirgends in der Bildung eine wesentliche Lücke gelassen worden ist, und dann endlich, gleichsam als Schlußstein, sämmtliche übereinstimmende Momente der Bildung noch einmal zusammengefaßt in ihrer praktischen Anwendung den Schülern vor's Auge geführt und desto fester eingeprägt werden. In diesem Sinn könnte ich mir also allerdings die neu zu erschaffende Stellung segens- und wirkungsreich denken; aber es scheint mir, als gehörte dazu nicht blos die Stelle selbst, sondern wesentlich eine Reform der ganzen inneren Verfassung der Akademie, und ich weiß nicht, ob dies für jetzt in der Absicht Ew. Excellenz, ja im Reiche der Möglichkeit liegt. Ohne das würde die Stellung immerhin eine höchst ehrenvolle sein, aber ohne wahrhaft praktischen Nutzen bleiben. Die blos allgemeine, wenn auch noch so lebhafte Anregung kann höchstens einen unfruchtbaren Enthusiasmus in den Gemüthern der Schüler hervorbringen, wenn sie überhaupt irgend etwas hervorzubringen vermag. Die Lehrer positiver Gegenstände würden in solchem Falle allein die wahre,

bestimmte Einwirkung auf den Bildungsgang der jungen Künstler gewinnen, — der an der Spitze Stehende, nur durch sein Vorbild Wirkende, dagegen gleichsam in der Luft schweben, und die Verbindung zwischen Haupt und Gliedern fehlen, ohne die weder das Haupt noch die Glieder leben und gedeihen können.

Wenn Ew. Excellenz die Güte haben wollen, mir hierüber etwas nähere Auskunft zu ertheilen, so werde ich dadurch in den Stand gesetzt werden, sowohl über die Sache selbst, wie über die persönlichen Fragen, die dadurch berührt werden, eine festere Ansicht zu gewinnen, welche Ew. Excellenz dann offen darzulegen, in dieser wie in jeder andern Sache ich für meine Pflicht erachte*. —

Ew. Excellenz

ganz ergebener
Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Felix Mendelssohn Bartholdy
von dem Geheimen Cabinetsrath Müller**.

Berlin, den 5. März 1845.

Es handelt sich jetzt davon, die Chöre der Trilogie des Agamemnon, der Choëphoren und der Eumeniden, welche verkürzt zu einer Darstellung zusammengezogen worden sind, zu componiren. Nach einer Anzeige Tieck's haben Sie auch die Composition in dieser Gestalt abgelehnt. Seine Majestät können dieser Nachricht keinen Glauben beilegen, da Seine Majestät sich bestimmt erinnern, daß Ew. Hochwohlgeboren sich mündlich bereitwillig erklärt haben, die Composition zu übernehmen. Ich bin daher vom Könige beauftragt worden, Sie zu fragen, ob es nicht bei der mündlichen Zusage sein Verbleiben behalten soll und Ew. Hochwohlgeboren sich fortgesetzt geneigt erklären wollen, die gedachte Composition ge-

* Auch diese Sache führte zu keinem Resultate.
** Auch hier scheint die Mittheilung des Briefs an Mendelssohn angemessen, um dessen Antwort recht verständlich zu machen.

fälligst zu übernehmen, welches Seiner Majestät viel Freude machen und Ihrem Versprechen, Aufträge Seiner Majestät willig übernehmen zu wollen, entsprechen würde.

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster

Müller.

An den Geh. Cabinetsrath Müller in Berlin.

Frankfurt, den 12. März 1845.

Von der Composition der Chöre in der zusammengezogenen und verkürzten Trilogie des Agamemnon, der Choëphoren und der Eumeniden haben Seine Majestät der König mir niemals gesprochen. Wohl aber geruhten Seine Majestät mir vergangenen Winter die Aufgabe zu stellen, die Chöre der Eumeniden des Aeschylus in Musik zu setzen. Das Versprechen, diese Composition zu liefern, konnte ich nicht geben, weil es mir sogleich schien, als übersteige diese Aufgabe meine Kräfte; jedoch versprach ich Seiner Majestät, einen Versuch damit zu machen, und verhehlte zugleich die sehr großen, ja, wie mir schien, unübersteiglichen Schwierigkeiten nicht, die mich am Gelingen dieses Versuches zweifeln machten*.

Seitdem habe ich mich geraume Zeit auf's Ernsteste mit der Tragödie beschäftigt; ich habe den Chören derselben auf alle Weise eine musikalische Seite abzugewinnen gesucht, die mir zur Composition zugänglich wäre; aber es ist mir nicht gelungen, auch nur bei einem dieser Chöre die Aufgabe so zu lösen, wie es die Hoheit des Gegenstandes und der feine Kunstsinn Seiner Majestät verlangen. Denn natürlich konnte es sich nicht darum handeln, irgend passende Musik zu den Chören hinzuschreiben, wie es jeder Componist, der der äußeren Formen mächtig ist, fast zu allen Worten können soll, sondern die Aufgabe war, aus Aeschyleischen Chören Musikstücke im heutigen (guten) Sinne zu bilden, die die Bedeutung dieser Chöre mit unsern Tonmitteln ausdrückten und belebten. Dies habe ich

---

* Vergleiche den Brief an Bunsen vom 4. Mai 1844, Seite 524.

bei meiner Musik zur Antigone mit den Sophokleischen Chören versuchen wollen; — bei den Chören des Aeschylus ist es mir aber, aller Anstrengung ungeachtet, bis jetzt nicht, auch nicht einmal bei einem einzelnen Versuch geglückt.

Die Zusammenziehung in ein Stück vermehrt diese Schwierigkeit ganz außerordentlich, und ich wage zu behaupten, daß kein jetzt lebender Musiker im Stande sei, diese Riesenaufgabe gewissenhaft zu lösen, — geschweige denn, daß ich es könnte.

Indem ich Ew. Excellenz bitte, dies Seiner Majestät mitzutheilen, bitte ich Sie zugleich, der drei Compositionen von mir Erwähnung zu thun, die auf Befehl Seiner Majestät zu ähnlichen Aufführungen bereit liegen, nämlich der Oedipus zu Kolonos des Sophokles, die Racine'sche Athalia und der König Oedipus des Sophokles. — Beide ersteren liegen in vollständig fertiger Partitur vor, so daß es zu deren Darstellung nur der Vertheilung an die Sänger und Schauspieler bedarf. Auch die letztere (der König Oedipus) ist im Entwurf fertig. Ich erwähne dieser Compositionen in der Hoffnung, daß sie den Beweis führen mögen, wie die Erfüllung der Aufträge Seiner Majestät mir immer eine Pflicht und eine Freude sein wird, sobald ich irgend hoffen kann, die Aufgabe nur einigermaßen genügend zu lösen, und wie es daher Mangel an Fähigkeit, niemals Mangel an gutem Willen ist, wenn ich eine dieser Aufgaben unerfüllt lassen muß.

Antwort hierauf von Müller.

Berlin, den 19. März 1845.

Gleich nach dem Empfang Ihres geehrten Schreibens vom zwölften d. M. habe ich Veranlassung genommen, Seiner Majestät Kenntniß von dem Inhalt desselben zu geben. Seine Majestät bedauern, daß Allerhöchstdieselben auf die Freude, die Aeschyleischen Chöre von Ihnen componirt zu sehen, Verzicht leisten müssen, freuen sich aber der vollendeten Sophokleischen Trilogie, sowie auf die Chöre der Athalia, und sehen Aller=

höchstdieselben Ihrer hiesigen Anwesenheit im bevorstehenden Sommer entgegen, da Sie die Bekanntschaft dieser neuen Compositionen nur unter Ihrer Direction machen wollen.

An J. Moscheles in London.

Frankfurt, den 7. März 1845.

Mein lieber Freund!

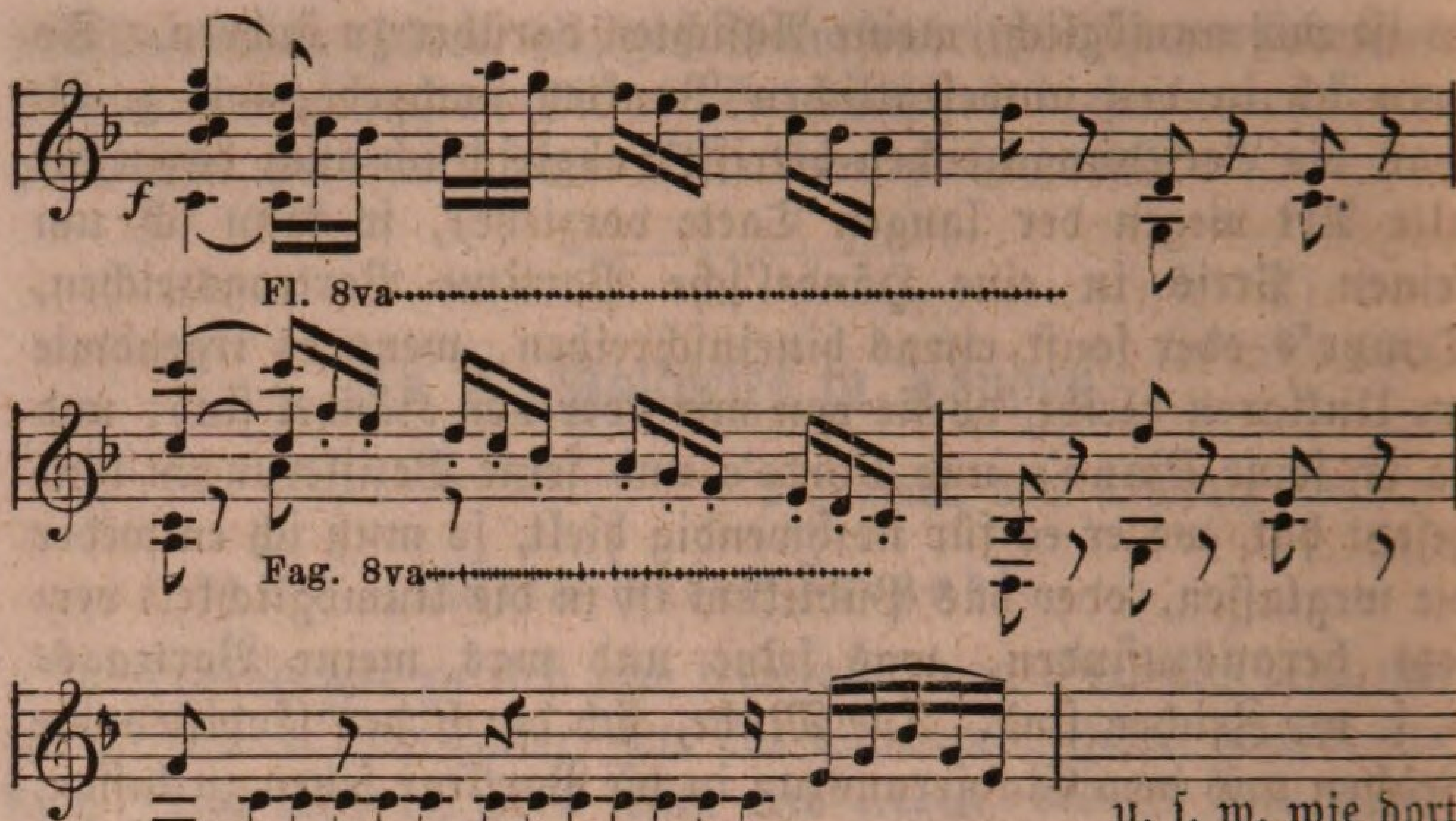
Das ist gar zu lieb und freundlich von Dir, daß Du mir wieder wie in alter guter Zeit ein Plauderbriefchen geschrieben hast. Jetzt lasse ich alles stehn und liegen, bis ich Dir gleich geantwortet und gedankt habe für alle Deine fortgesetzte Freundlichkeit und Güte für mich. Das was Du von dem englischen Musiktreiben sagst, klingt freilich nicht recht erfreulich, aber wo ist das eigentliche Musiktreiben denn auch erfreulich? Nur im eigenen Innern, und da ist's wieder kein Treiben, sondern etwas viel Besseres. Bei allem Dirigiren und öffentlichen Musik-Aufführen kommt auch sogar für das Öffentliche selbst so wenig heraus; — ein bischen schöner, ein bischen schlechter, — was thut's; wie leicht ist es vergessen, — und was recht auf alles das wirkt, alles das weiterschiebt und fortführt, sind doch wieder nur die stillen, ruhigen Augenblicke des Innern, die dann die ganze öffentliche Klerisei in's Schlepptau nehmen und hinter sich herziehen, dahin und dorthin, wie es recht ist. So spricht ein Hausthier, eine Schnecke, ein Philister, wirst Du vielleicht sagen, und doch ist etwas Wahres daran und doch hat ein Heft Deiner Etüden auf die Öffentlichkeit und auf die Kunst mehr gewirkt, als — ich weiß nicht wie viel Morgen- und Abend-Concerte in wie viel Jahren. Merkst Du, wo ich hinaus will? Ich möchte gar zu gern die vierhändige Sonate bald bekommen, oder vierhändige Etüden, oder zweihändige, oder irgend etwas Anderes.

Die Sache mit der Handel Society* thut mir leid, aber

* Mendelssohn edirte für diese Gesellschaft das Oratorium Israel in Egypt.

es ist mir unmöglich, meine Ansichten darüber zu ändern. So gern ich in den unwesentlichen Punkten nachgebe, wie z. B. was die Versetzungszeichen betrifft (obgleich ich auch darin die alte Art wegen der langen Tacte vorziehe), so kann ich um keinen Preis in eine Händel'sche Partitur Vortragszeichen, Tempo's oder sonst etwas hineinschreiben, wenn es irgendwie im Unklaren bleibt, ob sie von mir oder von Händel sind; und da er seine Piano's und Forte's und seine Bezifferungen hingesetzt hat, wo er es für nothwendig hielt, so muß ich entweder die weglassen, oder das Publikum ist in die Unmöglichkeit versetzt herauszufinden, was seine und was meine Vortrags- u. s. w. Zeichen sind. Die Mühe, sich durch den Copisten die Zeichen aus dem Clavierauszug in die Partitur setzen zu lassen, wenn man mit den meinigen einverstanden ist, ist für Jeden sehr gering, der die Partitur bezeichnet haben will; dagegen ist der Schaden sehr groß, wenn die Ausgabe auf keine Weise die Meinung des Editor von Händel's Meinung unterscheidet. Ich gestehe, daß der ganze Antheil, den ich an der Gesellschaft nehme, mit diesem Punkt zusammenhängt, denn die Ausgabe der Anthems, die ich damals sah, war der Art, eben wegen der neuen Bezeichnung, daß ich sie niemals irgend einer Aufführung zu Grunde legen würde. Ich muß vor allen Dingen genau und ohne den mindesten Zweifel wissen, was Händel ist und was nicht. Dieser Meinung pflichtete auch damals der council bei, als ich zugegen war; jetzt scheint man die entgegengesetzte angenommen zu haben; wenn es dabei bleibt, so würde ich (und ich fürchte viele mit mir) die alte Ausgabe mit ihren falschen Noten der neuen mit ihren verschiedenen Ansichten und Vortragszeichen im Text bei weitem vorziehen. Ich habe das alles auch an Macfarren geschrieben; nicht wahr, Du bist mir nicht böse, daß ich meine Meinung so aufrichtig gesagt habe? Sie ist zu eng mit allem verbunden, was ich mein Lebenlang für recht gehalten habe, als daß ich sie aufgeben könnte.

Eben schickt mir André die Original-Partitur der Mozart'schen C dur Symphonie (Jupiter) zur Ansicht; daraus will ich Dir etwas beschreiben, das wird Dich amüsiren. Elf Tacte vor dem Schluß des Adagio hieß es früher so:



Die ganze Repetition des Themas hat er auf ein eingelegtes Blatt geschrieben, diese Stelle ausgestrichen, und ist erst drei Tacte vor dem Schluß wieder hineingekommen. Ist das nicht eine glückliche Änderung? Die Wiederholung der sieben Tacte gehört mir zu den liebsten Stellen der ganzen Symphonie.

Grüße die Deinigen und bleibe ein wenig gut

Deinem

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Rebecka Dirichlet in Florenz.

Frankfurt, den 25. März 1845.

Liebe Schwester!

Ich bleibe meiner jetzt angenommenen Sitte getreu und beantworte Deinen lieben Brief auf der Stelle; er ist eben gekommen und hat den Frühling mitgebracht. Heute ist zum ersten Male jene bewußte Luft draußen, in der alles Eis und alle Winterkälte schmilzt und alles mild und warm und vergnügt wird. Wenn Ihr aber keinen Eisgang in Florenz habt, so müßt Ihr uns beneiden, statt umgekehrt; denn das ist ein herrliches Schauspiel, wie das Wasser hier unter der Brücke

sprudelt, und springt und stürzt, und die großen Blöcke und Scheiben durcheinanderwirft, und sagt: packt euch, mit euch ist es für's erste vorbei! 's feiert auch seinen Frühlingstag und zeigt, daß es unter der Eisdecke noch Kraft und Jugend behalten hat, und läuft noch einmal so schnell und springt noch einmal so hoch, als in den vernünftigen Tagen anderer Jahreszeiten. — Das solltest Du einmal sehen! Die ganze Brücke und der ganze Quai sind schwarz von Menschen, die haben alle das schönste Schauspiel umsonst, und die Sonne bescheint sie dabei auch umsonst. Das ist ja eben das Elend, daß ich von der Poesie des Frühlings gar nicht spreche, sondern immer nur von seiner Holzersparniß, und Lichtersparniß, und Überschuhersparniß, und davon, daß es überall viel besser riecht, und daß es so viel gute Sachen mehr zu essen giebt, und daß die Frauenzimmer wieder helle und bunte Kleider tragen, und daß die Dampfboote den Rhein hinunterfahren, statt der Schnellposten u. s. w. Aus Obigem ersiehst Du und Fanny ebenfalls (denn Du mußt Der alle meine Briefe nach Rom schicken), daß es Gott sei Dank bei uns nichts Neues giebt, d. h. daß wir alle wohl und munter und Euer eingedenk sind. — Gestern Abend kam ich um ein Uhr mit S*** aus einer musikalischen Punschgesellschaft, wo ich erst die Beethoven'sche Sonate 106 aus B gespielt und dann 212 Gläser Punsch aus ff getrunken habe; wir sangen das Duett aus Faust auf der Mainzer Gasse, weil es so wunderschöner Mondschein war, und heut' habe ich ein wenig Kopfweh. Diese Stelle suche aber auszuschneiden, ehe Du den Brief nach Rom schickst; einer jüngeren Schwester kann man schon so was vertrauen, aber einer älteren, päpstlichen bei Leibe nicht. —

X. habe ich den ganzen Winter nur dreimal gesehen; er ist leider gar zu wenig umgänglich; es geht mit dem besten Willen nicht, und ich glaube, es ist schlimmer gerade in dieser Zeit, als seit vielen Jahren damit. Wer sich irgend im mindesten mit den confessionellen Scandalen des Augenblicks einlassen will und nicht standhaft alles und jedes abweist, was Scandal giebt und hervorruft, der wird so tief hineingerissen, daß er von Freuden und Freunden getrennt ist, ehe er sich's versieht, und davon fangen in Deutschland die Beispiele in allen Kreisen zu

spuken an. — Ich schwanke immer in meinem Innern, welches von den beiden Extremen mir widerlicher ist, und kann darüber noch nicht in's Klare kommen. —

In Düsseldorf kündigen sie am zweiten Tage des Musikfestes das Requiem von Mozart, meine Walpurgisnacht und schließlich Beethoven's Symphonie mit Chören an. O tempora, o mores! Solltet Ihr fragen, was im Briefe steht, so ist die Antwort, daß wir wohl sind, von Euch ein Gleiches hoffen und uns auf's Wiedersehen freuen. — Euer im Frühlingswetter immer sehr vergnügter

Felix.

An Emil Naumann

(jetzt Musikdirector in Berlin).

Leipzig, im März 1845.

Lieber Herr Naumann!

Mit vielem Vergnügen habe ich aus den Compositionen, welche Sie mir schickten, recht bedeutende Fortschritte und wesentliche Verbesserungen in Ihrem ganzen musikalischen Thun und Treiben zu bemerken geglaubt. Die Sachen scheinen mir in jeder Hinsicht Ihren früheren vorzuziehen und haben mir deshalb aufrichtige Freude gemacht. Vieles darin ist unbedingt zu loben, fast Alles aber, wenn man es mit Ihren Leistungen der vergangenen Jahre zusammenhält, erweckt mir auf's Neue die Hoffnung, daß Sie einmal etwas recht Tüchtiges, Gutes zu werden und zu wirken im Stande sind, und daß es nur an Ihnen selbst liegen würde, wenn diese Hoffnung nicht in Erfüllung ginge.

Specielles habe ich Ihnen über die Sachen nichts zu sagen, kann es auch bei dem Übermaß von Arbeiten und Geschäften, das mich hier bedrängt, schriftlich jetzt weniger als je. Aber es thut nicht Noth, denn ich sehe überall die guten Rathschläge Ihres jetzigen Lehrers* durchblicken und bekomme durch Ihre Fortschritte neuen Respect vor ihm. Sie sind bei ihm

* Franz Messer in Frankfurt am Main.

gewiß in den besten Händen, in denen Sie überhaupt sein können; schließen Sie sich ihm daher nur recht eifrig an und benutzen Sie seine Lehren und die Zeit, in der Sie etwas lernen können und müssen! —

Das Capriccio in C möchte ich von Ihnen spielen hören; denn wenn Sie das ruhig und rein, und doch im rechten Tempo vortragen können, muß es auch mit dem Spiel sehr vorwärts gegangen sein. Dies Capriccio ist mir lieber und scheint mir eigenthümlicher, als das in E moll. Dagegen gefällt mir in der Sonate gar Manches: gleich der Anfang und Schluß des ersten Stückes und das Tempo di marcia besonders u. s. w. u. s. w. Wie gesagt, Sie müssen so fortfahren! Und dann bitte ich Sie auch zugleich, mir das freundliche Vertrauen zu bewahren, das Sie in Ihrem Briefe an mich so wohlwollend aussprechen. Und da Sie Goethe'sche Worte auf mich anwenden und mich einen Meister nennen, so kann ich nicht anders, als abermals mit Goethe'schen Worten antworten:

— „Nur lerne bald erkennen, was ihm fehlt,
„Man muß die Kunst und nicht das Muster lieben."

Indeß das im ersten Vers Empfohlene ist nicht schwer, und das Letztere braucht man bei Ihnen auch nicht zu befürchten. Gegen Pfingsten, wo ich in Aachen sein soll, denke ich wieder durch Frankfurt zu kommen und dann wieder etwas Neues von Ihnen zu sehen und zu hören.

Stets Ihr ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An den Senator Bernus in Frankfurt am Main.

Leipzig, den 10. October 1845.

— — — — — Wie oft, wie täglich ich an den vorigen Winter und Frühling in Frankfurt denke, und mich der sehr frohen, mit Ihnen verlebten Zeit erinnere, das kann ich Ihnen gar nicht sagen. Ich hatte selbst nicht geglaubt, daß mir dieser Aufenthalt einen so bleibenden, so glücklichen Eindruck machen würde! Es geht damit so weit, daß ich mir schon oft allen

Ernstes die Zeit ausgemalt habe, wo ich (Ihrem Versprechen zufolge) Ihnen Auftrag gäbe, mir ein Haus mit Garten zu kaufen oder bauen zu lassen, und wo ich für immer in das herrliche Land und in das frohe, leichte Leben zurückkehrte. So gut wird mir's freilich für's erste nicht werden; einige Jahre werden wohl darüber vergehen müssen, und die hier angefangene Arbeit muß ein tüchtiges Resultat geliefert haben und ein gut Stück weiter gebracht sein (wenigstens muß ich das versucht haben), ehe ich daran denken kann. Aber wieder habe ich dasselbe Gefühl wie früher, daß ich hier nur so lange bleibend wohnen will, als ich an der äußerlichen Beschäftigung, die mir hier am angenehmsten scheint, mit Freude und Lust Antheil nehme; daß ich aber, sobald ich mir das Recht gewonnen habe, nur meiner innerlichen Arbeit und dem Componiren zu leben, und das Dirigiren und öffentliche Musiciren nur ab und zu, jenachdem es mir Vergnügen macht, zu betreiben, dann sogleich wieder nach dem Rhein, und zwar — wie ich jetzt gewiß denke — nach Frankfurt gehen will. Je eher das geschieht, desto lieber wird es mir sein; das ganze äußerliche Musiktreiben, Dirigiren u. s. w. habe ich von jeher doch nur aus Pflichtgefühl, nie aus Neigung übernommen, und so hoffe ich, ehe viele Jahre noch vergehen, melde ich mich zum Hausbau.

Bis dahin hat sich auch hoffentlich entweder ein tüchtiger, wahrhafter Kern im Deutsch-Katholischen, — im Lichtfreundlichen, im sonstigen neu-deutschen Wesen hervorgethan, und es ist ein positiver, freier Grund und Boden dafür gewonnen, — oder die ganzen Geschichten sind spurlos über andern Mordsachen verschwunden und vergessen. Geschieht nicht das Eine oder das Andere, so fürchte ich, wir können bei der Gelegenheit einige unserer schönsten Nationalzüge, Gründlichkeit, Festigkeit, ehrliche Beharrlichkeit und dergleichen einbüßen, ohne etwas zum Ersatz dafür zu gewinnen. Ein Abklatsch französischer Phrasen und Leichtigkeit wäre mir damit zu theuer erkauft; es giebt hoffentlich etwas Besseres! —

An den Prediger Bauer in Belzig.

Leipzig, den 23. Mai 1846.

Deine freundlichen Zeilen und das Buch haben mir sehr große Freude gemacht. Ich erhielt die Sendung aber erst vor einigen Wochen, und da mir nur wenig Zeit zum Lesen übrig bleibt, und sich für einen Laien, wie ich, ein Buch wie das Deinige auch nicht geschwinde liest, so wirst Du Dir die Verspätung meines Dankes erklären können. Viel habe ich aus Deinem Buche gelernt, denn es ist eigentlich die erste Übersicht der Kirchengeschichte, die ich gelesen habe. Aber eben deshalb irrst Du Dich in meinem Standpunkt, wenn Du denkst, ich könnte in dieser Hinsicht, mündlich oder schriftlich, eine Meinungsverschiedenheit gegen Dich geltend machen, — ich müßte als ein Musiker die Sache anders sehen u. s. w. — Der einzige Standpunkt, den ich in solchen Fragen haben kann, ist der eines Lernenden, und ich gestehe Dir, daß ich, je älter ich werde, desto mehr einsehe, wie wichtig es ist, erst zu lernen und dann sich eine Meinung zu bilden, — nicht das Letztere vor dem Ersteren, — auch nicht beides gleichzeitig. Darin weiche ich denn nun freilich von sehr vielen jetzigen Stimmführern in Musik und Theologie ab, — sie sagen, nur der habe ein rechtes Urtheil, der nichts gelernt habe und auch nichts zu lernen brauche, — und ich sage wieder, kein Mensch braucht nichts zu lernen. Deshalb scheint mir's jetzt mehr als je die Aufgabe eines Jeden, in seinem Fache recht fleißig zu sein und alle Kräfte recht zu concentriren, und das Beste zu leisten, was er eben kann, — und darum sind mir die neueren kirchlichen Bewegungen fremder geblieben, als Du wohl glaubst (ja vielleicht als Du billigst), und darum freut mich's eben, daß bei Dir das Gegentheil der Fall ist. Einen Theologen, der jetzt nichts von sich hören läßt oder der an diesen Dingen keinen Antheil nimmt, kann ich freilich nicht begreifen, — aber auch nicht so manchen Nicht-Theologen, dem ich zusehe, und der vom Reformiren und vom Bessern spricht, aber weder die Gegenwart noch die Vergangenheit recht gründlich zu kennen

und zu überschauen vermag, und der mit einem Worte den Dilettantismus in diese höchsten Fragen einführen will. Dieser Dilettantismus ist es überhaupt, glaube ich, der uns mancherlei Spuk macht, weil er solch' ein Doppelwesen ist: nothwendig, förderlich und wohlthätig, wenn er mit aufrichtigem Interesse und bescheidenem Zurücktreten gepaart ist, denn dann bringt und treibt er Alles weiter; — aber verwerflich und verächtlich, wenn er mit Eitelkeit gefüttert ist und sich vordrängen, und Maß geben und Selbstbewußtsein haben will. Vor wenig Künstlern z. B. habe ich so viel Respect, wie vor einem guten Dilettanten der ersten Classe, und vor keinem Künstler habe ich so wenig Respect, wie vor einem Dilettanten der zweiten Classe. Aber wo gerathe ich hin! — — — — — —

An den Prediger Julius Schubring in Dessau.

Leipzig, den 23. Mai 1846.

Lieber Schubring!

Noch einmal komme ich, um Dir Last zu machen wegen des Elias; hoffentlich ist's das letzte Mal, und hoffentlich kann ich Dir dann später auch einmal ein Vergnügen damit machen. Und wie froh wollte ich sein, wenn das einträfe! — Ich bin nämlich jetzt mit dem ersten Theile ganz fertig, und vom zweiten stehen auch schon sechs, acht Nummern auf dem Papier. Nun fehlen mir aber an mehreren Orten des zweiten Theils noch recht schöne Bibelstellen zur Auswahl, und darum bitte ich Dich nun! Ich reise heute Abend nach dem Rhein, also hat es keine Eile, aber in drei Wochen bin ich wieder hier, und dann möchte ich auf der Stelle die Arbeit wieder angreifen und beendigen können. Also bitte ich Dich dringend, schicke mir bis dahin hierher eine recht reiche Ernte schöner Bibelstellen. Wie viel Du mir zum ersten Theil geholfen hast, das glaubst Du gar nicht. Das sage ich Dir mal mündlich. Aber eben deshalb bitte ich Dich, hilf mir auch recht den zweiten Theil schmücken. Ich habe nämlich in der Form jetzt alles historische

Recitativ weglassen können, einzelne Personen aufgeführt, statt des Herrn immer den Engel oder den Engelchor, und der erste Theil und die größte Hälfte des zweiten rundet sich so prächtig ab. — Nun fängt aber der zweite Theil mit den Worten der Königin an: „die Götter thun mir dies und das" (1. Könige 19, 2 u. s. w.). Und das Nächste, was ich darauf sicher habe, ist die Scene in der Wüste (ebendaselbst V. 4 und folg.). Aber dazwischen fehlt mir 1) eine etwas genauere Charakteristik der Verfolgung gegen den Propheten, — namentlich hätte ich gern einen oder ein paar Chöre gegen ihn, um das Volk zu schildern, wie es hin- und herschwankt und sich jetzt gegen ihn erhebt; 2) eine Darstellung des Verses 3 derselben Stelle, z. B. ein Duett mit dem Knaben, wo dieser die Stelle aus Ruth sagen könnte: „wo du bleibst, da bleibe ich auch" u. s. w. Aber was soll Elias ihm vorher und nachher sagen? Und was könnte der Chor dazu sagen? Kannst Du mir da erst ein Duett, dann einen Chor in diesem Sinne angeben? — Bis Vers 15 ist dann Alles in Ordnung; da aber fehlt mir wieder eine Stelle für Elias etwa des Sinnes: Herr, wie Du willst, so schick's mit mir (das steht wohl nicht in der Bibel?). Kurz da möchte ich gern, daß er sich nach der Erscheinung des Herrn wieder bereitwillig erklärte, daß er nach all' dem Unmuth wieder recht ergeben, und dann auch recht gerüstet und frisch sich ausspräche. — Und dann fehlen mir noch Worte, die er bei der, oder vor der, oder wenn Du willst nach der Himmelfahrt sagen könnte, und auch welche für den Chor. Der Chor singt die Himmelfahrt historisch mit den Worten 2. Kön. 2, 11, aber dann müßte so ein oder ein paar rechte Feier-Chöre kommen! „Gott fähret auf mit Jauchzen" ist nicht das rechte, denn nicht Gott, sondern Elias ist's, aber in der Art etwas. Und auch Elias' Stimme möchte ich da zum Schluß nochmals hören. —

(Kann Elisa da noch Sopran singen? Oder darf er das nicht, da er noch in demselben Kapitel ein Kahlkopf ist? Ohne Spaß, muß er als Prophet, oder kann er noch als Knabe bei der Himmelfahrt zugegen sein?)

Endlich sind mir die Stellen, die Du zum Schluß des Ganzen angegeben hast (namentlich das Terzett zwischen

Petrus, Johannes und Jacobus), zu historisch und zu sehr aus der Haltung des (alttestamentlichen) Ganzen entfernt, indeß damit würde ich am ersten allein fertig, — wenn ich nämlich statt des Terzetts einen Chor aus den Worten mache, so ist's eigentlich gleich gemacht, und das wird auch wohl geschehen. Ich schicke Dir die Blätter wieder, damit Du Dich ganz orientiren kannst, aber bitte, schicke sie mir ja zurück, Du siehst, daß der Gang des Ganzen festgestellt ist, es sind nur noch die lyrisch-betrachtenden Stellen (aus denen Arien, Duette u. s. w. gemacht werden können), die mir gegen das Ende namentlich fehlen. Also bitte ich Dich, nimm Deine große Concordanz, schlag' sie auf, schenke mir auch noch diese Zeit, und laß mich bei meiner Rückkehr in spätestens drei Wochen Deine Antwort finden! Und bleibe gut

Deinem

Felix.

An J. Moscheles in London.

Leipzig, den 26. Juni 1846.

Lieber Freund!

Der Grund dieses Briefes ist eine Zeile in einem neulichen Briefe des Herrn Moore, der mir schreibt: „nearly the whole of the Philharmonic Band are engaged; a few only are left out, who made themselves unpleasant, when you were there". Dies gefällt mir gar nicht, und da ich denke, daß Du hauptsächlich diese Dinge unter Dir hast, so richte ich meine Reclamation an Dich und bitte Dich, sie auch Herrn Moore mitzutheilen.

Mir ist nichts verhaßter, als alte, abgethane Zänkereien wieder aufzuwärmen; es ist schlimm genug, wenn sie einmal in der Welt waren. Diese philharmonischen sind von mir vergessen und dürfen durchaus nicht Einfluß auf die Engagements für das Birminghamer Fest haben. Will man Leute auslassen, weil sie unfähig sind, so geht mich's nichts an, und ich kann nichts dagegen haben; will man aber irgend Einen

auslassen, because he made himself unpleasant, when I was there, so finde ich das eine Ungerechtigkeit, und wünsche, daß es nicht geschehe. Die Furcht, daß die Herren abermals Scandal anfangen, braucht man gewiß nicht zu haben, — ich wenigstens habe sie nicht und glaube auch nicht, daß irgend Jemand dort sie haben kann. Also bitte ich Dich recht herzlich, laß die Sache gehen, wie sie ginge, wenn ich nicht daran dächte, nach England zu kommen, und gerade wenn man Rücksicht auf mich nehmen will, so thut man mir den größten Gefallen, wenn man dergleichen persönliche Rücksichten nicht nimmt.

Du bist wohl so gut und bringst diese Sache nachdrücklich bei Moore zur Sprache, und ich hoffe, daß ich von diesen abgethanen Geschichten dann nichts mehr zu hören brauche, d. h. im Fall meinem Wunsche entsprochen und keinerlei Art von Rache ausgeübt wird. Denn sonst protestire ich noch zehnmal brieflich.

Immer

Dein

Felix.

An Herrn Vesten sen. in Carlsruhe.

Leipzig, den 11. Juli 1846.

Hochgeehrter Herr!

Wie ich Ihre Zeilen vom 10ten Mai empfing, da wünschte ich mir gar zu sehr, ein Wort des Trostes und der herzlichsten Theilnahme zu Ihnen hinsenden zu können. Aber ich wußte kein solches Wort für einen Verlust, wie den Ihrigen, zu finden, das so recht ausdrückte, wie ich es meinte. —

Und wie viel mehr konnte ich erst die Größe dieses Verlustes ermessen, als ich die Musikstücke kennen gelernt hatte, die Sie mir so freundlich im Namen Ihres verstorbenen Sohnes überschickten! Wahrlich, da muß Jeder mit Ihnen trauern, der es mit der Kunst ernstlich meint, denn da ist gewiß ein wahres Talent geschieden, ein Talent, das nichts weiter ge-

braucht hätte, als Leben und Gesundheit, um sich zu allgemeiner Freude und zum Stolz der Seinigen und zum Besten der Kunst zu entfalten. Wie sehr erheben sich diese Sachen über so viele, die man tagtäglich selbst bei besseren Musikern sieht, und wie scheint überall das Vorwärtsstreben und der ächte Beruf zur vollkommensten Entwickelung heraus. Und alles das sollte nicht sein! Und so bleibt alles in Kunst und Leben so unerforschlich! Und so trauern wir darüber, die wir nur eben ein paar Musikstücke dieses jungen Künstlers kennen lernten, und wie sollten sich da für Sie, den Vater, rechte Trostesworte finden lassen?

Aber danken will ich Ihnen, daß Sie mir die Bekanntschaft dieser Stücke verschafft und mir jene Zeilen geschrieben haben. Und auch Ihrem Sohne will ich meinen Dank nachrufen, daß er mir diese Musikstücke bestimmte! Und möge Ihnen der Himmel Trost und Linderung Ihrer Schmerzen geben und Sie einst mit Ihrem Sohne wieder zusammenführen, wo es hoffentlich noch Musik giebt, aber keine Schmerzen und keine Trennung mehr. —

Ihr ergebenster
Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Birmingham, den 26. August 1846.

Mein lieber Bruder!

Du hast Dich von Anfang an so freundlich für meinen Elias interessirt und mir dadurch zu seiner Vollendung so viel Lust und Muth gemacht, daß ich Dir nach der gestrigen ersten Aufführung schreiben und Dir davon erzählen muß. Noch niemals ist ein Stück von mir bei der ersten Aufführung so vortrefflich gegangen und von den Musikern und den Zuhörern so begeistert aufgenommen worden, wie dies Oratorium. Es war gleich bei der ersten Probe in London zu sehen, daß sie es gern mochten und gern sangen und spielten, aber daß es

bei der Aufführung gleich einen solchen Schwung und Zug bekommen würde, das gestehe ich, hatte ich selbst nicht erwartet. Wärst Du nur dabei gewesen! Die ganze dritthalb Stunden, die es dauerte, war der große Saal mit seinen 2000 Menschen und das große Orchester alles so vollkommen auf den einen Punkt, um den sich's handelte, gespannt, daß von den Zuhörern nicht das leiseste Geräusch zu hören war, und daß ich mit den ungeheuren Orchester- und Chor- und Orgelmassen vorwärts- und zurückgehen konnte, wie ich nur wollte. Wie oft dachte ich dabei an Dich! Besonders aber als die Regenwolken kamen, und als sie den Schlußchor wie die Wüthenden sangen und spielten, und als wir nach dem Schluß des ersten Theils die ganze Stelle wiederholen mußten. Nicht weniger als vier Chöre und vier Arien wurden wiederholt, und im ganzen ersten Theil war nicht ein einziger Fehler, — nachher im zweiten Theile kamen einige vor, aber auch die nur sehr unbedeutend. Ein junger englischer Tenorist sang die letzte Arie so wunderschön, daß ich mich zusammennehmen mußte, um nicht gerührt zu werden und um ordentlich Tact zu schlagen. Wie gesagt, wärst Du nur dagewesen! Aber morgen geht es auf den Rückweg! Zwar kann man nicht mehr bemerken, wie es mal in Goethe vorkommt, daß die Deichsel wieder nach der Heimath gerichtet ist, aber ich habe immer noch dasselbe Gefühl am ersten Tage, wo die Reise heimwärts geht. — Im October, hoffe ich, sehe ich Dich in Berlin, und bringe meine Partitur mit, entweder um sie aufzuführen oder jedenfalls um sie Dir und Fanny und Rebecka vorzuspielen; aber ich denke das erste (oder vielmehr beides). Lebe wohl, mein lieber Bruder, und verzeih', wenn der Brief dumm ist, ich bin aber oft gestört worden, und eigentlich sollte auch nur darin stehen, daß ich Dir danke, daß Du an meinem Elias Theil genommen und mir dazu geholfen hast!*

Dein

Felix.

---

* Nach der ersten Aufführung des Elias in London schrieb der Prinz Albert die nachstehenden Worte in das Textbuch, dessen er sich bei dieser Gelegenheit bedient hatte, und schickte es Mendelssohn als Andenken zu:

An Frau Doctorin Frege in Leipzig.

London, den 31. August 1846.

Liebe Frau Doctorin!

Sie haben mir für meinen Elias immer so viel freundliche Theilnahme bewiesen, daß ich's ordentlich für eine Verpflichtung halte, Ihnen nach der Aufführung zu schreiben und einen Bericht darüber abzustatten. Wenn der Sie nun langweilt, so sind Sie selbst Schuld daran; warum ließen Sie mich mit der Partitur unter dem Arm zu Ihnen kommen und Ihnen die halb fertigen Stücke vorspielen, und warum sangen Sie mir so viel daraus vom Blatt vor? Eigentlich hätten Sie deshalb auch die Verpflichtung gehabt, mit nach Birmingham zu reisen, denn man soll den Leuten den Mund nicht wässrig machen und ihnen nicht ihren Zustand verleiden, wenn man ihnen nicht helfen kann, und gerade der Zustand, in dem ich die Sopran-Solo-Partie hier fand, war der allerkläglichste und sehr hülflos. —

Doch gab es zum Ersatz so viel Gutes, daß ich im Ganzen einen recht schönen Eindruck mit zurückbringe, und daß ich oft dachte, auch Sie würden Freude daran gehabt haben. —

Der Klang des Orchesters und der ungeheuren Orgel, verbunden mit den starken Chören, die mit aufrichtiger Begeisterung sangen, der gewaltige Wiederhall in dem wunderschönen Riesensaale, — ein vortrefflicher englischer Tenorsänger, — Staudigl, der sich alle Mühe gab und dessen

---

„Dem edlen Künstler, der, umgeben von dem Baalsdienst einer „falschen Kunst, durch Genius und Studium vermocht hat, den „Dienst der wahren Kunst, wie ein anderer Elias treu zu bewahren, „und unser Ohr aus dem Taumel eines gedankenlosen Tönegetändels „wieder an den reinen Ton nachahmender Empfindung und gesetz„mäßiger Harmonie zu gewöhnen, — dem großen Meister, der alles „sanfte Gesäusel, wie allen mächtigen Sturm der Elemente an dem „ruhigen Faden seines Gedankens vor uns aufrollt, — zur dank„baren Erinnerung geschrieben von

Albert."

„Buckingham Palace."

Talente und Tugenden Sie ja wohl kennen, außerdem noch ein paar recht gute zweite Sopran- und Alt-Solo's, — das Alles nun mit besonderem Zug und großer Frische und Lust Musik machend, und neben der größten Stärke auch die schönsten Piano's herausbringend, die ich noch je von solchen Massen gehört habe, dazu ein empfängliches, freundliches, mäuschenstilles oder jubelndes Publikum, das ist wohl des Guten genug für eine erste Aufführung. — Auch habe ich eine solche in meinem Leben nicht besser, ja noch nicht so gut gehört, und ich zweifle fast, ob ich je dergleichen wieder werde hören können, weil eben so vielerlei Günstiges gerade hier zusammentraf. — Bei so viel Licht fehlte es, wie gesagt, aber auch an Schattenseiten nicht, und die schlimmste war die Sopranpartie. Alles war daran so niedlich, so gefällig, so elegant, so unrein, so seelenlos und so kopflos dazu, und die Musik bekam eine Art von liebenswürdigem Ausdruck, über den ich noch heute toll werden möchte, wenn ich daran denke. Auch die Altistin war der Stimme nach nicht zureichend, um den Saal zu füllen und neben solchen Massen und solchen Solosängern zu stehen, doch trug sie sehr gut und musikalisch vor; da läßt sich der Mangel an Stimme schon viel eher ertragen; wenigstens ist mir in der Musik nichts so unangenehm, als jene gewisse kalte, seelenlose Coquetterie, die an sich selbst so unmusikalisch ist, und die doch so oft als Grundlage vom Singen und Spielen und Musikmachen angetroffen wird. Sonderbar, daß ich dergleichen sogar bei den Italienern seltener finde, als bei uns Deutschen. Mir ist immer als müßten unsere Landsleute es entweder von Herzen recht gut mit der Musik meinen, oder es wäre eben jene abscheuliche, dumme und noch dazu affectirte Kälte in ihnen, während so eine italienische Kehle daher singt was sie kann, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, allenfalls um des Geldes willen; aber doch nicht um des Geldes und der Ästhetik, und der Recensionen, und des Bewußtseins, und der richtigen Schule, und 27000 anderer Gründe willen, die alle mit der innern Natur nicht aufrichtig zusammenhängen. Das ist mir wieder bei diesem Musikfest recht aufgefallen. Moscheles war am Montag krank geworden, und ich hatte alle Proben für ihn zu leiten. Als es so gegen 10 Uhr Abends

wurde und ich mich genug gequält hatte, da kamen die Italiener hereingewandert und betrugen sich so nonchalant wie immer; aber sowie die Grisi und Mario und Lablache nur eben anfingen zu singen, dankte ich meinem Gott innerlich; die wissen doch selbst, wie sie es haben wollen, singen rein und im Tact, und man hört, wo das erste Viertel sein soll; denn daß ich mich an ihrer Musik wenig erfreue, dafür können sie nichts! Aber eigentlich gehört diese Digression gar nicht hierher, — ich wollte Ihnen vom Birminghamer Musikfeste erzählen und von der town Hall, und schimpfe über das Musikmachen unserer Landsleute. Sie werden sagen: „das habe ich mündlich schon genug und zu viel hören müssen". Nun dafür will ich Ihnen auch die übrige Beschreibung des Festes lieber mündlich in Ihrem Eckzimmer nachliefern.

Möge ich Sie nur wohl und gesund und in unveränderter Freundlichkeit antreffen!

Ihr

ergebener

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 31. October 1846.

Mein lieber Bruder!

Daß ich Dir erst heute zum gestrigen Tage Glück wünschen kann, d. h. schriftlich und wörtlich Glück wünschen kann, daraus wirst Du am besten sehen, wie übertrieben laut und toll es einmal wieder um mich her zugeht. Was ich am liebsten thun möchte, dazu komme ich den ganzen Tag lang nicht; und was ich höchst ungern thue, damit ist oft der ganze Tag angefüllt. — Aber nicht erst Jeremiä Klagelied, sondern ein rechter voller Glückwunsch! Tausend Glückwünsche, die sich alle in einen zusammenfassen lassen: Gesundheit Dir und den Deinen und all' denen, die Du lieb hast! Darin liegt Fortdauer Deines Glückes, darin liegt Freude an demselben, darin liegt alles

Gute, was ich mir für Dich ausdenken kann. Und besser wird sich's wohl kein Mensch für den andern ausdenken können und wollen! Warst Du auch recht vergnügt an dem Tage? Waren auch die Deinigen recht wohl? (Das liegt aber wieder einmal mit in der vorigen Frage!) Hast Du auch einen Kuchen mit Lichtern gehabt? (Das ist allerdings eine neue Frage, aber zum Lebensglück nicht absolut nothwendig.) Hast Du auch schöne Sachen geschenkt bekommen? (Wieder so!) Ist aber auch Chocolade getrunken worden? Waren die Geschwister auch da, oder Du bei ihnen zu Mittag oder Abend? Habt Ihr auch an uns gedacht? — Gott segne Dich, mein lieber Bruder, an dem Tage, und an jedem Deines Lebens! —

Es ist eine Schande, daß ich Dir noch für den schönen Dahlmann zu danken habe. Aber noch schlimmer ist's, daß solche ordentliche — gar nicht außerordentliche — aber ehrliche, tüchtige, wahre Worte Einem so selten jetzt im Vaterlande entgegentreten. Und das liegt wieder darin, daß sich die Mittelmäßigkeit, ja, noch schlimmer, die abgeschmackte Oberflächlichkeit in Deutschland so unglaublich rührt, so breit macht, daß ein Jeder lieber unterducken möchte. Und darin liegt es auch wieder mit, daß ich immer verhindert gewesen bin, Dir auch nur zu danken. — Einen solchen Sturm von Fremden, von Anfragen, Zumuthungen, — und fast alle so sehr fruchtlos — und viele so verschämt — und viele so unverschämt, — sind mir noch gar nicht vorgekommen. Sänger, Spieler, Compositionen in hellem Hauf, und fast nichts, das nur mittelmäßig zu nennen wäre, und dagegen alles voll der größten Worte, voll nationalen Bewußtseins, voll — zwar nicht Streben nach dem Höchsten, aber Ansprüche an das Oberste. Und dem gegenüber die Unmöglichkeit, auch nur e i n e n dieser Ansprüche mit gutem Gewissen zu erfüllen oder zu empfehlen. Doch was brauche ich Dir das Alles zu sagen! Du kennst es in Deinem Fache gewiß ebenso, denn es erstreckt sich über alle Fächer. — Mich aber bestärkt es in meinem Vorsatz, nicht länger als ein paar Jahre diese öffentliche Beamtenstellung beizubehalten, und so wie es früher Pflicht war, eine solche Stellung nach Kräften auszufüllen, so wird es jetzt nachgerade Pflicht, daraus zu scheiden. — Es baut sich hier nach und

nach ganz schön zusammen; Moscheles wird sehr kräftig beim Conservatorium eingreifen, wie es scheint; die Concerte gehen auch ihren rechten ruhigen Gang nach wie vor; ist das alles wieder fest und sicher gemacht, so denke ich jetzt schon täglich daran, ob ich nicht den Sommer in schöner Gegend (etwa am Rhein) und den Winter in Berlin zubringen kann, und ich hoffe, ich kann es, d. h. ohne öffentliche Verpflichtung in Berlin, ohne alles das, was dort unwiderruflich verfahren ist; nur mit Euch zusammen und vergnügt lebend und Noten schreibend. Ainsi soit-il. — Den Elias hätte ich schon gern gebracht, aber nun bin ich über den zwei Stellen, die ich noch einmal umarbeiten muß, und die machen mir unsägliches Kreuz. Inzwischen habe ich die ganze Liturgie für den König neu componiren müssen. Er hat wiederholentlich darnach schreiben lassen; nun bin ich endlich fertig. Und rechte Stimmung habe ich alle die Tage nicht, weil der arme Johann* so sehr schwer krank darnieder liegt und uns wirklich recht große Sorge macht. „Frag' ich, und werde kühner, wer repräsentirt denn die Diener?" — sagt Goethe mal, und daran habe ich dieser Tage oft denken müssen. Gott gebe bald Besserung dem armen tüchtigen Kerl!

Bleib' mir gut, und sei glücklich im neuen Jahre.

Dein

Felix.

An den Professor Eduard Bendemann.

Leipzig, den 8. November 1846.

— — — — Habe ich Dir denn schon für Deine guten Worte und Deinen Rath wegen des Elias gedankt? Alles, was Du auf dem Blatt bemerkt hast, war mir so sehr lieb und hat mir wieder einmal gezeigt, wie Du doch auf so etwas ganz anders, so viel tiefer einzugehen weißt, als fast alle Anderen. Du willst, daß nach dem „Heilig, Heilig" noch die Weisung Gottes an Elias komme, daß er wieder in seinen Beruf herabgehen soll. Das hatte ich früher auch beabsichtigt und denke es

* Mendelssohn's Diener.

wiederherzustellen, wenn ich auch die Antwort des Elias nicht entbehren kann. Aber ich glaube, es kann und muß beides da sein. Den König Ahasja werde ich aber nicht mehr hineinbringen können. Es war ohnehin die größte Schwierigkeit bei der ganzen Aufgabe, nach der Erscheinung Gottes, im Säuseln, den rechten breiten (und doch nicht langen) Abschluß für das Ganze zu finden, und wenn wir Elias nachher noch einmal als Eiferer und strafenden Propheten vorgeführt sähen (dramatisch nämlich), so wäre seine Bedeutung für den neuen Bund, die doch nothwendig darin sein muß, meinem Gefühle nach nicht ohne große Weitschweifigkeit darzulegen, während mir es gerade wichtig schien, daß von jener Erscheinung Gottes an Alles nur in großen, erzählenden Zügen nach dem Ende hingehe. Aber daß einer jener erzählenden Züge auch das enthalten sollte, daß er hinabging und wieder umsonst hinabging, — darin hast Du ganz Recht, und ich will suchen das noch hineinzubringen, da ich jetzt eben das Ganze noch einmal revidire und manches umarbeite, ehe ich es aus den Händen in den Druck gebe. Sonderbar, daß die Stelle, die mir am meisten Schwierigkeit macht, gerade die ist, die Du lieber heraus hättest, — die von der Wittwe. Mir scheint, daß die durch irgend welche eingestreute Betrachtung (sei es des Chors oder andere) noch bedeutender oder breiter werden sollte, und Du hättest sie lieber blos als Erzählung. Am Ende hast Du gar Recht, und das wäre sehr schlimm, denn ich glaube, bei der Eintheilung des Ganzen ist die Stelle in der Ausdehnung, die sie jetzt einnimmt, gar nicht zu entbehren. Darüber habe ich nun viel hin und her zu denken. —

— — — — —

An Carl Klingemann in London.

Leipzig, den 6. December 1846.

Nur einen Freund kann der Mensch haben, sagt Montaigne, sagte Vult, — steht in den Flegeljahren.

Und das sagte ich von ganzem Herzen nach, als ich Deinen Brief bekam, Du einer Freund!

Eigentlich wollte ich gleich in Jubel und Dank über die darin enthaltene Nachricht ausbrechen und so recht vergnügt und lustig antworten; aber es wollte nicht gehen, weil wir in der Zeit, als er ankam, gerade ernstlich besorgt um unsern Johann wurden, der sich vor ungefähr zwei Monaten legen mußte an einer Art Wassersucht, immer kränker und kränker wurde und, während vor vierzehn Tagen endlich Besserung einzutreten schien, auf die wir drei Wochen lang sehnlich gehofft hatten, plötzlich seine Lebenskraft verlor und zu unserer großen Betrübniß gestorben ist. Du weißt, daß ich sehr viel auf ihn hielt, und findest es wohl begreiflich, daß mich die ganze Zeit, wo ich ihn so lange leiden und nach und nach kränker werden sah, und dann die augenblickliche Hoffnung und dann der plötzliche unvermeidliche Tod für lange Zeit sehr, sehr ernsthaft gestimmt haben. Erst den Tag nach seinem Begräbniß trafen seine Mutter und Schwester hier ein. Das hat uns Allen auch wehe gethan, die zu sehen und ihnen gar nichts Tröstliches sagen zu können! Da fanden wir unter seinen Sachen, die alle in der musterhaftesten Ordnung waren, einen Brief an mich, der seinen letzten Willen enthielt; den muß ich Dir zeigen, wenn wir uns das nächste Mal sehen, weil den kein Mensch, kein Dichter so wahr, so ernsthaft, so rührend erfinden kann, — und da gab's nun viel zu besorgen und anzuordnen, bis morgen die Kisten mit den Sachen u. s. w. abgeschickt werden können an seine Mutter und Geschwister, und deshalb konnte ich Dir in den letzten Wochen nicht schreiben.

Das Alles erzähle ich Dir ausführlich, weil Du der eine Freund bist, und weil Du an Allem Theil nimmst, was mich so recht von Grund aus bewegt und rührt. Zum Glück habe ich die ganze Zeit her arbeiten können (wenn auch freilich nicht componiren). Ich hatte mir aus Dresden die Stimmen der Bach'schen H moll Messe verschafft (erinnerst Du Dich ihrer von Zelter's Freitagen her?), und aus diesen, die er größtentheils eigenhändig geschrieben und dem damaligen Churfürsten dedicirt hat („Gegen Sr. Königl. Hoheit und Churfürstliche Durchlaucht zu Sachsen bezeigte mit inliegender Missa seine unterthänigste Devotion der Autor J. S. Bach", steht auf dem Umschlag), habe ich meine Partitur nach und nach von den

Fehlern befreit, die in Unzahl drin steckten, und die ich wohl oft bemerkt, aber niemals richtig zu corrigiren Gelegenheit hatte. Die mechanische und doch ab und zu interessante Arbeit war mir recht willkommen; jetzt bin ich aber seit mehreren Tagen wieder mit allen Kräften am Elias und hoffe, den größten Theil von dem, was mich bei der ersten Aufführung störte, glücklich herauszubringen. — Mit einer der schwersten Partieen (der Wittwe) bin ich ganz fertig, und Du wirst gewiß mit der Veränderung — ich kann wohl sagen Verbesserung — zufrieden sein. Der Elias ist an dieser Stelle viel wichtiger und geheimnißvoller geworden, und der Mangel daran war's, was mich störte, — das finde ich leider immer erst post festum heraus, nachdem ich's besser gemacht habe. Aber auch an den andern Stellen, über die wir gesprochen haben, hoffe ich es richtiger zu treffen, und nehme Alles, was mir nicht recht war, auf's Ernstlichste wieder vor, so daß ich hoffe, binnen wenigen Wochen mit dem Ganzen fertig zu sein und an etwas Neues gehen zu können. Die Stücke, die ich bis jetzt umgearbeitet habe, zeigen mir doch wieder, daß ich Recht habe, nicht eher zu ruhen, bis solch' ein Werk so gut ist, wie ich's nur irgend machen kann, wenn auch von diesen Sachen die wenigsten Leute etwas hören oder wissen wollen, und wenn auch sehr, sehr viel Zeit damit hingeht; aber dafür ist's dann auch ein ganz anderer Eindruck, den solche Stellen, wenn sie wirklich besser sind, an sich und auf alle übrigen Theile machen (Du siehst, ich bin noch sehr zufrieden mit der heute vollendeten Stelle von der Wittwe), und darum, meine ich, dürfe man es nicht dabei bewenden lassen, — und das Gewissen spricht auch ein Wort mit!

— — — — — — — — —

An seinen Schwager, den Professor Dirichlet in Berlin.

Leipzig, den 4. Januar 1847.

Lieber Dirichlet!

Ich schreibe Dir diese Zeilen, um mir, — ich wollte sagen Dir zu wünschen, daß Du in Berlin bliebest*.

* Dirichlet war in Unterhandlung über einen Ruf nach Heidelberg begriffen.

Ohne allen Spaß, ich möchte alles, was ich Dir mündlich darüber sagte, schriftlich und neujährlich wiederholen! Je mehr ich hier (nicht in Berlin) über diesen Plan nachdenke, desto mehr überzeuge ich mich, daß mich die Ausführung betrüben würde, 1) für Euch und 2) für mich (und drittens ist das gar ein und dasselbe), denn indem ich mich wieder und wieder hier umsehe und so herumrieche, was für Wetter in Deutschland ist — und Du weißt, das wittert man gerade in Berlin oft lange, lange nicht —, so sehe ich überall ein Bestreben in die großen Städte hin, von den kleinen Städten weg. Und man möchte sagen, nun würde es erst recht angenehm in den kleinen Städten werden, aber die bleiben selbst auch nicht in ihrer Behaglichkeit, sondern die geben sich wieder Mühe, große Städte zu werden. Und das ist es, warum ich Niemand und am allerwenigsten Dich in diesem Augenblick in Deutschland aus einer großen Stadt in eine kleine ziehen sehen würde, ohne die lebhaftesten Besorgnisse. Tausend materielle und geistige Bedürfnisse, nach deren Befriedigung gerade eben die kleineren Orte jetzt auch streben und dadurch ihren Mangel fühlbarer machen, — tausend Annehmlichkeiten in Leben und Wissenschaft, — die Verknüpfungen langer Jahre bei Dir und der ersten Kinderzeit bei Rebecka, — alles das rechnest Du in diesem Augenblick für weniger als es ist, weil Du gewohnt warst, es dort so und nicht anders zu haben, und weil Du in der Gegenwart verstimmt und mit dem, was dort geschieht, nicht zufrieden bist. Aber wahrhaftig, Du wirst dieselbe Verstimmung und dieselbe Unzufriedenheit überall, durch ganz Deutschland verbreitet finden; zunächst freilich nur in denen, die Du an andern Orten triffst, nicht in Dir, dem neuen Ankömmling, aber leider, leider faßt sie heut' zu Tage in unserm Vaterlande einen Jeden mit jeder Stunde, da wo er mehr und mehr Wurzel schlägt. Und das müßtest und würdest Du doch dort! Und Du würdest Dich in dieser Hauptbeziehung um nichts gebessert haben. Und die Besserung der allgemeinen Krankheit führst nicht Du mit Deiner Übersiedelung und nicht ich mit meinen Abonnement-Concerten herbei, — sie kann nur durch ganz andere Dinge, oder durch eine sehr starke Krisis kommen, und in allen Fällen ist es dann gut, nicht in neuen, sondern in alten

gewohnten Verhältnissen zu sein. Auch ein Drittes kann kommen und ist in Deutschland leider nicht das Unwahrscheinlichste: es kann alles beim Alten bleiben. Aber auch dafür ist das Beste, das Neue nicht anzufangen, wenn es keine wesentliche Verbesserung gleich in sich und an sich darbietet. Ich möchte eben, Du blieb'st in Berlin.

Daß Du durch irgend eine Zusage, sie sei so freundlich oder so bestimmt gewesen, als sie wolle, nun in den Händen der Heidelberger Leute seiest und Ja sagen müßtest, wenn die nun Ja sagen, — das glaube ich nun einmal nicht! Ein Verhältniß wie Dein Berliner löſ't sich nicht mit einem Briefe und mit ein paar Worten, und wenn jene durch Deine Antwort irgend ein Recht auf Dich zu haben glauben können, so haben's die anderen doch auch, das ist nicht zu leugnen. Gerade aus übergroßem Rechtsgefühl und aus zu viel Delicatesse wählt Einer wohl oft das, was ihm am meisten Opfer kostet; — und so glaube ich, würdest Du endlich lieber Heidelberg wählen, aber das erkennen jene nicht; die wollen ein Geschäft abschließen, und das mußt Du auch, — und weiter nichts. Zudem haben sie das prae, weil sie etwas Neues für sich gewinnen wollen und die Berliner nur das erhalten, was sie haben, — und das erste ist immer hübscher und frischer. Aber wie gesagt, es bleibt ein Geschäft, das vergiß nicht, — und daß alle Berliner Dich gern halten möchten, das weißt Du ja so gut wie ich. Verzeih' meine curiose Predigt, aber bleib'!

Es ist mir auch um meinetwillen. Denn ich bin jetzt — ich kann wohl sagen entschieden, sehr bald wieder meine Winter in Berlin zuzubringen. Laß uns nicht „verwechselt das Bäumchen" spielen. Ich habe unter wahrlich sehr günstigen Umständen den Aufenthalt einer kleineren Stadt vorgezogen, habe ihn von jeher geliebt, bin an keinen anderen gewöhnt, und es zieht mich doch jetzt weg davon und zu den Leuten, mit denen ich Kindheit und Jugend genossen habe, und deren Erinnerungen und Freundschaften und Erlebnisse die meinigen sind. Da meine ich, müßten wir alle zusammen ein ganz nettes Haus bilden können, so wie wir's lange nicht gesehen haben, und es gäbe ein gutes Leben (unabhängig vom politischen Leben oder Nicht-Leben, was sonst alles andere angefressen hat). Dazu

hat sich alles seit einiger Zeit vereinigt, und an mir, wie gesagt, wird es nicht fehlen, denn ich halte es für das größte Glück, das kommen könnte; nun mach' Du es nicht mit einem Schlage unmöglich, und bleibe Du in Berlin und laß uns dort zusammenkommen. — Das sind die Gründe meinetwegen, schlecht gesagt, aber besser gemeint als gesagt. Und nichts für ungut.

Dein

Felix.

An Frau Geheimeräthin Steffens geb. Reichardt in Berlin.

Leipzig, Februar 1847.

Hochgeehrte Frau Geheimeräthin!

Wenn ich jetzt Jemand begegne, der meinen Vater gekannt und recht lieb und werth gehalten hat, so wird der mir dadurch gleich von einem Fremden zu einem Freund, und solch' eine Begegnung macht mich immer froh und glücklich, und weil Sie gewiß auch so denken, so entschuldigen Sie damit auch die Freiheit, die ich mir nehme, indem ich diese Zeilen an Sie richte. Denn ich will Ihnen darin erzählen, wie gestern Abend die Leipziger Musikfreunde von den Tönen Ihres Vaters ergriffen und entzückt worden sind, als wirkte sein Wesen noch lebendig unter uns. Und das thut es ja auch. Es fand sich nämlich in dem gestrigen Concerte (das wie das vorige, und die beiden nachfolgenden, einer Art historischer Folge von großen Meistern gewidmet war) die Gelegenheit, einige Gesänge Ihres Vaters dem Publikum wieder vorzuführen. Nach einer Haydn'schen Symphonie folgte das Reichardt'sche Lied „dem Schnee, dem Regen", alsdann das Duett von ihm „ein Veilchen auf der Wiese stand", und dann dasselbe Gedicht von Mozart componirt. Sie sehen, daß da die Musik Ihres Vaters nicht gerade den leichtesten Stand hatte, aber ich wollte, Sie hätten gehört, wie sie diesen Ehrenplatz behauptete. Das erste

Lied schon klang und wirkte schön; als aber das kleine Duett von zwei sehr frischen, reinen Stimmen sehr einfach und sehr vollkommen vorgetragen wurde, da hat sich Mancher, dem Musik nahe geht, der Thränen nicht enthalten können, so reizend und kindlich, und wahr und gut war der Klang. Ein Jubel, wie wir ihn selten gehört, und ein da capo aller drei Strophen verstand sich nachher von selbst, — das war entschieden, als die ersten drei Tacte davon gesungen wurden, und mir war zu Muthe, als könnte ich das Lied nicht zweimal, sondern den ganzen Abend immerfort wiederholt hören, und nichts Anderes als das. So ganz das rechte, ächte deutsche Lied, wie es keine andere Nation hat, aber auch die unsrige nicht besser, — vielleicht größer, gewiß complicirter, mühsamer, ausgekünstelter, aber darum nicht kunstvoller, — eben nicht besser. Das bleibt auch zum Glück für alle Zeit so, und das muß Ihnen doch Freude machen, wenn Sie den Geist Ihres Vaters auch heute lebendig eingreifend wieder antreffen. Denn mancher junge Musiker, der das gestern hörte, wird, wenn er überhaupt dergleichen empfinden kann, besser empfinden, worauf es bei einem Gesang ankömmt, als nach allen Lehrbüchern, allen Predigten und allen Mustern der Gegenwart. „Und so gewinnt sich das Lebendige", wie es Goethe sagt. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen in diesen Zeilen eigentlich nur schreibe, daß das Reichardt'sche Lied so herrlich war und das Leipziger Publikum so entzückt hat. Sie wissen das erste längst, und das zweite ist an und für sich sehr gleichgültig; — aber daß ich Ihnen davon schreiben mußte, sagte ich mir gestern noch während ich am Clavier saß und begleitete, und solche herzliche Freude hatte.

Mit der Bitte, mich dem Andenken Ihrer Fräulein Tochter zurückzurufen,

Ihr

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seinen Neffen Sebastian Hensel.

Leipzig, den 22. Februar 1847.

Lieber Sebastian!

Ich danke Dir vielmal für die Zeichnung, die mir namentlich als Deine eigene Composition und hinsichtlich der Technik, in der Du rechte Fortschritte machst, sehr wohl gefällt. Wenn Du aber die Kunst einmal als Beruf ergreifen willst, so kannst Du Dich nicht früh genug gewöhnen, den Inhalt eines Kunstwerkes ernster und wichtiger zu nehmen, als seine Factur; — d. h. mit andern Worten (da ein Maler so glücklich ist, die sichtbare Natur selbst zum Inhalt wählen zu können), die Natur recht liebevoll, recht genau, recht innig und innerlich anzuschauen und zu studiren Dein Lebenlang. Studire recht gründlich, wie der äußere Umriß und die inwendige Gliederung eines Baumes, oder Berges, oder Hauses immer aussehen muß, und wie er aussehen kann, wenn er schön sein soll, — und dann drücke das mit Sepia, oder Öl, oder auf angeblaktem Teller aus: es wird auf alle Art gut sein, wenn es von Deiner Liebe zum Inhalt Zeugniß giebt. Diese kleine Predigt wirst Du wohl von einem Schuhu, wie ich oft bin, nicht übel aufnehmen, und vor allen Dingen vergiß auch davon den Inhalt nicht, — die Form (der Predigt) mag der Kuckuk holen, an der ist abermals wenig gelegen.

Sag' Deiner Mutter, ich sei ganz Deiner Meinung wegen des Scherzo. Vielleicht componirt sie einmal ein Scherzo serioso, das kann ja auch existiren!

Dein Onkel

Felix M. B.

An den General von Webern in Berlin.

Frankfurt, den 24. Mai 1847*.

Dein Brief hat mir in der Tiefe des Schmerzes, in der ich ihn empfing, doch noch wohl gethan. Vor allem Deine

* Nach Fanny Hensel's Tode.

Handschrift, und daß Du mir eben gleich so nahe warst, und dann auch jedes einzelne Deiner Worte. Habe Dank dafür, mein lieber, guter, treuer Freund! Ja wohl, wer die Schwester einmal gekannt hat, der vergißt sie nimmermehr im Leben. Aber was wir Geschwister nun verloren haben — und ich nun gar, dem sie in jedem Augenblicke so gegenwärtig war mit ihrer Güte und Liebe, und der ich keine Freude ohne den Gedanken an ihre Mitfreude erleben konnte, und den sie von jeher so verzogen und so übermüthig gemacht hatte durch allen Reichthum ihrer schwesterlichen Liebe, und der ich immer dachte, es könne gar nichts fehlen, weil sie doch bei allem immer den ersten, besten Theil nahm, — ich glaube, das ermessen wir alle noch gar nicht, so wie ich immer noch instinktmäßig glaube, die Trauernachricht würde noch plötzlich widerrufen. Und doch weiß ich dann wieder, daß das alles wahr ist; aber daran gewöhnen werde ich mich wohl nun und nimmermehr. Es ist schön, an ein so herrliches, harmonisches Dasein zu denken, und wie sie von allen Mühseligkeiten des spätern Alters und des abnehmenden Lebens nichts empfunden hat, — aber es ist schwer für uns, daß wir uns mit der rechten Demuth und Festigkeit weiter finden. —

Verzeih' mir, daß ich nicht viel sagen und schreiben kann. Aber danken wollte ich Dir!

Die Meinigen sind wohl, namentlich sind es die fröhlichen, unerschütterlich heiteren Kindergesichter, die mir in diesen Tagen wohlgethan haben. An Musik habe ich noch nicht wieder denken können; es ist mir ganz leer und wüst, wenn ich an Musik denken will. Kommen aber die Kinder herein, so wird's besser, und ich kann ihnen dann stundenlang zuhören und zusehen.

Habe Dank für Deinen Brief, der Himmel erhalte Dich und die Deinen gesund!

Dein

Felix M. B.

An seinen Neffen Sebastian Hensel.

Baden-Baden, den 13. Juni 1847.

Lieber Sebastian!

Glück will ich Dir zu Deinem Geburtstage wünschen, dem ernstesten, den Du noch erlebt hast! Der Rückblick auf Deinen vorjährigen Festtag wird Dich diesmal tief darnieder beugen, weil damals noch Deine Mutter Dir zur Seite stand; möge Dich aber der Vorausblick auf die künftigen Geburtstage, die Du noch erleben sollst, wieder erheben und kräftigen, weil auch bei denen Dir die Mutter zur Seite stehen wird, wie bei allem, was Du erlebst und thust. Möge das würdig und brav sein, und mögen die Schritte jedes Deiner Tage nach diesem Ziele gerichtet sein, nach dem die Augen Deiner Mutter für Dich blickten, nach dem ihr Beispiel und ihr Wesen Dich geleiteten und Dich immer geleiten werden, so lange Du ihr recht treu bleibst. Das heißt ja wohl mit andern Worten Dein ganzes Leben lang. Welchem Zweig des Lebens und Wissens und Könnens Du Dich widmen magst, etwas Würdiges und Tüchtiges zu wollen (nicht zu wünschen, sondern zu wollen) ist unerläßlich, — aber es ist auch genügend. An allen Stellen und in allen Fächern fehlt es jetzt und wird es ewig an tüchtigen braven Arbeitern fehlen, und darum ist es nicht wahr, wenn die Menschen davon sprechen, es sei jetzt schwerer als sonst, etwas zu leisten. Im Gegentheile, es ist und bleibt in gewissem Sinne leicht, oder es ist unmöglich; nur das ächte, innere Herz, die rechte Liebe, das rechte unablässige Wollen gehört dazu, und an dem wirst Du es gewiß nicht mangeln lassen, weil Dir das schönste, geliebteste Beispiel unwandelbar vorleuchtet. Und wenn Du dem folgst und alles, alles thust, so ist nichts gethan, nichts erreicht, ohne die Erfüllung des einen innigen Wunsches, den ich Dir heute senden kann: Gott sei mit Dir!

Darin liegt Trost und Stärke, und auch wieder Freude für die kommende Zeit. Oft sehne ich mich darnach, mit Dir und der Tante Rebecka diese Tage zubringen zu können. Deinen Vater erwarten wir nun in zehn bis zwölf Tagen; aber ich

wollte, Du wärest auch mit ihm, und wir könnten zusammen nach der Natur zeichnen! Ich habe in diesen Tagen ein altes Bergschloß im Walde mit der Fernsicht in die Ebene, und zweitens eine Terrasse, auf der eine alte Linde steht und unter ihr ein Marienbild, drittens endlich einen einsamen Bergsee zwischen hohen Felsen, vorne Schilf, — componirt, und will es nächstens tuschen. Hättest Du nicht Lust, diese drei Themas auch einmal zu behandeln, damit wir unsere Compositionen gegen einander vergleichen könnten? Thu' es doch, lieber Sebastian, und zeig' es mir, wenn wir uns wiedersehen. Recht, recht bald, hoffentlich!

Und Gott sei mit Dir!

Immer Dein

Felix M. B.

An Rebecka Dirichlet in Berlin.

Thun, den 7. Juli 1847.

Liebe Schwester!

In Deinem gestrigen Briefe an Paul* erwähnst Du, ich möge Dir einmal wieder schreiben, und so thue ich es heut'. Aber was ich schreiben soll, das weiß ich nicht. Ihr habt wohl sonst einmal darüber gelacht oder mich damit geneckt, daß meine Briefe so ausfielen, wie es gerade in dem Augenblick um mich herum oder in mir aussähe, und das trifft am Ende jetzt zu, denn es ist mir ebenso unmöglich, irgend einen rechten Brief zu schreiben, wie in irgend eine rechte Stimmung zu kommen. Ich hoffe, die Tage werden wieder mehr Haltung mitbringen, und so lasse ich sie eben hin verfließen, und in Paul's Gesellschaft, bei der schönen Gegend, verfließen sie gleichmäßig und schnell. Auch sind wir alle gesund und wohl und oft recht heiter. Kehre ich aber in mich selbst zurück, wie ich das doch immer möchte, wenn wir beide zusammen plaudern, so ist eine rechte Grundfarbe noch nicht wieder da, nicht einmal eine schwarze, geschweige denn eine hellere. —

* Nach Fanny Hensel's Tode waren Mendelssohn und sein Bruder mit ihren Familien in die Schweiz gereist.

Ein großes Capitel ist nun eben aus, — und von dem nächsten ist weder die Überschrift, noch das erste Wort bis jetzt da. Aber Gott wird es schon recht machen; das paßt an den Anfang und Schluß von allen Capiteln. —

In einigen Tagen denken wir nach Interlaken zu gehen, und von dort will Paul gegen Ende des Monats die Rückreise schon angetreten haben. — Er freut sich mit mir über die alten bekannten Bergspitzen, die grau aussehen wie vor fünf und vor 25 Jahren, und denen die Zeit wenig anhaben kann! — Wir werden wohl noch einen Monat länger in Interlaken bleiben und uns dort häuslich niederlassen; ich will und muß bald wieder versuchen, irgend eine ordentliche Arbeit anzufangen, und möchte gar zu gern ein Stück gefördert haben, ehe ich die Rückreise antrete. Im September hoffe ich Dich und die Deinen in guter Gesundheit anzutreffen. — Meine liebe gute Schwester, auf Wiedersehen, und vergiß mich nicht.

Dein

Felix M. B.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Interlaken, den 19. Juli 1847.

Mein lieber Bruder!

Kaum warst Du fort, so kam's Gewitter, und es donnert und regnet seitdem in einem weg. Dann haben wir gegessen, und hatten im Salon überflüssig Platz. Dann dachte ich zwei Stunden lang über Schiller's Chor aus der Braut von Messina: „Saget, was wollen wir jetzo beginnen?“ — Dann brachten die Kinder die beiden einliegenden, eben angekommenen Briefe für Dich und sagten: ja, aber wo mag der Onkel jetzt schon sein!

Aber es geht nun nicht mehr, daß Dir alles Unbedeutende, Gleichgültige zu Ohren kommt, und doch besteht das Leben daraus auch. Also auf baldiges Wiedersehen in der Ebene oder auf den Bergen. Es wird schön da sein, wie es hier war.

Es donnert immerfort und ist der trübste Tag, den wir seit mehreren Wochen gehabt haben, — in allen Sinnen!

Dein Felix.

An Rebecka Dirichlet.

Interlaken, den 29. Juli 1847.

Liebe Schwester!

Als Dein lieber Brief ankam, saß ich gerade und schrieb Noten; ich zwinge mich jetzt, recht fleißig zu sein, in der Hoffnung, daß ich's später wieder von selbst und mit Freuden werde sein können. Auch ist's „ein Wetter wie auserlesen zum Schreiber- aber nicht zum Zigeunerwesen": seit Paul fort ist, habe ich nur einen Spaziergang machen können, so schlimm und regnigt war der Himmel. Seit vorgestern haben wir gar Kälte dazu, und Kaminfeuer drinnen und strömenden Regen draußen. Aber ich kann nicht leugnen, daß ich zuweilen solche recht grimmige Regentage, die Einem unwiderruflich in's Haus kommen, nicht ungern habe. Diesmal geben sie mir Gelegenheit, den ganzen Tag mit den drei ältesten Kindern zuzubringen; sie schreiben, rechnen und latinisiren bei mir, — tuschen Landschaften in den Freistunden oder spielen Schlag-Dame, und thun tausend kluge Fragen, die kein Dummer beantworten kann (die Leute sagen es gewöhnlich umgekehrt, aber es ist so). Die Hauptantwort ist und bleibt: Das verstehst du noch nicht, wie sie mir noch von Mutter in den Ohren klingt, und wie sie den Kindern wohl bald wieder von mir in den Ohren klingen wird, wenn sie ihren Kindern dieselbe Antwort geben werden. Und so fortan.

Was Sebastian's Beruf betrifft, so glaube ich, er ist jetzt in dem Alter und erlebt Tage, wo er überhaupt für Alles, was nicht mit Händen zu greifen, mit Zahlen zu rechnen und mit Worten zu sagen ist, die Überzeugung und Begeisterung entweder in sich fühlen oder von alledem (als Lebenszweck) fern halten muß, was jene Überzeugung voraussetzt. Das weiß er so gut wie ich, und darum habe ich das Zutrauen zu ihm, daß er nichts zu seinem Beruf wählen wird, von dem er nachher wieder abspringen, oder was ihm gleichgültig und langweilig werden könnte. Sobald ich aber darüber sicher bin, so ist mir's ganz einerlei, was er in der weiten Welt wählen mag,

und wie hoch oder niedrig ihn sein Weg dann führt. Wenn er ihn nur fröhlich verfolgt! Und da Alle nur ihn, nur seine Entscheidung walten lassen wollen, und da er diesen Ernst des Lebens jetzt begreifen wird oder nie, und da dieser Ernst eine Sache seines Innern ist, in der ihm niemand helfen, niemand rathen kann, wenn sie gleich jeden von uns auf's Tiefste berührt, so glaube ich, er wird's darin nicht an sich fehlen lassen, und wird das gut werden, was er wird. Das möchte ich ihm rathen, sonst aber auch nicht den mindesten Anschein von Rath geben. Das alte Spiel vom Herkules am Scheidewege wird seit vielen tausend Jahren doch immer wieder von jedem Menschen einmal aufgeführt, und ob die jungen Mädchen Tugend und Laster heißen, und die jungen Männer Herkules oder nicht, der Sinn bleibt derselbe.

Im September, so Gott will, denke ich nach Berlin zu kommen, und Paul wird Dir wohl erzählen, wie ernstlich mich der Gedanke beschäftigt, meine Tage mit Euch, Ihr lieben Geschwister, zuzubringen und mit Euch zu wohnen, und alle anderen Rücksichten darüber fallen zu lassen. Mit Euch möchte ich zusammen sein, und nicht wenig lebhaft habe ich das gefühlt, als das Dampfboot mit Paul und den Seinigen und Hensel nach Thun abging, und sonderbar genug ist mir's (eben deshalb oder trotz dem) in dieser Zeit fast unmöglich, mit fremden Leuten zu sein. Es fehlt hier an musikalischem und anderem Besuch nicht; fast keiner der letzten Tage ist vergangen ohne einen oder mehrere; aber sie kommen mir so nichtig und gleichgültig vor, daß ich ihnen wenigstens ebenso erscheinen muß und daß ich herzlich wünsche, wir möchten bald auseinandergehen und auseinanderbleiben, und bei all' den Phrasen und Erkundigungen und Reden habe ich nur immer den einen Gedanken, wie kurz die Lebenszeit sei. Mit einem Worte, ich hoffe, wir kommen bald und auf lange wieder zusammen!

Auf Wiedersehen, liebe Schwester!

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Interlaken, den 3. August 1847.

Lieber Bruder!

Es geht uns Allen wohl, und wir leben das ruhige Leben fort, das Du hier mit uns genossen hast. Freilich war es die ersten Tage nach Eurer Abreise auch gar zu einsam, und jeder von uns ging mit einem langen Gesicht umher, als hätte er etwas vergessen oder suchte etwas. Und so war es auch! Seitdem habe ich angefangen, sehr fleißig Noten zu schreiben, — die drei ältesten Kinder arbeiten des Morgens bei mir, — Nachmittags machen wir, wenn es das Wetter erlaubt, alle zusammen einen Spaziergang, und auch einige wüthende Skizzen habe ich getuscht. Gestern kam Herr Kohl, der irländische und auch russische Reisende, herein und blieb den Abend da; — ferner Herr Grote*, den ich immer sehr gern sehe und sprechen höre. Aber mir ist jetzt so wohl in der Stille und so unwohl bei mehreren Menschen, daß ich Alles thue, um hier keinen sogenannten Umgang zu bekommen, und es ist auch bis jetzt gut gelungen. Aber warum bist Du nicht mit mir in Böningen gewesen? Das hätte Dir einmal gefallen! Und in Wilderschwyl mit Unspunnen darüber? Das allein wäre schon ein Grund, daß Du wieder herkommen müßtest, sobald Du kannst. Wir haben zwar seit dem Tage Deiner Abreise noch nicht einmal wieder ganz gutes Wetter gehabt, und oft ganz schlechtes; von einem Aufenthalt unter den Nußbäumen war seitdem keine Rede mehr, und manche Tage konnten wir gar nicht aus dem Hause. Aber die guten Stunden wurden dennoch zu allerlei Spaziergängen benutzt, und wohin man nur geht, da ist es herrlich. Wird das Wetter wieder sicher, so will ich über den Susten und auf's Sidelhorn, was in einigen Tagen von hier aus zu machen ist. Aber selbst dazu den Entschluß zu fassen wird uns schwer: so schön ist's hier und so wohl thut uns das einförmige, stille Leben. Dabei ist mir schon oft recht vollkommen heiter zu Muthe geworden; nur wenn Menschen kommen,

* Der Verfasser der Geschichte Griechenlands.

und durch einander sprechen von allen Alltäglichkeiten, und von Gott und der Welt, so wird mir gleich so unsäglich traurig zu Muthe, daß ich gar nicht weiß, wie ich's aushalten soll. Das hast Du nun in vollem Maße zu überwinden; daran denke ich jeden Tag. Es muß Dir schwer werden, und auch ich fürchte mich davor. Aber es muß sein und ist recht, also wird's mit Gottes Hülfe auch gehen.

Seid herzlichst gegrüßt und behaltet lieb

Euren

Felix.

An den General von Webern in Berlin.

Interlaken, den 15. August 1847.

Mein lieber guter Freund!

Habe tausend Dank für Deinen Brief vom 14. Juli, den ich aber sehr verspätet hier erst ganz vor Kurzem erhielt. Du hast nun seitdem wohl schon meinen Bruder wiedergesehen, und er wird Dir von meinem Vorhaben, Berlin im Herbst zu besuchen, Näheres gesagt haben. Doch kann ich nicht säumen, Dir auf Deinen guten und freundlichen Vorschlag mit den drei Concerten gleich meine Antwort zu sagen, und zwar möchte ich eine Ankündigung von drei Concerten (bei denen auf eine zweimalige Aufführung des Elias gerechnet wäre) für jetzt nicht unternehmen. Der Elias ist in Berlin noch nicht gehört worden, und es sähe nicht allein unbescheiden aus, sondern es wäre es auch, wenn ich ihn dem Publikum gleich zweimal vorzuführen gedächte. Dazu kommt noch, daß meine ganze jetzige Stimmung mich allem öffentlichen Auftreten so entschieden abgeneigt macht, daß ich mich nur mit Mühe, und hauptsächlich durch Paul's vernünftigen Zuspruch, entschlossen habe, die Aufführungen, die ich bereits zugesagt hatte, nicht wieder aufzugeben. Bei dem Versprechen, das ich Herrn von Arnim wegen des Friedrichstiftes gegeben habe*, soll es also bleiben, und der 14. October scheint mir ein recht passender Tag. Ist dann

* Den Elias zum Besten jenes Instituts aufzuführen.

die Theilnahme an dem Werke so groß, daß eine Wiederholung desselben in kurzer Zeit erwartet und verlangt wird, so kannst Du Dir denken, daß mir das nur erfreulich sein könnte, und gern würde ich dann die zweite Einnahme ganz so verwendet sehen, wie Du es wünschest. Willst Du nun trotz dieser sehr ungenügenden und unbestimmten Antwort so gut sein, die erste Aufführung im October fördern zu helfen, und diejenigen, welche dabei zu sagen haben, so bald als möglich zu einiger Thätigkeit anfeuern, so thust Du mir einen großen Gefallen, und ich werde Dir auf's Neue wieder einmal Dank schuldig. Denn ich kenne, wie Du sagst, die Schwierigkeiten des dortigen Wesens, das dem Sande sehr vergleichbar ist und also verzweifelt umgeackert sein will, ehe es Frucht bringt.

Dein Brief an Cécile klingt nicht so lustig, wie Deine sonstigen. Wir hoffen, daß das nur eine vorübergehende Wolke gewesen sei und daß die Sonne Deiner guten Laune wieder so hell scheint, wie wir's von Dir gewohnt sind. Freilich giebt es sehr dicke Nebeldünste, wenn auch nicht Gewitterwolken, jetzt im Vaterlande, und so mancher Tag, der klar sein könnte, wird dadurch schwül und grau, und alle Gegenstände sehen dann matter und trüber aus, und da kann sich denn Keiner davor verschließen und die hellen Farben und Formen zu sehen behaupten, die der rechte Sonnenschein mit sich bringt, und man möchte zuweilen lieber tüchtig Blitz und Donner aus schwarzer Wolke, als das unbestimmte Nebel-Wesen und die dunstigen Schläuche. Aber daran leidet ja eben ein Jeder, und das Licht saugen jene Schläuche doch nicht ein, und verziehen müssen sie sich endlich auch. Wenn also nur kein persönlicher Grund, keine Krankheit bei Dir oder den Deinigen, kein sonstiger ernstlicher Anlaß zu Deiner Verdrießlichkeit da ist, — das ist was wir wünschen!

Frau und Kinder sind Gott Lob wohl, wir gehen viel spazieren, die Kinder lernen, Cécile malt Alpenrosen, und ich schreibe Noten, die Tage vergehen einförmig und schnell. — Bleibe mir gut, wie ich immer und immer

Dein Freund

Felix M. B.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Leipzig, den 25. October 1847.

Liebster Bruder!

Habe tausend Dank für Deinen heutigen Brief und für das Wort von Herkommen, das Du drin schreibst und das ich freilich mit aller Begier meines Herzens auffange. — Was ich über meine Pläne sagen kann, weiß ich selbst nicht bis heut'; zwar geht es mir Gott Lob jeden Tag besser, und die Kräfte kommen mehr und mehr wieder, aber die Idee, heut' über acht Tage nach Wien zu reisen (und das wäre der späteste Termin, wo ich noch zu einer Probe ihres Musikfestes kommen könnte), diese Idee will mir noch gar nicht denkbar scheinen*. Es ist freilich sehr fatal, daß sie alle die vielen Vorbereitungen gemacht haben, und daß sich mein Kommen nun zum zweiten Male zerschlagen sollte; auch ist's wahr, daß meine Fortschritte von einem Tage zum andern größer und sicherer werden, — auch habe ich schon hingeschrieben und gefragt, ob sie's nicht um acht Tage aufschieben können, aber, wie gesagt, ich glaube nicht recht an die Möglichkeit der ganzen Sache, und wie mir's scheint, so werde ich hier bleiben. In keinem Falle könnte ich vor Ablauf von acht Tagen an Reisen denken, und wie es mit meiner Berliner Reise steht, hat Dir das denn Herr von Arnim nicht ordentlich und ausführlich wiederberichtet? Kann ich nämlich nicht nach Wien, so muß ich aus denselben Gründen, die mich von dort abhalten, auch wenigstens noch vierzehn Tage bis drei Wochen hier bleiben und die Aufführung in Berlin bis spätestens Ende November verschieben, und gehe ich noch nach Wien, so muß das ohnedies sein. Daß ich aber nach diesen einmal eingebrockten Aufführungen, die nun ausgegessen werden müssen, für's erste nicht eine neue vornehmen werde, das ist wohl ausgemacht, und wenn man nicht Versprechen halten müßte! — Das muß man aber, und nun wäre nur noch die Frage, ob ich Dich am Sonnabend wiedersehen könnte? Sag'

* Mendelssohn sollte den Elias in Wien dirigiren.

doch Ja dazu, ich glaube, Du thätest wir wohler, als meine ganz bittere Medicin! — Und schreibe mir bald wieder zwei Zeilen und sieh', daß Du eine Zusage geben kannst! Und grüße sie alle! Und bleibe gut

Deinem

Felix.

Am 30. October wurde der Bruder in Folge eines wiederholten Krankheitanfalls Mendelssohn's nach Leipzig gerufen, und am 4. November erfolgte dessen Tod.

Sachregister.

Druck von Metzger und Wittig in Leipzig.

Mendelssohn Bartholdy, Felix,

Briefe aus den Jahren 1830 bis 1847

Leipzig 1870